

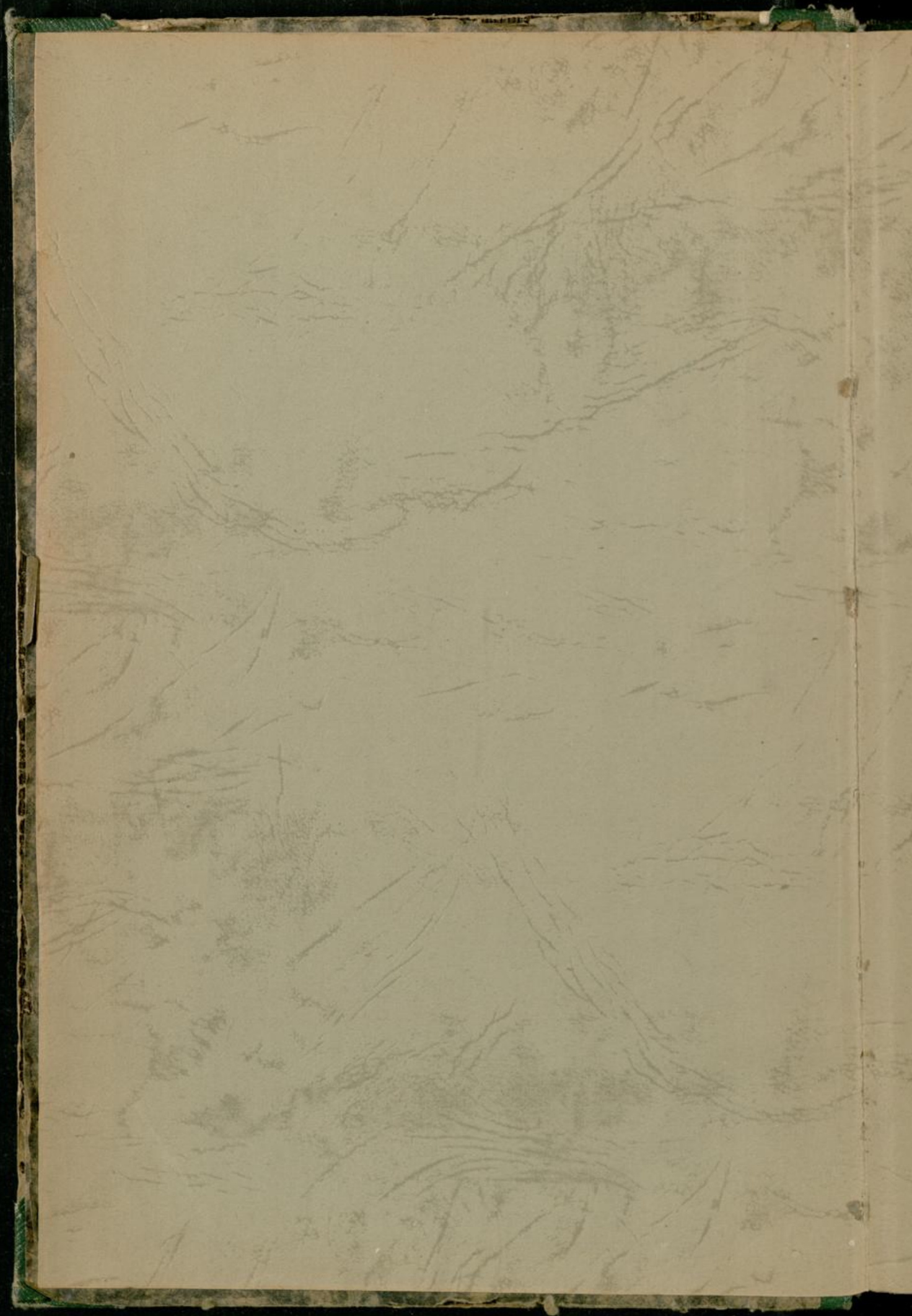
Digitales Brandenburg

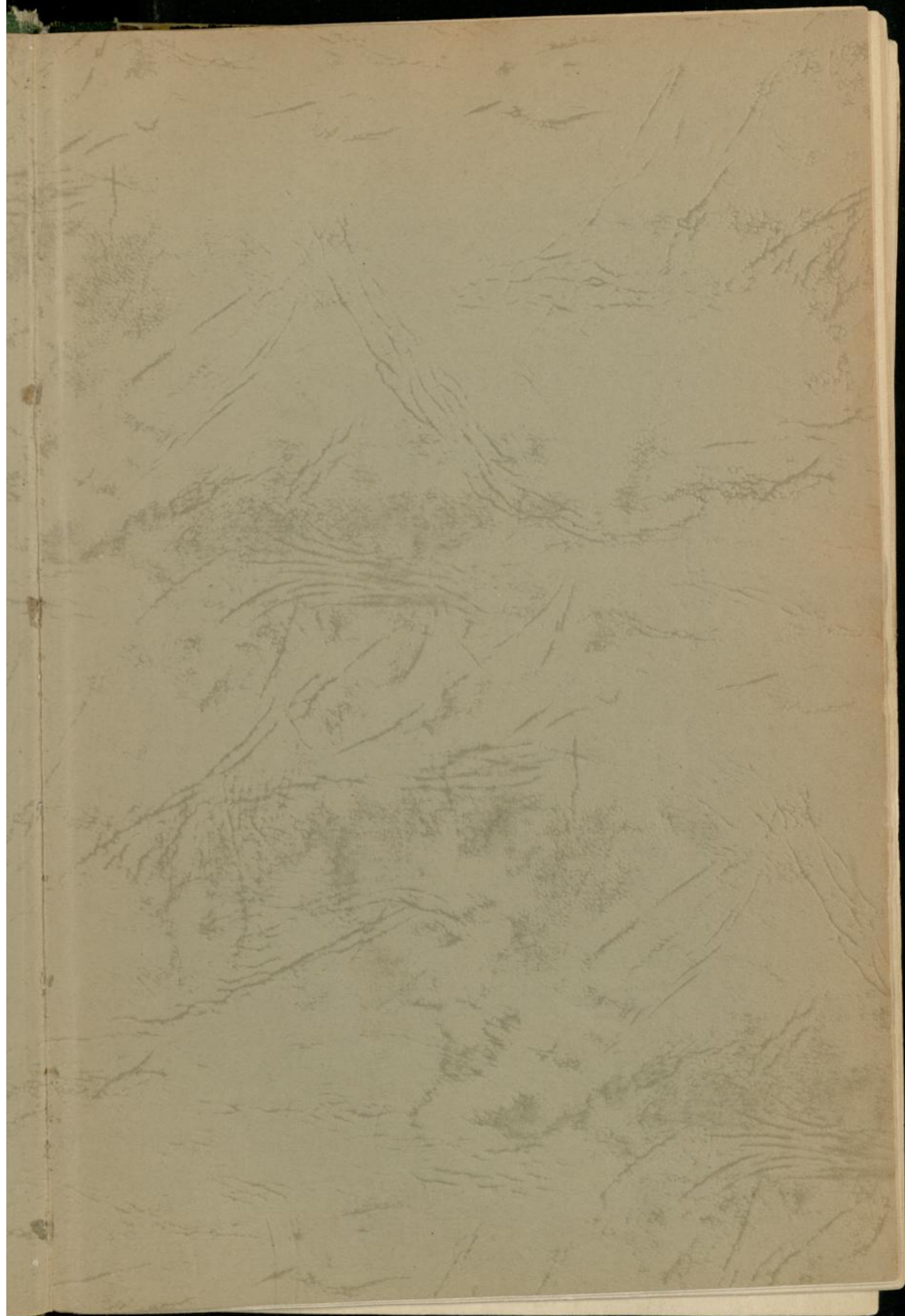
hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

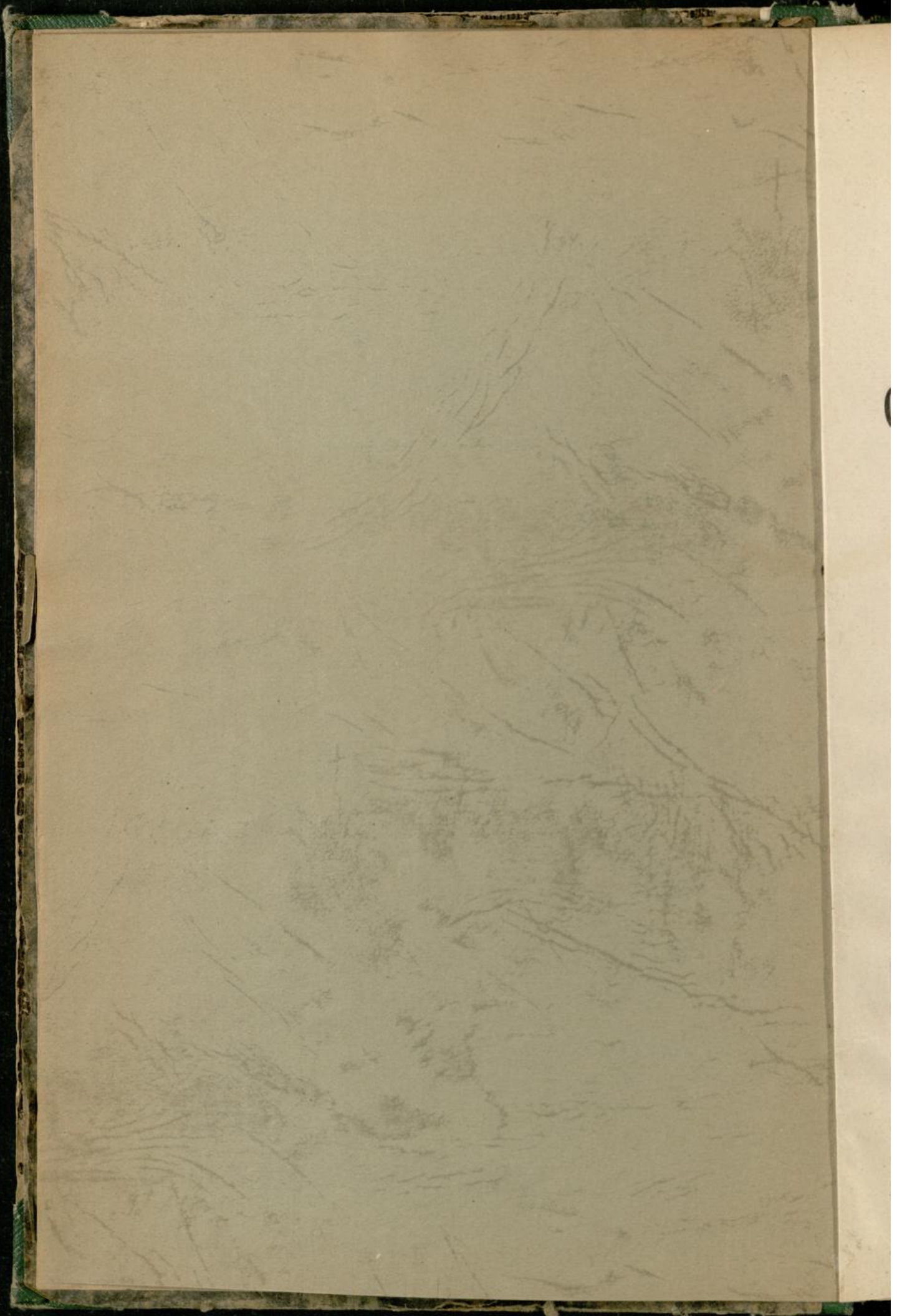
Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg, Berlin 1896

5 (1.1.2019)









„Brandenburgia“.

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts - Vorstände.



394

V. Jahrgang 1896/97.

*Landesgeschichtliche
Vereinigung für die
Mark Brandenburg*

Berlin 1897.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei,
Bernburgerstrasse 14.

„Brandenburgische
MONATSBLAETTER
DER
GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE
DER
PROVINZ BRANDENBURG
HERAUSGEGEBEN VON

Landesgeschichtliche
Anstalt Brandenburg
für die
Provinzialhistorie

2512

Universität
Potsdam



Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



16003287



17. (6. öffentl.) Versammlung des IV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 18. März 1896, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

im Bürgersaale des Rathauses.

Der Vorsitzende teilt mit, dass laut des früher gefassten Beschlusses des Vorstandes und Ausschusses die Neuwahlen für beide Körperschaften in der nächsten ordentlichen Aprilsitzung stattfinden werden.

1. Erinnerungstücher. Der 2. Vorsitzende, E. Friedel teilt mit, wie ihn Dr. Johannes Bolte auf das seiner Meinung nach älteste bedruckte Taschentuch, aus dem Jahre 1548 stammend, mit dem Hinweis aufmerksam gemacht habe, dass es bei E. vander Straeter, La musique aux Pays-Bas, 7, 421 (1887) abgebildet sei. Dasselbe enthält ein von Benedikt Appenzeller komponiertes lateinisches Marienlied mit einer Widmung an die Königin Marie von Ungarn, eine Schwester Karls V.

2. Eberesche mit Apfel und Birne. Hinsichtlich des sogenannten Wunderbaums an der Görlitzer Bahn nahe dem Baumschulenweg — vgl. die Mitteilung des Herrn E. Schenk in Jahrg. IV. S. 286 und des Herrn Dr. Bolle S. 289 — schreibt Herr Stations-Verwalter Richter d. d. Ludwigsfelde den 27. Febr. 1896 Folgendes: „Auf die geehrte Anfrage vom 24. d. M. teilen wir Ihnen ergebenst mit, dass nach eingezogenen Erkundigungen ein solcher Baum auf Bahnhof Grossbeeren gestanden hat, aber seit zwei Jahren weggehackt worden ist. Auf diesem Ebereschen-Baum ist auf der halben Seite eine Birne aufgepfropft gewesen, hat in früherer Zeit grosse etwas bitter schmeckende Birnen getragen und zum Teil auch Ebereschen. In letzter Zeit soll aber die Eberesche die Birne überwuchert und todt gemacht haben. Auf hiesigem Bahnhof steht im Garten des Bahnmeisters, wie derselbe sagt, ein Apfelbaum auf eine Eberesche an der Wurzel aufgepfropft; dieser Baum mittlerer Stärke trägt einen schönen roten dauerhaften Apfel und hat im vorigen Jahre viel Früchte getragen.“

3. Süsse Eberesche. Unsere Verhandlungen in der Brandenburgia a. a. O. S. 288 haben Herrn Landrat Dr. Federath in Brilon bestimmt, mir eine in Zucker eingemachte Probe sowohl eingemachter Ebereschen-Beeren wie aus solchen gekochter Marmelade einzusenden. Die Früchte erscheinen etwas grösser, auch fleischiger als die der gemeinen Eberesche und sind süss und wohlschmeckend. Ganz vortrefflich ist die Marmelade, welche diejenigen Damen und Herren unserer Gesellschaft, denen ich davon mitteilen konnte, an Johannisbeer-Marmelade im Aussehen und Geschmack erinnert hat.

4. Moosbeeren. In Bezug auf die Moosbeere und deren wirtschaftliche Ausnutzung — vgl. a. a. O. S. 300 und besonders S. 318 — schreibt die Direktorin des Schleswig-Holsteinischen Altertums-Museums in Kiel Fräulein J. Mestorf unterm 27. Februar d. J.: „Die Moosbeere oder Krambeere, schwedisch Åkelbär wächst schon in Schleswig und wird dort eingekocht. In Schweden desgleichen. Das Kompot davon war Napoleons I. Lieblingsspeise. Eingekochte Åkelbär wurden ihm alljährlich geschickt.“

5. Hexenbesen oder Donnerbesen. Die Besprechung a. a. O. S. 289—300 hat ebenfalls eine Nachlese gezeitigt. So erzählt R. Matthias: Die Volksbotanik des Kreises Schmalkalden. Zeitschr. f. Volkskunde Hr. v. Veckenstedt. Lpz. 1892. Bd. IV. S. 150: „Die Mistel wird aber oft mit den Exoascusbüschen oder Hexenbesen verwechselt.“

„Eben von der schädlichen Eigenschaft ihres Schmarotzweus her ist weiter zu erklären, dass die Mistel als Alp der Bäume Marentaken genannt worden ist. Die Zweigwucherungen, hervorgerufen durch verschiedene Arten der Pilzgattung, haben die Bezeichnung Donnerbesen ermöglicht, dessen tiefere Bedeutung erst noch erschlossen sein will, wenn man sich nicht damit begnügen mag, dass der Blitz zwar verschiedene Bäume trifft, nicht aber entzündet, so dass sich wohl die Vorstellung mag gebildet haben, die Wucherung habe den Blitz wie ein Besen den Baum hinabgefegt.“ Veckenstedt a. a. O. S. 49. „Selbst den berühmten Donnerbesen, welchen man denn doch bei einiger Geschicklichkeit im Heranziehen von allerlei Stoff hier allenfalls verwenden könnte, werden wir, denke ich, allein so erklären, dass wir ihn als den Blitz weglegend denken werden, oder als Talisman seines Baumes, denn der Besen wahrt den Hexen und Unholden den Zutritt, nicht als Gestaltung eines Feurdämons oder des Blitzes; überdies hat er mit der Mistel nichts zu schaffen.“

Herr Oberstlieutenant a. D. von Derschau auf Seewiese in Mittelfranken teilt mir mit, fügt Herr E. Friedel hinzu, dass als er das Fischerhaus Seewiese vor einigen Jahren kaufte, er neben der Ein-

gangsthür rechts und links je einen Donnerbesen von der Kiefer (*Pinus silvestris*) zum Schutz gegen Blitzschlag und Nachtunholde angebracht vorgefunden habe. Diese beiden Hexenbesen seien noch vorhanden.

Ferner sei ihm in derselben fränkischen Gegend aufgefallen, dass an den Alleen einzelne Birkenbäume an manchen Ästen eigentümliche an Zöpfe oder Hexenbesen erinnernde Verknotigungen und Verschlingungen gezeigt hätten. Bei genauerer Nachforschung habe er bemerkt, dass diese Zweig-Verflechtungen durch Menschenhand gemacht und mitunter Jahre alt seien. Hierdurch würde alsdann das Laub genöthigt, an den betreffenden Stellen dichtaneinandergedrängt (drange) zu wachsen und diese künstlichen Wucherungen hätten ihn mitunter an die durch Pilze hervorgerufenen eigentlichen Hexenbesen auf Birken erinnert. Auf Befragen, zu welchem Zweck diese eigenartigen Ruten- und Zweig-Verschlingungen am lebenden Baum durch Menschenhand hervorgerufen würden, entgegnete Herr von Derschau, es seien dies Zeichen, welche sich die Leute, namentlich die Holzdiebe machten, um das zu stehlende Holz besser, besonders leichter im Winter bei Schneefall aufzufinden.

Ich gestatte mir die Frage aufzuwerfen, ob dergleichen Vorkommnisse und Missbräuche auch aus der Provinz Brandenburg bekannt sind?

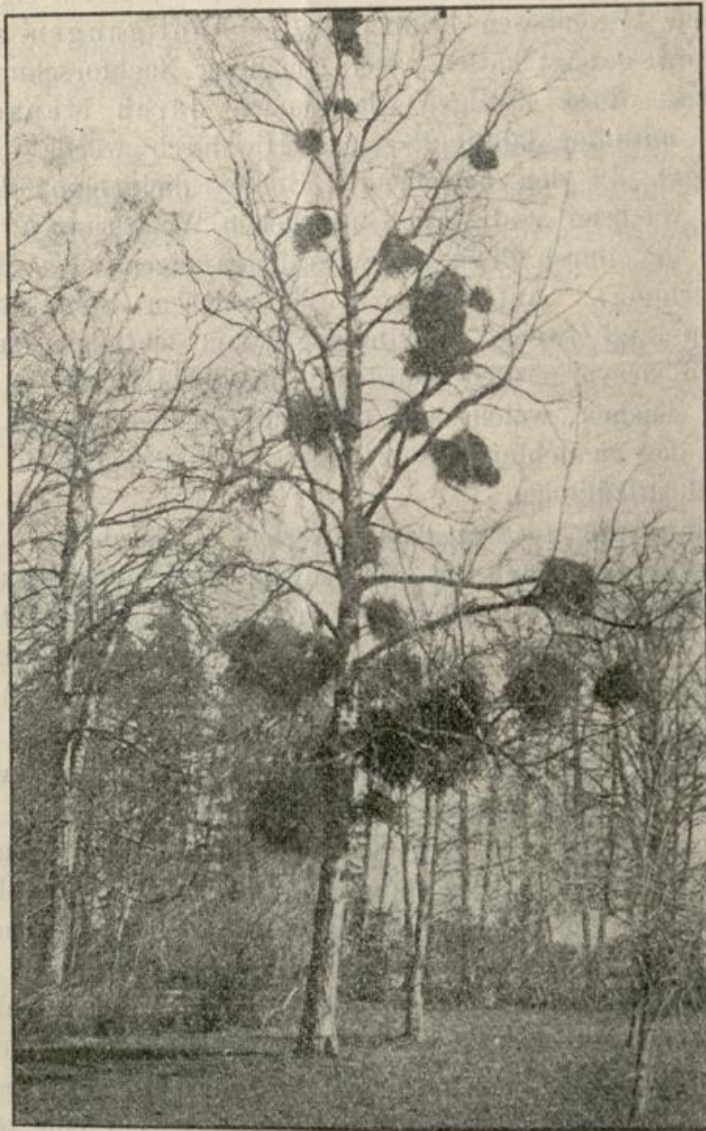
Ferner hat Herr Geh. Reg.-Rat Professor Dr. L. Wittmack die Güte unserer Gesellschaft das nachfolgende interessante Cliché einer Birke (*Betula verrucosa* Ehrh.-*Betula* [L. z. T.] Willd.) zur Verfügung zu stellen.

Es ist einem Aufsatz aus der Zeitschrift für Garten- und Blumenkunde, Jahrg. 43, Berlin 1894, S. 406 entnommen, betitelt „Hexenbesen an einer Birke. Von Hofgärtner Roese-Eutin und Prof. Paul Magnus-Berlin. Der Baum ca. 18 m hoch, 1 m über Boden 1,20 m im Umfang, mindestens 80 bis 90 Jahr alt, steht im Schlossgarten zu Eutin, im Oldenburgischen Anteil des östlichen Holsteins. Der höchst interessante Baum erinnert an diejenigen, welche unser kundiges Mitglied Dr. Carl Bolle im hiesigen Botanischen Garten kürzlich entdeckt und in unserm Monatsblatt IV. S. 363 beschrieben hat, während ich davon in der Sitzung am 28. Februar eine vom Photograph Bartels vor einigen Wochen aufgenommene Photographie vorlegen konnte. Der in der Geburtsstadt Carl Maria von Weber's stehende Hexenbesen fällt jedem Vorübergehenden sofort in die Augen und wird von Fremden viel angestaunt. Man hat hat jetzt unter demselben eine Tafel mit folgender Inschrift angebracht:

„Die eigentümlichen, von der Ferne grossen Nestern nicht unähnlichen Missbildungen der Birke — in der Lehre von den Baumkrankheiten als „Hexenbesen bekannt — werden durch

einen mikroskopisch kleinen Schlauchpilz, *Taphrina turgida*, erzeugt, welcher sich nur in diesen Wucherungen ausbreitet.“

Prof. Magnus teilt hierzu mit, dass Sadebeck 1893 die Gattung *Taphrina* in die Gattung *Exoascus* Fekl. (vgl. Magnus auch im Monatsblatt 1894 S. 312) zurückverwiesen habe.



Roese bemerkt weiter, dass die grösseren Hexenbesen mancherlei Vögeln (Meisen) zum Unterschlupf und willkommenen Nistplatz dienen, dass auch ein Süsskirschenbaum im Schloss-Küchengarten hexenbesenartige Bildungen zeige.

Magnus schliesst mit den Worten: „Auch der von Herrn Hofgärtner Roese erwähnte Hexenbesen an einem Süsskirschenbaum wird durch einen *Exoascus*, den *Ex. Cerasi* (Fekl.) Sadeb. erzeugt. Dieser

Exoascus bildet auf den süßen und sauren Kirschen (*Pr. avium* und *Pr. Cerasus*) grosse Hexenbesen. Er ist, wie Sadebeck angiebt, durch ganz Mitteleuropa, Dänemark und Skandinavien verbreitet und tritt speziell häufig in unserer Mark sowie auch der Sächsischen Schweiz auf, wo man von der Eisenbahn aus leicht die nestartigen Hexenbesen der Kirschbäume beobachten kann. Auf der Weissbuche (*Carpinus Betulus* L.) und Weisserle (*Alnus incana* [L.] DC.) werden Hexenbesen durch *Exoascus Carpini* (Rostr.) Sadeb. und *Exoascus epiphyllus* Sadeb. gebildet.“

Zum Thema der Hexenbesen bemerkt endlich Dr. C. Bolle Folgendes: „Wenn Hexenbesen in einfachster Gestalt schon fähig sind, die Aufmerksamkeit zu erregen und so selbst lebhaft zur Phantasie des Volks gesprochen haben, um wievielmehr muss es da nicht als Ungeheuerlichkeit erscheinen, einen ganzen ansehnlichen Baum zu solchem „Kenster“ umgestaltet zu sehen. Wiederum ist es unser Brandenburg oder vielmehr die demselben angegliederte märkische Lausitz, wo die schaffende Natur eine so merkwürdige, gewiss überaus seltene Missbildung ins Leben rufen durfte. Obwohl uns die Erscheinung nicht aus eigenem Augenschein bekannt ist, gelingt es doch vielleicht einer uns vorliegenden Beschreibung, die hier treu reproduziert wird, einen wenigstens annähernden Begriff hiervon zu geben.

Am Wege von Kakrow nach Wiesendorf, unweit Kottbus, in der zum Gut des letztgenannten Orts gehörigen Heide, steht ein Baum, der wegen seines seltsamen Wuchses von den Landleuten der behexte Baum genannt wird. Man fürchtet sich an diesem, nahe am Wege stehend, zur Nachtzeit vorüberzugehen, weil es da spuke. Der Wuchs dieses Baumes, einer Kiefer, ist ein seltsamer. Zuerst hat sich noch gar nicht feststellen lassen wie der Stamm aus der Erde kommt. Auf dem Boden zeigt sich ein unlösbares Gewirr von mannsdicken, kreuz und quer gewachsenen Stämmen, die mit unentwirrbaren Schlangenwindungen einen ansehnlichen Flächenraum bedecken. Von diesen sind Hunderte von Trieben grad in die Höhe gewachsen; aber auch sie wenden sich, nachdem sie eine gewisse Höhe erreicht haben, wieder abwärts zum Boden um in launischen Windungen an diesem fortzukriechen.

Man hat diese Monstrosität in einen benachbarten Park verpflanzen wollen (was übrigens, der spezifischen Eigenart der Kiene wegen, sicher missglückt wäre), doch fand sich, trotz des Anerbietens guter Zahlung, niemand der Hand an diesen Hexenbaum hätte legen wollen.

Ein Nadelholz so kuriosen Baues wäre ohne Zweifel der Besichtigung durch Kenner, vor allem aber einer Abbildung wert. Wenn man nicht wieder zu spät damit kommt.

6. Stiftung eines Gesamtvereins für Deutsche Landeskunde.

Seit mehreren Jahren ist die Zentral-Kommission für deutsche Landeskunde bisher freilich leider ohne Erfolg bemüht gewesen, einen Gesamtverein für deutsche Landeskunde zu begründen. Unter diesen Umständen sind die nachfolgenden, von unserm 2. Vorsitzenden, Geheimen Regierungsrat Ernst Friedel entworfenen Satzungen ohne Zweifel auch für unsere Brandenburgia von Interesse.

Entwurf von Satzungen des Gesamtvereins für Deutsche Landeskunde.

1.

Vereinszweck.

Zweck des Gesamtvereins ist, durch einheitliches Zusammenwirken der verbundenen einzelnen Vereine, Gesellschaften, Museen p. p., welche sich, sei es einschliesslich anderer Wissenszweige, sei es ausschliesslich, mit der Erdkunde, der Landes- und Heimatskunde bzw. Volkskunde und verwandten Gebieten befassen, die Kenntniss der Länder Deutscher Zunge zu erweitern und zu verbreiten. Er giebt zu diesem Behufe regelmässig eine Monatsschrift, sowie ausserdem in zwangloser Weise andere zweckdienliche Veröffentlichungen heraus. Vgl. No. 17.

2.

Mitgliedschaft.

Mitglieder des Gesamtvereins sind:

- a) die Mitglieder sämtlicher verbundener Vereine, Gesellschaften, Museen, p. p. (Kollektiv-Mitgl.)
- b) sonstige Freunde der Deutschen Landeskunde (Einzel-Mitglieder.)

3.

Beiträge.

Die verbundenen Vereine p. p. zahlen für jedes ihrer Mitglieder (Kollektiv-Mitglieder) zwei Mark Jahresbeitrag an die Kasse des Gesamtvereins und erhalten dafür so viel Exemplare der Monatsschrift (Vgl. No. 18.) als zahlende Mitglieder sind.

Die Einzel-Mitglieder zahlen fünf Mark Jahresbeitrag, wofür sie die Monatshefte frei zugesendet erhalten.

Die neben der Monatsschrift herausgegebenen Veröffentlichungen (vgl. No. 17.) werden den verbundenen Vereinen für die Kollektiv-Mitglieder und den Einzel-Mitgliedern auf Verlangen zu ermässigten Preise zugestellt.

4.

Vereinsorgane.

Die Organe des Gesamtvereins bestehen aus der Hauptversammlung und dem Verwaltungsausschuss.

5.

Hauptversammlung.

Die Hauptversammlung findet thunlichst in Verbindung mit dem Deutschen Geographentage statt, also in der Regel alle ein bis zwei Jahre in der Osterwoche. (Vgl. No. 19.)

6.

Verwaltungs-Ausschuss.

Der Verwaltungs-Ausschuss besteht aus dem Vorstände eines der verbundenen Vereine p. p., welcher durch die Versammlung mittels Wahl bestimmt wird. Hat der betreffende Verein p. p. keinen aus mehreren Personen bestehenden Vorstand, so wird sich der Vorsitzende desselben einige Mitglieder des gewählten Vereins als Vorstandsmitglieder beordnen.

7.

Stimmrecht.

Stimmrecht in den Verwaltungsgeschäften des Gesamtvereins haben nur die einzelnen verbundenen Vereine p. p. Es ist gestattet, dass mehrere, doch nie mehr als drei Vereine p. p. einen gemeinsamen Vertreter (Delegirten) in die Hauptversammlung entsenden. An den Beratungen und Besprechungen können alle Mitglieder (Kollektiv-Mitglieder und Einzel-Mitglieder) teilnehmen. (Vgl. die Nummern 15, 16, 19, 21 und 22.)

8.

Rechte und Pflichten des Verwaltungs-Ausschusses.

Der Verwaltungs-Ausschuss bzw. dessen Vorsitzender vertritt den Gesamtverein nach aussen hin, sorgt für Ausführung der Beschlüsse der Haupt-Versammlung und verwaltet überhaupt die Geschäfte von der Zeit einer Versammlung zur andern.

9.

Der Verwaltungs-Ausschuss trifft die Einleitung und Vorbereitung zu der Haupt-Versammlung sowie zu den auf derselben vorzunehmenden Angelegenheiten, und hat daher die Anträge derjenigen Vereine p. p. und Personen entgegen zu nehmen, welche eine Angelegenheit auf der Hauptversammlung zur Sprache zu bringen beabsichtigen.

10.

Der Verwaltungs-Ausschuss ist berechtigt, während des Jahres einlaufende Meldungen zum Eintritt in den Gesamtverein im bejahenden Sinne zu erledigen, aber verpflichtet, im Zweifelsfalle die Abstimmung durch Umlaufschreiben vorzunehmen oder an die Delegirten-Sitzung der nächsten Haupt-Versammlung zu verweisen.

11.

Der Verwaltungs-Ausschuss führt die Schriftleitung der Monatshefte.

12.

Der Verwaltungs-Ausschuss führt den Vorsitz in der Haupt-Versammlung und zwar durch das oberste seiner anwesenden Mitglieder. Im Falle der Verhinderung des gesamten Verw. Ausschusses gehen seine Geschäfte in der Versammlung auf den Vereins- p. p. Vorstand des Ortes, wo die Haupt-Versammlung abgehalten wird, über.

13.

Geschäfte der Haupt-Versammlung. Sektionen-Bildung.

Die wissenschaftlichen Arbeiten werden auf der Versammlung thunlichst in Sektionen vorbereitet, welche durch freiwilliges Einschreiben der Mitglieder gebildet werden.

Die Ergebnisse der Sektionen-Beratungen sind am Schluss der Versammlung in den Haupt-Versammlungen vorzulegen und die gestellten Anträge zur Beschlussfassung zu bringen. Empfehlungen wissenschaftlicher Werke sind zuvörderst in den Sektionen vorzubringen.

14.

Sonder-Ausschüsse.

Für einen einzelnen Gegenstand können auf Beschluss der Versammlung von dem Vorsitzenden Sonder-Ausschüsse gewählt werden, welche ebenfalls an die Haupt-Versammlung Bericht abzustatten haben.

15.

Rechte aller Teilnehmer.

Alle Teilnehmer in der Hauptversammlung sind gleichberechtigt und, soweit es sich nicht um die der Beschlussfassung der verbundenen Vereine laut No. 7 vorbehaltenen Verwaltungsgeschäfte des Gesamtvereins handelt, auch beschlussfähig.

16.

Stimm-Verhältnis.

Alle Beschlüsse im Sinne der No. 7. und 15 werden durch einfache Stimmenmehrheit bewirkt, sofern nicht im Folgenden (No. 19, 21 und 22) ein Anderes bestimmt ist.

17.

Besondere Aufgaben.

Eine besondere Aufgabe des Gesamtvereins ist die Anregung bzw. Vornahme solcher Arbeiten, welche weder von einzelnen Vereinen p. p. noch von einzelnen Gelehrten zweckmässig ausgeführt werden können, und die Herausgabe hierauf bezüglicher Schriften p. p. (Vgl. No. 3.)

18.

Monatshefte.

Die Monatshefte sind bestimmt zur Aufnahme der Berichte über die Haupt-Versammlungen zu Bekanntmachungen insbesondere über den

Fortschritt der beschlossenen Arbeiten (No. 17), sowie zu wissenschaftlichen Mitteilungen, welche sich für den Rahmen von Monatsheften eignen. Sie sollen ferner eine fortlaufende Übersicht der Thätigkeit der verbundenen Vereine p. p. geben, zu welchem Zwecke jeder Verein p. p. sofort nach Drucklegung seiner Veröffentlichungen möglichst ein Exemplar oder mindestens ein Inhalts-Verzeichnis derselben an den Verwaltungsausschuss unaufgefordert einzusenden hat. Weiter sollen sie bestimmt sein zur Aufnahme von Wünschen, Anträgen, Anfragen und dgl. Endlich soll dahin gewirkt werden, mit den Monatsheften einen Anzeiger aller neu erscheinenden, in das Forschungsgebiet des Gesamtvereins gehörenden Schriften zu verbinden.

19.

Zeit und Ort der Hauptversammlung.

In der Hauptversammlung wird durch absolute Stimmenmehrheit Zeit und Ort der nächsten Hauptversammlung bestimmt, wobei No. 5 zu beachten.

20.

Vermögens-Verwaltung.

Die Einkünfte des Gesamtvereins bestehen:

- a) aus den Jahresbeiträgen der verb. Vereine p. p.
- b) „ „ „ „ Einzelmitglieder (No. 3.)
- c) „ einem von jedem Theilnehmer der Hauptversammlung bei Beginn derselben zu entrichtenden, von dem jedesmaligen Verwaltungsausschuss zu bestimmenden Teilnehmerbeitrag.
- d) aus den von den Behörden, Korporationen, Gönnern oder sonstigen Personen zu erlangenden Unterstützungsbeiträgen.

Die Einnahmen und Ausgaben werden vom Verwaltungsausschuss besorgt, welcher der Haupt-Versammlung alljährlich Rechnung ablegt und Entlastung nachzusuchen hat.

Der Verwaltungsausschuss entwirft für das nächste Jahr den Vereinshaushalt, welcher der Bestätigung durch die Haupt-Versammlung bedarf.

21.

Satzungs-Abänderungen.

Abänderungen der Satzungen können nur durch Beschluss der absoluten Mehrheit der Vertreter der verbundenen Vereine erfolgen.

22.

Auflösung des Gesamtvereins.

Ein Antrag auf Auflösung des Gesamtvereins muss von mindestens der Hälfte aller Mitglieder gestellt werden und dem Geschäftsausschuss mindestens zwei Monate vor der Hauptversammlung übermittelt werden. Zur Beschlussfassung über den Antrag gehört eine

Mehrheit von drei Vierteln der abgegebenen Stimmen. Bei der Auflösung entscheidet die Hauptversammlung über die Verwendung des gesamten Vereinsvermögens.

23.

Übergangsbestimmung.

Bis zur Bildung der ersten Hauptversammlung werden deren Obliegenheiten durch den Vorsitzenden der Zentral-Kommission für die wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland und bis zur Bildung des Verwaltungs-Ausschusses dessen Obliegenheiten durch die Obmannschaften der gedachten Central-Kommission wahrgenommen.

Berlin den 6. März 1896.

Obmannschaft für den Stadtkreis Berlin und die Provinz Brandenburg.

E. Friedel.

Herr Friedel bemerkt zur Erläuterung noch folgendes:

Bereits im Jahre 1892 hat der damalige erste Vorsitzende der Zentral-Kommission für die deutsche Landeskunde unser hochverehrter und geschätzter Kollege Dr. Penck, Professor an der Universität Wien, einen Entwurf für „Satzungen des Vereins für Deutsche Landeskunde“ entworfen. Derselbe ist aber nicht ins Leben getreten, hauptsächlich, wie mir scheint, weil man darnach noch besondere Gaue schaffen wollte, die sich zu einem Gesamtverein zusammenthun sollten, und weil die dem Gesamtverein beitretenden vorhandenen Vereine wenigstens 10 Mitgliedbeiträge zu 6 M., also mindestens 60 M. jährlich, zu entrichten haben würden, was anscheinend eine zu hohe Anforderung ist.*)

Qui trop embrasse, mal étireint: Der allgemeine Verein, welcher sich zur Kennzeichnung vor allen anderen Vereinen, Gesamtvereinen nennen sollte, kann nur ganz klein und bescheiden unter den Flügeln bestehender grosser Vereine und Gesellschaften (Berlin, München, Hamburg, Dresden, Leipzig pp.) ins Leben treten, wie es ähnlich beispielsweise der Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine gethan hat, den ich viele Jahre hindurch persönlich geleitet habe, ferner die deutsche Geschichte für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, welche durch die Bemühungen der Berliner und Münchener Anthropol. Ges. und ähnlicher Institute existiert und bei Herausgabe von Monatsblättern und bei Erhebung sehr geringer Beiträge in anerkannt nützlicher Weise wirkt.

Einige vortreffliche Bestimmungen des Penckschen Entwurfs habe ich in meine Vorschläge, die demnächst an der Centralstelle werden geprüft werden, absichtlich übernommen. —

*) Vgl. unsere Mitteilungen im Monatshlatt III, S. 2.

Die Gesellschaft für Heimatkunde nimmt mit grösstem Interesse von dem Vorhaben der Stiftung eines Gesamtvereins für deutsche Landeskunde Kenntnis und hofft, dass ein solcher recht bald ins Leben treten werde, spätestens auf dem nächsten für die Osterwoche 1897 in Jena in Aussicht genommenen Deutschen Geographentag.

7. Herr E. Friedel legt eine hervorragende vorgeschichtliche Arbeit unsers Mitgliedes Professor Dr. Hugo Jentsch in Guben: „Das Gräberfeld bei Sadersdorf im Kreise Guben und die jüngste Germanenzeit der Niederlausitz.“ Mit 78 Abbildungen und 4 Tafeln. (Aus den Niederlausitzer Mitteilungen) Guben 1896, zur Ansicht vor.

Wie alle ähnlichen Schriften unsers um die Heimatkunde so verdienstlichen Jentsch auf Grund umfassendster Kenntnis und mühsamer That-sachensammlungen ausgearbeitet, giebt das Büchlein in der Hauptsache eine klare Beleuchtung der germanischen Eisenzeit von der la Tène-Periode bis zum Ende des 3. Jahrhunderts. Für den Beginn der la Tène Zeit in dieser Gegend setzt Jentsch die Zeit nach Mitte des 2. vorchristlichen Jahrhunderts, für den Beginn der Provinzial-Römischen Zeit frühestens die Mitte des 1. nachchristlichen Jahrhunderts. Die Untersuchung des Verfassers zeigt, dass die Lausitz einen viel grösseren Reichtum an Eisengerät aufweist, als früher in manchen Forscherkreisen vermutet war.

8. Herr E. Friedel spricht über ein älteres märkisches Stammbuch mit besonderer Rücksicht auf Goethe's Freundin Minna Herzlieb.

Der hiesige Geheime Sanitätsrat Herr Dr. Becher hat die grosse Liebenswürdigkeit gehabt, mir zur Vorzeigung in der Brandenburgia ein interessantes Stammbuch aus seinem Familienbesitz anzuvertrauen.

Dasselbe stammt aus Züllichau vom Jahre 1794, hat Quer-Kleinfolio-Format, einen braunmarmorirten Ledereinband, auf der Schmalseite in rotem Schilde den Titel „Denkmal der Freundschaft“ und auf dem Vorderdeckel die Buchstaben H C F H; das Titelblatt zeigt auf einem Altar eine mit Rosen umwundene Urne, am Fusse reichen zwei Genien (Putten) sich die Hand. Auf dem Altar stehen die Worte: Denkmal der Freundschaft von C. F. Hoppensack. Aus dem bis 1816 fortgeführten Stammbuch erhellt, dass es einem Fräulein Hoppensack gewidmet ist, das später einen Magister und Lehrer am Pädagogium zu Züllichau geheiratet hat.

Der Inhalt und die Ausstattung der festgehefteten Stammbuchblätter ist durchaus im Stil und Geschmack der uns jetzt so eigentümlich anmutenden Übergangszeit zwischen 1794 und 1816. Es giebt viele

derartige Stammbücher, welche in ganz ähnlichem Geschmack innerlich wie äusserlich ausgestattet sind. Die selbstverständlichen Abweichungen beruhen lediglich in der Verschiedenheit des Standes, der Bildung und des Vermögens der Stammbuchinhaber. Diese Stammbücher sind für die Sitten- und Kultur-Geschichte der Zeit von hervorragendem Werte.

Der schwärmerische, sentimentale Ton, wie wir ihn aus Schillers Lied an die Freude vom Jahr 1785 kennen:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten freudetrunken
Himmlische, Dein Heiligthum.

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuss der ganzen Welt! —

überaus schwärmerische Freundschaftsversicherungen, Anpreisung der Natürlichkeit, gekünstelte Schwermut, Sehnsucht nach dem Tode bei ganz jungen Leuten, Gefühlsschwelgerei, das sind die Leit motive der damaligen Stammbücher. Der Superlativ ist die gewöhnliche Ausdrucksweise, wie bei Schiller in den Briefen von Julius an Raphael:

Glücklich! glücklich! Dich hab ich gefunden,
Hab' aus Millionen Dich umwunden,
Und aus Millionen mein bist Du —
Lass das Chaos diese Welt umrütteln,
Dureinander die Atomen schütteln;
Ewig fliehn sich unsere Herzen zu.

Raphael, in Deinen Seelenblicken —
Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und unarmend küsst' ich sie —
Meine Klagen stönt' ich sie in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug, der süssen Sympathie. —

Man kann sich leicht vorstellen, wenn sich Jünglinge untereinander derartig anschwärmten, in welchem Hochpathos und Dithyrambus der verliebte Jüngling sich im Stammbuch seiner Herzenskönigin ergeht und ergiesst.

Ganz herkömmlich war es damals dem eigentlichen Widmungsschreiben noch ein kurzes sogenanntes Symbolum, häufig Simbolum geschrieben, hinzuzufügen.

Als charakteristisch für Zeit und Ort entnehmen wir dem Stammbuch der Demoiselle Hoppensack die nachstehenden 16 Widmungen in Vers und Prosa.

1. Wenn Du Dir einen Freund willst wählen,
So wähl' ihn nur durchs Stammbuch nicht,
Denn diese sind ja nicht zu zählen,
Die sprechen viel von Freundschafts-Pflicht
Und denken weiter nichts dabey,
Als dass es schön geschrieben sey.

Züllichau Erinnern Sie sich zuweilen an Ihre sie stets
den 25. Mai 1803. liebende Freundin
Henriette Kluge geb. Happach.

2. Todte Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
Götter, wenn wir liebend uns umfassen.

Züllichau Zum gütigen Andenken schrieb dies bei seinem
am 2. April 1797. Abschiede Ihr Cousin W. Graun aus Berlin.

Symbol: Beständigkeit.

3. Berge weichen, Hügel fallen, Palläste stürzen ein —
aber ewig unzerstörbar ist das Gebäude der Glück-
seeligkeit, das auf Freundschaft gegründet ist.

Hiermit empfiehlt sich Ihnen zum bleibenden
freundschaftlichen Andenken Ihr Freund
August Denst aus Schlesien. Züllichauisches
Pädagogium am 11. Sept. 1800.

Symbolum: Der Prediger und der Amtmann.

4. Wenn die Phantasie einst Ihnen winket
Zum Genusse der Vergangenheit,
Wenn Ihr Aug' auf unsre Fluren sinket,
O! so sei auch mir ein Blick geweiht.

Simbol: Zu schnell eilen diese Freuden des Lebens dahin.

Koppen Wenn Sie zuweilen diesen Zeilen einen Blick
den 6. October 94. schenken, so erinnern Sie sich an Ihre Freundin
Friederike Emèlie Freyin von Troschke und
Rosenwehrt.

5. Trennung ist wie Herbstgewölk so trübe
Aber Frühlingshell glänzt's Wiedersehen.

Coppen Auch Sie balde wieder zu sehen, gehört zu
den 5. Octo. 94. den Lieblings Wünschen Ihrer Sie liebenden
Freundin

Wilhelmine Freyin von Troschke
und Rosenwehrt.

6. Quand Ristelhubert vous oubliera
Les souris mangeront les chats.

Wenn Ristelhubert Sie wird vergessen
Werden die Mäuse die Katzen fressen.*)

(Wahrsch. Züllichau 1794.) Zum heutigen Andenken schrieb dieses bei
seinem Abschiede Ihr Freund
Ristelhuber.

7. Wenn einst kühle Schatten meinen Körper bedecken,
wenn traurige Cypressen mein Grab umwehen, dann
tritt näher der Stätte, wo der Überrest meiner Hülle
schlummert, und frage Dich, ob Du so lebstest, wie ich
es Dir in den Jahren Deiner Kindheit lehrte. Hast
Du dann weise und tugendhaft gelebt, dann wird Dich
mein Geist umschweben und Dir vereint mit des Vaters
Geiste zuflüstern: Kind bleibe tugendhaft und Du
wirst glücklich sein.

Berensen
den 12. Juli 1795

Wenn mein Geist dem entflohenen seelischen
Geiste meines Gatten, Deines Vaters folgen
wird, dann sey Dir dies noch Erinnerung, dass
eine Mutter es schrieb, die so gern die Hälfte
ihres Daseyns hingegeben hätte, Dich und alle
Deine Geschwister glücklich zu sehen. Deine
treue Mutter schrieb es I. D. F. Hoppensackin.

8. Weder Welttheile noch Gräber trennen und vereinen
die Menschen, nur Gedanken scheiden und gatten
die Seelen.

Züllichau
den 29. März 1811.

Ist es Ihnen nur um die Vereinigung uns'rer
Seelen zu thun, so dürfen Sie nur an mich
denken, sicher werden sich unsere Gedanken
treffen, denn mit dem lebhaftesten Gefühl der
Freundschaft denkt Ihrer stets und unver-
änderlich Ihre Sie herzlich liebende Freundin
Henriette Gottholdt.

*) Veredeltere Form eines derberen Ausdrucks der sich vielfach noch in den
vierziger Jahren dieses Jahrhunderts z. B. in Berliner Knaben-Stammbüchern findet:

Uns're Freundschaft, die soll brennen
Wie ein dickes Dreierlicht,
Freunde wollen wir uns nennen
Bis der Kater Junge kriegt.

9. Die Rückerinnerung froher Stunden, ist eine glückliche Wiederholung ihres Genusses und entschädigt uns einigermaßen für ihre Flüchtigkeit.

Koppen
den 6. Oct. 94. Nur Ihr gütiges Andenken, liebes Mädchen!
kann das unangenehme unser Trennung mildern, erhalten Sie dies stets Ihrer entfernten aufrichtigen Freundin
Louise Freyin von Troschke und Rosenwehrt
geb. von Corvin Wiersbitzky.

Symbol: Freunde kann das Schicksal trennen,
aber Freundschaft ewig nie.

10. Auf dem Pfad, der Dich durchs Leben leite,
Sieh, o Freundin, viele Rosen blühn
Und der Bach des Erdenlebens gleite
Silbern Dir ins Meer der Zeit dahin.

Züllichau
den 22. März 1797. Wenn Sie in müssigen Stunden dieses Stammbuch durchblättern und diese Zeilen lesen, so erinnern Sie sich Ihres Freundes
J. v. Roland.

Simb.: Wahre Freundschaft ist der Tugend Meisterstück.

11. Welken muss die schönste Blume,
Auch wenn Deine Hand sie brach.
Alles welkt auf dieser Erde
Bis zum grossen Erndtetag.
Doch die Blume reiner Liebe
Beste Freundin! welket nie.
In dem Garten des Allmächtigen
Ewig, ewig blühet sie.

Züllichau
den 11. May 1794. Zum geneigten Andenken von Ihrer aufrichtigen Freundin
Wilhelmine Bornstädt.

12. Mädchen, Deiner guten Seele
Gönn ich alles Wohlergehn,
Brich noch viele Rosen — zähle
Freuden einst zu Tausenden! —

Züllichau
den 24. April 1795. Lebe glücklich und vergiss nie Deinen Dich liebenden Vetter

Friedr. Wilhelm Hoppensack
o. Pred. A. Kandidat aus Pommern.

Symbol: Nur nicht die Redlichkeit, Sonst mag uns Alles fehlen.

13. Wozu sind die Stammbücher? Um ein Andenken an gute Freunde zu haben. Ach diese Antwort macht mich traurig, denn sie bringt mich auf den Gedanken,

dass auch wir einmal getrennt werden könnten, ach
meine Hertzens-Freundin, dann könnte ich nicht mehr
mein Hertz in Deinen Busen ausschütten, sähe keine
gefühlvolle Thräne mehr bey meinem Schmerz Deinem

Auge entrollen — — nicht mehr Dein unschuldsvolles
Lächeln bey meinen Freuden — — — ach.

Doch nicht für diese Unterwelt

Schliesst sich der Freundschaft Band

Nein wenn der Vorhang fällt,

Wird erst ihr Werth erkannt.

Züllichau

Dieses zum Andenken an Deine wahre Freundin

den 31. Juny 1794.

Gottliebe Cronin.

Simbolum: Es gehet nicht immer: Tuck, Tuck, Vaterchen Tuck.

Dieses zum Andenken an die Reise nach Sch.

14. Lasst die Sorgen finstern Greisen

Die die junge Welt vergisst,

Der vermehrt die Zahl der Weisen

Der als Jüngling scherzt und küsst.

Züllichau

Bey Lesung dieser wenigen Zeilen erinnern

den 30. Okt. 1795.

Sie sich Ihres aufrichtigen Freundes

Meyer Itzig.

15. Leben Sie, theuerste Freundin so lange glücklich
fröhlich und vergnügt, bis nach späten Jahren, die
aufgehende Sonne Ihren Grab-Hügel bestrahlt

(Abbildung eines Grabhügels von der Morgensonne beschienen.)

Züllichau

Zur Fortdauer des freundschaftlichen An-

den 29. März 1795.

denkens empfiehlt sich hierdurch Ihr Freund

Bogumil Kierski.

16. Den Beschluss mache ein Stammbuchblatt der unglücklichen
von Goethe einst geliebten Wilhelmine Herzlieb. Mit Wiedergabe
desselben wird auch den Goethe-Forschern gedient sein. In fester, ausge-
schriebener Handschrift, mit leider sehr verblasster Tinte lautet es:

Freundschaft steht fest, sowie im Ungewitter Gebirge
Gottes stehn.

Ihr Maass ist Ewigkeit, kein Tod kann sie und keine
Zukunft sterben sehen.

Züllichau

Zur

den 31. März 1811.

freundschaftlichen Erinnerung

an

Ihre Sie innig liebende

Wilhelmine Herzlieb.

Das beifolgende Facsimile giebt die Handschrift der vom Dichter
einst so heiss geliebten Jungfrau wieder.

L. v. Hummel
 Hr. Hauptst. Kreisrat, vom
 Hr. Hauptst. Kreisrat, vom
 Hr. Hauptst. Kreisrat, vom
 Hr. Hauptst. Kreisrat, vom

31. März
 1811.

Hr. Hauptst. Kreisrat, vom
 Hr. Hauptst. Kreisrat, vom
 Hr. Hauptst. Kreisrat, vom
 Hr. Hauptst. Kreisrat, vom

Es sei hierzu bemerkt, dass Minna Herzlieb in der Familie des mit Goethe befreundeten Buchhändlers Frommann als Pflegekind lebte. Schon in ihrer Kindheit war sie ein rechter Liebling Goethes gewesen; zur Jungfrau herangewachsen, übte sie, wie G. H. Lewes (Goethes Leben und Werke. 16. Aufl. I. 1892 S. 288) sagt, auf ihn einen Zauber, gegen den seine Vernunft sich vergebens sträubte. Der Unterschied der Jahre war gross, aber wie oft schenken junge Mädchen die erste Blüte der Neigung Männern die ihre Väter sein könnten, und wie oft glühen Männer im vorgeschrittenen Alter noch von der Leidenschaft der Jugend! Die Beziehungen Goethes zu ihr haben bekanntlich in seiner Poesie tiefe Spuren hinterlassen. Die Neigung zu dem damals achtzehnjährigen, überaus lieblichen Mädchen und der tägliche Verkehr mit dem sonettenfertigen Zacharias Werner erstickten bei einem Jenaer Aufenthalt im November und Dezember 1807 den letzten Rest der Aversion, von der er lange Zeit gegen die von den Romantikern aufgebrachte und mit Vorliebe verwendete Form des Sonetts erfüllt war und trieben ihn nach dem eigenen Bekenntnis in eine wahre „Sonettenwut“^{*)}. Die siebenzehn unter der Rubrik „Sonette“ in seinen Werken vereinigten Gedichte sind bis auf eines oder zwei sämtlich in dieser Zeit entstanden. Wie viele davon Goethes Beziehungen zu Minna Herzlieb widerspiegeln, steht nicht fest. Ganz sicher ist es nur von vierein. Und auch bei diesen ist die Frage, wie viel Erlebtes die Darstellung birgt, nicht leicht zu beantworten. Der Charakter der Dichtform, nicht minder das Vorbild, das Goethe für seine Produkte in den Liedern Petrarca's vor Augen hatte, die er damals viel las, sind bei der Entscheidung der Frage nicht ausser Acht zu lassen. Zweifellos hatten sie beide eine künstlerische und künstliche Steigerung der Wirklichkeit zur Folge, und man muss sich hüten das in den Gedichten Ausgesprochene ohne Weiteres mit dem real Empfundenen zu identifizieren.

Doch liegt eine in stärkerem Sinne authentische, Aufschluss gebende Äusserung von Goethe selbst vor, die er fünf Jahre nach jener Liebesepisode that. Am 15. Januar 1813 schreibt er an Zelter, er habe Minna Herzlieb schon als Kind von acht Jahren (thatsächlich war sie damals zehn) zu lieben angefangen und „in ihrem sechszehnten (also thatsächlich achtzehnten) fährt er fort, liebte ich sie mehr wie billig.“

Am 29. November 1807 speiste Goethe mit mehreren Jenenser Freunden Mittags bei Frommans. An diesem Tag erwachte, wenn wir einem dichterischen Zeugnis Glauben schenken dürfen, jene über das bloss Wohlgefallen hinausgehende Zuneigung. Das sechszehnte „Epoche“

*) Die folgende Darstellung ist aus der Feder unsers Mitgliedes des u. A. als Goethe-Forscher bekannten Herrn Dr. Otto Pniower.

überschriebene Sonett, das vielleicht am besten über den Charakter und die Art seiner vielfach masslos übertriebenen Liebe Auskunft giebt, erzählt es uns.

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarka's Brust vor allen andern Tagen
Karfreitag. Ebenso, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von Achtzehnhundertsieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Petrarka's Liebe, die unendlich hohe,
Wahr leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Karfreitag.

Doch stets erscheine fort und fort die frohe,
Süss, unter Palmenjubel, woneschaurig,
Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maitag.

Die in dem letzten Wort liegende, der Form des Sonetts so gemässe Pointe ist zweifacher Natur. Ausser dem Gegensatz zum Karfreitag liegt in ihr eine Anspielung auf den Monat, in dem Minna Herzlieb geboren wurde, die am 22. Mai 1782 das Licht der Welt erblickte.

Bezeichnend für Goethes Beziehungen zu ihr, für die Natur seiner Empfindungen für sie, ist auch das 5., „Wachstum“ überschriebene, am 13. Dezember 1807 gedichtete Sonett, von dem Minna Herzlieb eine Originalhds. besass.

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst Du mit mir so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,
„Möcht ich als Vater segnend Häuser bauen.“

Und als Du anfingst in die Welt zu schauen,
War Deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär geborgen:
Wie könnt ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen.

Nun kann den schönen Wachstum nichts beschränken;
Ich fühl im Herzen heisses Liebetoben.
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doeh ach! nun muss ich Dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor Deinem Blick, dem flüchtigen.

Endlich sei noch dasjenige angeführt, das „Charade“ betitelt ist und den Cyclus der „Sonette“ beschliesst. Es ist nach dem Ausweis des Goethischen Tagebuchs am 16. Dezember 1807 verfasst und der

darin Besungenen am folgenden Tag überreicht worden. Denn dieses Datum trug die Originalhds., die im Besitze Minna Herzliebs war. Es war der Tag, an dem der Dichter nach einem längeren Aufenthalt, der hauptsächlich der Abfassung der Pandora galt und zu ihrer Förderung erheblich beitrug, Jena verliess. Um so mehr gewinnt die darin ausgesprochene Huldigung an Bedeutung. Übrigens hat es Goethe ebenso wie das zuerst zitierte Sonett erst zwanzig Jahre nach der Entstehung veröffentlicht. Begreifliche Rücksichten auf das Frommannsche Haus und auf Minna Herzlieb selbst, deren Person namentlich in dem letzten für näher Stehende leicht erkennbar war, bestimmten ihn die Gedichte zurückzuhalten.

Charade.

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.

Es thut gar wohl in jung — und alten Tagen,
Eins an dem andern kecklich zu verbrennen;
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.

Num aber such' ich ihnen zu gefallen
Und bitte, mit sich selbst mich zu beglücken;
Ich hoffe still, doch hoff' ich's zu erlangen.

Als Namen der Geliebten sie zu lallen,
In einem Bild sie beide zu erblicken,
In einem Wesen beide zu umfassen.

Dass der Name „Herzlieb“ die Lösung der Charade bietet, sieht jeder. Aber nicht bloss in den Sonetten lebt die holde Gestalt der Minna Herzlieb fort, sondern wohl auch in einer der grössten Schöpfungen Goethes, in seinem 1808 verfassten Roman: „Die Wahlverwandtschaften“. Nach einer alten Tradition und der heutigen allgemeinen Auffassung ist sie für den Dichter das Modell zur Ottilie gewesen. Sichereres wissen wir darüber nicht, wie überhaupt über der inneren Entstehung dieses erschütternden, die tiefsten Tiefen des menschlichen Herzens aufschliessenden Werkes ein dichtes Geheimnis schwebt. Die überall verbreitete Annahme, wonach die leidenschaftliche Neigung zu Minna Herzlieb überhaupt erst die Conception des Romans veranlasst habe, stösst, wie ich hier nicht ausführlicher darlegen kann, auf chronologische Schwierigkeiten. Das schliesst aber nicht aus, dass nicht doch bei der Gestaltung Ottiliens der Eindruck, den der Dichter von ihr empfangen hatte, mitgewirkt habe. Sie müsste dann entweder ein älteres Modell verdrängt haben oder in der Ottilie liegt eine Verschmelzung zweier realer Vorbilder vor. Denn nach allem, was uns über Minna Herzliebs

seelenvolles Wesen, ihre zarte Anmut, den sanften Liebreiz ihrer Erscheinung, ihr leidenschaftliches und dabei verschlossenes Herz bekannt ist, ähnelt ihr die dichterische Gestalt in einem Masse, dass die Übereinstimmung kaum zufällig sein und die Annahme, dass sie auf die Charakteristik Ottiliens von wesentlichem Einfluss gewesen ist, nicht abzuweisen sein wird. Goethe selbst äussert sich über die Wahlverwandtschaften, die zu seinen Lieblingsschöpfungen gehörten, nur wenig und in dunklen Worten, immer aber hebt er den starken seelischen Anteil hervor, mit dem er das Werk schrieb. „Niemand, sagt er in seinen Annalen, verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schliessen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet.“ Und über die Zeit, da das Buch endlich gedruckt vor ihm liegt, bemerkt er: „Der dritte Oktober befreit mich von dem Werk, ohne dass die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können.“ Auch Eckermann gegenüber bekennt er etwa zwanzig Jahre nach seinem Erscheinen wiederholt, dass darin kein Strich enthalten sei, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden.

Das beseeligende Gefühl einen Goethe durch Liebe gefesselt und dadurch seine Poesie bereichert zu haben, dieser Schimmer verklärte allerdings Minna Herzliebs Leben, sonst aber war es wenig von Freude erhellt. Schon im Frühjahr 1808 verliess sie Jena und kehrte nach ihrem Geburtsort Züllichau zurück. Sie war dort viel umworben. Wirkliche Neigung fasste sie nur zu einem jungen Adelichen, die aber zu keiner Verbindung führte, weil die Mutter des Geliebten wegen der bürgerlichen Abkunft Minnas und ihrer Vermögenslosigkeit ihre Erlaubnis versagte. Bis zum Jahre 1812 blieb sie in Züllichau, dann kehrte sie nach Jena in das Haus ihrer Pflegeeltern zurück.

In diese Zeit des Züllichauer Aufenthalts von 1808–12 fällt also die mitgeteilte Stammbucheintragung.

Kurz vor ihrer Heimkehr hatte sich Minna Herzlieb mit einem ihrer Familie seit langem bekannten Berliner Gymnasiallehrer, einem Prof. Pfund vom Werderschen, später am Johannisthalschen Gymnasium verlobt. Als sie aber ihr Bräutigam in Jena besuchte, erregte er in dem Masse ihr Missfallen, dass sie ihre Pflegeeltern bestimmte, das Verlöbnis rückgängig zu machen. Wieder verging eine Zeit, in der sie eine Reihe von Anträgen ausschlug. Unter denen, die sich um ihre Gunst bemühten, war der in hoher Stellung befindliche Jurist und Universitätsprofessor Walch in Jena. Auch ihn erhörte sie jahrelang nicht. Schliesslich gab sie seinen Werbungen nach und reichte ihm die Hand. Im Herbst 1821 fand die Vermählung statt. Aber gleich im ersten Jahre der Ehe sah sie die Unmöglichkeit ein mit dem ungeliebten Manne zusammenzuleben. Er selbst machte ihr den Vorschlag ihn für einige Zeit zu verlassen und zu ihren Geschwistern nach Züllichau zu ziehen.

Dort blieb sie fast fünf Jahre. Da versuchte sie zu ihrem Gatten, mit dem sie während der Zeit Briefe gewechselt hatte, zurückzukehren. Aber wieder dauerte die Gemeinschaft nur wenige Monate, dann hielt er es wiederum selbst für rätlich, sie zu ihren Geschwistern zurückzuschicken. So lebten sie getrennt. Er, rechtschaffen und wohlhabend wie er war, sorgte für ihren Unterhalt und liess es ihr an nichts fehlen. Er starb 1853. —

Es hat nicht an Leuten gefehlt, die diese traurigen Erscheinungen in der sozusagen nach-goethischen Epoche Minna Herzliebs, das wiederholte Ausschlagen von Heiratspartien, ihre Ehescheu mit dem grossen Ereignis ihres Lebens, den Beziehungen zu dem Dichter in Verbindung setzten, nicht ohne daran die bekannten Schlüsse auf seine Immoralität zu knüpfen. Für alle diese Kombinationen fehlt es an jeglichem Anhalt. Goethe hat, wie oft so auch in diesem Falle seine Leidenschaft männlich-würdig bekämpft und sicherlich in der Kindesseele der Geliebten keine trügerischen und unerfüllbaren Hoffnungen und Wünsche geweckt. Eher erklärt sich das Missgeschick der unglücklichen Frau aus einer krankhaften Anlage. Ein hysterisches leidenschaftlich erregtes Wesen lassen die wenigen Briefe aus ihrer Jugend, die wir besitzen, erkennen und in dem letzten Lebensjahre — sie starb hochbetagt am 10. Juli 1865 — verfiel sie der Nacht des Wahnsinns. —

Goethe bewahrte ihr lange ein liebevolles Interesse. Im Jahre 1817 schickte er ihr zu ihrem Geburtstage bei seiner Anwesenheit in Jena am 22. Mai die neue Ausgabe seiner Gedichte, in der zum ersten Mal die ihm von seiner Liebe zu ihr eingegebenen Sonette abgedruckt waren. Er begleitete das Geschenk mit einer Widmung, in der er in zarter Weise auf ihren Anteil an seinen poetischen Werken anspielt:

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,
Sei dieser auch Ihr zugewandt;
Und wenn Sie hier Bekannte findet,
So hat Sie sich vielleicht erkannt. —

Nach diesem Exkurs erlaube ich mir auf die Betrachtung der Stammbücher im allgemeinen nochmals kurz einzugehen. Ein mir gehöriges, aus der Familie meiner Mutter, Frau Dr. Friedel geb. Anschütz, stammendes, von deren Vater, dem 1849 zu Wittstock in der Ostpriegnitz verstorbenen Lehrer Carl Anschütz 1796 in Stendal angelegtes Stammbuch ist zum verwechseln genau wie das Hoppensacksche äusserlich ausgestattet. Auch der Inhalt ist verwandt, nur da es ein „männliches“ Stammbuch darstellt, hie und da derber, für stärker besaitete Seelen berechnet.

Charakteristisch für beide Stammbücher und für die ganze hier in Frage stehende Zeit, sowie speziell für das protestantische Norddeutschland ist die gänzliche Abwesenheit christlicher Beziehungen. Christus,

der heilige Geist, die Dreieinigkeit werden niemals genannt. Gott ist über Christus gestellt. Das Kreuz galt damals als etwas Katholisches und wurde ebenfalls selten angewendet, dafür hat man andere Symbole, Altäre, vielfach Urnen*), Palmenwedel, Cypressen, Trauerweiden, abgebrochene Säulen und dgl. Wenn man die christliche Lehre in die Glaubens- und Pflichten-Lehre teilt, so kann man sagen, dass in der ungeheuren Mehrzahl der Stammbücher seit 1750 bis etwa 1820 von der Glaubenslehre keine Spur vorhanden ist, statt dessen wird in unzähligen Variationen die Tugend und die Vernunft verherlicht und gepriesen, sowie durchweg eine Art praktischer Moral, mitunter in philosophischem Gewande, anempfohlen.

Es ist zu bedauern, dass die Stammbücher durch das aufdringliche Wesen der Photographie-Albuns, neben denen man in neuester Zeit die ziemlich überflüssigen sogen. Poesie-Albuns verbreitet, verdrängt, ja nahezu ausgerottet worden sind. Da die den Freunden und Freundinnen gewidmeten Photographien fast niemals mit Unterschrift der dargestellten Personen, niemals mit Ort oder Datum und dgl. Einzelheiten versehen werden, so sind sie für die künftige Forschung, die Sitten- und Kulturgeschichte, die Heimatkunde u. s. f. nahezu wertlos. Solcherlei unnütze Photographie-Albuns sind mir aus Nachlässen ungezählte Male zu Gesicht gekommen. Dabei ist die äussere Ausstattung der Photographie-Albuns meist aufdringlich und unschön. Die Erben wissen, wenn die ersten Besitzer der Albuns tot sind, meist nicht recht, wo sie damit hin sollen. Die innere Ausstattung ist nicht minder unzweckmässig, die dicken Papptafeln nehmen unnützen Raum ein und reissen leicht aus dem Verbands, die Rahmen gar, in welche die auf Kartonpapier geklebten einzelnen Photographien gesteckt werden, sind regelmässig so dürftig hergestellt, dass sie nach kurzer Zeit schadhafte werden. Nach wenigen Jahren sehen die anmasslich equipierten Photographie-Albuns im Innern meist traurig und abschreckend aus.

Ich kann von meinem kulturgeschichtlichen und heimatkundlichen Standpunkt aus nur dringend raten, hier Wandel zu schaffen. Und das kann so geschehen. Man lasse die Personenphotographien nicht auf Kartonpapier ziehen, sondern klebe sie in Albuns, welche mit einfachem, strohfreiem Papier, nach Art der alten Stammbücher auszustatten sind, ein, unter Hinzufügung der Personalien und von allerhand Gedankenspähen, die man vom eigenen oder vom fremden Holze, vom Lorbeerstamm des

*) Obwohl die Feuerbestattung damals in Europa nirgends thatsächlich ausgeübt wurde, erkennt man sie in Schrift und Wort, gebundener und ungebundener Rede überall an; der aus jener Epoche so bekannte Vers „Sanft ruhe Deine Asche“ ist für die theoretischen Vorläufer der Krematisten bezeichnend. Zahllose Grabdenkmäler des 18. Jahrhunderts mit Totenurnen geschmückt bestätigen dieselbe Vorstellung für unsere Heimat.

Apollo oder von der schlichten deutschen Eiche schneide. Es würde dies nach meiner Überzeugung eine zeitgemässe und für die Nachwelt höchst erspiessliche Wiederbelebung der guten sinnigen Stammbücher unserer Altvorderen sein. —

Soweit sich erkennen liess, fanden diese Ausführungen und Vorschläge den ungetheilten Beifall der Versammlung; auch gelegentlich des Zusammenseins der Mitglieder nach der Sitzung im Ratskeller wurde dem Vortragenden bezüglich seiner Gedanken über die Stammbücher, die Poesiealbums und die Photographiealbums von den verschiedensten Seiten, sowohl von Damen wie Herren beigepflichtet.

Gleichzeitig ergeht hiermit an die Freunde und Gönner der Brandenburgia die Aufforderung, auch ihrerseits gelegentlich interessante alte Stammbücher zur Vorlegung und Besprechung zu den Sitzungen mitzubringen.

9. Mitglied Bildhauer Max Unger berichtet über die Herrschergalerie in der Siegesallee des Berliner Tiergarten, indem er die plastischen Skizzen der ihm vom Kaiser zur Ausführung übertragenen 2. Nische und der darin aufzustellenden Figur Markgraf Ottos I. (Sohn Albrechts des Bären) nebst den seitlichen Hermenfiguren des Hevellerfürsten Pribislaw und des Abtes Sibold von Lehnin vorzeigt, schriftlich wie folgt:

Am 27. Januar vorigen Jahres wurde die Stadt Berlin und die Künstlerschaft durch Ankündigung eines hochherzigen Geschenkes unseres allverehrten Kaisers überrascht. Es bestand in dem Plan, in der Siegesallee eine Herrschergalerie zu errichten, in der nicht nur 32 Regenten unseres Vaterlandes, sondern auch zwei bedeutende Zeitgenossen eines Jeden Aufstellung finden sollten. Es heisst in dem Erlass wörtlich: „Als Zeichen meiner Anerkennung für die Stadt und zur Erinnerung an die ruhmreiche Vergangenheit unseres Vaterlandes will ich einen bleibenden Ehreuschmuck für meine Haupt- und Residenzstadt Berlin stiften, welcher die Entwicklung der vaterländischen Geschichte von der Begründung der Mark Brandenburg bis zur Wiederaufrichtung des Reiches darstellen soll. Mein Plan geht dahin, in der Siegesallee die Marmorstandbilder der Fürsten Brandenburgs und Preussens, beginnend mit dem Markgrafen Albrecht dem Bären und schliessend mit dem Kaiser und König Wilhelm I., und neben ihnen die Bildwerke jenes eines, für seine Zeit besonders charakteristischen Mannes, sei er Soldat, Staatsmann oder Bürger, in fortlaufender Reihe errichten zu lassen.“

Die geschichtlichen Vorarbeiten dazu wurden von den Herren Beamten des Archivs erledigt, die künstlerische Gesamtgestaltung von Herrn Professor Begas in Mitwirkung des Herrn Architekten Halmhuber geschaffen. Die Ausführung kann der bedeutenden Kosten wegen nicht

auf einmal, sondern nur allmählich geschehen. So wurde denn im Januar dieses Jahres mit der Herstellung nur der beiden ersten Nischen begonnen. Der Kaiser liess es sich nicht nehmen, bei seiner Lieblingsidee die beiden von ihm dazu bestimmten Künstler, Walter Schott und Max Unger persönlich mit dem Auftrag zu beehren, Albrecht den Bären und Otto I., dazu die Hermen je zweier Zeitgenossen in Marmor zu schaffen. Die Ausführung soll nach den neusten Befehlen in Carrara Marmor II. Klasse, sogen. Ravaggione erfolgen. Mit der Aufstellung wird an der westlichen Seite der Siegesallee bei der Siegessäule begonnen werden, sodass Kaiser Wilhelm I. dort gegenüber die Reihe beschliesst. Die Nische, durch 3 Stufen über den Fusssteig erhoben, besteht aus einer halbrunden Marmorbank von ca. 7 m Halbkreisdurchmesser, hinten begrenzt von einer Taxushecke. Der Boden besteht aus schwarz-weissem Marmormosaik. An den beiden Enden des mittelsten Drittels der Bank erheben sich aus derselben die beiden Hermen, während vor der Nische ein verzierter Marmorsockel, 1,50 m hoch, die Statue des Herrschers trägt, in Höhe von 2,25 m. In vorliegendem Falle Markgraf Otto I. mit dem Abt Sibold von Lehnin, den die Wenden erschlugen und dem Wendenfürsten Pribislaw von Brandenburg, der die Schenkungsurkunde bezüglich Vererbung seiner Länder an Albrecht den Bären in der Hand trägt. Die genauen Grössenverhältnisse wird erst die Aufstellung einer Kulisse in Naturgrösse, die an Ort und Stelle in nächster Zeit geplant ist, ergeben. Vorliegende Gesamtskizze ist in $\frac{1}{10}$, die grössere in ca. $\frac{1}{4}$ natürlicher Grösse dargestellt.

Bei den Geschichtsstudien boten der Vorstand des Märkischen Museums und des geheimen Staatsarchivs eine höchst liebenswürdige Unterstützung. An Portraits war so gut wie nichts vorhanden. Was das Geschichtliche betrifft, war Otto I. weniger ein kriegerischer Fürst (man weiss nur von einem Feldzuge gegen die Dänen), die Chronik nennt ihn aber den Begründer Brandenburgs als Hauptstadt des Reiches und zweier Klöster, darunter Lehnin. Für den Künstler liegt hier das Charakteristische. Man musste erkennen, dass der Fürst mehr einer feinen, geistigen, schwärmerischen Richtung zuneigte und soll er dies in seiner vornehmen, lässigen Ruhe zur Anschauung bringen. Die Hand fasst nicht das Schwert zum Kampf, sondern hängt leicht auf der Parierstange des langen Schwertes. Da er aber ein grosser Jäger gewesen zu sein scheint, so lag wieder keine Veranlassung vor, ihn nicht doch als eine kraftvolle Natur im Eisenhemd darzustellen, als Herrscher, der, wenn es not that, auch seinen Mann selbst stand. Die Jagdleidenschaft gab die Veranlassung zur Gründung des Klosters Lehnin, das er aus Dankbarkeit für Errettung vor dem wütenden Angriff eines grossen Elchhirsches gebaut haben soll. Diesen Kampf schildert ein Relief zur Rechten am Sockel, während links eine Ansicht des Klosters

Lehnen dargestellt wird. Die Aufstellung der beiden Nischen wird ungefähr Ende 1897 erfolgen können.

Als Erleuchtung sind für je eine Nische zwei Kandelaber geplant, die zur Erleichterung des Wachtdienstes teilweise in der Nacht wohl werden brennen müssen, um die Kunstwerke vor Zerstörung von roher Hand zu schützen. Es steht auch zu erwarten, dass jeder Gebildete das Seinige beitragen wird, um den Gedanken künstlerischer Schönheit und Grösse, der in der Wahl des Marmormaterials liegt, zu rechtfertigen. Wie anders würde eine solche Galerie von schwarzen Broncestandbildern wirken, als nun so der Marmor in seiner Pracht und malerischen Erscheinung im Grünen. Helfen wir später jeder der Hauptstadt einen Schmuck bewahren, der sich würdig an die Schöpfungen früherer, darin bis jetzt glücklicherer Jahrhunderte anreihet, und möge Berlin dankbar sein für diesen neuen, grossen Anziehungspunkt, durch dessen hochherzige Stiftung der Kaiser Wilhelm II. sich für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Kunstgeschichte geschaffen hat.

Die Versammlung betrachtete die ausgestellten Skizzen, welche von feiner Individualisierung und würdevoller Darstellung zeugen, mit grosser Teilnahme und lebhaftem Dank gegen den ausführenden Meister.

Herrn E. Friedels Schrift „Die Herrscher-Galerie in der Sieges-Allee zu Berlin“, Sonderabdruck aus dem „Bär“ von 1895, besprochen im Monatsblatt Bd. III 1895/96, S. 8—10, lag zur Vergleichung aus.

10. Die Rathaus-Verwaltung hatte die Güte gehabt, die Modellskizze Siemerings für die Ausschmückung der Unterstromseite der neuen Gertraudten Brücke auszustellen, die Heilige Gertraudt, wie sie einen dürstenden Knaben aus einem Krüge trinkt. Der Bronzeguss der lieblichen, an die Rauchsche Schule erinnernden Gruppe wird in der bewährten Kunstwerkstatt zu Lauchhammer noch in diesem Jahre ausgeführt.

11. Herr Willibald von Schulenburg sprach über Altertümer aus dem Kreise Teltow unter Vorlegung vieler vorgeschichtlicher Fundsachen.

Der gehaltvolle mit vielem Beifall aufgenommene Vortrag wird späterhin ausführlich erscheinen.

12. Den Beschluss machte ein Vortrag des Herrn Chemiker Holz von der Neuen Photographischen Gesellschaft in Schöneberg über Bilder, welche mit Hilfe der Röntgenschen X-Strahlen aufgenommen und im Wege der Rotationsphotographie nach dem von der genannten Gesellschaft betriebenen eigentümlichen, durch Patent geschützten Verfahren vervielfältigt werden. Die riesenhaften photographischen Rollen

von 10 m Länge, welche der Vortragende entwickelte, imponierten sichtlich. Auch dieser fesselnde Vortrag wird späterhin zum Abdruck im Monatsblatt gelangen.

13. Der Sitzung folgte eine zwanglose Zusammenkunft im Ratskeller.

Bericht über die Feier des Stiftungsfestes.

1. (ausserordl.) Versammlung des V. Vereinsjahres

am Sonnabend den 21. März 1896,

im Architektenhause, Wilhelmstrasse 92 93,

Nach einem kurzen Prolog des I. Schriftwarts F. Meyer nahm das von demselben arrangierte Festmahl seinen Beginn. Die Reihe der Tischreden eröffnete der II. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, mit folgender Ansprache:

Hochansehnliche Versammlung!

Das Vierte Stiftungsfest der Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde, fällt in ein bewegt begonnenes Jahr. Noch ist in unser Aller Erinnerung die erhebende Feier des 18. Januar, das Jubiläum des neuerstandenen Deutschen Reichs, gefeiert in allen deutschen Gauen und von allen deutschen Stämmen in Pracht und in Eintracht.

Kurze Zeit darauf hat die Reichsregierung dem Reichstag den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich vorgelegt. Im Annahmefalle hört damit u. A. unser altes Preussisches Landrecht und unser noch älteres Märkisches Provinzialrecht zu gelten auf, und wir werden von dem neuen Deutschen Recht, jeder einzelne von uns, in unseren bürgerlichen und rechtlichen Beziehungen ergriffen, mehr als wir zur Zeit noch ahnen mögen. Jedenfalls ist es seit dem Erscheinen unserer Reichsverfassungsurkunde das grösste und weittragendste Gesetz. Eingbracht ist dasselbe auf besondere Anordnung unsers Kaisers in der Hoffnung und dem Wunsche, dass es, wenn möglich, mit dem neuen Jahrhundert d. i. mit dem 1. Januar 1901 ins Leben trete.

Wie wir solchergestalt die Fürsorge unsers Kaisers und Königs auf das gesamte deutsche Volk und das gesamte deutsche Vaterland gerichtet sehen, wie wir diese Fürsorge überall da, auch jenseits der Weltmeere erkennen, wo es den deutschen Namen, die deutsche Flagge, deutschen Handel und deutschen Gewerbefleiss zu schützen gilt, so zeigt sich diese landesväterliche Fürsorge nicht minder da, wo unsere engeren politischen Verbände in Frage komme; wir von der Brandenburgia denken selbst-

verständlich hierbei zunächst an unsere liebe Mark Brandenburg und an unsere gute Stadt Berlin.

An die landesväterliche Fürsorge unsers Kaiserlichen Herrn sind wir so recht am vergangenen Montag erinnert worden, als wir davon hörten, wie unser Kaiser in Begleitung seiner Erhabenen Gemahlin in früher Morgenstunde, als noch viele Berliner sich behaglich im Bette streckten oder beim Frühstückskaffee sassen, sich nach der Siegesallee begab, um inmitten der berufenen Künstler die Anordnungen für die Einrichtung und Aufstellung der Herrschergalerie zu treffen.

Wir freuen uns herzlich, dass sich in der Schar der auserwählten Künstler auch wiederum mehre Mitglieder unserer Brandenburgia befinden, und wir danken heut nochmals demjenigen unter ihnen auf das Verbindlichste, der so gütig war, durch Darleihung von plastischen Skizzen uns die Art, wie die Herstellung der Herrschergalerie geplant ist, anschaulich vor Augen zu führen.

M. D. u. H. Es handelt sich zu Ehren unserer Stadt und unsers Vaterlandes um einen edlen, grossartigen Schmuck, wie sich eines solchen keine Stadt Deutschlands, ja Europas zu erfreuen haben wird.

Alles dies verdanken wir der persönlichen Hochherzigkeit unsers Herrschers, denn nicht aus Reichsmitteln oder aus Mitteln des Preussischen Staates oder aus Mitteln der Stadt Berlin, sondern lediglich aus der Privatschatulle Sr. Majestät werden die sehr beträchtlichen Herstellungskosten entnommen.

Unter den 96 berühmten Persönlichkeiten, aus denen sich die Herrschergalerie zusammensetzt, betrachtet unsere Brandenburgia, wie billig, die Brandenburgischen Kurfürsten und Markgrafen als die eigentlichen Chorführer. Und wieder und immer wieder, bei jeder Gelegenheit, versichert uns unser Kaiserlicher Herr, wie er es als eine grosse Ehre betrachte, wie es sein ganz besonderer Stolz sei, auch ein Markgraf von Brandenburg zu heissen.

M. D. u. H. Die Brandenburgia dankt unserm Monarchen auf das Herzlichste für Alles was er der Provinz Brandenburg und der Reichshauptstadt Gutes erweist. Wir sind in unserm kleinen Kreise, Vorstand Ausschuss und Mitglieder der Brandenburgia ja auch bemüht, die Interessen Berlins und der Provinz Brandenburg zu fördern, freilich reicht unser Arm nicht weit, und unsere Mittel sind nur erst schwach, aber wir haben doch auch im verflossenen Vereinsjahr wieder mancherlei Fortschritte zu verzeichnen.

An unserm heutigen Ehrentage ergreifen wir aber mit Freuden die Gelegenheit, unserm Schirmherrn unsere erste Huldigung darzubringen, indem wir dreimal vereint rufen: Unser Markgraf, unser Allergnädigster Kaiser und König, er lebe hoch! — hoch! — hoch!

Die Gesellschaft stimmte begeistert ein und sang sodann das vom Herrn Geheimrat Professor W. Liebenow gedichtete „Kaiser-Lied“, dessen vierte Strophe diesmal lautete:

„Was dem ganzen Reiche frommet,
Darauf richtet sich Sein Blick,
Trennende Parteiint'ressen
Treten davor stets zurück.
Wenn wir einste'h'n für das Recht,
Was vermag dann Andrer Spott?
Unser's Kaisers Losung lautet:
Ein Reich und ein Volk, ein Gott!“

Den zweiten Trinkspruch brachte Herr Schulrat Prof. Dr. Euler auf die „Brandenburgia“ aus, worauf das vom Herrn Geheimrat Prof. Liebenow derselben gewidmete Lied angestimmt wurde, nach der Melodie:

„Am grünen Strand der Spree.“

Der Forschergeist dringt in das All
Und seine Sphärenwelt,
Das Horo- und das Teleskop
Wird nach wie vor gestellt.
Man sinnt und grübelt ohne End'
Und folgert, wie's geschah,
:: Und diesem Drang folgt lobesam
Die „Brandenburgia“. ::

An uns'rer Spitze steht der Mann,
Der's Hauptstadtcepter führt,
Und seiner Sitten Freundlichkeit
Hat Jedermann verspürt.
Er nimmt an unsrer Arbeit Teil,
Hat manchen Wunsch erfüllt;
:: Wir fühlen uns durch ihn geehrt,
Uns deckt sein Namens-Schild. ::

Die Leitung der Geschäfte ruht
Auf Friedels starker Kraft,
Er ist der rechte, ganze Mann
Für uns're Wissenschaft.
Wie aus dem Kopfe Jupiters
Athene einst entsprang,
:: So zollt auch „Brandenburgia“
Für ihr Besteh'n ihm Dank. ::

Der Doctor Euler dominiert
Auf einer andern Bahn,
Die Turnerei ist sein Gebiet,
Sein Liebling „Vater Jahn“.
Der Doctor Bolle reimt und singt

Und warnet vor dem „Nix“,
:: Sitzt gut vor'm Schuss auf „Scharfen-
berg“

Und dichtet weiter fix. ::

Was wären ohne Meyer wir,
Er ist ein treuer Mann,
Berichtet, was bei uns geschehn
Und ordnet Alles an.
Der Doctor Zache redigiert
Die Zeitschrift, wie bekannt,
:: Baut „stylvoll“ auf im Humboldthain
Die „geolog'sche Wand“. ::

Der Doctor Bahrfeldt weiss Bescheid
Mit neu' und altem Geld,
Sein Name glänzt in Brandenburg
Auf numismat'schem Feld.
Der Ritter sammelt Schätze ein
Für unser Fortbestehn,
:: Und macht den lieben Säumigen
Das Zahlen recht bequem. ::

So steht im Vorstand Jedermann
Auch an dem rechten Platz,
Und hilft, auf weitem Arbeitsfeld
Zu fördern manchen Schatz.
Dass der Verein auch weiter blüh'
Und wirke fern und nah,
:: D'rauf trinken wir und rufen aus:
„Hoch Brandenburgia!“

W. L.

Fräulein Josephine Freytag ergriff demnächst das Wort, um Anerkennung und Dank dem Vorstande insbesondere auszusprechen. Frl. Wihelmine Weyergang schloss sich der Rednerin an,

In schwungvollen Worten toastete H. Geheimrat Liebenow auf die Damen; worauf das vom Herrn Dr. Otto Franz Gensichen verfasste Tafellied, nach der Melodie „Ich weiss nicht, was soll es bedeuten“ angestimmt wurde:

Wohl preist man in unseren Tagen
Fast nur der Gegenwart Ruhm,
Ich aber will Rühmliches sagen
Von dem klassischen Altertum.
Denn es tönt mir verlockend zum Ohre:
Wie galant war die Zeit, die so fern!
Sei den Griechen hiess ein Wort, hiess „Kore“
So „Mädchen“ wie „Augenstern“.

Es gilt von den Römern ein Gleiches,
Denn „Mädchen“ wie „Augenstern“ hiess
Dort „Pupilla“, — ein Wort, das des Reiches
Grenzmarken weltwandernd verliess.
Wird der „Augenstern“ doch in Spanien,
In Italien, im fränkischen Land,
In England, sowie in Germanien
Noch heute „Pupille“ genannt.

So haben die klassischen Alten
Feinsinnig und höflich betont,
Dass Jedem mit magischem Walten
Ein Mädchen im Augenstern wohnt.
Ist das Weib doch die Seele des Lebens,
Und das Auge, dies helldunkle Bild
Des geheimnissvoll seelischen Webens,
Drum mit Recht als ein Weibliches gilt.

Denn gleich wie die Augen erst krönen
Mit herrlichster Schönheit den Leib,
So ist alles irdischen Schönen
Aufleuchtendes Auge das Weib.
Und weil wir das All und das Leben
Nur im Spiegel der Augen erschau'n,
Weil erst sie es zur Schönheit erheben,
Drum: ein Hoch uns'ren Augen, — den Frau'n!

Herr Buchhändler Buschbeck knüpfte an den Damentoast eine launige Variante; Herr Custos Buchholz trank auf die Gäste, und Herr Hofgoldschmied Telge gedachte der Konzertsängerin Frl. Martha

Brandt, die durch den seelenvollen, mit stürmischem Beifall aufgenommenen Vortrag ihrer Lieder so wesentlich zur Erhöhung der Feststimmung beigetragen hatte.

Den Abschluss der gemeinschaftlichen Gesänge bildete ein vom Herrn Grubenbesitzer F. W. Körner gespendetes humorvolles Lied, nach dessen Beendigung Herr Techniker Pütz als „Schnellzeichner“ reichliche Anerkennung fand. Bei Unterhaltung und Tanz währte das Fest bis zur fünften Morgenstunde.

Kleine Mitteilungen.

Drei Nachrichten aus dem Grunewald.

I. Alter Windbruch. Wandert man längs der Seekette, welche sich durch den Grunewald bei Berlin vom Lietzensee bis zum Wannsee erstreckt und, unter Hinzurechnung der zu Fennen und Mooren eingeschrumpften früheren Wasserflächen dazwischen, beziehentlich nach Abrechnung der im Laufe der Jahrhunderte aufgewehten Dünenzüge, eine ununterbrochene Wasserverbindung zwischen der Spree hinter der Flora in Charlottenburg und dem Wannsee nördlich vom Nicolas-See gebildet hat, so gewahrt man sowohl im offenen Wasser, wie am Rande desselben, wie in den Torfstichen, Mooren u. s. w. ganze Reihen dahingestreckter Bäume, nicht gefällt, sondern, wie die oft noch vorhandenen Wurzeläste zeigen, umgesunken oder vom Winde gestürzt. Meist sind es Kiefern, darunter riesenhafte Exemplare, viel seltener Eichen, diese vielleicht wegen ihrer grösseren Schwere, anscheinend gewöhnlich tiefer liegend. Bei der Wiederherstellung der kleinen Seen, die einst Torffenn, Rundesfenn, Langes Fenn und Diebsloch hiessen, seit Gründung der Kolonie Hubertus-Grunewald in Wasserflächen verwandelt, die poetischen Namen Hubertussee, Herthasee, Königssee und Dianasee führen, hat man in den Jahren 1888—92 viele dieser versunkenen Stämme gefunden, eingeschlagen und so manche Klafter dieses, ungezählte Jahrhunderte alten Kiefern-Holzes zum Teil in jenen „Holzauktionen“ verkauft, die schnell eine komische Bedeutung erlangt und den Stoff zu dem vielgesungenen Gassenhauer „Im Grunewald ist Holzauktion!“ geliefert haben. Wenn der sehnlichste Wunsch des Märkischen Provinzial-Museums: eine methodische wissenschaftliche Untersuchung unserer brandenburgischen Torfmoore, endlich in Angriff genommen wird, dann kommt hoffentlich auch die Zeit und Gelegenheit für eine botanische, geologische und archäologische Würdigung dieser vor vielen Jahrhunderten versunkenen Waldbäume. Hinzufügen wollen wir, dass diese subfossilen Baumreste auch bei den vereinzelt Seen des Grunewald's z. B. am Teufelssee und Pechsee vorkommen. Auch in der Moeckernitz-Wiese der Jungfernhaide und am Langen Fenn nahe Plötzensee finden sich diese niedergestreckten Bäume. Am fliessenden Wasser z. B. an der Havel und Spree habe ich dergl. Beobachtungen nicht gemacht, wohl aber liegt ein förmlicher Wald von versunkenen Eichen, wie ich selbst gesehen, zwischen Rahnsdorf und dem Kleinen

Müggelsee. Die Schiffer kennen die Stellen ganz wohl und schleppen gelegentlich einen Eichbaum zu Lande. Das Holz ist kohlschwarz, zerspringt an der Luft, wird aber, vorsichtig getrocknet, steinhart. In diesem Zustande wird es zu Vordersteven, Dollstöckern und ähnlichen Schiffsteilen wegen seiner Widerstandsfähigkeit gern verarbeitet. E. Fr.

II. Die Jazko-Linde im Grunewald, welche linker Hand nicht weit abseits des Weges von den Gasthäusern Schildhorn nach der Halbinsel Schildhorn mit dem von Friedrich Wilhelm IV. errichteten, verstümmelten Jazko-Denkmal, auf einem Anberg steht, ist gegenwärtig nur noch ein ganz hohler, ausgebrannter Stumpf ohne Leben, so dass die Hoffnung, der Baum werde wieder ausschlagen, vergeblich ist. Den Namen Jazko-Linde hat er selbstredend nicht durch die Volksüberlieferung, sondern nur durch Buchweisheit, Zeitungsnotizen und Sänger- oder Turner- bzw. Touristen-Begeisterung erhalten. Der Jazko-Baum ist einer der wenigen sehr alten Lindensäume im Grunewald und deshalb von jeher aufgefallen. Auch mag sich diese oder jene Sage an den Baum knüpfen. Wilhelm Schwartz bezieht die wirkliche Volkssage, dass ein wendischer Ritter auf der Verfolgung über die Havel geschwommen und Christ geworden sei, überhaupt nicht auf den durch Münzen gesicherten Jacza de Copanik, sondern auf Pribislaw, den Gemahl der Petrusa und Adoptivvater Albrechts des Bären. E. Fr.

III. Die Rieseneiche des Grunewalds. Die stärkste und älteste Eiche des Grunewalds, Kreis Teltow, steht nördlich vom Pech-See, westlich von dem gewundenen, von hier nach dem Teufelssee führenden Wege. Bei der am 24. Juli 1892 von mir und den Mitgliedern der „Brandenburgia“ Dr. Löwenheim, E. Schenk und H. Maurer mit einem Bindfaden etwa eine Spanne über der Erde ausgeführten, auf den Meterstock übertragenen Messung ergab sich, dass der Baum achtzehn Meter Umfang hat. Dies lässt auf ein Alter von 1000 Jahren ohne Bedenken schliessen, zumal wenn man den magern sandigen Kiefernboden, in dem der Nestor der Bäume von Berlins Umgegend wurzelt, in Betracht zieht. Der Baum erweist sich bei der nähern Betrachtung als eine Art dendrologisches Wunder. Der eigentliche älteste Stamm ist nur mehr ein 1 bis 1½ Meter hoher Maserklotz, der zum Teil, um den Ortsausdruck zu brauchen, „foosch“, zum Teil aber noch lebendig ist. Dieser Riesenbaum ist nach Norden zu einst vor Alter hohl geworden und abgebrochen; aus dem Innern heraus aber ist vor 100 oder 150 Jahren ein Trieb des alten Baumes aufgewachsen, der sich mit dem Stumpf dieses Invaliden durch Ueberwallung verbunden, also eine „Lebensgemeinschaft“ (Symbiose) mit ihm eingegangen ist. Dieser jüngere Trieb, eine ansehnliche Eiche von etwa 20 Meter Höhe bildend, ist leider weit eher morsch, mulmig und hohl geworden, als der Urstamm. Der Sturm der letzten Wochen hat etwa ein Drittel dieses Baumes heruntergebrochen und das vermodernde Innere blossgelegt. Auch in dieser ruinenhaften Gestalt ist der Baum noch eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges und wird der Königlichen Oberförsterei-Verwaltung behufs Schonung und Erhaltung, wie hiermit geschehen möge, bestens und wärmstens empfohlen. Ernst Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Bericht über die 2. (I. Arbeits-) Sitzung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 29. April 1896, abends 7¹/₂ Uhr,
im Bürgersaale des Rathauses.

Hauptversammlung.

Die Sitzung wurde von dem II. Vorsitzenden, Herrn Geh. Regierungs- und Stadtrat Friedel, eröffnet.

Es erfolgte zunächst der Bericht des Vorstandes über den Stand und die Thätigkeit der Gesellschaft während des verflossenen Vereinsjahres 1895/96.

1) Bericht des I. Schriftwarts.

A. Mitglieder-Statistik.

Zu Beginn des 4. Vereinsjahres belief sich die Zahl der Mitglieder auf 182 — 18 Damen und 164 Herren. Es verstarben im Laufe desselben die Herren Josef Cohn, Dominik, Dr. Hertwig, Rudholzner und Schaeffer.

In das jetzige V. Vereinsjahr tritt die Gesellschaft mit 186 Mitgliedern — 172 Herren und 14 Damen.

B. Sitzungen.

Es fanden 17 Versammlungen statt: 7 öffentliche (3 im Ständehause, 4 im Bürgersaale des Rathauses) und 10 ausserordentliche:

- am 30. März Feier des Stiftungsfestes im Architektenhause,
- „ 29. Mai Wanderfahrt nach Schloss Nieder-Schönhausen,
- „ 10. Juni Wanderfahrt nach Spindlersfeld bei Köpenick,
- „ 26. „ im Humboldtshain,
- „ 17. August Wanderfahrt nach Jagdschloss K. Wusterhausen,
- „ 22. „ in der Deutschen Linoleum-Fabrik und auf dem Körnerschen Gartengrundstück in Rixdorf,
- „ 14. September Wanderfahrt nach Stralau,
- „ 6. November in der Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche,
- „ 12. November im Königl. Museum für Naturkunde,
- „ 29. Februar 1896 in der Waffenfabrik der Aktien-Gesellschaft Ludwig Loewe zu Charlottenburg.

C. Vorträge und grössere Besprechungen.

Die Gesamtzahl derselben belief sich auf 38.

Es sprachen die Herren Geh. Regierungs- und Stadtrat Friedel 9 mal, Kustos Buchholz 4 mal, Prof. Dr. Aschersohn, Ferdinand Meyer und Dr. Zache je 2 mal, Geh. Baurat Bluth, Prof. Dr. Frentzel, Dr. Galland, Dr. Gensichen, Redakteur George, Dr. Gräbner, Direktor Hänisch, Pastor Hagemann, Chemiker Holzt, Disponent Hueck, Garten-Direktor Mächtig (die letztgenannten 6 Herren sind Nichtmitglieder), Frl. Elisabeth Lemke, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Möbius, Prof. Dr. Müllenhoff, Lehrer H. Pascal (Nichtmitglied), Techniker Pütz, Divisionspfarrer Schild (Nichtmitglied), Willibald von Schulenburg und Geh. Regierungsrat Prof. Schwartz, je einmal.

Ferdinand Meyer

2) Bericht des Schatzmeisters.

Kassen Status der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin pro 1895/96.

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

31. März 1896

Einnahmen:

	Mk.	Mk.
Titel I. Bestand.		555,73
Baarbestand		
Titel II. Mitgliederbeiträge.		
pro I. Sem. 95/96 174 à 6 Mk.	1044,—	
pro II. Sem. 95/96 164 à 6 Mk.	984,—	
		2028,—
Titel III. Aussergewöhnliche Beiträge.		
a) Zuschuss der Brand. Landeskasse	1000,—	
b) desgl. des Magistrats	500,—	
c) Verkauf von Heften in dem Archiv	92,—	
d) Überschuss vom Stiftungsfest	40,50	
		1632,50
Titel IV. Reservefonds.		
Kapitalzinsen		35,—
Summe der Einnahmen		4251,23
Kapitalvermögen. Berl. 3 $\frac{1}{2}$ % Sadt-Anleihe Mk. 1000,—		

Ausgaben:		Mk.	Mk.
Titel I. Lokal.			
Vacat			—
Titel II. Drucksachen.			
a) Monatsheft 1—12 und Archiv		2301,40	
b) Abbildungen etc.		51,10	
		<hr/>	2352,50
Titel III. Porti und Depeschen.			
Portiauslagen			57,09
Titel IV. Bureau- und Schreib-Material.			
Stempel etc.			10,25
Titel V. Remuneration für gel. Arbeiten.			
Kopialien etc.			120,—
Titel VI. Bibliothek.			
Vacat			—
Titel VII. Sonstige Ausgaben.			
Vacat			—
Titel VIII. Aussergewöhnliche.			
Wanderversammlungen etc.			49,40
Titel IX. Reservefonds.			
Vacat			—
	Summa der Ausgaben		2589,24
	Summa der Einnahmen	4251,23	
	Summa der Ausgaben	2589,24	
		<hr/>	
	Bestand pro 1896/97		1661,99

Berlin, den 27. April 1896.

Wilhelm Ritter, Schatzmeister.

Nach den Belegen und dem Kassa-Buch bezüglich der Einnahmen und Ausgaben revidiert und richtig befunden. Hiernach bleibt ein Bestand pro 1896/97 von

Eintausend sechshundert ein und sechzig Mk. 99 Pf.

übrig.

Berlin, den 27. April 1896.

W. Liebenow,
stellvertretender Obmann.

Vereins-Haushaltetat der Gesellschaft für Heimatkunde der
Provinz Brandenburg zu Berlin pro 1896/97.

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

31. März 1896.

Einnahmen:

	Mk.	Mk.
Titel I. Bestand.		
Baarbestand de 1895/96		1661,99
Titel II. Mitgliederbeiträge.		
pro 96/97. 150 Mitglieder à 12 Mk.		1800,—
Titel III. Aussergewöhnliche Beiträge.		
a) Zuschuss des Magistrats pro 96/97	500,—	
b) Überschuss v. Wanderversammlungen	3,01	
		503,01
Titel IV. Reservefonds.		
Kapitalzinsen		35,—
Summa der Einnahmen		4000,—

Ausgaben:

	Mk.	Mk.
Titel I. Local.		
Vacat		—
Titel II. Drucksachen.		
a) Monatsheft 1—12, Archiv	2400,—	
b) Zeichnungen etc.	100,—	
		2500,—
Titel III. Porti und Depeschen.		
Porti etc.		50,—
Titel IV. Bureau- und Schreib-Materialien.		
Couverts, Papier etc.		40,—
Titel V. Remuneration für gel. Arbeiten.		
Kopialien etc.		120,—
Titel VI. Bibliothek.		
Buchbinder etc.		40,—
Titel VII. Aussergewöhnliche.		
Wanderversammlungen etc.		50,—
Titel VIII. Reservefonds.		
a) Kapitals-Anlage	540,—	
b) Baarbestand	660,—	
		1200,—
Summa der Ausgaben		4000,—

3) Bericht des Bibliothekars.

Im verfl. Vereinsjahre stand die Brandenburgia mit 52 Vereinen und Gesellschaften im Schriftenaustausch gegen 46 im Jahre vorher. Der Bücherbestand ist von 250 auf 266 Nrn. gestiegen, der Zuwachs beträgt also 16, wobei die laufenden Vereinsschriften, die zur alten Nr. abgelegt sind, nicht mitzählen. Bilder besass die Brandenburgia im Jahre 1894/95 95 St. und ist durch den Zuwachs von 5 St. auf 100 pro 1895/96 gestiegen.

E. Bahrfield.

4) Wahl des Vorstandes.

Auf den Vorschlag des Obmanns des Ausschusses, Herrn Geheimen Seehandlungsrates Dr. Schubart wird der bisherige Vorstand durch Acclamation wieder gewählt. An Stelle des verstorbenen Archivars wird Herr Landgerichtssekretär Altrichter gewählt, welcher die Wahl annimmt. Der Vorsitzende dankt im Namen des Vorstandes. Demnach setzt sich der Vorstand folgendermassen zusammen. 1. Vorsitzender Oberbürgermeister Zelle, 2. Vors. Geheimer Regierungs-Rat und Stadtrat Friedel, 1. Beisitzender Schulrat, Professor Dr. Euler, 2. Beis. Dr. med. Carl Bolle, 1. Schriftwart Magistrats-Sekretär Ferdinand Meyer, 2. Schriftw. Oberlehrer Dr. Zache, Pfleger General-Konsul Landau, Schatzmeister Banquier Ritter, Bibliothekar Bank-Inspektor Dr. Bahrfield und Archivar Landgerichtssekretär Altrichter.

5) Die Wahl des Ausschusses ergab folgendes Resultat: Geheimer Regierungs-Rat, Professor Dr. Liebenow (Obmann), Privatdozent Dr. Galland (Obmann-Stellvertreter), Geheimer Baurat Bluth, Kustos Buchholz, Ordentlicher Lehrer W. Hartwig, Professor Dr. Arthur Krause, Landes-Baurat Langen, Major z. D. von Maltiz, Oberlehrer Dr. Matzdorff, Direktor, Professor Dr. Reinhardt, Hofjuwelier Telge.

Im Uebrigen fand sich Folgendes zu erwähnen.

6. Herr Schulinspektor Dr. L. H. Fischer hat in dem soeben erschienenen 2. Bande des Archiv's: „Joh. Leonh. Frisch's Briefwechsel mit G. W. Leibnitz“ herausgegeben. Der 2. Vors. dankt dem Herausgeber für die Mühe und Sorgfalt, welche er auf diesen interessanten „Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens in Berlin zu Anfang des 18. Jahrhunderts“ verwendet hat, namens der Gesellschaft auf das Verbindlichste.

7. Das Römisch-Germanische Centralmuseum in Mainz, welchem die Aufgabe erwächst, die zerstreuten Denkmale der deutschen Urgeschichte bis zur Zeit Karls des Grossen und die der auswärtigen insbesondere der römischen Kultur, soweit sie auf deutsche Lande und ihre Bewohner eingewirkt, in plastischen Nachbildungen

zu vereinigen, hat seinen Verwaltungsbericht vom 28. März 1896 eingesendet. Die jährliche Vermehrung beträgt ca. 500 Nummern. Originale werden nur dann angekauft, wenn sie billiger als Nachbildungen sind. Die vielen im R. G. C. M. befindlichen Originale gehören, was besonders zu beachten, dem Mainzer Altertumsverein. Die Abt. der prähistorischen Altertümer wurde im Jahre 1894/95 um 197 Nummern vermehrt. Das Märkische Museum hat Urnen und Bronzegeräte zur Abformung dargestellt; überhaupt hat das R. G. C. M. in den letzten Jahren mit grossem Eifer der Vermehrung seiner Nachbildungen aus dem Norden, Nordosten und Osten Deutschlands obgelegen, um die allerdings sehr grossen hier vorhandenen Lücken einigermaßen auszufüllen. Die „Brandenburgia“ hegt für das Gedeihen des vom Konservator L. Lindenschmit mustergültig verwalteten R. G. C. M.'s die besten Wünsche.

Der II. Vorsitzende teilt hierauf Folgendes mit.

8. Der Touristenklub für die Mark Brandenburg weist auf den 12. Jahresbericht, aus dem nur Erfreuliches zu berichten. Die Wegebezeichnung im Grunewald und in der Jungfernhaide hat der Klub beendet. Der von ihm herausgegebene Fontane'sche Führer durch die Umgegend Berlins liegt in 5 Teilen vollständig vor.

9. *Sorbus aucuparia*, var. *dulcis*. Unser Mitglied, Herr Oekonomierat Späth in Britz, von dem die süsse Spielart der Eberesche aus Russland eingeführt worden ist, hat von daher auch in Zucker kandierte Früchte dieser Pomacee freundlichst mitgeteilt; dieselben schmecken, wie Dr. Bolle und Geheimrat Friedel bekunden, sehr gut und verdienen in den weitesten Kreisen unserer Heimat Verbreitung, insbesondere aber Nachahmung. Vgl. über denselben Gegenstand Monatsblatt IV, 1895/96 S. 365.

10. Artisse-Eidechse. Zu diesem Ausdruck (vgl. W. von Schulenburgs Mitteilung im Monatsblatt IV 1895/96 S. 368) sendet Mitglied Prediger E. Handtmann zu Seedorf bei Lenzen a. E. Folgendes ein.

„Die Eidechse nannten wir in der Neumark (Kreise Königsberg, Landsberg, Sternberg) „Antische.“ Man erklärte folgenderweise: Wenn verfolgt, flieht diese „Aaskröte“ nicht wie andere landläufige Amphibien, als da sind Frösche, Kröten, Unken, Nattern, sondern wendet sich feindlich gegen den Verfolger und „zischt“, plattdeutsch „tischt“, bez. „kischt“, denselben in kurzen Athemstössen wütend an.“

Also „Antische“ = Anzischendes Tierlein.

So Brauch und Sprechweise einfachster Volksschichten.

11. Kukeluren = Kienapfel. Zu der bezüglichen Bemerkung W. von Schulenburg's a. a. O. S. 368 schreibt Herr E. Handtmann wie folgt:

„Kukeluren“ für „Kienäpfel“ ist mir

a. auch aus der Ostprignitz, Frohne bei Meyenburg, bekannt; desgl. Herrn Kantor Johns in Kietz (Elbe), früher in Eldenburg.

b. noch mehr kenne ich den Gebrauch des Wortes „Kokeluren und Kokeluren“ — also in der letzten Silbe wechselnd bald r bald k, aus meiner Heimatsstadt Potsdam, speziell der Umgegend des Kadettencorps und des Brauhausberges, sowie der von mir bis zu meinem 26. Lebensjahre hin viel besuchten Dörfer Wildenbruch, Stücken, Blankensee, Stangenhagen, Zauchwitz, Michendorf, Gröben, Siethen, Beuthen, Chiasm.

Auch hatten wir Kinder dort ein Spiel. Eine Strippe wurde an die Spitze des noch grünen oder doch noch frischgrünen geschlossenen Kienapfels gebunden und hin und hergeschwenkt unter Absingen des Kindermädchenreims:

„Bim, bam, Bähhlamm,
Glake, geh nach Potsdam!“

Hörten das Stadtbewohner, so drohte es Schläge. Denn es waltete der Aberglaube: derartiges Kindersingen wäre Vorbedeutung bald ausbrechenden Brandes.

Ich mache darauf aufmerksam, dass nur der noch frische Kienapfel die Bezeichnung „Kokelure“ bez. „Kokeluke“ trug. Der trockene, in sich gespreizte und gedunkelte, hiess in der Volksbezeichnung „Rauchkopf, Wuschekopf, Kratzbesen“ und stand im Rufe, Wurfwaffe von Kobolden und Hexen zu sein, vermöge deren einem etwas angethan wurde.

Ueberhaupt haftete damals (vor 40–50 Jahren) den Kienäpfeln, sowohl den frischen wie den trockenen, in der Volksvorstellung etwas Unheimliches an. Ihr flackerndes Brennen und ihre grosse Heizkraft, zum Herstellen von Plättbolzen vorzüglich, galt als etwas höllisches.

Nicht uneben war, dass die nur hochdeutsch sprechenden Kadetten im Potsdamer Kadettencorps und ebenso die Söhne und Töchter der „Stadtpotsdamer Gebildeten“ unser volksbräuchliches „Kokeluren“ verbalhornisierten in „Kökellöcken“, bezw. Kökel-glocken.“ Kökeln = mit Feuer spielen.

Für die Schreibweise mit r, also „Kokeluren“ wüsste ich keine alte Herleitung, will man nicht zu einem Sprechfehler seine Zuflucht nehmen. Wie ähnlich aus „Theerofen“ im Dialekt „Theeren“ geworden ist, endlich „Thüren.“

Dagegen für die Sprechweise mit k, also „Kökeluren“, scheint mir ein dem Volke verbliebener slavischer Sprachrest vorzuliegen. Betreffend Wendisch wird ja Herr von Schulenburg die beste Auskunft geben.

Mir fällt bei dem Volksausdruck „Kokeluke“ das russische Wort *коклѹха* = Kok'ljucha ein, fast gleichlautend; bedeutet = Klöppel, Glockenklöppel.“

In der That hat der frische, grüne, bez. graue Kienapfel Aehnlichkeit mit dem Glockenklöppel. Auch würde derartige Bedeutung gut zu dem oben erwähnten Verse und Spiele sowie zu dem damit verknüpften Brandbergglauben passen.

Wollen Sie für unsere „Brandenburgia“ vorstehende Mitteilung benutzen, soll es mich freuen. Vielleicht auch geben gleich mir „geborene Potsdamer“ weitere Auskunft.“

12. Geheimrat Dr. Wilhelm Schwartz theilt Herrn E. Friedel mit, dass er in Folge der von Schulenburg'schen Anregung in Sputendorf bei Gross-Beeren Nachfrage gehalten, aber den Bescheid erhalten habe, der Ausdruck Kuckeluren sei daselbst im Volksmunde unbekannt.

13. „Das Tierreich. Eine Zusammenstellung und Kennzeichnung der recenten Tierformen. Herausgegeben von der Deutschen Zoologischen Gesellschaft.“ Generalredakteur: Franz Eilhard Schulze. Herr Geh. Reg.-Rt. Dr. Schulze hat Herrn E. Friedel die Probeflieferung: „Heliozoa, bearbeitet von Dr. Fritz Schandinn“ Berlin 1896 mitgeteilt. Herr Friedel bemerkt dazu Folgendes. Dies im Verlag unseres Mitgliedes Herrn Buschbeck (in Firma R. Friedländer und Sohn) erscheinende Riesenwerk erfordert bis zur Fertigstellung etwa 25 Jahr und gereicht deutschem Forscher-Fleiss zur grössten Ehre, um so mehr als bei dem deutschen Gelehrten, der Eigenart unseres Volkscharakters entsprechend, mehr die Neigung zur Vertiefung in die Analyse vorherrscht, während die grössten Arbeiten der Synthese (wenn wir von Al. v. Humboldt's Kosmos und wenigen anderen deutschen Standardworks verwandter Art absehen) mehr den Ausländern, insbesondere den kühneren Engländern und Franzosen zufallen. Seit Linné's Systema Naturae ist nicht wieder der Versuch gemacht worden, sämtliche lebende Tierformen in Einem Werke systematisch zu behandeln. Die Zahl der bekannten Arten ist seitdem ins Ungemessene gewachsen. Die einheitliche Durchführung des Werkes ist durch eine Reihe wohldurchdachter Bestimmungen gesichert. So gelten für die Benennung der Tierformen und der systematischen Gruppen die von der D. Zool. Ges. angenommenen Regeln, für die Farbenbezeichnungen Saccardo's Chromotaxia, für Abkürzungen der Autorennamen die Berliner Autorenliste. Herrn Eilhard Schulze steht ein Redaktions-Ausschuss zur Seite, der aus dem Vorsitzenden der D. Zool. Ges., unserem Mitglied Geheimrat Dr. Karl Möbius u. A. zusammengesetzt ist.

Auch die ungenügend beschriebenen und zweifelhaften Arten sowie die Unterarten und Varietäten, ferner wichtige Entwicklungsstufen, abweichende Generationen und besonders merkwürdige biologische Verhältnisse werden berücksichtigt, dgl. die geographische Verbreitung jeder Art, ebenso die wichtigste Literatur und sämtliche synonyme Benennungen, damit das abgeschlossene Werk über jeden seit Einführung der binären Nomenklatur gebrauchten systematischen Namen Auskunft zu geben vermag. Dass viele Teile des Riesenwerks bei Beendigung desselben inzwischen unvollständig geworden sind, ist unvermeidlich, dieser Nachteil erscheint aber gegenüber dem immensen Vorteil, dass man ein, eine ganze Bibliothek ersetzendes Fundamentalwerk gewinnt, auf welches die gesamte Naturforscherschaft Rücksicht nehmen muss, ein geringer.

Da sämtliche lebende Tierformen der Provinz Brandenburg in dem „Tierreich“ enthalten sein werden, so hat das Werk auch für unsere besondere Heimatkunde das grösste Interesse.

Dass die zu den Protozoen gehörigen Heliozoen für das Probeheft gewählt sind, hängt mit dem geringen Umfang dieser Tiergruppe zusammen, von welcher übrigens einige Arten auch in der Provinz Brandenburg vorkommen.

Die Brandenburgia wünscht dem Epoche machenden Werk stetigen Fortgang und besten Erfolg.

14. Hexen-Baum und Hexen-Besen. Herr E. Friedel macht auf einen von ihm am Ostersonntag, den 5. April d. J. aufgefundenen Baum (Hainbuche, *Carpinus Betulus* L.) aufmerksam, welcher eine solche Menge von Hexenbesenbildungen aufweist, dass man ihn kurzweg einen Hexenbaum nennen kann. Der Baum steht in Witzleben bei Charlottenburg auf sumpfigem Boden am Ostrande des Lietzen-Sees, ungefähr da, wo sich auf der Generalstabskarte der Fusspunkt des Buchstaben L in dem Namen Lietzen-See gedruckt befindet. Aus dem Baumstamm wachsen vielfach Zweige kandelaberartig senkrecht in die Höhe, verdicken sich keulenartig am Ende und hierauf wiederum streben Gruppen von Zweigen, lichterartig aufwärts, auf denen nochmals andere stehen. Das Ganze wirrt sich vielfach durcheinander und giebt dem Baum, der zur Zeit noch kein neues Laub zeigt, ein seltsames, gespenstisches Aussehen, welches umsomehr auffällt, als in der Nähe mehrere durchaus normal gewachsene Hagebuchen-Bäume stehen. Der Baum ist am 7. d. M. von Herrn H. Maurer photographiert worden, nebst einem zweiten kleineren, der in der Nähe steht und in der Mitte des Stammes ebenfalls hexenbesenartige Auswüchse hat, wie dergleichen auch aus dem Stumpfe einer dritten Weissbuche emporsprossen. Die erstgenannte Hagebuche hat einen Meter über dem Erdboden gemessen,

anderthalb Meter Umfang. Herr Friedel besichtigte beide Bäume mit Professor Dr. Paul Magnus zusammen am 28. d. M. Letzterer Fachmann bemerkt, dass der erstgenannte Baum, der ihm wegen seines bizarren, anscheinend aus mehren parallel gewachsenen Bäumen durch Überwallung verbundenen Bäumen bestehend, mit *Exoascus* sicherlich nicht behaftet sei, die hexenbesenartigen Verbildungen also einen anderen Grund hätten. Möglich sei es, dass der zweite Baum später *Exoascus* aufweise. Die besenartigen Auswüchse des dritten Baumes seien lediglich durch Abhauen und Verschneiden des Stammes und der Äste erzeugt.

Der Vortragende Friedel macht anlässlich der letzten Bemerkung darauf aufmerksam, dass durch Menschenhand nicht selten unbeabsichtigt hexenbesenartige Bildungen erzeugt werden, die man an den betreffenden Bäumen am besten sieht, wenn sie noch unbelaubt sind. So an Kopfweiden oder Kropfweiden (*Salix alba* L.), an Kugelakazien (*Robinia Pseudacacia* L. var. *umbraculifera* D. C., mit gewundenen Zweigen var. *tortuosa* D. C.), bei Allee-Pappeln: *Populus nigra* L. (Schwarzpappel), *P. canadensis* Michaux (kanadische Pappel) und *P. italica* Mech (Spitzpappel). Es kommt dies von dem Köpfen oder Kröpfen der Bäume, deren Stamm oder Äste sich an den verletzten Stellen narbig zusammenziehen und später eine Menge kleiner, oft wirr und struppig wachsender Zweiglein erzeugen. Bei der Kugelakazie ist die Hexenbesenform sozusagen das Normale, das Beabsichtigte. Auch bei der Winterlinde (*Tilia ulmifolia* Scop.) und der Sommerlinde (*T. platyphylla* Scop.) wachsen gern an den Stellen, wo Äste am Stamm gestutzt sind, kleine Schösslinge in Masse hervor, welche von den Gärtnern angeblich um die Schönheit des Wuchses nicht zu beeinträchtigen, abgestossen werden, sich wieder erneuern und schliesslich jene wulstigwarzigen Auswüchse, die nichts weniger denn schön aussehen, an den Lindenstämmen unserer Alleen erzeugen. Diese Lindenbaum-Individuen erzeugen dergl. wirre Zweigausschläge auch aus den Wurzeln, was man z. Z. an den Linden des Charlottenburger Schlossgartens beobachten kann. Bäume, die fortwährend gestutzt werden, wie z. B. in der italienischen Schweiz und in der Lombardei und auch bei uns, wo noch Seidenzucht getrieben wird, die Maulbeerbäume (*Morus alba* L.) oder Platanen (*Platanus occidentalis* L. und *Pl. acerifolia* Willd.), bekommen seltsame Äste, die in förmliche Keulenköpfe auslaufen. Auf diesen Keulenköpfen entwickeln sich die Zweige struppig und sparrig d. i. hexenbesenartig. Bezüglich der Platanen kann man diese Erscheinung z. B. an den die Uferpromenade der Stadt Lugano bildenden Alleeebäumen in der auffallendsten Weise sehen. Ferner ist der Stockausschlag mancher gefällten Bäume z. B. der Edelkastanie (*Marone*) (*Castanea sativa* Mill. = (*vesca* Gaertn.) so sparrig und struppig, dass auch hier

scheinbare Hexenbesenwucherungen entstehen. Dass diese scheinbaren Hexenbesen, die von Menschenhand teils absichtlich, teils unabsichtlich erzeugt werden, von den rein natürlich entstehenden eigentlichen Hexenbesen auseinander gehalten werden müssen, halte ich, bemerkt Herr Friedel, hier zu betonen, nicht für überflüssig.

Am Lietzen-See fanden wir (Friedel, Magnus und Maurer), fährt Herr Friedel fort, hexenbesenartig gekrümmte Bildungen an den Zweigausläufern einer Erle (*Alnus* wahrscheinlich *incana*, was wegen mangelnder Laubentwicklung zur Zeit noch nicht entscheidbar); dieselben sollen weiter beobachtet werden.

Was die 3 kugeligen Hexenbesen auf Birken im Botanischen Garten anlangt, so fand ich davon am 9. d. M. einen am Ende eines schwanken Zweiges einer *Betula dahurica* Hentze, und zwei am Ende von Zweigen einer *Betula pubescens* Ehrh. var. *carpathica* Willd. Die Hexenbesen auf Kirschen blühen niemals, beweisen also auch hier das Krankhafte ihrer Entstehung. Noch sei verwiesen auf einen bezüglichen populären Aufsatz in „Natur und Haus“, Jahrg. III 1894 S. 13, betitelt „Über Hexenbesen (Astwucherungen)“. Der erwähnte Dr. Paul Magnus, welcher in den Abhandlungen des uns nahestehenden Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg Jahrg. XXXV, XXXVI und XXXVII die Peronosporeen, Exoasceen und Ustilagineen der Provinz Brandenburg bearbeitete, hat im Jahrg. XXXVIII einen Nachtrag geliefert (S. 8 flg.), worin zur Hexenbesenfrage folgende Anführungen gehören: *Exoascus Pruni* Fckl. auf *Prunus domestica* L. Chaussee bei Frankfurt a. d. O. Pr. Padus L. Triglitz, Ost-Priegnitz. — *E. Insiticiae* Sadeb. auf *Prunus insiticia* L. Triglitz — *E. Cerasi* Sadeb. auf *Prunus avium* L. und Pr. *Cerasus* L. beide in Triglitz. — *E. Crataegi* Sadeb. auf *Crataegus Oxyacantha* L. Triglitz. — *E. Tosquetii* Sadsb. auf *Alnus glutinosa* Gaertn. Triglitz. — *E. turgidus* Sadeb. auf *Betula verrucosa* Ehrh. (Triglitz). — *E. betulinus* P. Magn. auf *Betula pubescens* Ehrh. Triglitz in Knicks und auf *B. pubescens* var. *carpathica* Willd in Knicks ebendasselbst. — *E. Carpini* Rostr. auf *Carpinus Betulus* L. Triglitz und in dem Tegeler Forst, vgl. Carl Bolle in der „Deutschen Garten-Zeitung“ 1886 S. 116 und S. 201.

15. Herr Geheime Baurath Bluth hat in seiner Eigenschaft als Konservator der Denkmäler der Provinz Brandenburg eine „Anleitung für die Pflege und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Brandenburg“ ausgearbeitet im Auftrage der Provinzialkommission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg, die unsomewhat uns angeht, als die No. C § 1 unserer Satzungen bekanntlich

„den Schutz der natürlichen und geschichtlichen Nationaldenkmäler innerhalb des Gebietes beziehentlich die Unterstützung der dem Denkmalsschutz dienenden Anordnungen der Behörden“ ausdrücklich zu einer unserer Hauptaufgaben macht.

Das Büchlein (klein 8^o, 57 S.) definiert den Begriff des Denkmals und giebt Mitteilungen über die Erhaltung der Denkmäler, erläutert auch die vorgeschichtlichen Altertümer, die Münzenfunde, die kirchlichen Gebäude nebst deren Ausstattung sowie die profanen Denkmäler. Die letzteren Gegenstände sind so eingehend behandelt, dass sie eine auch für den Laien leicht fassliche Geschichte der brandenburgischen Baukunst geben.

Der „Anleitung“ ist die weiteste Verbreitung, insbesondere aber die entsprechende Beachtung zu wünschen.

Die Versammlung nahm von dem herungereichten Exemplar, welches für die Bücherei der Gesellschaft vom Verf. übergeben wurde, mit Dank Kenntniss.

16. Unser Ehrenpräsident, der bisherige Landesdirektor der Provinz Brandenburg Wirklicher Geheimrat Dr. von Levetzow legt sein Amt zum 1. d. M. nieder. Aus Anlass dieses Umstandes begab sich eine Abordnung des Vorstandes und Ausschusses am 25. d. M. zu Herrn von Levetzow und hielt der II. Vorsitzende an denselben eine kurze Ansprache ungefähr folgenden Inhalts:

„Hochzuverehrender Herr Wirklicher Geheimrat! Es ist dem Vorstand und Ausschuss der Brandenburgia ein Herzensbedürfniss, Ew. Excellenz beim Scheiden aus Ihrem hohen Amte eines Landesdirektors gerade derjenigen Provinz, deren Wohl uns besonders am Herzen liegt und in deren Dienst wir uns, wie in den der Stadt Berlin, mit unseren Bestrebungen in gewissem Sinne gestellt haben, für all das Freundliche und Gute zu danken, welches Sie unserer Gesellschaft amtlich und ausseramtlich erwiesen haben. In der That verdanken wir es nicht zum wenigsten Ihrer Fürsorge, wenn die Brandenburgia, wie Gott Lob! ersichtlich, so gedeihliche Fortschritte gemacht hat.

Glücklicher Weise behalten wir ja Ew. Excellenz als unsern Ehrenpräsidenten und wir hoffen, dass, wenn es sich gerade so trifft, Ew. Excellenz noch oft unseren Sitzungen als höchster Vorsitzender präsidieren werden. In jedem Falle empfehlen wir unsere gemeinnützige vaterländische Gesellschaft auch für die Zukunft Ihrer gütigen Förderung.

Und wie wir unsern Herrn Ehrenpräsidenten heut in voller körperlicher und geistiger Frische und Rüstigkeit vor uns sehen, so erhoffen wir, dass Ew. Excellenz dieselbe durch des Allmächtigen Gnade noch viele, viele Jahre erhalten bleiben möge.

Excellenz von Levetzow dankte mit bewegten Worten und sagte der Brandenburgia seine thätige Mitwirkung auch fernerhin zu.

17. Dass Herr Freiherr Otto von Manteuffel, auf Schloss Krossen bei Drahnisdorf N.-L., der neue Landesdirektor und Nachfolger des Herrn von Levetzow, bisher Landrat des Kreises Luckau, unserer Gesellschaft als neues Mitglied beigetreten, wissen wir um so höher zu schätzen, als es bekannt ist, wie der neue Landesdirektor von jeher der Heimatkunde, der Geschichte und den Altertümern der Provinz Brandenburg ein besonderes Interesse gewidmet hat. Die Gesellschaft begrüsst den neuen Herrn Landesdirektor verbindlichst.

18. Die Geographische Gesellschaft zu Greifswald, welche unter der vortrefflichen Leitung des Herrn Professor Dr. Credner steht, der es, wie kein zweiter, versteht, das weiteste Interesse für die Landeskunde zu erwecken und diese unsere Wissenschaft im besten Sinne zu vervollständigen, hat am 13. Februar eine besondere

Abteilung für Heimatkunde

begründet.

Diese bezweckt:

1. den Mitgliedern Gelegenheit zu bieten, den Heimatsbezirk, in erster Linie also Vorpommern und Rügen, durch eigene Anschauung, namentlich durch Ausflüge und Wanderungen, durch Besichtigung von naturwissenschaftlich oder geschichtlich-ethnographisch bemerkenswerten Punkten und Orten, durch Besuch wichtiger Handels- und Gewerbeanlagen u. dergl. näher kennen zu lernen,
2. zu Studien und Arbeiten auf dem Gebiete heimatlicher Landes- und Volkskunde Anregung zu geben,
3. geeignete Arbeiten auf diesem Gebiete in der Zeitschrift der Gesellschaft, den „Jahresberichten der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald“, zu veröffentlichen und dadurch den Mitgliedern zugänglich zu machen,
4. durch Anlage einer besonderen „heimatskundlichen Abteilung“ der Vereins-Bibliothek den Mitgliedern die Einsichtnahme und das Studium bereits vorhandener heimatskundlicher Werke, Abhandlungen und Karten zu erleichtern.

Die Abteilung bildet einen Zweig der Geographischen Gesellschaft und untersteht dem Gesellschaftsvorstande. Dieser ist ermächtigt, für die Ausflüge und Wanderungen einzelne Mitglieder an der Leitung zu beteiligen; diese haben für die Dauer des Ausfluges die Stellung von Vorstandsmitgliedern.

Besondere Beiträge werden für die Abteilung nicht erhoben; alle Auslagen für sie leistet die Gesellschaftskasse.

Der betreffende Aufruf fügt Folgendes, was auch unsererseits wohl beachtet zu werden verdient, hinzu:

Nur als Beispiele sind im Folgenden einige Punkte zusammengestellt, deren Beobachtung wir den Freunden unserer Bestrebungen besonders empfehlen und über welche uns Mitteilungen erwünscht sein würden.

I. Kartenwesen des Heimatsgebietes

Mitteilungen über Unrichtigkeiten der vorhandenen Karten, über falsche Namen von Ortschaften, über wünschenswerte Nachträge, Ergänzungen, Verbesserungen und Neueintragungen, — über den Besitz bemerkenswerther alter Landkarten, Flurkarten, Stadt- und Ortspläne aus dem Bereiche des Heimatbezirkes. Etwaige Zuwendungen derartiger, namentlich älterer Karten und Abbildungen an die heimatskundliche Abteilung der Vereinsbibliothek würden mit grossem Danke begrüsst werden.

II. Oberflächengestaltung und geologischer Bau.

Mitteilungen über auffällige Oberflächenformen, — Massenhäufungen von erratischen Blöcken und Gesteinschutt („Geschieberücken“, „Geröllstreifen“), — besonderen Steinreichtum von Feldern, — durch Gestalt oder Grösse auffallende Blöcke, — Entstehen von Erdfällen (Einbrüchen), — Ergebnisse bezüglich des Bodenbaues bei der Anlage von Brunnen und Bohrlöchern, von Eisenbahn- und Strasseneinschnitten (Angabe der Schichten nach Beschaffenheit und Mächtigkeit, womöglich unter Einsendung charakteristischer, nach ihrer Tiefenlage genau bezeichneter Bodenproben); — Zerstörungen und Veränderungen der Küsten durch Sturmfluten, sowie durch Stürme und Eisschub, oder durch Abbrüche oder Rutschungen, — Veränderungen der Stranddünen durch Stürme und Fluten, — Neulandbildungen durch Anschwemmungen von Seesand und Moorwachstum.

III. Hydrographie.

Mitteilungen über eingetretene Veränderungen in der Wasserführung von Quellen, Bächen, Flüssen, — Erlöschen oder Neu-Entstehen von Quellen, — Beschaffenheit der Quellwasser, — Veränderungen des Wasserstandes in Seen und Teichen, sei es plötzlicher, sei es allmählicher Art, — Laufverlegungen von Bächen und Flüssen.

An den Küsten: Eintritt von Sturmfluten und „Seebären“ (plötzlich eintretende Flutwellen), schleunigste Benachrichtigung dringend erwünscht, — Eispackungen und deren Wirkungen auf den Strand, — Verfärbungen des Meerwassers durch massenhaft auftretende Organismen.

IV. Klimatisches und Meteorologisches.

Mitteilungen über den Eintritt auffälliger atmosphärischer Erscheinungen (Fata Morgana, Nordlicht, Dämmerungs-Erscheinungen), — bemerkenswerte Gewittererscheinungen, — Blitzwirkungen u. s. w., —

aussergewöhnliche Stürme und deren Wirkungen, Wolkenbrüche, — auffällige Schneebildungen u. s. w.

V. Pflanzen- und Tierwelt.

Mitteilungen über Aussterben bisher vertretener oder Einwanderung und Neu-Auftreten bisher nicht beobachteter Formen, — Funde ausgestorbener Tier- und Pflanzenformen in Torfmooren, Thonlagern oder Kalktuffbildungen.

VI. Vorgeschichtliche Bevölkerung.

Mitteilungen über Funde von menschlichen Resten (Knochen, Werkzeugen, Waffen und Geräten aus Stein, Bronze, Kupfer, Eisen, Gold, Silber in Torfmooren, auf Feldern, bei Graben-, Strassen-, Eisenbahn-Anlagen, in Hünengräbern), — Vorkommen von Dolmen, Steintischen, Einzelsteinen, Steinkreisen, Ding- und Gerichtsstätten u. s. w., über Reste von Pfahlbauten in Seen, Teichen oder Torfmooren, — über Münzfunde, alte Grab- und Opferstätten, Burgwälle, „Schanzen“ u. dergl.

VII. Jetzige Bevölkerung. (Volkskunde im engeren Sinne).

Mitteilungen über:

1. besondere Sitten und Bräuche im Familienleben (bei Werbung, Hochzeit, Schwangerschaft, Geburt, Taufe, Todesfällen), an den Festen (in den zwölf Nächten zu Weihnachten, Neujahr und Heiligen Drei-Königen, zu Fastnacht, Ostern, Walpurgis, am Maifest, zu Pfingsten, am Johannis-, Martinstage u. s. w.), in der Haus- und Landwirtschaft (beim Umzug, beim Pflügen, Säen und Ernten, beim Ein- und Austreiben des Viehes, bei der Bienenzucht u. s. w.), im Rechtsleben (beim Abschlusse von Kauf, Miete, Dienstvertrag, bei Versteigerungen u. s. w.).
2. Zauber und Volksheilkunde (Traumdeutung, Besprechung der Krankheiten von Menschen und Vieh, Looswerfen und Weissagung zur Neujahrszeit, am Thomastage u. s. w., über heilkräftige Bäume, Pflanzen, Amulette u. dergl.).
3. Märchen, Sagen (von Gespenstern, Riesen, Zwergen, Hexen und vom Teufel; geschichtliche Sagen, die sich an bestimmte Orte oder Persönlichkeiten knüpfen), Lieder (Wiegenlieder, Lügenreime, Abzählverse, Sommerlieder u. s. w.), Spiele (Kinderspiele, Weihnachtsspiele), Rätsel, Sprichwörter, Bauernregeln u. a. m.
4. Namen und Verse auf Namen für Menschen, Tiere und Ortschaften, Flurbenennungen; auch Scherznamen, Ortsneckereien u. s. w.
5. über den Hausbau.
6. über Volkstrachten.
7. auffällige mundartliche Erscheinungen (besondere Dialektwörter, Lauterscheinungen u. s. w.). —

Unsere Brandenburgia begrüsst die neue pommersche Kollegin auf das Herzlichste und wünscht ihren Bestrebungen den besten Erfolg.

19. Als neuestes wissenschaftliches Unternehmen des Märkischen Museums gelangt zur Vorlage das Erste Heft eines im Verlage unseres Mitgliedes des Herrn Dr. E. Mertens erscheinenden Prachtwerks betitelt:

Hervorragende Kunst- und Altertums-Gegenstände des Märkischer Provinzialmuseums in Berlin. Herausgegeben von der Direktion des Museums. Heft I. Die Hacksilberfunde. Mit VIII Tafeln und Abbildungen im Text. Berlin 1896.

Die Hacksilberfunde des Märkischen Museums, welche dem 10. und 11. Jahrhundert angehören, auch in unserer Gesellschaft bereits in der Sitzung vom 27. März 1895 (Monatsblatt IV.) kurz besprochen worden sind, werden hier in diesem vornehm ausgestatteten Illustrationswerk zunächst erörtert. In den Text haben sich drei unserer Mitglieder geteilt, indem Herr E. Friedel das Geschichtliche, Herr R. Buchholz das Beschreibende, Herr E. Bahrfeld das Numismatische bearbeitet haben. Für die Heimatkunde des 10. und 11. Jahrhunderts, insbesondere soweit der wendische Volksstamm in Frage kommt, ist dieses erste Heft von hervorragender Bedeutung.

Die einzelnen Hefte des Gesamtwerks erscheinen in zwanglosen, in sich abgeschlossenen Lieferungen und sind einzeln käuflich. Wir teilen mit dem Herausgeber die Hoffnung, dass hiermit ein löbliches Werk begonnen ist, welches der Verwaltung unserer Reichshauptstadt zur Ehre, Lehrenden wie Lernenden, Künstlern und Kunsthandwerkern zum Nutzen, allen Freunden vaterländischer Forschungen aber zur Belehrung und zur Freude gereichen werde.

In einem zweiten Heft sollen die gusseisernen, kunstgewerblichen Ofenplatten des 16. bis 18. Jahrhunderts behandelt werden, welche seiner Zeit gerade für unsere Provinz einen eigentümlichen artistischen Industriezweig ausgemacht haben.

20. Der II. Vorsitzende bespricht ferner 3 neu erschienene, wissenschaftliche Beilagen zum Jahresbericht (Ostern 1896) hiesiger städtischer Schulanstalten.

A. zum Jahresbericht der II. Realschule:

Hermann Pieper: Der märkische Chronist Zacharias Garcaeus. I. Teil. Leben des Garcaeus.

Garcaeus gehört zu dem Kranze hervorragender einheimischer Geschichtsschreiber, welche aus der Stadt Brandenburg a. H. hervorgegangen. Zacharias Garcaeus, eigentlich Gartz geheissen, ist, wie Pieper mit Hilfe der astronomischen Berechnung des Prof. Koppe vom hiesigen Andreas-Gymnasium festgestellt hat, am 11. Januar anno 1544 als Sohn des Bürgermeisters Joachim Gartz zu Pritzwalk daselbst geboren. Er studierte in Wittenberg. 1575 übernahm er das Rektorat der Altstädtischen

Schule zu Brandenburg. Um 1576 etwa heiratete er Anna Schuller, Tochter des dortigen Bürgermeisters Andreas Schuller¹⁾, und wurde dann Stadtschreiber (Syndikus), in welchem Amt er nach ungefähr zehn Jahren verstarb. In den letzten Jahren war Garcaeus auch Kurfürstlicher Richter am Schöppenstuhl zu Brandenburg. Von geschichtlichen Nachrichten giebt Pieper in diesem Programm nur eine im Altstädtischen Rechnungsbuch 1582 vermerkte „Historia welcher gestalt der Glockthurm an der Pfarckirchen S. Catharinae, in der Newen Stadt Brandenburgk, den 30. Martii, morgens fruhe umb 3 hora, dieses 82. j. in einen hauffen gefallen.“ Der Bericht schliesst in schlichter Einfalt: „Gott gebe das dieser einfall des thurms beiden stedten Brandenburgk, auch der gantzen Marcke, keine grosse verenderunge vndt vndergangk bedeutte.“

Auf diesen sorglichen ersten Teil des Garcaeus lässt der Herr Verf. hoffentlich den 2., die Werke des Historikers behandelnden Teil, recht bald nachfolgen.

B. Zum Jahresbericht des Königstädtischen Gymnasiums.

Johannes Bolte: Martin Friedrich Seidel, ein brandenburgischer Geschichtsforscher des 17. Jahrhunderts. Mit einem Brustbild Seidels, der am 18. Februar 1621 zu Berlin geboren, Anfang Mai 1693 verstarb und in der Familiengruft zu St. Nikolai hierselbst beigesetzt ward. Berühmt ist Seidel hauptsächlich durch sein Hauptwerk, die Bildersammlung berühmter Märker. Seidel ist für unsere Brandenburgia eine so bedeutsame Persönlichkeit, dass über ihn besonders berichtet werden soll und zwar wird dies Herr Dr. Otto Pniower in einem Aufsatz über die wichtige Schrift unseres Bolte thun. Letzterer hat seiner Abhandlung als Motto die Worte der Schrift vorangestellt: „Colligite fragmenta, ne quid supersit“ und diese Mahnung selbst mit einem erstaunlichen Fleiss und einer entsprechenden Belesenheit auf das Glücklichste befolgt.

C. Zum Jahresbericht der Dorotheenschule.

Katharina Pufahl, Oberlehrerin: Berliner Patrioten während der Franzosenzeit 1806 bis 1808.

Erfreulich ist es, dass unsere Lehrerinnen sich jetzt auch bei der Abfassung der wissenschaftlichen Beilagen zu den Schulprogrammen beteiligen, und besonders dankenswert, wenn sie so treffliche geschichtliche Beiträge liefern, wie dies seitens der Verfasserin hier der Fall. Es ist der trübste Abschnitt der trüben Zeit zwischen 1806 und 1812 der hier behandelt wird, Kopflosigkeit der Behörden, Feigheit der Militärs, dumpfe Gleichgiltigkeit der „regierten“ Bürger folgte auf die ver-

¹⁾ Der Bruder dieses Schuller ist Georg Schuller, bekannt unter dem Namen Sabinus als märkischer Geschichtsforscher und Latein-Dichter, geb 1508, † 1560, Schwiegersohn Melanchthons.

lorenen Schlachten. Nachdem der korsische Sieger eingezogen, huldigten ihm viele; nicht bloß Speichellecker und Intriganten tauchten an vielen Stellen in Berlin auf, die, obwohl preussische Unterthanen, dennoch völlig im französischen Sinne wirkten, sondern direkt schädliche Subjekte, welche den der Zwingherrschaft offen oder geheim entgegenarbeitenden Vaterlandsfreunden durch Spionieren und durch Angeberei, sowie als agents provocateurs höchst gefährlich wurden und manchen zur Flucht zwangen. Erhebend ist nun für unser preussisches Herz, dass es trotz der allgemeinen Erniedrigung und trotz der den Patrioten drohenden Gefahren edle Männer und Frauen gab, welche den gesunkenen Mut zu beleben, das verloren gegangene Vaterlandsgefühl und den aus diesem entspringenden Widerstand gegen den fremden Unterdrücker neu zu beleben wagten, ausserdem aber das Mögliche thaten, um der schrecklichen Not und Verarmung zu begegnen, die während der französischen Okkupation immer mehr und mehr um sich griffen. Es seien die Namen Fichte, Schleiermacher, Hanstein, Zelter, Oberfinanzrat Sack, Hofprediger Sack, Gubitz, Gräfin Sophie Schwerin geb. Dönhoff genannt. Bezeichnend für die Stimmung in den hiesigen bürgerlichen Kreisen ist ein bislang ungedrucktes Tagebuch, welches Karoline Sack, zweite Tochter des Hofpredigers Friedrich Samuel Gottfried Sack, in den Jahren 1806 und 1807 geführt hat und das Fräulein Pufahl benutzen konnte.

Es sei vorbehalten, auf Einzelheiten dieser gehaltreichen Abhandlung später zurückzukommen.

21. Herr E. Friedel legt unter Bezugnahme auf die soeben besprochene Pufahlsche Schrift ein messingenes Siegel der französischen Polizei in Berlin vor, dessen Grösse und Beschaffenheit aus der hier folgenden Abbildung hervorgehen.



Das Siegel ist durch Herrn Realschullehrer Gischel zu Rosenheim in Bayern, der sich vielfach bereits um die Sammlungen des Märkischen Museums wohl verdient gemacht hat, für die letzteren erworben worden.

Die Inschrift lautet: Surveillance de la Police de Berlin.

Der Adler ist naturalistisch gehalten. Er hält das Blitzbündel des Jupiter in den Fängen und schaut heraldisch gesprochen, nach links. Die kaiserliche französische Krone schwebt über ihm in der Luft, wie dies nach einer Bemerkung des anwesenden Ausschussmitgliedes, Herrn Major von Maltitz, damals üblich war.

Es handelt sich offenbar um ein Dienstsiegel der geheimen französischen Polizei in der preussischen Hauptstadt aus der von Fräulein

Pufahl geschilderten Zeit. Der seltene, zeitgeschichtlich bedeutsame Stempel scheint bis dahin ganz unbekannt gewesen zu sein.

22. Der neu aufgefundene Berlinische Annalist von 1434. Unter dieser Bezeichnung berichtet Herr E. Friedel über eine in den Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Historisch-philologische Klasse, 1895, Heft 3 S. 256—271 enthaltene Mitteilung von Wilhelm Meyer (aus Speyer) Professor in Göttingen, welche sich betitelt: „Der Berliner Annalist von 1434“ wie folgt.

„Als ich“, sagt Meyer, „mit der Beschreibung der Göttinger Handschriften beschäftigt war, kam mir ein gedrucktes Buch der Göttinger Bibliothek in die Hände, in dem hinten einige Seiten beschrieben waren. Es waren historische Notizen; ich ging der Notiz über die Marienkirche in Berlin nach und sah bald, dass sie noch unbekannt war. Hätten nun diese 100 Zeilen Text eine Stadt gewöhnlicher Grösse oder mit alter Vorgeschichte betroffen, so hätte ich sie beiseite gelegt. Doch sie betrafen Berlin, und wenn auch die Muse der Geschichte nicht vor dem Erfolge sich beugt, so muss sie doch gerade die Personen und Gemeinwesen am meisten beachten, die der Erfolg hoch gehoben hat. Durch die Fügung des Schicksals, die Gunst seiner Fürsten und die Thatkraft seiner Bürger ist Berlin eine wichtige Arbeitsstätte der Menschheit geworden. Seine Entwicklung betrachten sehr viele mit Aufmerksamkeit. Allein was ist, kann nur der verstehen, der weiss, was war; deswegen mühen sich viele, die alte Geschichte Berlins zu erforschen. Sind nun die Anfänge Berlins bescheiden gewesen, so sind die geschichtlichen Nachrichten darüber ungewöhnlich dürftig. Aus der Zeit vor der Reformation haben wir von Berlinern verfasste geschichtliche Berichte gar nicht, von märkischen Geschichtschreibern fast nur Wusterwitz; aber seine lebendigen, bald reichhaltigen, bald lückenhaften, leider unsicher überlieferten Schilderungen märkischer Ereignisse aus der Zeit von 1390—1425 kümmern sich sehr wenig um Berlin. Deshalb entschloss ich mich, diesen Anfang der Berliner Geschichtsschreibung näher zu untersuchen. Dabei ward ich bestens unterstützt durch meinen Neffen, Dr. Karl Hoppe, einen geborenen Berliner und jetzigen Gymnasiallehrer daselbst. Was er und was ich gefunden, das habe ich hier vereinigt zum Nutzen derer, welche die Geschichte Berlins und der Mark lieben.“

Besonderes Wohlwollen für Berlinspricht aus dieser Einleitung, namentlich dem gesperrt gedruckten Satze, nicht, indessen wollen wir hierüber mit Herrn W. Meyer nicht rechten, vielmehr uns der schätzenswerten Bereicherung, welche namentlich die Kulturgeschichte unserer Heimat erfährt, dankbar erfreuen. Es sind 108 kurze lateinische Zeilen, die der Annalist, der ein Berliner war, in dem bezeichneten Jahr niederschrieb.

Eingebunden sind sie hinten in ein Exemplar des *Ortulus anime*, gedruckt von Wilh. Schaffener de „Ropperswiler in civitate Argentin“. 1498. Auf dem Vorderdeckel steht als Ex Libris-Vermerk: „sum Johannis Waltheri Spandouiensis anno 85 (1585) und (B. J. ?) Heniccus. Also ist das 1498 gedruckte Buch wahrscheinlich, wie W. M. meint, sofort nach Berlin gekommen und lange in der Gegend geblieben.

Auf S. 262—271 lässt W. M. erläuternde kritische Bemerkungen folgen, die von besonderem Wert sind.

Nachstehend gebe ich nun den Text, soweit er Berlin und die Mark betrifft, sowie ihn W. M. bietet und lasse eine Uebersetzung folgen, wobei die Uebertragung der Daten in die moderne Zeitrechnung ebenfalls aus W. M. entlehnt ist.

Anno domini M^oCCC^oLXIX primo moneta Berlinensis fuerat incepta et solemnisata.

Anno domini M^oCCC^oLXXX in die Laurencii Berlin miserabiliter periit igne.

Anno domini M^oCCCC^oII civitas Strusszeberg per duces stagnales est devicta in vigilia Sancti Mathei, sed per [post] duos annos per nostrates est reformata.

Anno domini M^oCCCC^oIX in nocte beate Cecilie virginis cecidit turris beate Virginis et anno sequenti reincepta est per magistrum Michaellem de Gorlicz ad reedificandum.

Eodem anno [M^oCCCC^oX] ut supra Didericus de Quitzow sumpsit pecora ante Berlin et captabat quam plures cives.

Anno domini M^oCCCC^oXII illustris princeps dominus Fridericus de Norenberg in vigilia Johannis Baptiste venit primo in Brandenburgk et eodem anno in vigilia Simonis et Jude dominus Hollach, dominus Philippus et multi nobiles de curia marchionis fuerunt interfecti per duces Stettinenses in aggere Kremmen.

Anno domini M^oCCCC^oXIV castra Frysak, Golez, Plawe et Buten sunt devicta potenter per dominum Fridericum marchionem.

Anno vicesimo civitas Angermunde est devicta et sequenti die annuntiationis Marie et eodem tempore triumphavit in civitate Angermunde et captabat CCCC captivos et sumpsit eis quingentos equos exceptis qui furtive effugerunt et sumpsit duo banniria que adhuc pendunt in ecclesia Beate Virginis.

Anno domini M^oCCCC^oXXV feria quinta ante carnis privium in die Severi civitas Premslaue fuit per duces Stettinenses secreta tradita.

Anno domini M^oCCCC^oXXVI in die Thimotei in profesto sancti Bartolomei Premslaue per illustrem principem dominum Johannem marchionem est reexpugnata cum placitis iustis et mirabilibus.

Anno domini M^oCCCC^oXXXII^o in festivitibus pasche heretici Hussite obsidebant civitatem Bernowe sed quinta feria eiusdem pasche turpiter et cum damno magno recesserunt.

Eodem anno [M^oCCCC^oXXXIV^o] chorus ecclesie sancti Petri fuit consecratus et cimeterium reconsiliatum dominico die ante festum exaltacionis sancte crucis. Et eodem tempore fuit [? inundacio] aquarum que plura damna intulit.

Anno domini [M^oCCCC^oXXXV] in vigilia beatorum Petri et Pauli apostolorum conclusa fuit unio civitatum Berlin et Coelen pro quo deo laus in secula seculorum. Amen.

(Im lateinischen Text habe ich einige Verbesserungen offener Fehler vorgenommen.)

Uebersetzung.

Im Jahre des Herrn 1369 wurde zuerst berlinische Münze geschlagen und verbreitet. [Vgl. Bahrfeldt im Archiv der Brdb. I. 1894 S. 19.]

Im Jahre des Herrn 1380 am Laurentius-Tage (10. August) ward Berlin jämmerlich durch Feuer zu Grunde gerichtet.

Im Jahre des Herrn 1402 ward die Stadt Straussberg durch die Küsten-Herzöge*) erobert am 20. September, aber zwei Jahre später ist es von den Unserigen wiedergewonnen.

Im Jahre des Herrn 1409 in der Nacht der Heiligen Cäcilie stürzte der Turm der Marienkirche (zu Berlin) ein und 1418 ist der Wiederaufbau unternommen durch Meister Michael aus Görlitz.

In demselben Jahr wie oben (1410) raubte Dietrich von Quitzow Vieh vor Berlin und nahm ziemlich viele Bürger gefangen**).

Im Jahre des Herrn 1412 am 23. Juni kam der berühmte Fürst Herr Friedrich von Nürnberg zuerst nach Brandenburg***) und in demselben Jahr am 27. Oktober wurde Herr Hollach, Herr Philipp und viele Adlige vom Hofe des Markgrafen durch die Stettiner Herzöge am Cremmer Damm getötet. †)

Im Jahre des Herrn 1414 wurden die Burgen Friesack, Golzow, Plaue und Beuthen gewaltsam bezwungen durch den Herrn Markgrafen Friedrich.

*) Ein sonderbarer Ausdruck. Stagnum bedeutet Wasser, See, Teich, Sumpf, Ufer, Küste, entsprechend ist das Eigenschaftswort stagnalis. Aehnlich kann étang in Französischen diese Bedeutungen haben, während es in der Regel Teich, Weiher bedeutet. So nennt Georges Sand den grossen Tegeler See étang, vgl. Monatsblatt Jahrg. III. S. 96.

** Wirs und Genossen in dem Treffen an der Tegeler Mühle. Das Vieh war vor dem Spandauer Thor fortgetrieben worden.

***) Vgl. Jentsch und v. Levetzow im Monatsblatt IV. S. 211.

†) Johann von Hohenlohe und Philipp von Uttenhofen. Ihre Gräber hat unsere Gesellschaft am 13. Mai 1896 besucht, vgl. den besonderen Bericht hierüber.

Im 20. Jahre (1420) am 26. [?] März ist die Stadt Angermünde erobert worden und hat er (Friedrich) am folgenden Tage in der Stadt Angermünde obgesiegt und 400 Gefangene gemacht und ihnen fünfhundert Pferde abgenommen, ausser denen die unversehens davonliefen, und hat zwei Banner erbeutet, welche noch jetzt in der Marienkirche zu Berlin hängen.

Im Jahre des Herrn 1425 am 15. Februar wurde die Stadt Prenzlau den Stettiner Herzögen [für per duces ist ducibus zu lesen] heimlich überliefert.

Im Jahre des Herrn 1426 am 23. August ward die Stadt Prenzlau von dem berühmten Fürsten Herrn Markgrafen Johann wiedererobert unter gerechten und merkwürdigen Abmachungen.**)

Im Jahre des Herrn 1432 im Osterfeste belagerten die ketzerischen Hussiten die Stadt Bernau, doch am Donnerstag nach Ostern (24. April) zogen sie schimpflich und mit grossem Schaden wieder ab.**)

In demselben Jahre (1434 am 20. September) wurde der Chor der Sankt Petrikirche [in Kölln] geweiht und der Kirchhof entsüht. Und zur selben Zeit war eine Ueberschwemmung, welche vielen Schaden brachte.

Im Jahre des Herrn 1432 am 8. Juni ward die Vereinigung der Städte Berlin und Kölln beschlossen, wofür Gott Lob von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

23. Volkskunst. Von Robert Mielke. Mit 85 Abbildungen. Magdeburg 1896. Verlag von Walther Niemann. 123 S. gr. 8. Der Verfasser, unser Mitglied, welcher, wie wir aus seinem lehrreichen Aufsatz im Archiv der Brandenburgia (I. 1894 S. 104 flg.) „Das Bauernhaus in der Mark“ erfahren, gern der volkstümlichen Arbeit und Kunst überall nachgespürt und zu diesem Zweck weite Reisen bis nach Asien und Afrika hinein, unternommen hat, legt in dem ansprechend ausgestatteten Büchlein seine Anschauungen über das Wesen der Volkskunst dar, welche sich, wie die Verhältnisse nun einmal bei uns kulturgeschichtlich entwickelt worden sind, hauptsächlich nur noch in den kleinstädtischen, besonders aber in den ländlichen Wirtschaften erhalten hat. Die Kunst der Bauern gruppiert sich (S. 49) um das ganze Schaffensgebiet dieses arbeitsamen Standes. Haus, Herd, Wohnung, Hausrat, Werkzeuge, Trachten, Schmuck, Bilder, bilden dasselbe im

*) Ende des 17. Jahrh. waren sie noch dort vorhanden.

**) Die beiden Bürgermeister Zabel Grieben und Klaus Beltz wurden hingerichtet, nachdem ihnen zuvor als Meineidigen die rechten Hände abgehauen. Die letzteren, im mumifizierten Zustande, befinden sich im Märkischen Museum erhalten. Vgl. „Die Quitzows und ihre Zeit“ von Fr. von Klöden. Herausgeg. von E. Friedel 1890 3. Bd. S. 483 und 503.

** Vgl. Monatsblatt der Brandenburgia I. S. 88.

engeren, genossenschaftliche Leistungen, wie Kirche und Kirchhof, Gemeindehäuser und Denkmäler, Wegebauten u. a., im weiteren Sinne. Der Verf. macht unter unserer vollen Billigung Front gegen das fast systematisch zu nennende Einpfropfen fremder Kulturelemente auf die Volkskunst, welches gewissermassen in Schulaufsichtswege erfolgt, während gerade im Gegenteil das schwache aber edle Reis der heimatischen Kunstübung von oben her und auch seitens der Tagespresse gehegt und gepflegt werden sollte.

Vom Standpunkt der Heimatkunde können wir Herrn Mielke nur durchaus beipflichten und nur wünschen, dass seine Mahnungen nicht gleich denen des Predigers in der Wüste ungehört und unbefolgt verhallen mögen.

24. Herr Robert Mielke sprach hierauf über die Blockbau-Kirche von Burschen bei Schermeisel, Kreis Ost-Sternberg, welche als einziges derartiges Bauwerk der Provinz Brandenburg, kürzlich von ihm aufgefunden ist. Der Vortrag wird ausführlich im Archiv der Gesellschaft erscheinen.

An denselben knüpfte sich eine lebhafte Besprechung, an der die Herren Geh. Baurat Bluth, Prof. Dr. Conwentz, Dir. des Westpreussischen Provinzial-Museum, W. von Schulenburg, Dr. Bahrfield und E. Friedel teil nahmen.

Herr Mielke hatte in seinem bezüglichen ersten orientierenden Artikel in der Voss. Zeitung vom 13. d. M. (Eine Blockhauskirche in der Mark Brandenburg) die Befürchtung ausgesprochen, dass die sehr auffällige Holzkirche demnächst abgebrochen werden würde. Herr Bluth bemerkte jedoch, dass er als Provinzial-Konservator bereits Schritte gethan habe, um das Bauwerk zu erhalten.

Da Herr Mielke in dem beregten Artikel schreibt, dass das seltene Bauwerk vielleicht im Anschluss an den Neubau des Märkischen Provinzial-Museumsbaus hierher transportiert und wieder aufgerichtet werden könne, so erinnert Herr Friedel daran, wie der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV. einst die freilich kunstvoller, ausgestattete norwegische Holzkirche von Wang habe auf seine Kosten nach dem Hirschberger Thal in Schlesien transportieren und wieder aufbauen lassen, vorzuziehen sei jedoch, das Bauwerk als ehrwürdiges Dokument der auch bei uns einst vielfältig geübten volkstümlichen Holzbaukunst an Ort und Stelle zu belassen. Nach der ungemein lehrreichen und grossartigen böhmisch-slavischen ethnographischen Ausstellung zu Prag (národopisná výstava československá v Praze) 1895 habe man die im Blockverband erbaute Holzkirche von Kostel mit zierlichem Turm, überdeckter Zugangshalle und seitlichen Schutzdächern hingeschafft und so-

gar für den katholischen Gottesdienst eingerichtet.*) Am besten habe sich der wagerechte Blockhausbau in den u. A. auch von Herrn von Schulenburg beschriebenen, bekannten Holzhäusern unserer Spreewaldwenden erhalten. Jedenfalls sei auch bei unsern ersten deutschen Kirchen in der Provinz Brandenburg der Blockholzbau geübt worden, wie die auf den Münzen des 10. und 11. Jahrhunderts erkennbaren sogen. Holzkirchen vielfach erkennen lassen.

Dr. Bahrfeld als Münzkundiger bestätigt dies. Dr. Conwentz bemerkt, dass ihm dergl. horizontal aufgebaute Blockholzkirchen aus seiner Provinz Westpreussen nicht bekannt seien. Dass Kirchentürme aussen, der Billigkeit halber, mit senkrecht gestellten Brettern verkleidet würden, kommt öfters vor.

25. Herr Willibald von Schulenburg spricht über die Schulzenhammer.

Die zwei Hammer, die ich hier vorlege, scheinen zwar nur gewöhnliche Holzhammer zu sein, dürfen indess als Schulzenhammer eine höhere Bedeutung beanspruchen. Beide sind aus dem Kreise Teltow. Der eine ist bereits 40 oder 50 Jahre ausser Dienst, den anderen von Dergischow bei Zossen, habe ich aus frischer Amtsthätigkeit gegen Ersatz durch einen andern, herausgerissen. Von den Landleuten werden die Schulzenhammer Gemeindehammer genannt oder schlechtweg Hammer, bei den Wenden der Niederlausitz, wo sie vorkommen, Klapac (sprich Klapaz). Sie dienten und dienen den Schulzen dazu, im Dorfe etwas bekannt zu geben. Zu diesem Zwecke wird der Hammer zum nächsten Nachbar rechts geschickt, der schickt ihn wieder zum Nachbar und so geht er durch das Dorf herum, bis er wieder beim Schulzen ankommt. In einzelnen Dörfern, so wenigstens in Wittstock, hatte man früher zwei Hammer. Der eine wurde rechts, der andre links herumgeschickt. Wo sie sich trafen, behielten sie die beiden Hofbesitzer und brachten sie am Abend dem Schulzen bei der Gemeindeversammlung, zurück.

Früher ist jedenfalls die Bekanntmachung mit dem Hammer immer nur mündlich herumgegeben worden. Man schrieb in alten Zeiten nicht so viel wie heute. Wer da geschickt wurde, klopfte beim Nachbar an die Thüre mit dem Hammer und sagte, wenn der (Haus-) „Wirt“ selber kommen sollte zur Gemeindeversammlung: „Wirth sall sälber koamn“. Wenn aber Geldtag war, wo zu zahlen war, so hiess es: „Kontribuzjon und Klassensteuer“. „Die Kontribuzjon war noch von 1813, von den Franzosen her, von den grossen Kriegssteuern, und währte bis kurz vor 1870. Die Franzosen haben damals Preussen auf das fürchterlichste

*) Vergl. die Abbildungen in: Hlavní Katalog a průvodce. Vydal výkonný výbor. Redigoval Josef Kafka. V Praze 1895 Seite 57 (Kostel, v posadí v levo chalupa lašsko-těšínská, v pravo rybárna).

gebrandschatzt.“ So berichtete mir ein Kossät von Wittstock. Also so lange hatten noch diese armen Dörfer an den Nachwehen jener schweren Lasten aus der „Franzosenzeit“ zu leiden. „In't Jemeene“, d. h. im „Schulthenhus“, Schulzenhaus, war eine grosse „(Holt-) Tofele“. Auf der Tafel waren lauter kleine Vierecke, genannt „Fäcker“ (Fächer) mit weisser Ölfarbe gemalt, so viele als Bauern und Kossäten da waren. Deren Namen standen in den Fächern und da „up det Fack lede“ (legte) jeder sein Geld hin oder liess es hinlegen. Denn zum Geldzahlen brauchte der „Wirt“ nicht selber kommen. „Die Büdner hatten keine Abgaben.“

In unsrer Zeit, soweit mir bekannt geworden, in der Mark wurden und werden die Bekanntmachungen mit dem Hammer auf einem „Zettel“, also auf einem Stück Papier, herumgeschickt. Der Zettel wird entweder am Hammer festgenagelt oder festgeklebt, oder auch in einen Schlitz, einen Einschnitt des Hammers, festgesteckt, wie bei dem Hammer von Dergischow. Im Dorfe Schmogrow, am Spreewald, das wendischsprechende Bevölkerung hat, sah ich (etwa 1877 oder 1878) einen zierlich gedrechselten Schulzenhammer, dessen eigentlicher Schlägel aus zwei Hälften bestand. Die äussere Hälfte konnte am Hammerstiel, der dort ein schraubenförmiges Gewinde hatte, auf- und niedergeschraubt werden. Zwischen diesen beiden Hälften wurde der Zettel gelegt und der Hammer zugeschraubt.

In manchen Dörfern des Kreises Teltow sind jetzt zwei Hammer, so in Kummersdorf und Alexanderdorf bei Sperenberg. Einen hat der Schulze, den andern der „Steuererheber“, der zu diesem Amte von der Gemeinde gewählt wird. Jeder lässt seinen Hammer herumgehen, wenn es nötig ist. In dem Dorfe Dergischow fand ich sogar vier Hammer vor. Zweie hat der Schulze und zweie der Steuererheber. Je einer ist für die Bauern und Kossäten und je einer für die „kleinen Leute“, die Büdner und Tagelöhner. Manche Gemeindeleistungen gehen nur die Bauern und Kossäten an, z. B. gewisse Gespanndienste, andere wiederum nur die kleinen Lente. Dann wird der betreffende Hammer herumgeschickt. Kossät ist bekanntlich ein Mittelding zwischen Bauer und Büdner, und heisst eigentlich Kotsasse, Insasse, Inhaber, Bewohner einer Kote oder Kate (Hütte, Haus), so heissen z. B. an der Ruhr in Westfalen Bergleute und Fabrikarbeiter „Kötter“, weil sie ein eignes Haus besitzen.

Der Schulzenhammer ist also ein Amt- und Würdezeichen des Schulzen. Wo er erschien, brachte er die Anordnungen des Schulzen. Schulze ist ein uralter deutscher Name, die ihn tragen, können stolz darauf sein, und eine uralte deutsche Würde. Schulze ist zusammengesetzt aus Schultheiss, und der Schultheiss war ein Würdenträger bei

den Germanen. Schultheiss war derjenige, „dem es (nach Meyer) oblag, Verpflichtungen (sculd) zu befehlen (haizan)“, der schuldige Leistungen und Abgaben anzuordnen und anzubefehlen, zu „heissen“ hatte. Das Wort heissen im gleichen Sinne, ist noch jetzt bei unsrem Landvolke lebendig, namentlich aber das, Städtern mit hochdeutscher Sprachbildung unbekannt, Zeitwort ausheissen. Der Schultheiss wird mehrfach erwähnt in den alten Gesetzen der Langobarden, den einstigen Nachbarn der Mark. So namentlich in den Gesetzen des Königs Rothar, die niedergeschrieben wurden im siebenten Jahrhundert. Auch in der Geschichte der Langobarden von Paul Warnefried wird seiner gedacht. Den Langobarden Warnefried nennen die Gelehrten meist Paulus Diakonus, wohl weil vielen von ihnen das Lateinische vertrauter ist, während uns gerade sein deutscher Name heimatlich anmutet. Er erlebte noch den Untergang seines Volkes, das durch Karl den Grossen in brudermörderischem Kampfe vernichtet wurde. Es ist uns sogar der Name jenes alten Schulzen erhalten, der also der älteste geschichtlich beglaubigte Schulze zu betrachten ist, denn es ist klar, dass schon Jahrhunderte vor ihm Schultheisser ihres Amtes walteten. Er hiess Argait und wird geschildert als ein in jeder Beziehung tüchtiger Mann. Durch Schuld des Statthalters Ferdulf fiel er, hoch zu Ross einen Berg anstürmend, gegen slavische Heermassen, die den Berg besetzt hatten, im blutigen Kampfe, wie auch von allen seinen Waffengefährten nur ein einziger zurückkehrte, die traurige Botschaft zu bringen. Diesem einen Langobarden gelang es, bereits gefesselt, zu entkommen, indem er sich vom Berg herunterkullerte. Hier wird der sculdhaiz ausdrücklich als rector loci bezeichnet, also als Ortsvorsteher. Leider ist bei uns durch die Gesetzgebung nach 1870 der ehrwürdige Schulze in den „Gemeindevorsteher“ verflüchtigt worden. Dies muss als ein unberechtigter Eingriff in den Bestand des Volkstums bezeichnet werden, das überall da sein Recht hat, wo es nicht in Widerspruch tritt mit dem Geiste der Neuzeit. Man sollte deshalb, trotz alles Für und Wider, den „Schulzen“ im amtlichen Verkehr mit den Landleuten überall da wieder einführen, wo er früher volkstümlich bestanden hat.

Es wirft sich die Frage auf: ob dem Schulzenhammer nicht noch eine höhere Bedeutung zukommt, er gewissermassen verklärt ist durch den Abglanz himmlischer Herkunft. Bei den Nordgermanen, den Dänen, Norwegern und Schweden hiess der Gewittergott Thor. Ihm war der Hammer geweiht. In Tempeln auf schwedischen Inseln wurden ihm zu Ehren grosse durch ihr Alter geweihte Hammer aufbewahrt. Bei den südlicheren Germanen, den Deutschen, hiess der Gewittergott Donnar. Ihm zu Ehren heisst noch heute, nach mehr als tausend Jahren, der vierte Tag unsrer Woche Donnerstag. Noch heute wird am Donnerstag in Berlin ein besonderes Gericht gegessen, Erbsen und Sauerkohl, noch

heute ruft man den Gott Donnar an in Berlin und in der ganzen Mark Brandenburg, wenn eine Sache „schief geht“ und jemand „wettert“: „Donner und Dorja“. In einigen niederdeutschen Gegenden besteht oder bestand die Redensart: „De Hamer sla!“ und „Dat Die de Hamer“ (Grimm), d. h. dass Dich der Teufel hole. „Meister Hämmerlein“ heisst der Teufel (Simrock). Der Dichter Frauenlob, den Frauen, als er verstorben, in die Kirche sollen getragen haben, weil er so viel Gutes und Schönes von ihnen gesagt, hat die Äusserung: „der smit ûz Oberlande warf sinen hamer in mine schôz“ (Grimm). Es ist hier die Rede von Gottvater. Der Schmidt aus Oberland ist der himmlische Schmidt und der himmlische Schmidt ist der Gewitterschmidt, der die Blitze schmiedet in der feurigen Gewitteresse, und wo ein Volk einen Gewittergott hatte, da war er der himmlische Schmidt, bei uns der Gott Donnar. Frauenlob lebte im 13. Jahrhundert. Damals also waren solche Vorstellungen noch lebendig. Wir sehen: für bestimmte Teile Deutschlands steht urkundlich fest, dass der Gewittergott ebenfalls wie der ihm gleiche Thor, den Hammer hatte. Für grosse Teile Deutschlands ist nichts darüber bekannt, aber die Gründe liegen nahe.

Dagegen hiessen noch bis in unsre Zeit, namentlich in Ostdeutschland die vorgeschichtlichen Steinbeile, namentlich die durchbohrten, ähnlich wie gewisse Versteinerungen, im Volke „Gewittersteine“, weil man annahm, dass die Stein-„Keile“ mit dem Gewitter von oben auf die Erde nieder kommen und noch heute werden sie auf dem Dachboden aufbewahrt, damit sie das Haus vor Blitz und Gewitter schützen. Man flucht ja heute noch ebenso „Donnerkiel noch mal“ wie „Donnerwetter noch mal“ und Donnerkiel heisst eben Donnerkeil, in Hinsicht auf den vom Gewittergott geschleuderten Blitzkeil. Es sind vielfach Steinbeile in vorgeschichtlichen, heidnischen Gräbern gefunden worden, auch in Totenurnen, die zum Teil Zeiten angehören, wo man Waffen von Bronze und Eisen hatte. Manche waren völlig ungebraucht, so frisch und neu, als wären sie eben einer Werkstatt entnommen. Da wird es zweifelhaft, ob solche je benutzt wurden, und es ergibt sich mehr die Annahme, dass sie nur aus Gründen des Glaubens den Toten mitgegeben wurden. Dann ist aber nicht ausgeschlossen, dass sie in Beziehung standen mit dem Hammer des Donnar, sei es nun, dass sie Beigaben waren aus allgemeineren Gründen, oder aber weil die Toten in den betreffenden Gräbern besondere Beziehungen hatten zum Gotte Donnar. Man darf da nicht Anstoss nehmen an den üblichen Ausdruck „Steinbeil“. Denn eine grosse Menge kurzer, stumpfer Steinbeile kann man ebenso gut Hammer wie Beil nennen. Versehen wir solche mit kurzem Stiel, so gleichen sie ganz unsren Hammern. In vielen Gegenden Deutschlands, ich habe sie bemerkt in Westfalen, Bayern und Nord- wie Südtirol, gebrauchen die Steinschläger auf den Landstrassen eiserne

Hammer an langen wippenden Holzstielen, die in der Gestalt durchaus manchen der vorbeschriebenen Steinbeile gleichen. Ausserdem wechselt die Bedeutung von Beil. In Oberbaiern heisst Hacke auch, was wir Beil nennen, und Beil ist ein spitzes Werkzeug um Holz einzupacken. Wenn nun so allgemein im Volksglauben unsrer Zeit noch die Steinbeile, und auch die hammerähnlichen, als Gewittersteine gelten, dürfte daraufhin allein die Annahme gestattet sein, dass auch in diesen Gebieten Deutschlands einst der Gewittergott einen Steinhammer oder Hammerstein hatte, eine Bezeichnung, die als Stamm sich erhalten hat. Ausserdem bedeutet nach Grimm hamar, das er mit dem slavischen kamen (-Stein) vergleicht, ursprünglich harter Stein.

Wenn aber auch dies Alles nicht zuträfe, so folgt doch aus den bestimmten, vorher erwähnten, Zeugnissen, dass in Deutschland der Gewittergott ebenso wie Thor den Hammer hatte als Wahrzeichen, wenigstens in bestimmten Bezirken, und dass mit voller Wahrscheinlichkeit der eigentümliche Schulzenhammer als ein irdisches Abbild jenes himmlischen Machtzeichens zu betrachten ist, als Würdezeichen der Männer, die durch göttliche Bestimmung sich berufen glaubten als Obrigkeit die Ordnung hier unten zu wahren.

Man sollte deshalb überall da, wo der Schulzenhammer bestand, ihn amtlich wieder einführen als altes Wahrzeichen obrigkeitlicher Macht. In unsrer Zeit ist der Volksglauben beim Landvolke im Schwinden und mit ihm die dichterische Auffassung des Daseins und der Dinge. Eine öde geistige Nüchternheit ist überall in die jüngeren Kreise eingezogen. Da sollte man nicht das Wenige noch vergehen lassen, was als äusseres Merkmal erinnert an glaubensvolle Tage und an die bilderreiche Geisteswelt des Altertums.

26. Im Anschluss an den Vortrag des Herrn v. Schulenburg über die Schulzen-Hammer bemerkt Herr E. Friedel als Kuriosum, dass auch der „Schulze“ von Berlin d. h. der Oberbürgermeister in den Sitzungen des Magistrats gewissermassen als Amtszeichen, zum Ruhegebieten (was aber kaum nötig!) einen hölzernen Hammer führe. Der verstorbene Stadtrat Löwe habe zur Amtszeit des Oberbürgermeisters, spätern Finanzministers Arthur Hobrecht, einen mit Bären verzierten, zierlich aus Buchsbaum geschnitzten Amtshammer gestiftet. Nachdem derselbe auf unaufgeklärter Weise verschwunden (? gestohlen), sei er durch den einfacheren, den der Oberbürgermeister Zelle, unser Erster Vorsitzender, zur Zeit führe, ersetzt worden.

26. Herr Schulrat Professor Dr. Carl Euler hält zum Schluss einen Vortrag über Erinnerungen aus dem Hessischen Feldzug, und ein

Wintermarsch durch die Mark Brandenburg 1850/51. Der Vortrag wurde mit grossen Beifall aufgenommen. Wir bringen denselben hier unten.

Erinnerungen an den hessischen Feldzug und einen Wintermarsch durch die Mark Brandenburg.

von Karl Euler.

Lang, lang ist's her! Im Jahre 1850 fand der Feldzug statt, unrühmlichen Angedenkens. Unblutig ist er verlaufen, nur ein Ereignis ragt als Markstein aus ihm hervor: die grosse unblutige „Schlacht bei Bronnzell“. Doch halt! unblutig war sie doch nicht; ein Schimmel wurde verwundet und ein Offizierpaletot erhielt einen Schuss! Ersteres ist geschichtlich beglaubigt, letzteres lebt im Munde der Sage.

In welchem Zusammenhang steht nun der hessische Feldzug und die Schlacht in dem fernliegenden hessischen Dorf mit dem Wintermarsch durch die Mark Brandenburg? Das will ich im folgenden kurz erzählen.

Ich muss aber etwas zurückgreifen. Im Frühjahr 1850 kam ich mit einem jüngeren Bruder vom Rhein (Bonn) nach Berlin, um neben der Fortsetzung der Studien unserer einjährig-freiwilligen Dienstpflicht zu genügen. Wir fanden Unterkunft in dem damals in Berlin stehenden vierzehnten Infanterie-Regiment.

Unser dreissig waren es, die zusammen einexerziert wurden. Als rechter stattlicher Flügelmann stand an der Spitze der jetzige Geheime Stadt-Baurat Dr. Hobrecht; ich selbst war erst der sechste im Gliede. Von andern Kameraden sei nur der jetzige Senats-Präsident am Kammergericht, Rathmann genannt.

Es war eine gemütliche Dienstzeit; das Verhältnis zu den Offizieren war ein freundliches, der Dienst war nicht übermässig angestrengt. Mein Bruder und ich erfreuten uns als Pfarrers-Söhne eines gewissen Wohlwollens des Regiments-Kommandeurs Oberst von Bahr; war derselbe doch selbst ursprünglich Theologe gewesen, hatte in den Befreiungskriegen mitgekämpft und war dann in der militärischen Laufbahn geblieben. Nach drei Monaten wurden wir bereits Vice-Unteroffiziere. Meine Kompagnie lag im Schlosse Monbijou, in den Räumen, in denen später das Hohenzollern-Museum Aufnahme gefunden hat, im Quartier. Das Exerzieren geschah unter den herrlichen, Schatten spendenden Bäumen des damals noch viel umfänglicheren Parkes.

Vom 15. September ab manövierten wir in der Gegend von Belzig, hatten bei Treuenbriezen Parade vor König Friedrich Wilhelm IV. und kehrten am 29. nach Berlin zurück. Wir wurden zu Unteroffizieren ernannt und sonnten uns im Glanz der goldnen Tressen auf dem vom Manöver bereits etwas mitgenommenen Waffenrock. Extrauniform besaßen nur wenige von uns, sie wurde auch nicht mal gern gesehen. Als im Verlauf des Feldzuges die Röcke allmählich die blaue Farbe zu verlieren anfangen, liessen wir sie einfach wenden. Mein Bruder und ich mieteten uns eine nette Stube in der Ziegelstrasse und dachten an unsere Studien, aus denen im Sommer nicht viel geworden war. — Da kam der Befehl: Ausrücken! Nicht ganz unvorbereitet; denn Krieg schwebte in der Luft! —

Im Kurfürstentum Hessen waren zwischen der Regierung und dem Volke heftige innere Kämpfe ausgebrochen. Erstere, an deren Spitze der Minister Hassenpflug stand, wollte die Verfassung willkürlich und zum Schaden des Landes ändern. Das wollte man sich nicht gefallen lassen. Der Kurfürst wurde bewogen, den Kriegszustand über das Land zu verhängen, und als das nichts half, wandte man sich an die wieder hergestellte Frankfurter Bundesversammlung. Diese beschloss, ein Bundesexekutionsheer in Hessen einrücken zu lassen, um das verfassungstreue Hessenvolk zur Raison zu bringen und beauftragte Österreich und Bayern mit dieser Exekution. Preussen konnte dies nicht dulden, es wollte die Hessen in ihrem Rechte schützen, so kam die Verwicklung. Das 14. Regiment, das in Berlin nicht mehr nötig erschien, gehörte zu den ersten, die dem voraussichtlichen Kriegsschauplatz näher rücken sollten, und so wurde der Ausmarsch befohlen. Über das, was wir auf diesem Feldzug und später erlebten, führte ich genaues Tagebuch, zum Teil mit Bleistift in vergilbter Schrift geschrieben, nur schwer mehr zu entziffern. Ein glücklicher Zufall liess es mich wiederfinden, und da der Feldzug in einen Wintermarsch durch ein gutes Stück der Mark Brandenburg ausklang, so halte ich einige Mitteilungen aus dem Tagebuch für unsere „Brandenburgia“ auch jetzt noch geeignet.

Es war am 11. Oktober, einem heitern sonnigen Tage, als wir auf dem Anhalter Bahnhof zur Fahrt eingeschifft wurden. Wohin es ging, wussten wir nicht, kümmerte uns auch nicht; wir waren mit der Fahrt rasch ausgesöhnt und träumten von kriegerischen Thaten. Als die Gegend anfang bergig zu werden, als sich gar Felsen zu zeigen begannen, da staunten unsere biedereren Pommern und Polen, aus denen das Regiment zum grössten Teil bestand; hatten sie doch niemals Felsen gesehen. Spät Abends kamen wir in Erfurt an. Von da maschierten wir auf „furchtbar“ schmutziger Chaussee weiter, bis sich die Berg-

kuppen der drei Gleichen mit ihren Burgen und Burgtrümmern zeigten. In den in der Nähe befindlichen Dörfern bezogen wir Quartier. Vier Unteroffiziere, darunter mein Bruder und ich, 22 Musketiere und ein Spielmann kamen nach dem Gut Ringleben bei Mühlberg. Es gehörte dem aus den Befreiungskriegen bekannten General-Feldmarschall Freiherrn von Müffling, der in Erfurt wohnte. Er hatte angeordnet, dass uns zu Ehren eine Kuh geschlachtet werde, dass wir die ersten 8 Tage seine Gäste sein sollten, die zweiten 8 Tage die Hälfte des Verpflegungsgeldes, weiterhin aber die ganze Summe — 50 Pf. täglich! — zahlen sollten, damit das viele ersparte Geld uns nicht übermütig mache! Gar wohl fühlten wir uns bei den Fleischtöpfen Ringlebens; vortrefflich schmeckte uns die biedere Kuh, die ihr Leben für uns hatte lassen müssen. Leider konnten wir sie nicht ganz aufessen.

Dort auf dem Gute sah ich in einem Zimmer des Herrenhauses auch die berühmte Bettstelle, die nächtliche Ruhestätte des Grafen von Gleichen und seiner beiden Frauen, der ursprünglichen und der später angetrauten Sultanstochter aus dem Morgenlande, die den Grafen aus schwerer Gefangenschaft befreit und nach seiner Heimat begleitet hatte, wo mit päpstlicher Lizenz die Trauung stattfand. Die vermeintliche Bettstelle hat sich lange erhalten, sie war aber sehr zerschnitzt denn ein Span, von ihr geschnitten, sollte gut sein gegen Zahnschmerz. Musäus freilich berichtet poetischer, dass „ein Span davon statt des Blankscheits in dem Schnürleib getragen, die Kraft haben solle, alle Regungen von Eifersucht in den weiblichen Herzen zu zerstören.“ Um die Bettstelle vor gänzlicher Zertrümmerung zu bewahren, hatte der General sie von der alten Stelle in der Burg fortgenommen. Von ihrer Breite kann man sich einen Begriff machen, wenn es wahr ist, was mir erzählt wurde, dass die vier Pfosten derselben eine Zeitlang als Pfosten für einen Webstuhl gedient hätten. In mir erregte die Bettstelle keinerlei poetisches Empfinden; in meinem Tagebuch berichte ich kurz und prosaisch: „In einem Zimmer des Generals die Bettstelle des Grafen von Gleichen gesehen, nicht viel daran.“ Aber der alte Feldmarschall hat sie besungen, denn von ihm soll das Gedicht herrühren, das ich vorfand und hier mitteilen will, um es der Vergessenheit zu entreissen. Es lautet:

Einst ruhten hier, Graf Gleichen in der Mitte,
Zwei schöne Frau'n in schwesterlicher Einigkeit;
Die Türkin folgte morgenländischer Sitte,
Die edle Deutsche dem Gefühl der Dankbarkeit.
So hat uns die Sage der Vorzeit berichtet,
Wir fragen erstaunt: Ist's wahr, ist's erdichtet?

Für fremdes Glück das eigne hinzugeben,
 Erhebt als Christenpflicht zu wohlverdientem Ruhm;
 Jedoch in wilder Doppelehe leben,
 Gestattet nur das materielle Heidentum.
 Es lässt sich die Sage nicht fassen noch glauben.
 Wir lassen die Würde der Frau'n uns nicht rauben.

Die Hoffnung, dass der alte Herr uns einen Besuch in Ringleben abstaten werde, erfüllte sich nicht. Übrigens starb er noch in demselben Winter, am 16. Januar 1851.

Am 15. Oktober wurde Königs Geburtstag gefeiert. In Ermangelung von Tänzerinnen mussten die Soldaten unter sich tanzen. Bald hörte das Schlaraffenleben auf. Am 21. Oktober wurde ausgerückt. Wir fuhren mit der Bahn nach Gerstungen, marschierten von da nach Vacha, und blieben hier bis zum 2. November. Da wurden wir früh um 2 Uhr alarmiert. Die Bayern und Österreicher sollten die hessische Grenze überschritten haben — wir also beeilten uns nun auch, nach Hessen zu kommen. Nach zweistündigem Marsch begrüßten wir mit gewaltigem Hurrah den hessischen Löwen. Über Hünfeld, wo wir nach langem Warten endlich Quartier erhielten, ging es in langer Kolonne nach Fulda. Einen prächtigen Anblick gewährte die turmreiche Stadt mit den sie umgebenden, von Klöstern und Kapellen gekrönten, Bergkuppen. Von jener Zeit ab hatte ich eine Vorliebe für Fulda und freute mich stets, wenn ich die Stadt sah.

Am kommandierenden General vorbei defilierend machten wir vor der Stadt Halt und konnten wieder erst nach langem Warten, an das wir allmählich gewöhnt wurden, einmarschieren. Die Bürgerschaft empfing uns als Freunde und Retter mit Wohlwollen, und die schönen aus allen Fenstern schauenden Fuldaerinnen nickten uns freundlich zu. Wie bezogen die Kaserne, die erst am Morgen von ihren Insassen verlassen worden war, machten es in den uns angewiesenen Stuben so bequem als möglich, reinigten uns vom grössten Schmutz, — denn

Ach der Dr . . . im Hessenland,
 Von uns allen anerkannt,
 War er doch so schrecklich tief,
 Dass er in die Stiefeln lief.

sangen wir später — wir suchten die uns als die besten empfohlenen Bierwirtschaften besonders den Felsenkeller auf, um den grossen Hunger und noch grösseren Durst zu stillen.

Das war ein wunderliches Leben in den nächsten Tagen. Am 4. November wurde um 2 Uhr nachmittags plötzlich Generalmarsch geschlagen; die Feinde sollten einen Vorstoss gegen Fulda planen. Wir marschierten vor die Stadt, nahmen in der Nähe von Gärten vor einer Lehmgrube oder richtiger in derselben, da sie uns gegen etwaige Späher deckte, Aufstellung. Wir warteten der Dinge die da kommen sollten, sie kamen aber nicht, und zurück gings zur Kaserne.

Am 5. November wurde bereits um 10 Uhr Mittag gegessen, dann wieder hinaus und herein. Und so war es auch am 6. Wir wussten vor langer Weile schliesslich nicht, was anfangen. Wir spielten Whist in freiem Felde, wir sangen, führten Gänsemärsche aus; ein regelrechter Kontertanz, an dem sich, wie mein Tagebuch ausdrücklich mitteilt, unter andern auch Hobrecht und Rathmann beteiligten, wurde nach dem Kommando eines kundigen Berliners im Lehmloch ausgeführt. Die Offiziere, die sich nicht weniger langweilten, sahen uns mit Behagen zu. Abends gingen die andern Kompanien nach der Kaserne, unsere 3. Kompanie blieb draussen; Patrouillen, die scharf geladen hatten, wurden ausgesandt, wir waren auf einen feindlichen Zusammenstoss gefasst. Um 12 Uhr Nachts wurden wir abgelöst. In der Kaserne erquickte uns eine warme Brotsuppe, für die der Hauptmann gesorgt hatte.

Immer aufgeregter wurde die Stimmung. Mancherlei Gerüchte schwirrten durch die Luft. Das Wunderlichste, ja Lächerlichste wurde geglaubt. Man wollte eine feindliche Artillerie-Kolonnie gesehen haben. Sie entpuppte sich als ein Leichenzug. Ein Patrouillenführer sollte, durch die Dunkelheit getäuscht, auf eine Gruppe Bäume einen Bajonettangriff befohlen haben; ein anderer auf eine Hammelherde, und was der Scherze mehr waren.

Während wir uns, so gut wir konnten, die Zeit vertrieben, waren bereits Gerüchte von schweren Kämpfen in die Ferne gedrungen. Als wir aus Berlin ausrückten, schrieb uns die Mutter, nachdem sie zur Sorge für unsere Gesundheit ermahnt: „Seid nur vorsichtig, dass Ihr Euch nicht ohne Not in Gefahr begeben; könnt Ihr nicht anders, dann seid nicht feig, Gott wird Euch schützen!“ Jetzt aber fragte sie angstvoll an, weshalb wir nicht schrieben? Ob wir krank oder verwundet seien? Wir konnten sie beruhigen. — Am 7. November assen wir bereits um 6 Uhr morgens unser Mittagbrot und zogen dann wieder nach unserer geliebten Lehmgrube. Wir spielten Whist. Da Bewegung unter den Offizieren, der General von der Gröben kam mit seiner Begleitung herangeritten. Er rief die Offiziere zusammen; er machte ihnen eine Mitteilung, die sie sichtlich hoch erregte; die Offiziere eilten zu uns und verkündeten die Mobilmachung des preussischen Heeres. Jetzt sollte es also ernstlich auf den Feind losgeh'n!

Allgemeiner Jubel! Vergessen waren alle Mühen und Strapazen. Wir sangen später in Erinnerung an jenen Morgen:

Mag das Lehmloch Lehmloch sein,
Wurden wir auch drin zum Schwein,
Es ward ja telegraphiert,
Dass man uns mobilisiert.

Das Nächste waren Briefe an die Eltern und Geschwister. Auch schrieben wir für des Schreibens unkundige Soldaten an deren Schätze nach Berlin.

In jenen Tagen wurde in Duisburg die Rheinisch-Westfälische Provinzial-Synode abgehalten, deren Mitglied unser Vater als Superintendent war. Es wurden Stimmen laut, dass angesichts der bevorstehenden Ereignisse die Synode vor der Zeit schliessen möge. Da trat unser Vater auf und sagte: Wenn einer in der Versammlung bei der Zeitlage beteiligt sei, dann sei er es. Seine zwei jüngsten Söhne ständen als einjährig-Freiwillige in Fulda, ein dritter habe soeben Abschied von ihm genommen, da er als Landwehrmann einberufen sei; von dem vierten und ältesten erwarte er stündlich die Nachricht auch von seiner Einberufung zur Waffe. Und trotzdem beantrage er, dass in der Synode fortberaten werde. In solcher Zeit müsse jeder erst recht seine Pflicht thun, und ihre Pflicht sei, die Synode zu Ende zu führen. Da stimmten alle Anwesenden ihm freudig bei.

Es drängten sich jetzt die Begebnisse. Wir waren am 8. November ruhig in der Kaserne, die auch noch unsere Füseliere aufgenommen hatte, da wurden wir um 10 Uhr alarmiert. Es hiess, das die Bayern eine Umgehung beabsichtigten; wir marschierten nach einem andern Platz und blieben dort bis nachmittags 5 Uhr und kehrten dann wieder zurück. Die Stadt und Umgegend hatte ein immer kriegerischeres Ausseh'n erhalten. Von allen Seiten rückten Soldaten heran: Infanterie, Kavallerie, Artillerie. Aber auch flüchtende Landleute sah man, die mit Frau und Kindern und Sack und Pack vor den vorrückenden Bayern flüchtend gen Fulda fuhren. Unsere Kaserne war überfüllt. Jede Stube war drei-, ja vierfach besetzt und unten im Kasernenhof standen noch Soldaten, die darauf warteten, dass ihnen Platz gemacht werde. Wir aber bezogen abends ein Bivouak. Dorthin wurde Stroh gebracht, das uns aber vor dem nasskalten Wetter wenig schützte. Doch wir waren guten Mutes, sollte es doch den folgenden Tag wirklich gegen den Feind gehen, dessen Wachtfeuer wir nicht allzuweit am Waldesrande zu sehen glaubten. Unsere Füseliere hatten sich in einem benachbarten Gehöft festgesetzt, in die umgebende Mauer Schiessscharten gebrochen, die im Wege stehenden Bäume umgehauen, Distanzen zum Schiessen auf einen herannahenden Feind abgemessen.

Endlich wird's hell, wir freuen uns des Morgens, erheben uns durchgefroren vom harten Lager. Der General erscheint mit seinem Adjutanten. „An die Gewehre!“ erschallt das Kommando. Im Nu sind wir geordnet. „Bataillon — marsch!“ Wir lenken in die Strasse ein, die zum Feind führt. Da auf einmal: „Tete links schwenkt — marsch!“ Wir schwenken, wir kehren dem Feind den Rücken, Fulda kommt wieder in Sicht! Aus der Stadt quillt gleichzeitig Militär über Militär, gefolgt von unendlichem Train, alle in derselben Richtung, vom Feinde abgewendet! Was soll das bedeuten? Wir senden fragende Blicke auf unsere Offiziere. Sie schweigen finstern Angesichts. Ist es denn möglich, wir weichen vor dem Feind? ohne uns mit ihm geschlagen zu haben, sind wir auf der Flucht!? Ja

„Rückwärts, rückwärts Don von Gröben,
Rückwärts, rückwärts stolzer Graf!“

Es war ein Rückzug „aus strategischen Rücksichten“! Der Minister-Präsident Graf Brandenburg hatte die Schmach nicht mehr erlebt, er war am 6. November gestorben. Sein Nachfolger aber, Minister-Präsident von Manteuffel sagte: „Der Starke weicht mutig zurück“ und schloss in Olmütz am 20. November den berüchtigten Vertrag, der Hessen den Bayern und Österreichern auslieferte.

Ich komme auf jenen Morgen des 9. November zurück. Wie lebhaft steht er mir noch in Erinnerung! Wir alle, auch die gemeinen Soldaten, empfanden den Rückzug als eine persönliche Schmach, die wir erlitten. Ich hörte, wie ein Soldat zum andern sagte: „Nach Berlin dürfen wir nicht mehr zurück, wir müssen uns vor unsern Mädchen schämen.“ Das fröhliche Plaudern auf dem Marsch hatte aufgehört, der Gesang war verstummt, auch die Spassmacher in der Kompanie, die sonst so viel beigetragen hatten, die ermüdeten Soldaten in guter Stimmung zu erhalten, zogen finstern Schweigens dahin, wie die andern. Ich suchte Trost in meinem Horaz, den ich auf dem ganzen Feldzug im Brotbeutel mit mir führte.

Die Hessen aber, die sich der Rachsucht eines unversöhnlichen Feindes und der Willkür fremder Soldaten preisgegeben sahen, riefen uns Verwünschungen nach, nannten uns Verräter, und wir — schwiegen.

Auf dem Marsch nach Fulda hatte ich mich kurz vor der Stadt über ein herrliches Wäldchen von jungen Lerchenbäumen gefreut. Wir zogen jetzt wieder vorüber — was war aus dem Wäldchen geworden? Die schlanken Bäume waren in grosser Zahl umgehauen und zur Erbauung von Erdhütten verwandt worden, die Kavalleristen als schmutziger Aufenthaltsort dienten.

Wie aber war's mit der „Schlacht bei Bronnzell“? Ja, die schlugen wir Vierzehner nicht, sondern die Neunzehner. Wir wussten davon

nur durch Hörensagen. Ein Vorpostengefecht zwischen den Preussen und den Bayern und Österreichern fand am 8. November wirklich statt. Mein Tagebuch berichtet, es seien zwei Bayern erschossen, von preussischer Seite nur der Schimmel eines Husaren, der den Feind äffend vor der Front hin und her galoppiert sei und auf den wohl 30 Kugeln abgeschossen worden, sei verwundet, und auch dem Adjutanten des neunzehnten Regiments durch den Paletot geschossen worden. Man erklärte das Gefecht später als ein „Missverständnis“! Historisch geworden ist nur der Schimmel.

Und wir sangen später:

Wir zusammen in der Nacht
Haben ein Komplott gemacht,
Sind darüber eins geworden,
Keinen Bayern umzumorden.

Österreich'sche Kaiserschützen
Konnten Schimmel maustot blitzen,
Und gefährlich auf die Ehr'
Ist so ein Cheveau-léger.

Unbedingtes Retirieren
Kann nur noch zum Ziele führen.
Schaun's es wär doch gar zu schad',
Fiel ein preuss'scher Soldat.

Den weiteren Aufenthalt in Hessen, das ewige Hin- und Hermarschieren will ich nur kurz berühren. Es waren im ganzen traurige Tage und Wochen, die wir erlebten. Unfreundliche, ungefällige Quartiergeber, die es sichtlich vermieden, sich mit uns in ein Gespräch einzulassen. Geschah es aber, dann bestand es zumeist aus Vorwürfen und Klagen über die Preussen, die, wie sie ja nicht mit Unrecht meinten, durch Einmischung in die hessische Verwickelung und nachheriges Imstichlassen der Bevölkerung das Übel noch viel ärger gemacht hätten. Aber nie hörte ich Ausdrücke der Unzufriedenheit mit dem Landesherrn selbst, sondern nur mit seinen Räten. Die Vorwürfe galten auch nicht uns persönlich; denn wir hielten treffliche Manneszucht, und oft genug teilten unsere braven Soldaten ihren Wirten von den gelieferten reichlichen Rationen mit. Denn viel Armut herrschte in den Dörfern, in denen wir im Quartier lagen. Mein Tagebuch ist voll von Klagen über schlechte, elende Quartiere, grossen Schmutz, rauchende Öfen und jämmerliche Nachtlager. Wohl wurden uns Unteroffiziere hie und da Betten angeboten, aber meist wiesen wir sie zurück und überliessen sie den Soldaten, die sie aber auch nicht immer annahmen. Das Stroh war noch immer reinlicher und zum Zudecken hatten wir unsere guten Mäntel. In einem

Quartier, so wurde erzählt, waren die Soldaten so gedrängt, dass sie nur „löffelchens“ liegen konnten, d. h. alle auf der linken oder rechten Seite wie die Löffel in einander geschachtelt. Auf gegebenen Befehl legten sich dann alle gleichzeitig auf die andere Seite. Ich hatte in meiner Korporalschaft einen Berliner, der eine Masse von Schnurren wusste und sie gut erzählte. Der musste uns abends, nachdem das Lager eingenommen war, erzählen, wobei wir denn ruhig einschliefen. Einige besondere Erlebnisse habe ich aufgezeichnet: wie eine Wirtin uns zum Waschen einen Topf mit Wasser bot; daraus mussten wir einen Schluck in den Mund nehmen, den wir dann in die Hände ausspülen und uns so wuschen — oft genug ist dies in der Folge geschehen —; wie eine andere, ein altes hässliches Weib mit tiefenden Augen, auf die Bitte um ein Handtuch zum Abtrocknen das schmutzige Tuch von ihrem Halse abnahm und es darbot — selbsverständlich zog man sein Taschentuch vor —; wie, da nur eine verrostete und von Fliegen besudelte Gabel vorhanden war, wir das Fleisch mit unsern eigenen Messern mit unterstützendem Löffel zerschneiden mussten.

Als ich in einem Quartier mich an den Tisch setzte, um einen Brief zu schreiben, versammelte sich die ganze Familie um mich und sah zu; die Tochter, ein halberwachsenes Mädchen, lehnte sich vertraulich auf meine Schulter und blickte auf das Papier herab. Diese Naivetät machte mir anfangs Spass und ich liess sie mir von dem hübschen Mädchen gern gefallen. Als aber der Bauer den fertigen Brief in die Hand nahm und nach aufgesetzter Brille ihn laut vorzulesen begann, hörte der Spass auf; ich nahm ihm den Brief fort, worüber er sehr verwundert war. Er hatte sich garnichts Böses dabei gedacht.

Die Langeweile ruhte mit bleierner Schwere auf uns; die Scherze unserer Soldaten waren bald erschöpft, das ewige Whistspielen (Skatspielen war damals noch wenig, in unseren Kreisen gar nicht bekannt) wurde uns zuletzt auch zum Überdross, zu lesen gab's nichts, nicht einmal beim Schullehrer, meinen Horaz kannte ich fast auswendig; Briefschreiben war noch das Einzige, das übrig blieb; denn auch das Exerzieren musste bei dem eingetretenen Frost- und Schneewetter aufs Notwendigste beschränkt werden. Wir kamen in ein Dorf in der Nähe von Hersfeld, und dies benutzten wir zu einem Ausflug dorthin. Wir sehnten uns nach dem Anblick einer tapezierten, wohnlichen Stube, nach einem guten Beefsteak und einem Glas guten Bieres — oder auch mehrerer! Wir wollten uns überhaupt mal wieder als zivilisierte Menschen fühlen. Dies alles bot die freundliche Stadt, deren berühmte Vergangenheit später einen Teil meiner Studien bildete, und in ihr der Gasthof „zum Deutschen Haus“. Als wir gar hörten, dass auch Theater gespielt werde, war unsere Freude gross, und wir konnten den Abend nicht

besser beschliessen als mit dem Besuch der Vorstellung. Die vorderste und beste Reihe war besonders von Unteroffizieren, zumeist Einjährig-Freiwilligen, besetzt; hinter uns sassen andere Soldaten, den Olymp hatte städtisches Publikum besetzt. Offiziere waren nicht zugegen. Da die Truppe kein eigenes Orchester besass, füllten wir die Zwischenpausen mit Gesang aus. Als aber das Parterre sich in das Spiel selbst einmischte, wollten sich die Spielenden das nicht gefallen lassen und verbaten es sich. Daraus entspann sich ein Streit, in den sich auch die anwesenden Hersfelder einmischten. Es war aber nur ein belustigender Wortkampf zwischen den Schauspielern, besonders der Prima Donna und dem Parterre, der schliesslich mit Fallenlassen des Vorhangs endete. Wir warteten das Weitere nicht ab, kehrten in den Gasthof, wo wir noch tüchtig zu Abend assen und dann in unser liebes Dorf — es hiess Sorge — zurück. Hier wurde weiter vegetiert. Da, am 4. Dezember, wurde mitten in der Nacht Generalmarsch geschlagen. Im Nu waren wir fertig zum Ausmarsch. Leider war bei der Eile ein uns von Hause geschickter Krug mit echtem Wachholderbranntwein, der über meinem Tornister hing, geplatzt; der edle Stoff hatte sich über die Tragriemen ergossen und sie braun gefärbt, was mir eine Rüge seitens des Hauptmanns wegen „Malpropreté“ vor versammeltem Kriegsvolk zuzog. Auf dem Marsche kam es zur Verständigung und wir beklagten beide den schweren Verlust; denn auch er sollte des edlen Stoffes mit geniessen.

Wie wir hörten, hatte der kommandierende bayerische General von Turn und Taxis an unsern General die Zumutung gestellt, die Schanzen, die zum Schutz der bei Hersfeld über die Fulda führenden Brücke aufgeworfen worden waren, zu räumen, damit der Weg nach Kassel für ihn frei werde. Das wurde rund abgeschlagen, und so rückten wir in früher Morgenstunde aus. Wagen mit Stroh zur Aufnahme der etwa Verwundeten folgten uns.

Auf einer gefrorenen Wiese bei dem Dorfe Motsfeld nahmen wir Aufstellung. Wir fanden bereits andere Truppen vor: Jäger, Kavallerie, Artillerie, das 32. Infanterie-Regiment. Den ganzen Tag standen wir da, froren jämmerlich, langweilten uns entsetzlich, sodass wir schliesslich Whist zu spielen anfangen. Die Finger konnten aber die Karten nicht halten. Die Bayern kamen nicht, und wir marschierten schliesslich in unsere Quartiere zurück.

Auch diese „grosse unblutige Schlacht bei Motsfeld“, von der weder der Kladderadatsch noch die Geschichte berichtet, fand ihren Sänger. Der Anfang lautet:

Nach Motsfeldien, nach Motsfeldien,
Vater gieb mir Reisegeldien,
Wo der Bayer nicht mehr weilt.

Das Weitere lässt sich leider nicht mitteilen. Endlich, endlich verliessen wir Hessen! Wir marschierten über Berka nach Gerstungen und fuhren am 15. Dezember mit der Bahn nicht, wie wir geglaubt hatten, nach Berlin zurück, sondern bis Wittenberg. Von da begannen unsere weiteren Kreuz- und Querzüge auf preussischem Gebiet. Von Berlin war nicht mehr die Rede.

Bevor ich aber die Beschreibung der neuen Irrfahrten beginne will ich noch eines Liedes über die Landwehr gedenken, das aber nicht in unserm Kreise, also im 14. Regiment entstanden ist, sondern, wenn ich nicht irre, im 19. Regiment.

Es beginnt:

Unser König hat gerufen:
Brave Landwehr zieh' hinaus.
Jeder kriegt ein Paar Sohlen,
Weib und Kind ward Gott befohlen,
Ohrenklappen teilt man aus.

Und die Landwehr zog von dannen,
Keiner wusste, wo der Krieg.
Auch mit wem sie sich soll schlagen,
Darf die Landwehr niemals fragen,
Denn das wär' ja Politik.

Und so zogen unsre Krieger
Mutig fort zum blut'gen Strauss.
Siegreich waren alle Schlachten,
Doch anstatt der Lorbeern brachten
Sie nur Reis und Salz nach Haus.

Unsre Linie unterdessen
Zog ins Hessenland vorwärts,
Als Parole thät sie hören:
Spiele nie mit Schiessgewehren,
Denn das fühlt wie du den Schmerz.

u. s. w.

In Wittenberg oder richtiger in der Vorstadt hatten wir Quartier bei einem „gebildeten Fischer“ und erfreuten uns zum ersten Mal wieder eines reinlichen Bettes. So steht wörtlich in meinem Tagebuch.

In einem sehr starken Marsch ging's am 16. Dezember bis Jesse; am 17. bei schauerlichem Wetter nach Herzberg; am 18. in zehnstündigem Marsche im stärksten Regen auf aufgeweichtem Wege nach Sonnenwalde und mussten hier, durchnässt wie wir waren — nur die Strümpfe konnte ich wechseln — in kalter Stube, nur mit dem Mantel

zugedeckt, die Nacht verbringen. Endlich am 19. Dezember kamen wir nach Luckau; an und für sich eine „nette Stadt“ aber meinem Bruder und mir nebst Burschen ein sehr mässiges Quartier bei einem geizigen Kaufmann bietend; seine Frau, eine Scharfrichterstochter, war „filzig, dumm, vierschrotig“, doch hatten sie ein niedliches Kind.

Am 21. Inspizierung durch den General von Korff. Der neue Hauptmann war nicht zufrieden mit seiner Kompanie. Sie hatte ihm zu schlecht „geputzt“. Der 22. war ein Sonntag. Die Offiziere veranstalteten einen Ball, zu dem auch die Einjährig-Freiwilligen als zahlende Teilnehmer eingeladen wurden. Unsere schäbige Uniform hinderte nicht, besaßen wir doch feine Handschuhe und feine Tanzstiefel. Die Regimentsmusik spielte. „Viele nette Damen“ lernten wir kennen; die anfängliche Steifheit wich bald heiterem Verkehr.

Wir rechneten auf längern Aufenthalt in Luckau und wir sangen:

Luckau giebt Quartier im Winter,
Folgsam sind wir wie die Kinder;
Denn das Allerschönste schon
Ist Subordination.

Und schlossen:

Dies ist das Lied vom Hessenland;
Hessen, Deutschland stammverwandt,
Hessen, politikumschlungen,
Niemand wurde umgebrungen.

Das Christfest war gekommen. Wir feierten es in der Kneipe mit Bowle und Whistspielen. Am Abend des 25. Dezember wurde in kleineren Kreisen getanzt, am 26. war aber wieder Konzert und Ball. So liess es sich ganz angenehm in Luckau leben. Mit dem 28. Dezember kam aber plötzlich die Order zum Weitermarsch. Früh 6 Uhr wurde aufgebrochen. Ich musste als „Spitze“ voraus, „um den Weg zu suchen“. Es war aber nur ein kurzer Marsch von zwei Stunden bis zum Dorfe Terpt. Hier erhielten wir, mein Bruder und ich, ein „sehr schönes Quartier, reinlich, gutes Essen, gutes Lager auf der Erde“. Am 29. (Sonntag) war der Marsch über Vetschau nach Werben um so grösser. „Bis Vetschau gute Chaussee, dann grässlicher Weg durch den Spreewald, eine grosse Morastgegend.“ In Werben standen die Bewohner alle vor der Thür, sie begrüsst uns aufs freundlichste. Ganz besonders aber zogen die Mädchen in ihrem kleidsamen Sonntagsanzug, mit dem das volle, runde Gesicht schön einramenden Kopfputz unsere bewundernden Blicke auf sich. Die Polen in unserer Kompanie riefen ihnen einen polnischen Gruss zu, den sie verstanden und auf wendisch erwiderten.

Thatsächlich konnten sich Polen und Wenden verständigen, infolge dessen sich die Beziehungen zwischen ihnen und den schönen Wendinnen ganz besonders freundlich gestalteten, zu nicht geringem Ärger und Neid der anderen Kameraden.

Unser Quartier war in einem Blockhaus, erbaut aus übereinanderliegenden Baumstämmen, wie es solche ja auch jetzt noch im Spreewald giebt. Die Stube war so niedrig, dass wir nur gebückt drin stehen und gehen konnten. Die stattliche Hausfrau hatte sich deshalb eine gebückte Haltung angewöhnt. Wir wurden mit grosser Herzlichkeit aufgenommen. Zunächst wurde uns von Weilnachten übrig gebliebener Kuchen in Massen vorgesetzt; dann gab's Kaffee mit Syrup und Schmalzbrot, endlich „Hirse und Sauerkraut zusammengekocht“. So steht's wörtlich in meinem Tagebuch. Unser Nachtlager war in der Scheune; der Wind strich über unsere Köpfe hin, wir aber lagen mollig im warmen Bett und schliefen prächtig. Unser Freund, Unteroffizier von der Lippe, lag im Gänsestall. Zum Frühstück gab's Kaffee mit Kuchen, dann Kartoffeln mit „Stippe“, zu Mittag erst Butter und Brot, dann „Meerrettigbrei“. Den Nachmittag verlebten wir bei einem Kameraden oder richtiger mit ihm in der Spinnstube seines Quartiers, in der siebzehn erwachsene Mädchen sassen und spannen. Auch den Abend brachten wir hier zu. Auch viele andere Soldaten stellten sich ein, es entwickelte sich lärmende, ja ausgelassene Fröhlichkeit.

Am 31. Dezember wurden wir umquartiert; das Haus war neu. Der erste Eindruck war unangenehm, das verlor sich aber bald; guter Kuchen und Kaffee, abends Hirsensuppe. Eine Sylvesterbowle wurde mit Kameraden getrunken; dann in unserm Bett auf dem Speicher gut geschlafen, ohne Jammer früh aufgewacht.

Am 3. Januar marschierten wir weiter nach dem Dorfe Guhro. Unser Quartier war bei einem Bauer Bossann. Die Frau war erkrankt, lag im Bett und störte unsere Nachtruhe durch anhaltendes Husten und Stöhnen. Sie zeigte eine gewisse Bildung, da sie in ihrer Jugend in der Stadt gelebt hatte, sprach auch gut deutsch, während ihre Kinder, besonders die zwei Töchter, meist wendisch und nicht gern deutsch sprachen. Es war ein freundliches Quartier. Den Abend verlebten wir auch hier in einer Spinnstube mit Kameraden zusammen. Vom Lehrer entlieh ich Bücher zum Lesen.

Am 6. Januar machte ich mit einem Kameraden einen Ausflug nach Kottbus. Wir tranken schlechtes Bier, mässige Chokolade, begrüsst die Spree. Die Stadt machte auf uns einen etwas langweiligen Eindruck, auch kein hübsches Mädchen sahen wir; wir waren eben im Spreewald bereits verwöhnt worden. Damals führte nur eine Pferdeisenbahn von Kottbus nach dem Schwieloch-See. Als ich dreissig Jahre später

in Kottbus war, war der Eindruck ein viel günstigerer, und Kottbus ein Hauptknotenpunkt für die Eisenbahnen geworden.

Am 9. Januar wurde wieder ausgerückt und nach Werben marschiert. Mancherlei Unordnungen in der Kompanie mussten bestraft werden, die Zucht war locker geworden. Es war mit die Folge des ziellosen Umhermarschierens und Umherliegens. Es war hohe Zeit, dass wir den Spreewald verliessen; es ging den Leuten da zu gut.

Bevor ich aber vom Spreewald Abschied nehme, will ich aus meinem Tagebuch noch Einiges über das Leben und Treiben daselbst, so weit ich es vor 45 Jahren kennen lernte, mitteilen. Zunächst das Essen, das ja bei uns eine grosse Rolle spielte, betreffend, so konnten wir mit ihm wohl zufrieden sein. Wir hätten ja von unseren Rationen leben können und müssen; aber es wurde uns fast überall Gastfreundschaft geboten. Morgens gab es Kaffee mit Kartoffeln und Butter oder Schmalz; zu Mittag erst Schnaps und Butterbrot, dann kam das eigentliche Essen, besonders viel Rotkraut und Hirse; abends Kaffee oder Suppe und Kartoffeln. Das breitgeformte Brot schmeckte vortrefflich.

Die Kleidung der Mädchen und Frauen war wohl im ganzen dieselbe, die man noch jetzt sieht. Sie trugen bunte, meist selbst gewebte wollene, kurze Röcke, schöne, bunte, künstlich um den Kopf geschlungene Tücher, oft von Seide, aus denen nur das hübsche Gesicht herausah. Sonntags trugen sie eine Art Haube mit daran befestigter Halskrause. Auf der Strasse gingen sie mit grossen Holzpantinen, in der Regel ohne Strümpfe, selbst im Winter. Sie waren sehr reinlich. Wenn sie das Vieh besorgt hatten, wuschen sie sich Hände, Arme und Füsse, und begaben sich mit schneeweissen Hemdärmeln in die Spinnstube.

Über die Kleidung der Männer und Burschen habe ich nichts aufgeschrieben. Sie hatten also keine besondere Spreewaldstracht oder ich hielt es nicht der Mühe wert, etwas zu notieren.

Alles spann: Männer, Frauen, Burschen und Mädchen und dabei wieder die alten Männer und alten Frauen, die jungen Männer und Frauen, die Burschen und Mädchen alle für sich. Morgens nahmen sie ein Butterbrot mit und blieben, so weit sie nicht zu Hause zu thun hatten, bis abends zusammen; dann wurde Abendbrot gegessen und zur Spinnstube zurückgekehrt.

Das im Winter Gespommene wurde im Frühjahr von den Frauen gewoben.

Die Wenden, Männer und Frauen, erschienen mir als schöner Menschenschlag, besonders die Frauen. Die Mädchen zeichneten sich durch eine dralle Gestalt und durch dicke, runde Arme aus. In der Spinnstube der Mädchen herrschte ein sehr ungezwungener, munterer Ton. Sie liebten Gesang und Scherz, ihre wendischen Lieder hatten etwas Einförmiges, Wehmütiges, doch Melodiöses. Sie liebten es, einem

ein lubka (Liebchen) zuzusingen. Von unsern Soldaten lernten sie Soldatenlieder, die sie gern und herzhaft sangen, ohne den Inhalt zu verstehen, und so machte es einen komischen Eindruck, wenn sie mit grossem Ernst, ja Andacht, deutsche Lieder mehr als zweifelhaften Inhaltes sangen. Wenn ein Fremder in die Spinnstube kam, wurde ihm wohl eine Schürze umgebunden und er musste dann ein Quart Schnaps ponieren. So erging es besonders uns Unteroffizieren. Man rächte sich dann durch Wegnehmen eines Spinnrockens, der durch einen Kuss wieder eingelöst werden musste. Die Mädchen hatten aber eine wunderliche Abneigung gegen die Bärte. Dass ein besonders beliebter Aufenthalt für die Soldaten diese Spinnstuben waren, liegt auf der Hand; sie verdrängten die Burschen, die sonst des Abends kamen; doch kam es meines Wissens zu keinen Schlägereien zwischen den Wendenburschen und den Soldaten. Die Mädchen tranken sehr gern einen Kirschlikör und assen gern Mandeln und Rosinen, und wenn dies gependet wurde, wurden sie sehr vergnügt, ja ausgelassen und waren stets zu dankbarem Kuss bereit.

Wir versuchten etwas von der wendischen Sprache uns anzueignen, doch war die Zeit zu kurz, als dass es haften blieb.

Am 11. brachen wir auf. Der sehr beschwerliche Marsch auf dem festgefrorenen Boden ging über Vetschau nach Lübbenau; hier gutes Quartier bei einem Bäcker —; dann verteilten wir uns in sieben Dörfern. Ich kam als Korporalschaftsunteroffizier mit 15 Mann nach Görsdorf, einem Dorf inmitten eines grossen Moors mit schönen Eichen gelegen. Dort hatte ichs beim Schulzen Piesker ganz gut. Mein Bruder aber hatte es noch besser beim Pastor Winzer in Kasel. Es war dies eine höchst liebenswürdige Familie, bestehend aus dem Prediger, seiner Gattin und zwei erwachsenen Töchtern. Mein Bruder vergnügte sich vortrefflich, während ich auf dem entlegenen Dorfe mit meinen Leuten exerzieren, ihre Sachen, besonders Kleider und Schuhe, revidieren musste. Dazu kam noch der Ärger, dass bei gemeinschaftlichem Exerzieren der ganzen Kompanie meine Korporalschaft „nicht sehr gelobt“ wurde. Ich lernte dann auch die Familie Winzer kennen, und mein Tagebuch enthält ihr begeistertes Lob.

Nun aber kam ein Brief eines Freundes aus Berlin mit der Mitteilung, dass wir am schwarzen Brett ständen als solche, die noch kein Kolleg belegt hätten; wir müssten sofort kommen, wenn wir nicht aus dem Verzeichniss der Studierenden gestrichen werden wollten. So reisten wir dann am 19. Januar ab, fuhren in „grässlichem Wagen, à la Komödiantenkasten“ die Nacht durch, kamen um 9 Uhr in Berlin an, belegten jeder ein Kolleg, in das wir auch einige Male gingen, versahen uns mit frischer Wäsche, besuchten den Zirkus von Dejean (später Renz, an Stelle des jetzigen Bahnhofs Friedrichstrasse), den von Renz in der Charlotten-

Aktion Görsdorf

strasse (jetzt Berliner Theater), den Barbier von Sevilla im Opernhaus, die Weihnachtsausstellung bei Kroll, das Theater des Athleten Rappo (jetzt ist die Markthalle zwischen Friedrichs- und Lindenstrasse daselbst), und kamen am 26. wieder in Kasel an. Ich durfte auf Verwendung des Pastors Winzer beim Hauptmann das Quartier ebenfalls bei ihm nehmen.

Die Tage, die wir in Kasel verlebten, waren die schönsten des ganzen Feldzuges und entschädigten uns für alle ausgestandenen Mühen und Strapazen. Auch nach unserer Rückkehr nach Berlin blieben wir noch längere Zeit im Briefwechsel mit der Familie, die uns mit solcher Herzlichkeit entgegengekommen war. Leider dauerte die Freude des Beisammenseins nicht lange.

Am 2. Februar rückten wir wieder aus, ich als Fourier voraus. Auf diesem Marsche begegnete es unserm Freunde Von der Lippe, einem feingebildeten Mann aus guter Familie, dass er auf dem Gut, auf dem er einquartiert war, mit dem Gesinde essen musste, was uns alle empörte. Über Baruth gings am 3. nach Wunsdorf; von da am 4. nach Ziethen.

Am 5. Februar war Potsdam unser Ziel. Eine halbe Meile vor der Stadt hatten wir ein „Rendezvous“, machten uns möglichst „propper“ und rückten nach zweistündigem Aufenthalt bis zur Stadt. Da mussten wir wieder eine halbe Stunde warten. Es sollte Parade vor dem König stattfinden; in Folge des Besuchs eines österreichischen Erzherzogs unterblieb sie und wir mussten von 1 Uhr bis 5 Uhr auf der Strasse stehen, bis wir endlich in unsere Quartiere kamen.

Nach einem Ruhetag marschierten wir am 7. Februar weiter nach Nauen. Es war ein starker Marsch und wir sehnten uns nach einem guten Quartier. Da unser Billet auf einen Ratsherrn lautete, so hatten wir frohe Hoffnung, wurden aber anfangs bitter enttäuscht, als uns ein dunkler Raum mit Streulager gezeigt wurde. Wir gingen verstimmt fort, unsere Freunde aufzusuchen. Als wir zurückkamen, wurden wir sehr freundlich empfangen, wir fanden in einer feinen Stube den Tisch gedeckt, speisten lukullisch und statt des Streulagers in der dunklen Kabuse wurden uns vortreffliche Betten zur Nachtruhe in einer andern feinen Stube angewiesen. Dies Wunder hatte unser Bursche, ein pfiffiger Pommer, bewirkt, der der Wirtin in unsrer Abwesenheit erzählte, wer wir wären und woher wir stammten. Da erkannten Wirt und Wirtin, dass wir zu den Gebildeten gehörten, was man unserm Äussern in der schäbigen Uniform allerdings nicht ansehen konnte, und behandelten uns demgemäss.

Am 8. nach Friesack, wieder $3\frac{3}{4}$ Meilen (schlechtes Essen). Am 9. weiter nach Dreetz. Der Ort hatte noch nie Einquartierung er-

halten und wir wurden aufs Herzlichste aufgenommen. Als wir in unser Quartier kamen, waren ausser dem Quartiergeber auch Nachbarn zugegen. Unter ihnen befand sich eine junge Frau mit einem etwa zwei Jahre alten Kinde auf dem Arme. Sie war eine Wittwe, dem Kinde war aber vorgeredet worden, ihr Vater sei verreist und käme wieder. Nun sagte man dem Kinde, unter den anwesenden Soldaten sei ihr Vater. Das Kind sah uns aufmerksam an und streckte dann die Ärmchen nach mir aus, mich als Papa begrüßend und wollte in den beiden Tagen, die wir in Dreetz blieben, mich gar nicht mehr verlassen, so dass mir der Abschied von dem kleinen holden Geschöpf wirklich leid that.

Am 11. Februar marschierten wir weiter. Über Neustadt a. d. Dosse ging der Marsch. In den Dörfern Stüdnitz, Schönermark und Lohme wurden wir einquartiert. Die Quartiere waren gut. Es begann nun ernste militärische Arbeit: Exerzieren, Schiessen. Felddienst üben. Ich war einige Tage krank, hatte mich erkältet und hustete stark, konnte also keinen Dienst verrichten und langweilte mich sehr. Mein Bruder war unterdessen mit dem Prediger des Ortes (Seelemann) bekannt und von ihm eingeladen worden. Ich dagegen las unterdessen in Zschokkes Novellen, die mir aber die Langeweile auch nicht vertreiben konnten. Die Zeit wurde, so weit es das Exerzieren gestattete, mit gegenseitigem Besuchen, mit Spielen (neben dem Whist war auch das Solo zu Ehren gelangt) und Kneipenausgefüllt. Niemals spielten wir ein Hasardspiel, überhaupt nicht um grossen Gewinn, sondern nur zum Zeitvertreib. Ich konnte wenig daran teilnehmen, da ich noch längere Zeit leidend war. Aber ich hatte mittlerweile ebenfalls die Predigerfamilie kennen gelernt und durfte die angenehmsten Stunden in dem gastlichen Hause verleben.

Von damals nicht geahnten Folgen war am 23. Februar, einem Sonntag, mein Besuch bei unserm Freunde Von der Lippe im Dorfe Lohme, der dort bei der Predigerwitwe Schinkel ein sehr gutes Quartier erhalten hatte. Die hochgebildete Frau kam ihm mit wahrhaft mütterlicher Herzlichkeit entgegen. Unser Freund, der in der Welt allein stand und viel Schweres in seinem Leben erduldet hatte, fühlte sich wahrhaft beglückt im Verkehr mit der von ihm hochverehrten Frau und ihrer lebenswürdigen Nichte und kam ihnen mit ritterlicher Courtoisie entgegen. Mein Bruder wurde auch bei einem Besuch bei Von der Lippe gern angenommen. Dass wir Pfarrersöhne waren, empfahl uns auch von vornherein bei der Frau Prediger.

Es war uns freigestellt worden, ob wir jetzt nach Berlin zurückkehren oder bis Ende März im Regiment bleiben wollten. Wir zogen letzteres vor, da wir uns der Offiziersprüfung unterziehen wollten,

welches von Berlin aus kaum möglich gewesen wäre. Auch die andern Freiwilligen des Regiments blieben in der Mehrzahl.

Es begann nun das Bataillonsexerzieren. Sehr erwünscht war für uns die Umquartierung nach Lohme. Dort konnten wir mit Von der Lippe in Gemeinschaft uns zur Prüfung vorbereiten. Wir arbeiteten fleissig und erholten uns dann entweder durch ein solides Solo oder durch Unterhaltung mit der Frau Prediger und ihrer Nichte. So verging die Zeit rasch und angenehm. Von dem laufenden Dienst, so weit er nicht zur Vorbereitung für die Prüfung diente, waren wir befreit. Unser Quartier war bei einem Bauer Wolff mit andern Soldaten zusammen. Die Verpflegung war gut, nur das Sauerkraut erfüllte, wenn es gekocht wurde, das ganze Haus mit durchdringendem Geruch. Die eigentliche Herrin war Frau Wolff, eine trotz ihrer Wohlbeleibtheit noch sehr rührige Frau, gegen die der Mann offenbar nicht aufkommen konnte. Eines Tages sassen wir bei Tische. Man kam auf die Rheinländer zu sprechen. Da sagte ein Sohn der Frau Wolff, ein grosser, derber Bursche: „Die Rheinländer sind alle Schweinh . . .“ „Oho“, sagte ich, „ich bin ein Rheinländer.“ Kaum hatte ich das gesagt, da sprang Frau Wolff auf, fasste ihren Sohn an Kragen, riss ihn vom Stuhl, schleppte ihn zur Thür, öffnete sie, warf ihn hinaus, schlug die Thür wieder zu und kehrte zu ihren Platz zurück, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Der Verkehr mit Stüdnitz und der dortigen Pfarrersfamilie hatte auch nicht aufgehört, wir kamen öfter hin und fanden stets eine freundliche Aufnahme.

Am 8. März war die mündliche Prüfung in Stüdnitz. Der Schulsaal war dazu ausersehen. Im Schulhaus wohnte unser Doktor. Während die eine Hälfte geprüft wurde, hielt sich die andere beim Doktor auf. Wir waren die Wartenden (auch Hobrecht gehörte dazu), fingen an zu kneipen, zu singen, so dass wir seitens der Prüfungskommission in freundlicher Weise zu Ruhe verwiesen werden mussten. In heiterer Stimmung kamen auch wir endlich zu Prüfung — das Antworten ging flott, und Prüfende und Geprüfte waren zufrieden. Bei Predigers erholten wir uns von den Mühen der Prüfung. Am 9. und 10. wurde die schriftliche Arbeit unter Aufsicht des Leutnants von Mantuffel angefertigt. Nach langen Jahren traf ich mit ihm in Brandenburg zusammen. Er war inzwischen General-Leutnant geworden, erinnerte sich aber noch lebhaft jener Zeit. Er war damals erstaunt über meine Schreibfertigkeit. Hatte ich doch in sechs und einer halben Stunde sieben Bogen vollgeschrieben!

In den nächsten Tagen war Exerzieren, am 16. Militärgottesdienst in Stüdnitz. Es war von da an für uns eine wahre Bummelzeit. Als Offizier war Leutnant Stocken in die Kompanie eingetreten, zu dem

ich später in der Kgl. Zentral-Turnanstalt jahrelang in naher Beziehung stand; 1851 traf ich ihn als Hilfslehrer, während ich Eleve war; 1860 waren wir beide Lehrer an der Anstalt, er des Militär-, ich des Zivil-Kursus; und von 1864 bis 1869 war er als Unterrichts-Dirigent mein schneidiger Vorgesetzter. Er lebt jetzt als General-Leutnant a. D. in Hannover. Frau Prediger Schinkel war am 16. nach Berlin abgereist, wohin sie übersiedeln wollte. Sie lud uns ein, sie dort zu besuchen. Das versäumten wir nicht, und es entspann sich nun auch in Berlin ein freundschaftlicher Verkehr, der bis zu ihrem Tode dauerte und sich auf ihren Hauswirt, Dr. med. (später Geheimer Medizinalrat) Schultz und seine Familie erstreckte. Ich habe in beiden Familien schöne, unvergessliche Stunden verlebt. Als ich 1860 von Schulpforta, wo ich mit Dr. Schultz' Schwager, Professor Dr. Steinhart, eine nicht weniger innige Freundschaft geschlossen hatte, nach Berlin zurückberufen wurde, durfte ich auch meine junge Frau in diesen liebenswürdigen Familienkreis einführen, und auch sie fühlte sich hier bald heimisch und wohl. So blieben wir im Verkehr noch lange Jahre bis zum Tode des achtzigjährigen verehrten Greises.

Am 27. wurden wir aus dem Dienst entlassen; am 31. März kehrten wir nach Berlin zurück. Herr Wolff liess es sich nicht nehmen, uns selbst nach der nächsten Bahnstation zu fahren. Der Feldzug war zu Ende; wir brachten keine Trophäen, aber das Qualifikationsattest zum Offizier in der Landwehr und eine Fülle von Erinnerungen mit, die jetzt während des Schreibens auch die 45 Jahre, die zwischen damals und jetzt liegen, vergessen liessen. Ich möchte sie nicht in meinem Leben missen.

28. Nach dem Schluss der Sitzung fand eine gesellige Zusammenkunft im Ratskeller statt.

Fragekasten.

L. M. Über die „Berlinen“ genannten Kutschen folgendes. Philipp von Chieze oder Chiesa aus einer piemontesischen Familie ging 1660 von schwedischen in brandenburgische Dienste über und erwarb als Ingenieur Ruf und Stellung, er baute u. A. am Müllroser Kanal und am Berliner Schloss mit. Als er vom Grossen Kurfürsten in Geschäften nach Frankreich geschickt wurde, liess er sich nach eigener Erfindung zu dieser Reise einen beonderen zweisitzigen, in Riemen hängenden Wagen verfertigen; da nune dies Erfindung in Frankreich Beifall fand, so wurde sie bald allgemein,

und man gab solcher Art Kutschen die Benennung „Berlines“, weil der Erfinder aus Berlin kam. Ch. starb 1673 in Berlin. (Nach Nicolai, Beschr. der K. Residenzstädte Berlin und Potsdam. 3. Aufl. 1786, 3. Bd. 3. Anhang S. 43).
E. F.

Schiffsmasten mit Hufeisen. Herr Willibald v. Schulenburg schreibt: „Im Berliner Lokal-Anzeiger vom 26. Febr. 1896 finde ich folgende Nachricht: Einen seltenen Fang hatte der Nordsee-Fischdampfer „Grete“ dieser Tage im Netz, nämlich den Stamm einer Erle, an dem über ein Dutzend Hufeisen befestigt waren. Der Stamm wurde auf hoher See, etwa 150 Seemeilen von Helgoland entfernt, vom Meerboden heraufgeholt. Es wird angenommen, dass er vom Hochwasser entwurzelt und von der Küste abgetrieben, mit einem Schiff an den Fundort gelangt war.“

Unterfertiger bemerkt hierzu, dass Hufeisen ebenfalls an wirklichen Schiffsmasten, namentlich an den Masten solcher Schiffsgefäße, die dem Schiffer auch zum Wohnen dienen, bei uns vorkommen. Sie werden gerade aus demselben Aberglauben heraus an den Masten sowohl zur Abwehr des Bösen wie zum Segenbringen befestigt, wie auf dem festen Lande an den Hausschwellen.*) Es sind diese Schiffshufeisen solche verlorenen Hufbeschläge, welche der Schiffer gelegentlich am Lande findet. In selbstredend sehr seltenen Fällen werden auch versunkene Hufeisen durch Zufall mit dem Netz oder mit Rudern, Schiffshaken und dgl. heraufbefördert. Diese gelten deshalb als besonders schutzkräftig. Vgl. z. B. Naumburger Kreisblatt vom Febr. 1896, ferner den Artikel „Kulturhistorisches vom Hufeisen“ in „Aus der Heimath“ Nordhausen den 1. März 1896 und des Unterzeichneten Angaben im Monatsblatt I. S. 104.
Ernst Friedel.

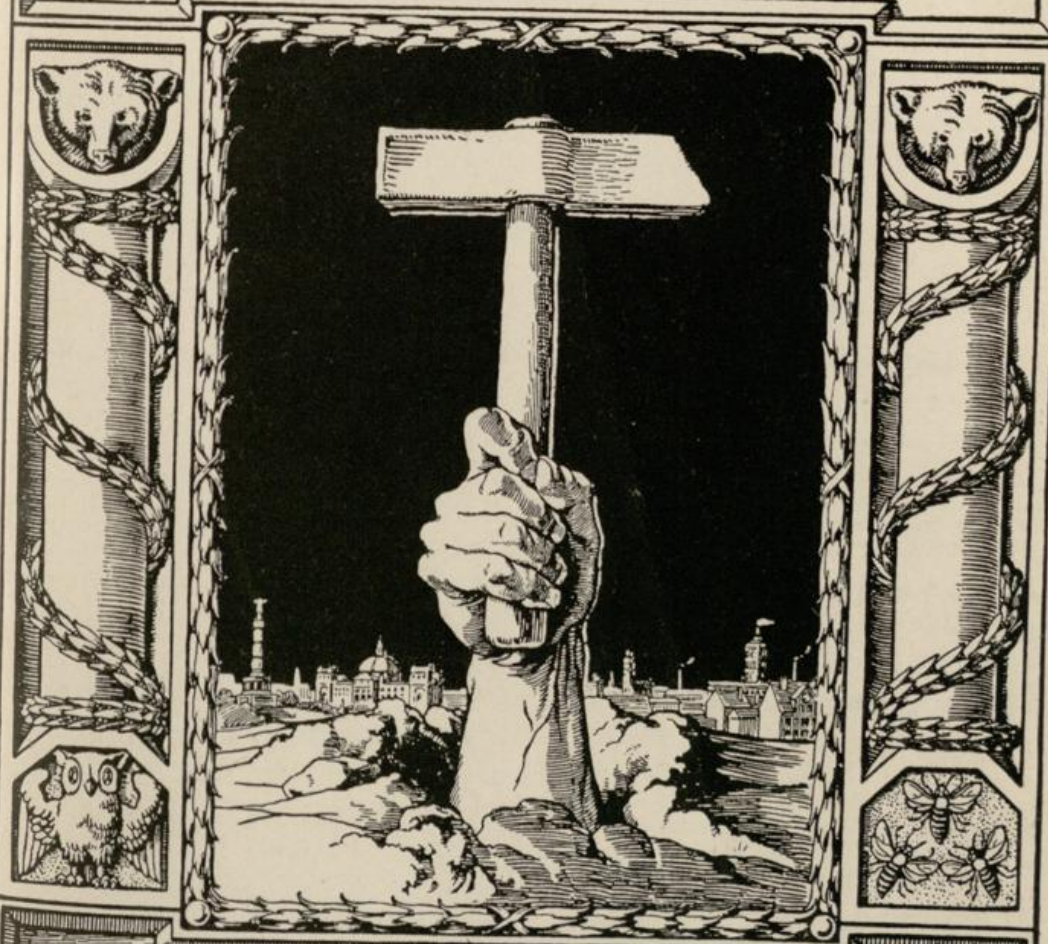
F. M. Vorgeschichtliche Bronze-Scheeren. Bei den vorgeschichtlichen Scheeren sind die Schneiden lose, dagegen hängt der Griff in eins zusammen, also genau wie noch heut unsere Schafscheeren und wie die Schneiderscheeren der Japaner. Fr. El. Lemke (in einem Artikel „Unsere ältesten Scheeren.“ Sonntagsblatt des Nordhauser Courier vom 1. März 1896) teilt mit: „In einem reich ausgestatteten Frauengrabe bei Obrighem a. d. Eis fand s. Z. Dr. C. Mehlis eine Bronzescheere. Es ist dies ein sehr seltenes Vorkommen, denn gewöhnlich handelt es sich um eiserne Scheeren.“ — Aus der Provinz Brandenburg ist eine dergleichen vorgeschichtliche Bronzescheere vom Typus der sogen. Schafscheeren unbekannt.
E. Fr.

*) Auch an den Thürschwellen der vom Schiffer und seiner Familie bewohnten Kajüten sind mitunter gefundene Hufeisen befestigt. Namentlich sind solche gern gesehen, an denen sich noch einzelne Hufnägel befunden haben.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

BERLINER



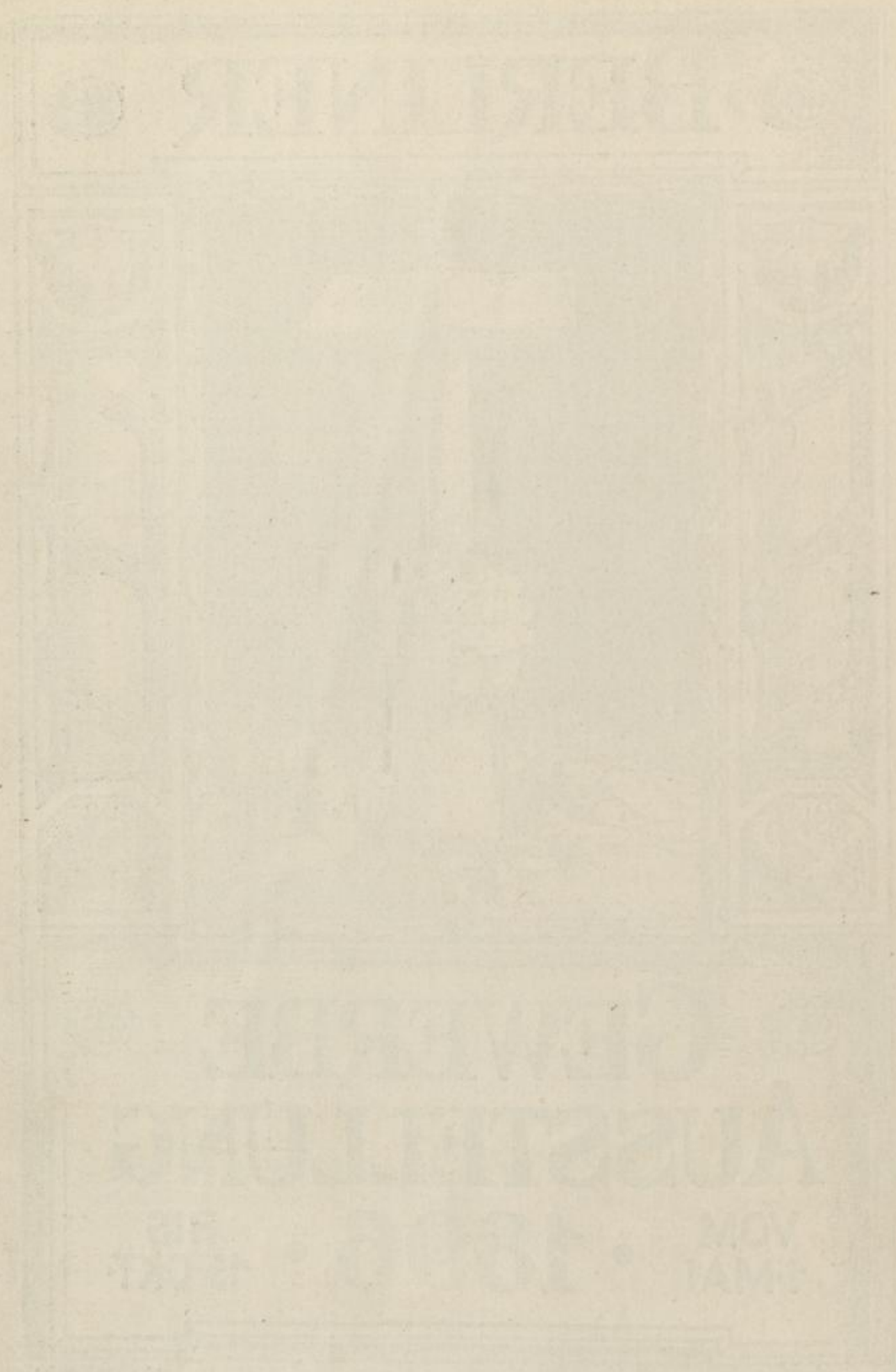
**GEWERBE
AUSSTELLUNG**

VOM
1·MAI

• 1896 •

BIS
15·OKT.

L. Sütterlin.



Z
a
u
C
u
z
e
f
t
d
le
P
d
da
F
R
—
L.
gr
K
K
A

Protokoll der 3. (2.) ausserordentlichen Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 13. Mai 1896, nachm. 3¹/₂ Uhr.

Zur Eröffnung der Berliner Gewerbe-Ausstellung im Treptower Park
am 1. Mai 1896.*)

Was der Meister ersann,
Steht hier zur Zier,
Was der Geselle kann,
Das zeigt er Dir;
Dass Lehrling Jedermann,
Lernst auch Du hier.

Das freudige Ereignis, welches sich heut im östlichen Vorort Berlins abspielt und das für alle Zeiten ein wichtiger Markstein in der Geschichte unserer Reichshauptstadt bleiben wird, sei hierdurch auch seitens unserer Gesellschaft und zwar um so mehr begrüsst, als Kunstfleiss, Gewerbe und Handel mit in den Rahmen der von der Landes- und Heimatkunde zu erforschenden Gebiete programmgemäss hineingehört.

Das phänomenale Anwachsen unserer Stadt Berlin und der soeben erwähnten bürgerlichen Thätigkeiten spiegeln sich auch in der nachfolgenden Geschichte der Berliner Gewerbeausstellungen wieder, welche teilweise einem Bericht des Stadtbibliothekars Dr. Arend Buchholz in den „Offiziellen Ausstellungs-Nachrichten“ vom 8. Februar d. J. entlehnt ist.

Die ersten beiden Berliner Gewerbe-Ausstellungen sind vom preussischen Staate angeregt worden. Eine Königliche Kabinetsordre an den Handelsminister Grafen von Bülow vom 7. Juni 1821 bestimmte, dass vom 1. September 1822 an in Berlin eine Ausstellung inländischer Fabrikate stattfinden und sechs Wochen hindurch dauern sollte; das Recht, zur Ausstellung zugelassen zu werden, hatte jedes Fabrikat, auch

*) Das beifolgende Exemplar der berühmten preisgekrönten Vignette von L. Sütterlin, eine aus der Erde wachsende Faust mit dem Arbeitshammer, im Hintergrunde die Thürme Berlins, verdankt die Brandenburgia der Güte des aus den Herren Kommerzienrat Fritz Kühnemann, Baumeister Bernhard Felisch und Geheimen Kommerzienrat L. M. Goldberger bestehenden Arbeits-Ausschusses der Berliner Gewerbe-Ausstellung.

das grösste, wenn dessen Gebrauch allgemein verbreitet und es im Verhältnis zum Preise gut gearbeitet war. Die Absicht des Königlichen Erlasses wurde aber leider vielfach missverstanden. In Berlin hatte man bis dahin nur Kunstausstellungen gesehen, und viele Gewerbetreibende mussten sich, wie Beuth berichtet, erst durch den Augenschein überzeugen, dass jedes im Verhältnis zum Preise gut gearbeitete Fabrikat des Ausstellens auch wert sei. Andere, wie die Buchbinder, glaubten, dass ihre Arbeiten Kunstwerke wären und in die gleichzeitig stattfindende Kunstausstellung gehörten. Aus lächerlicher Besorgnis stellte der Eine nicht aus, um seine Fabrikpreise nicht öffentlich bekannt zu geben, der Andere, um schöne Muster und Formen nicht zu verraten. So kam es denn, dass, als der König rief, nur wenige, allzu wenige kamen. Namentlich fiel unangenehm auf, dass solche Gewerbetreibende, die vom Staate wegen ihrer Fabrikate ausgezeichnet und unterstützt worden waren, und von denen man am ehesten eine Beteiligung hätte erwarten können, von der Ausstellung wegblieben. Die erste Berliner Gewerbe-Ausstellung von 1822 ist nur von 176 Ausstellern beschickt worden, meist aus den Provinzen Brandenburg und Schlesien und vom Niederrhein. 13 Säle und Zimmer des Gewerbehauses, Klosterstrasse 36, reichten hin, 998 Gegenstände zu fassen.

War der Erfolg der ersten Berliner Gewerbe-Ausstellung auch nur gering, so veranstaltete die Staatsregierung schon im Jahre 1827 eine zweite „öffentliche Nationalausstellung vaterländischer Fabrikate“ im Akademiegebäude. Die Zahl der Teilnehmer stieg auf 208, die der Ausstellungsobjekte auf 1659; dennoch vermochte sie ebensowenig wie die Ausstellung von 1822 eine annähernd richtige Vorstellung von den Leistungen des preussischen Gewerbefleißes zu geben. Noch immer hatten geteilte Interessen und eine Menge schiefer Ansichten und Bedenken ein richtiges Verständnis für den Zweck der Ausstellungen nicht aufkommen lassen.

Dies waren zwei im wesentlichen als preussische zu bezeichnende Ausstellungen. Der demnächst erblühende deutsche Zollverein liess es wünschenswert erscheinen, dass eine grosse Ausstellung für dies wichtige und das eigentliche wirtschaftliche Rückgrat des deutschen Bundes bildende, handelspolitisch geeinigte Gebiet veranstaltet werde. Das ist die Bedeutung der „Ausstellung deutscher Gewerbeserzeugnisse zu Berlin 1844.“ Auf der zur Erinnerung geschlagenen, diese Umschrift führenden Denkmünze sitzt die Germania über einem Stein, der die Inschrift „Seid einig“ trägt, während die Rückseite in Erinnerung an die durch Ernst Borsig begründete Lokomotivfabrikation eine Lokomotive nebst Tender zeigt. Am Rande läuft die Umschrift: Vorwärts mit deutschem Fleisse und deutscher Kraft.

Die Ausstellung fand im Zeughause statt und war für die damalige Zeit inhaltlich wie nach der äusseren Ausstattung als glänzend gelungen zu bezeichnen.

Hauptsächlich, aber doch nicht allein, waren die Zollvereinsstaaten beteiligt. In erster Linie dominierte Berlin; die Provinzen Sachsen, Schlesien und Rheinland waren vorzüglich vertreten. Im übrigen hatten sich sehr lebhaft beteiligt Nürnberg, Fürth und die benachbarten fränkischen Fabrikorte sowie Württemberg. Von 3040 Ausstellern entfielen auf Preussen 1932, auf die süddeutschen Zollvereinsstaaten 392 (Bayern 269, Württemberg 109, Baden 14), auf die Zollvereinsstaaten von Mittelddeutschland 467 (Königreich Sachsen und thüringische Staaten 256), auf die norddeutschen Staaten 174, auf Österreich 75. Die Oberfläche der Ausstellungsräume betrug 6534 qm, die Flächenausdehnung 1922 qm. Das Gesamtgewicht der ausgestellten Gegenstände berechnete man auf 7800 Centner, den Gesamtwert auf eine Million Thaler. Der Katalog, der auf 19 Bogen anschwell, wurde in vier Auflagen von zusammen 24500 Exemplaren gedruckt. Die erste Auflage war 6000 Exemplare stark und in wenigen Tagen vergriffen. Der Eintrittspreis betrug 5 Sgr. Die Gesamtzahl der einmaligen Besuche der Gewerbe-Ausstellung stellte sich auf 260 000.

Zum ersten Male wurde damals in Verbindung mit einer Berliner Gewerbe-Ausstellung eine Verlosung von Gegenständen von einem aus Mitgliedern der polytechnischen Gesellschaft gebildeten Verein veranstaltet. Abgesetzt wurden 80 000 Loose zu einem Thaler; aus dem Erlöse wurden 61 200 Thaler an 632 Aussteller für 18 532 zu Gewinnen bestimmte Gewerbs-Erzeugnisse und 14000 Thaler für 61400 Erinnerungsmedaillen verausgabt.

Die Gesamt-Einnahme der Gewerbe-Ausstellung in den zehn Wochen vom 15. August bis zum 24. Oktober ergab 40 486 Thlr., die Ausgabe betrug 50 541 Thlr., der Fehlbetrag von 10 055 Thlrn. wurde aus Staatsmitteln gedeckt.

Die Revolutionsstürme von 1848 hatten das Gewerbewesen mit harten Schlägen getroffen. Ihm neue Anregung, neuen Aufschwung zu geben, war u. A. die Polytechnische Gesellschaft in Berlin mit besten Kräften bemüht, als sie im Jahre 1849 eine lokale Berliner Gewerbe-Ausstellung vorbereitete, die den kleineren Gewerbetreibenden Gelegenheit gab, ihre Erzeugnisse zur Anerkennung zu bringen. Sie fand vom 15. August bis zum 15. Oktober im Kroll'schen Etablissement statt, und an ihr nahmen als Vertreter von 307 verschiedenen Industriezweigen 855 Firmen teil. Die Ausstellung war von gutem Erfolge gekrönt, namentlich wurde der Hauptzweck, den Gewerbetreibenden, die durch die politischen Verhältnisse und die dadurch veranlasste Geschäftsstille

schwer geschädigt worden waren, wiederum zu erhöhter Thätigkeit anzuregen, erreicht.

Nunmehr tritt eine Pause von dreissig Jahren ein, während welcher Berlin die grösste Wandlung, die es in der Geschichte erlebt hat, vollzieht, von der Periode des politischen Niederganges um 1850 durch den Aufschwung von 1864, die Zwischenzeit des Norddeutschen Bundes 1866—1870 und dann als deutsche Reichshauptstadt. Die lebhaft bekrittelte Äusserung des Professor Reuleaux über die deutsche Industrie mit der Wendung „billig und schlecht“ hat doch viel dazu beigetragen, unsern Gewerbefleiss aufzurütteln und in bessere Bahnen zu lenken. Eine reife Frucht hiervon war die wohlgelungene Berliner Gewerbe-Ausstellung, welche am 1. Mai 1879 im fiskalischen Ausstellungspark nahe dem Lehrter Bahnhof eröffnet wurde auf einem Raum von 60000 qm, wovon 24 000 qm überdacht waren.

An der Ausstellung nahmen teil 1799 Aussteller; für die Konfektion, die am stärksten vertreten war, 450, für die Maschinen-Industrie 246, die Metall-Industrie 149, die graphischen Künste 135, das Bau- und Ingenieurwesen 126, die Industrie der Nahrungs- und Genussmittel 109, die Holzindustrie 103, die Industrie der wissenschaftlichen Instrumente 96, die Kurz- und Galanteriewaren 83, die chemische Industrie 62 Aussteller. Geöffnet war die Ausstellung vom 1. Mai bis zum 30. September. Das materielle Ergebnis war glänzend. Aus dem Reingewinn von 500 000 Mark wurde eine Stiftung gebildet, deren Zweck ist, die gedeihliche Fortentwicklung und den Aufschwung der Berliner Industrie zu fördern und zur Wahrung und Hebung ihres Rufes beizutragen.

Bei der Kurzlebigkeit unserer Zeit sind die vorbereitenden Ereignisse, welche der jetzigen grössten Berliner Gewerbe-Ausstellung vorangingen, derartig bereits in Vergessenheit geraten, dass wir sie von unserm heimatkundlichen Standpunkt aus, wenn auch nur in aller Kürze, berühren.

Bereits zu Ende des Jahres 1880 bildete sich wieder ein Ausschuss für eine grosse Ausstellung in Berlin; diesmal sollte es eine Internationale Weltausstellung werden. Allein nicht einmal in Preussen, geschweige denn im Auslande liess sich in den massgebenden Industriekreisen eine Ermutigung hierfür finden und im April 1881 antwortete der Herr Staatssekretär von Bötticher, dass die Reichs-Regierung die Initiative den privaten und Interessentenkreisen lediglich selbst überlasse und für eine in Berlin zu veranstaltende Weltausstellung eine Entscheidung nicht getroffen habe.

Das geschah mit Rücksicht auf die Centenar-Weltausstellung, die für 1889 in Paris geplant war. Nachdem letztere einen glänzenden Erfolg gehabt, wurde der Gedanke einer Weltausstellung in Berlin von

neuem aufgenommen. Auch jetzt wurde dem Unternehmen keine Gunst ausserhalb Berlins zugewendet und als Gegengrund die Internationale Weltausstellung zu Chicago 1893 ins Feld geführt, später ebenso die von neuem im Seine-Babel projektierte Universalausstellung i. J. 1900 bzw. 1901.

Ebenso erging es dem Ausschuss, welcher nunmehr eine Allgemeine Deutsche Kunst- und Industrie-Ausstellung in Berlin unternehmen wollte, ja bei dieser Gelegenheit kam die Abneigung, die leider in unserm grossen Vaterlande gegen die deutsche Reichshauptstadt in manchen Kreisen herrscht, erst recht zur Geltung.

Von nun ab d. h. vom 4. April 1894 wurde der Ausstellungsplan auf Berlin als solches beschränkt, und nachdem er hier eine sichere Unterlage durch die Beihülfe der Städtischen Behörden gewonnen, ist nicht zu verkennen, dass auch die preussischen wie deutschen Reichsbehörden dem also in engere lokale Grenzen eingedämmten Unternehmen mehr und mehr ihre moralische, später auch durch Beschickung der Ausstellung und in mancher anderen Beziehung ihre thatsächliche Unterstützung in dankenswerter Weise haben zu teil werden lassen. Die rechte und volle Weihe aber hat die Berliner Gewerbe-Ausstellung durch die huldvolle Eröffnung derselben seitens unseres Kaisers und Königs am heutigen Tage erhalten. Möge ein glücklicher Stern über dem grossen Werke leuchten!

Berlin, den 1. Mai 1896.

2. Kostenanschlag der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1893:

Hauptgebäude	M. 1,559,000,—
Chemiegebäude	„ 290,000,—
Fischereigebäude	„ 320,000,—
Gebäude für die Schule (Wohlfahrtseinrichtungen)	„ 132,000,—
Gartenbau	„ 15,000,—
Gebäude für Gasindustrie	„ 26,000,—
Verwaltungsgebäude	„ 78,000,—
Einzäunungen	„ 35,000,—
Ausschmückung des Parkes	„ 221,000,—
Wegeüberbrückungen	„ 100,000,—
Teichanlage und Wasserturm	„ 289,000,—
Be- und Entwässerung, Gas- und Wasserleitungen	„ 250,000,—
Architekten, Baubureau	„ 200,000,—
Terrainpachtungen	„ 75,000,—
Latus	M. 3,590,000,—

Transport	M. 3,590,000,—
Subventionierungen (Beiträge zur Pflasterung an die Gemeinden Treptow, Rixdorf; zur Herstellung des Eisenbahn-Bahnhofes an die Eisenbahnverwaltung; an die verschiedenen Gruppen und Innendekorationen)	„ 510,000,—
Propaganda, Plakate, Plakatbilder, Inserate während der Dauer der Ausstellung etc.	„ 350,000,—
Uniformen, Möbel	„ 100,000,—
Feuerwehr	„ 80,000,—
Musik	„ 100,000,—
Elektrische Beleuchtung und Kraft:	
a) Gesamtkosten der elektrischen Beleuchtung der Haupt-Industriehalle	M. 215,000
b) Restliches, Maschinen und Kessel-fundamente und Einmauerung, Kohlen, Wasser, Bedienung etc.	„ 535,000 „ 750,000,—
Wege, gärtnerische Anlagen, Springbrunnen	„ 160,000,—
Diverse kleine Gebäude	„ 87,000,—
Kesselhaus und Schornsteine	„ 60,000,—
Versicherungen	„ 80,000,—
Personal etc.	„ 300,000,—
Wiederherstellung des Parkes	„ 100,000,—
Allgemeines und Unvorhergesehenes	„ 110,000,—
In Summa	M. 6,379,000,—

Hoffen wir, dass die Einnahmen diesen Voranschlag nicht bloss decken, sondern um ein recht Erkleckliches überschreiten werden!

3. Die Jubiläumsfeier der Akademie der Künste, welche sich am 2. Mai d. J. in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers und Königs vollzog, darf seitens der Brandenburgia nicht übergangen werden, da auch die kulturgeschichtliche Betrachtung der Kunst der Heimatkunde obliegt. Wir verweisen auf den folgenden Wortlaut der Rede unsers Herrschers.

„Es gewährt mir eine herzliche Freude, die Huldigung meiner Akademie der Künste am heutigen Tage ihrer 200jährigen Jubelfeier persönlich entgegennehmen zu können. Ihnen, dem Präsidenten der Akademie, danke ich für den trefflichen Bericht über die Entwicklung der Akademie in den bisher durchlaufenen Stadien. Mein Herz durchweht heute ein Gefühl tiefer Dankbarkeit gegen den Stifter der Akademie, meinen erhabenen Ahn König Friedrich I., und seine erlauchten Nachfolger an der Krone. Haben sie doch in verständnisvoller Würdigung des veredelnden Einflusses der Kunst auf die Volksseele mit weitschauendem Blick und schirmender Hand, auch in Zeiten der Not und der Trübsal, die Bahnen gewiesen und geebnet für eine gedeihliche

Gestaltung und Pflege der vaterländischen Kunst. Dass diese zu der jetzigen Höhe gelangt ist, haben wir nicht zum wenigsten der treuen Arbeit der Akademie in allen ihren Zweigen, insbesondere auch den Männern zu verdanken, die als Lehrer und Schüler an der hiesigen Akademie der Künste gewirkt haben. Für alles, was die Akademie in den 200 Jahren ihres Bestehens an bleibender, wahrhaft künstlerischer Frucht gezeitigt hat, sei ihr mein königlicher Dank gesagt. Ich vertraue, dass auch die in der Akademie gegenwärtig vereinigten Künstler ihre ganze Kraft daran setzen werden, die hohe Kunst in wahrhaft künstlerischem Geiste zu pflegen und ihr bei der ihrer Leitung anvertrauten akademischen Jugend eine würdige Stätte zu bereiten. An Ihnen ist es, das heilige Feuer zu hüten und die Flamme echt künstlerischer Begeisterung zu nähren, ohne welche alle Arbeit auf dem Gebiete der Kunst verkümmert und wertlos wird. Halten Sie als wahre und berufene Diener der Kunst fest an den überlieferten Idealen, so können Sie allezeit meines kaiserlichen Schutzes und meines besonderen Wohlwollens gewärtig sein. Ich hoffe, dass es mir vergönnt sein wird, den beiden akademischen Hochschulen neue und würdige Räumlichkeiten zuweisen zu können. Möge die Akademie auch in den kommenden Jahrhunderten sich gedeihlich weiter entwickeln, möge die Kunst sich zu immer reinerem und hellerem Glanze entfalten und unserem teuren deutschen Vaterlande eine Quelle reichsten Segens werden! Das walté Gott!

Diesen Wünschen schliesst sich unsere Gesellschaft von Herzen an.

4. Das Wahrzeichen von Berlin.

Als eigentliches Wahrzeichen von Berlin wird von der Bevölkerung unserer Stadt das Denkmal des Grossen Kurfürsten auf der Langen Brücke angesehen, welcher am Enthüllungstage den 9. d. M. der Minister der öffentlichen Arbeiten Herr Thielen im Allerhöchsten Auftrage den Namen Kurfürstenbrücke beigelegt hat. Das Schlütersche Meisterwerk istz war nicht das grösste, aber das schönste Erzstandbild Berlins und eins der schönsten unserer Erde überhaupt. So nehmen wir freudigen Anteil an seiner Wiederaufrichtung. Es war ein glücklicher Gedanke, mit dem Neubau der Kurfürstenbrücke den immer dringlicher werdenden Ersatz des schadhaften Marmorsockels und die Erneuerung des Denkmals zu verbinden. Die letztere ist genau entsprechend dem Urbilde ausgefallen, nur hat man die bisherigen Marmorstufen des Denkmals der besseren Haltbarkeit wegen aus rötlichem Granit hergestellt. Die verzierten Teile des alten Marmorsockels sind dem Märkischen Museum überwiesen worden. Auf der Rückseite des Denkmals befand sich die Höhlung für den Schlussstein, in welche eine Kupferbüchse eingelassen wurde mit der Urkunde über die Erneuerung des Monuments. Nach Verschluss der Höhlung durch einen Marmor-

pflock wurde auf der Rückseite eine Tafel aus Bronze befestigt mit der Inschrift: „Errichtet unter König Friedrich I. im Jahre 1703. Der Sockel erneuert unter Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1896.“

An das Denkmal hat sich ein förmlicher Kreis von Sagen angeknüpft. Erst kürzlich hat unser II. Vorsitzender E. Friedel eine solche in der Zeitschrift „Der Bär“ Jahrgang XXII 1896 S. 75 mitgeteilt, „Die Spree-Norne“ in Form einer Ballade des Baron von Kurowsky-Eichen etwa a. d. J. 1820, welche der berühmte Carl Loewe unter seine unsterblichen Balladen-Kompositionen aufgenommen hat. Beiläufig ist auch im Volksmunde behauptet worden, die Rückseite habe eine Bronzetafel gehabt, ja ein Mann erstattete sogar vor einigen Jahren der Polizei eine Anzeige, dass er gesehen, wie ein Dieb mit der Tafel davongegangen sei. Die sorgfältigsten Untersuchungen haben aber ergeben, dass die Rückseite niemals eine Metalltafel gehabt hat. Erst jetzt ist eine solche und zwar aus triftigem, auf der Hand liegendem Grunde am neuen Sockel befestigt worden.

5. Bericht über die Versammlung in der hiesigen Klosterkirche am 13. Mai 1896 nachmittags 3½ Uhr.

Der 2. Vorsitzende Herr Geheimrat Friedel eröffnete die Versammlung in dem Kirchengebäude, erläuterte mit kurzen Worten den Zweck derselben und erteilte, nachdem er dem Probst von Berlin Herrn Dr. Brückner für die Verstattung der Besichtigung gedankt, dem I. Schriftwart Herrn Ferdinand Meyer das Wort zu einem Vortrag.

Zur Geschichte der Klosterkirche bis zur Reformationszeit.

Sechs Jahrhunderte sind an dieser geweihten Stätte, dem drittältesten Gotteshause unserer Stadt vorübergezogen, das zwar jünger als St. Nicolai und Marien, aber älter als beide in den wesentlichen Partien ihres Baues vor unsern Blicken sich erhebt.

Nachdem das deutsche Schwert und deutsche Kultur den Wenden die Mark Brandenburg entrissen, erstand in der zu Beginn des 13. Jahrhunderts gegründeten Stadt Berlin, dicht neben dem Markte, in den ersten Jahrzehnten jenes Jahrhunderts die dem heiligen Nicolaus, dem Schutzpatron der Kaufleute und Schifffahrer geweihte Pfarrkirche. Umgeben von einem Kirchhofe und umringt von den schlichten Wohnstätten der eingewanderten Kaufleute, Ackerbürger und Handwerker, war das Gotteshaus, nach mittelalterlichem Brauche, dem Geräusch des täglichen Verkehrs genügend entrückt.

Man war damals noch auf die Bearbeitung von Bruch- und Werksteinen angewiesen. Dazu bot der märkische Boden den zwar schwer zu bearbeitenden, aber unzerstörbaren Granit, der, in verschiedenen Epochen der Erdgeschichte

durch Meeresfluten in riesigen Geschieben herangewälzt, als einziges Gestein auf den märkischen Waldflächen zerstreut lag und bereits in urgermanischer Zeit zur Errichtung von Grabstätten gedient hatte.

Der massive granitene Unterbau an der Westseite der Nicolaikirche, ursprünglich wohl nur für einen Turm bestimmt, ist mithin der älteste Architekturrest, den Berlin bewahrt. Wenngleich gotische Formen aufzeigend, kann die noch ziemlich rohe Behandlung derselben doch keinen Anspruch auf eine baukünstlerische Bedeutung erheben.

Das ausserordentlich schnelle Wachstum Berlins machte die Erbauung einer zweiten Pfarrkirche, St. Marien, zwischen 1260 und 1270 erforderlich. Auch ihr Baumaterial war der Granit.

So stand Berlin noch jeder baukünstlerischen Entwicklung fern, wie solche in der Altmark und im Havellande mit Einführung des Backsteinmaterials durch niederländische Kolonisten bereits ein Jahrhundert früher stattgefunden hatte.

Ein Wendepunkt trat erst mit der rapiden Ausbreitung der Bettelmönchorden ein. Von Italien aus berührten Franziskaner und Dominikaner auch die beiden Schwesterstädte Berlin-Köln und machten sich hier ansässig. Mit den Backsteinbauten ihrer Klöster und Kirchen begann in beiden Städten eine höhere künstlerische Entwicklung. Die grosse Anzahl von Gotteshäusern, die in der ersten Zeit der begeisterten Ordensverbreitung notwendig wurde, ermöglichte den Brüdern bei ihren weitreichenden Verbindungen die besten Entwürfe und Werkmeister zu erhalten.

In Köln errichteten die Dominikaner oder „schwarzen Brüder“ um das Jahr 1280 auf dem heutigen Schlossplatz ihre stattliche Predigerkirche, — ein Backsteinbau mit drei gleichhohen, gewölbten Schiffen.

In Berlin hatte die Niederlassung der Franziskaner schon vor 1259 stattgefunden, denn Angelus berichtet in seiner Schilderung vom Wunderblute zu Zehdenick, wohin auch die Markgrafen Johann I. und Otto III. gewallfahrtet, dass beide auf den Rat „Bruder Hermann von Langele's, welcher Lektor im grauen Kloster zu Berlin und der Markgrafen Beichtvater gewesen, ein Jungfrauen-Kloster Cistercienser Ordens gestiftet haben zum Gedächtnis jener Geschichte. Urkundlich wird dieser Gründer der Franziskaner-Niederlassung erst 1257 genannt, als die beiden Markgrafen am 8. April dem vorerwähnten Kloster zwei Hufen Landes in dem Dorfe Schwanebeck vereigneten. Hier wird er unter den Zeugen ebenfalls als Lektor der Franziskaner in Berlin aufgeführt.

Als ersten Konvent derselben bezeichnet die Überlieferung die spätere Wohnstätte der berühmten und ältesten Patrizierfamilie Blankenfelde, Spandauerstrasse 49. Nach dem Brande im Jahre 1380 eingeschert, wurde das Haus wieder aufgebaut; doch ist es nicht unwahr-

scheinlich, dass die starkgewölbten klosterartigen Räume des unteren Geschosses, wie solche bis zu dem unlängst erfolgten Abbruch dieses ältesten der Berliner Privatgebäude noch vorhanden gewesen, dem Brande Widerstand geleistet hatten. Überdies waren die Konsole, von denen die Gurtbögen der Gewölbe aufstiegen, mit Skulpturen geschmückt, die auch Bildnisse geistlicher Würdenträger darstellten.

Erst nach der 1270 erfolgten Stiftung des Franziskaner- oder Barfüsserklosters zu Frankfurt a. O. begannen die Berliner Franziskaner mit der Erbauung des ihrigen.

„Im Jahre 1271 haben die erlauchten Fürsten und Herren, Herr Otto und Herr Albert, Markgrafen zu Brandenburg, aus besonderer Neigung gegen den Orden, den Platz, auf dem dieses Kloster erbaut ist, den Brüdern gnädiglich zu ewigem Besitze geschenkt.“

So lautet im Chore der Klosterkirche die alte lateinische Mönchschrift, deren auch Angelus in seinen „Annales Marchiae“ gedenkt.

Dieser Baugrund bildete einen Teil des weiten Platzes, der zum alten markgräflichen Hof in der Klosterstrasse gehörte und bis zur Oderberger (heutigen Königs-) Strasse sich erstreckte; er lag noch innerhalb der städtischen Umfriedigung, aber ausserhalb des bebauten Gebietes, dessen Grenze die Judenstrasse bildete.

Zunächst mussten die Klostergebäude zu beiden Seiten des die spätere Kirche umgebenden Kirchhofs errichtet werden; und zwar der Flügel an der Stelle der heutigen Direktorwohnung des Gymnasiums, und gegenüber das Refektorium der Mönche, das den jetzigen Singesaal des Gymnasiums bildet. An der Strasse lag der Klostergarten, hinter diesem die sogenannte grosse Kapelle, die mit einem Kreuzgang zusammenhing, der bis zu den Mönchszellen an der neuen Stadtmauer im Zuge der Neuen Friedrichstrasse, und später bis zur Kirche führte.

Bei der Armut der Franziskanermönche, die an Kleidung und Bedürfnislosigkeit den Geringsten des Volkes sich gleichstellten, scheint der Bau ihrer Kirche nur langsam von statten gegangen zu sein, bis der Dominus (Ritter) Jacobus de Nybede, ein treuer Gefährte der beiden Markgrafen Johann und Otto und ein Freund und Förderer des Ordens, den Mönchen seine Ziegelei schenkte.

Die darüber ausgefertigte Urkunde lautet nach einem Transsumt im Kopiar des geh. Staatsarchivs:

„Allen gegenwärtigen und zukünftigen Leuten zum ewigen Gedächtnis! Sofern dies sterbliche vergängliche Leben die menschliche Natur so wandelbar gestellt hat, dass die Dinge der Menschen, die sich zeitlich in die Länge ziehen, oft vergessen werden, ist es nothwendig, auf dass etwas bei zukünftigen Leuten in ewigem Gedächtniss bleibe, dass man es mit Fleiss beweise und belege mit wahrhaftigen Briefen. Um dessentwillen bekenne ich, Herr Jacob, von Nybede genannt,

öffentlich in diesem gegenwärtigen Briefe, dass ich durch Eingabe göttlicher Liebe, zur Seligkeit meiner Seele und der meiner ehelichen Frau, dazu meiner Erbnehmer, gegeben habe den minderen Brüdern des Hauses oder Klosters zu Berlin die Ziegelscheune, die zwischen Tempelhof und Berlin liegt, mit allem Rechte, das mir zukommt oder zukommen möchte, dass sie gleich vollkommen jetzt und zu ewigen Zeiten die Scheune und was dazu gehört, gebrauchen und ordnen mögen nach ihrem ganzen Willen. Dies ist geschehen und gegeben zu Berlin, im Jahre des Herrn, 1290, am Feste der Geburt unserer lieben Frauen, in Gegenwart einiger Bürger, als Curd Schönhausen, Jacob von Lietzen und Curd Belitz, und auch Meister Siegfrieds.“

Dieser wertvollen Schenkung gedachten die Mönche denn auch am Schlusse jener Inschrift, in der sie den „dictus miles“, neben den beiden Fürsten, als Mitbegründer ihres Klosters bezeichneten.

Mit der Vollendung des Langhauses, dessen edel gegliederte Portalgewände mit den schönen Profilierungen den Bau so charakteristisch gestalten, hatte die Kirche zunächst ihren Abschluss gefunden. Kein himmelaufstrebender Turm war als Zeichen eines himmelaufsteigenden Sinnes dem Gotteshause gegeben; die Demut der Askese, welche die Franziskaner vor allen andern Ordensbrüdern übten, die Bestimmung, herabzusteigen in die untersten Schichten des Volkes, verbot ihnen die Erbauung der Türme. So erhob sich denn auf der Spitze des Giebels ein schlichtes Gestell mit der Glocke, welche die Stunden des Gebets verkündete.

Erst im Jahre 1345 wurde dem Gotteshause der über die Flucht der Seitenwände heraustretende, aus sieben Seiten des Zehnecks gebildete polygone Chor hinzugefügt, der die Kirche den edelsten Bauwerken der Mark ebenbürtig macht.

Der verheerende Brand im Jahre 1380 hatte das alte Berlin mit seinen engen Strassen, den mit Schindeln oder Rohr gedeckten Fachwerksbauten der Häuser, in Asche gelegt; die beiden Pfarrkirchen waren in Dächern, Obermauern und Gewölben arg beschädigt worden, — nur die Klosterkirche blieb unversehrt.

Verfallen sind inzwischen die Grabkammern unter dem steinernen Estrich, abgetreten die Inschriften der Grabsteine vor den Stufen des hohen Chores, und nur auf einem derselben war noch vor zwei Jahrzehnten die Jahreszahl 1322 zu erkennen. Vielleicht war der Stein erst später eingelegt worden und gehörte einem der ersten der hier Bestatteten an, die im Gewande des Franziskanerordens beigesetzt wurden, um der Verdienste desselben theilhaftig zu werden.

Wie Angelus berichtet, wurde im Jahre 1300 der Herzog Ernst von Sachsen im grauen Kloster zu Berlin begraben. Dann 1317 die Tochter des Markgrafen Otto, die eine Jungfrau oder Nonne — nach

früheren Chronisten eine „begebene“ Jungfrau — gewesen. Dies Beiwort ist wohl als „Beghine“ zu deuten. Ein Konvent der Beghinen, die nach Art der Nonnen, aber ohne klösterliches Gelübde, sich frommen Übungen, besonders der Krankenpflege widmeten, überdauerte die Kirchen-Reformation, bis das Gebäude (Brüderstrasse 2) im Jahre 1589 durch einen Brand eingäschert wurde.

Der älteste von den noch erhalten gebliebenen Grabsteinen gehört dem im Jahre 1308 verstorbenen Bürgermeister Konrad v. Belitz an, welcher schon im Jahre 1288 als Aldermann die Gewerks-Privilegien der Schneider mit bestätigte. Wir sehen in festen Linienunrissen das uns allein überlieferte Bild eines jener weisen und kräftigen Rathmannen und Patrizier, denen Berlin, neben den Blankenfelde, den Rathenow, Lietzen und Ryke seine Grösse verdankt. Auch für die Trachtengeschichte ist jener Stein von höchster Wichtigkeit; das fast bis zum Fussknöchel reichende Gewand wird durch einen schmalen Ledergürtel zusammengehalten, das Haar fällt vorn in die Stirn, der Bart ist kurz geschoren.

Im Jahre 1365 fand im Chor der Klosterkirche die Beisetzung des Markgrafen Ludwig (des Römer) statt, wie Angelus nach des Chronisten Buchholz Angabe und „nach Ausweis einer alten Tafel berichtet, die noch vor wenig Jahren in der Klosterkirche vorhanden gewesen“. Auch Garcaeus sah diese Tafel und hat uns die lateinische Inschrift derselben überliefert. Sie lautet in der Übersetzung: „Im Jahre Christi, 1365, starb der erlauchte Fürst und Herr, Ludwig der Römer, Markgraf zu Brandenburg, der Sohn des unbesiegten Fürsten und Herrn, des Kaisers Ludwig. Hier unten bei dem Altare ist er mit ziemenden Ehren bestattet worden.“

„Bei ihrem Egeherrn und Gatten, hier bei diesem Altare, ist auch, wie sich's gebühret, seine berühmte und erlauchte Frau Kunigund, feierlich begraben.“ So lautete, nach Garcaeus, die Inschrift ihres Grabsteins.

Als in den vierziger Jahren die Renovierung der Kirche erfolgte, fanden sich vor dem Altare nur noch die Reste der gemauerten Gräfte vor.

Wir gedenken ferner des mit einem Wappen versehenen Leichensteins des Ritters Kraft von Lentersheim, und der schönen Votivtafel des Grafen von Hohenlohe. Beide, und Johann von Utenhofen, hatten als fränkische Ritter ihre Treue gegen den neuen Herrn der Mark, den Burggrafen Friedrich, in der blutigen Schlacht auf dem Cremmer Damme (1412), mit dem Leben bezahlt oder Wunden bis auf den Tod davongetragen. Friedrich errichtete ihnen in der Klosterkirche, welche für das angrenzende „hohe Haus“ die Stelle einer Hofkirche vertrat, Grabmäler, von denen dasjenige Utenhofens verschwunden ist.

Halten wir weitere Umschau, so meldet ein dem Wilcke Blankenfelde errichtetes dunkelbraunes Denkmal von den Verdiensten dieser reichsten und mächtigsten Patrizierfamilie in Berlin, deren Mitglieder von 1284 bis zum Schluss des 16. Jahrhunderts dem Rate der Stadt angehörten. Sie stifteten den vergoldeten Marien-Altar im nördlichen Seitenschiff.

Hervorzuheben von den hier Bestatteten sind noch: Graf Johann von Hohenstein, der St. Johanniter Ordensmeister (1428), der berühmte Landvogt Georg von Stein, Herr auf Zossen (1497), von dessem hier gleichfalls ruhenden Sohne, Friedrich von Stein (1537), Kurfürst Joachim II. die Herrschaft Zossen erbe; der Grosskomthur des deutschen Ordens in Preussen, Clas vom Pach, welcher 1521 mit einer Gesandtschaft des Ordens am Hofe des Kurfürsten Joachim I. verweilte und hier eines plötzlichen Todes verstarb. Sein mit einem Wappen in Erzguss geschmückter Leichenstein ist noch vorhanden.

Keine andere Kirche Berlins hat noch so viel des künstlerischen Schmuckes aufzuzeigen, wie unsere Klosterkirche. Die Mönchsstühle an beiden Seiten der Chorwand sind einfach, aber ihre treffliche Holzschnitzereien in flachem Relief erzählen in einer Art Bilderschrift die einzelnen Momente der Passion. Wir sehen die verräterisch schmeichelnden Züge des Judas; eine Hand mit dem Schwert und daneben ein Ohr erinnert an die Gefangennahme des Herrn; ein Hahn an Petri Verleugnung; wir erblicken die Werkzeuge der Passion und eine Zange, letztere die Kreuzabnahme andeutend etc.

Nachdem das Licht des Evangeliums dem Lande aufgegangen war, verliessen die Mönche nach und nach das Kloster; die von der ihnen lieb gewordenen Stätte nicht weichen mochten, blieben zurück und bis an ihr Lebensende der Ordensregel treu. Als dann aber der letzte von ihnen, Bruder Peter, am 4. Januar 1571 — zwei Tage nach dem Hinscheiden des Kurfürsten Joachims II. — verstorben war, wurde er, wie der Zeitgenosse Angelus berichtet, folgenden Tages „gar ehrlich zur Erden“ bestattet.

Die Hallen des Klosters standen verödet da, bis Leonhard Thurneisser seinen Einzug in den nördlichen, von den Franziskanern erst 1471 bis 1474 erbauten Teil des Klosters hielt.

Es muss hier dieses merkwürdigen und für seine Zeit bedeutenden Mannes noch gedacht werden.

Er liess die in ein Domstift umgewandelte Kirche ausbessern und tünchen, schmückte sie mit farbigen Fenstern aus und stellte die Heiligenbilder wieder her.

„Thurneysser hat mich neu gemacht,
Da ich war alt und ganz veracht't.“ —
schrieb er einem heil. Franziskus in die aufgeschlagene Bibel. Auch

der mit seinem Wappen geschmückte metallene Taufstein und die schöne Kruzifixgruppe sind Weihgeschenke Thurneyssers. Für seine verstorbene zweite Gattin stiftete er eine, die Himmelfahrt darstellende Votivtafel mit der Aufschrift:

„Anno 1575, den zwölften Septembris, starb die erbare tugend-
same Fraw Anna Thurneysserin, geborene Huetlins von Constanz,
Leonhard Thurneyssers zum Thurn eheliche Hausfrau, welche hie
begraben lieget, der Gott eine fröhliche Auferstehung verleihe.

Was gebor'n, dasselbe alles stirbt,
Wol dem, der ein gut End' erwirbt!
Denn wer wohl stirbt ist wol begraben,
Wenn wir nur Gnad' zum Himmel haben.
Wir sterben in dem Elend,
O nimm uns Gott in deine Händ',
Denn wir fremd' Pilger sind all allsamt;
Bei Gott ist recht, wahr' Vaterland.“

6. Herr E. Friedel berichtet

über Cremmen und die Treffen am Cremmer Damm
im Anschluss an die heutige Besichtigung der Klosterkirche Nach-
folgendes.

Um die Lage und die Verhältnisse des Hohenlohesischen Toten-
kreuzes und des Schlachtfeldes am Cremmer Damm zu unter-
suchen begab ich mich am verwichenen Sonntag den 9. Mai d. J. mit
mehreren Mitgliedern unserer Brandenburgia nach dem stillen Land-
städtchen Cremmen im Osthavelländischen Kreise. Obwohl dasselbe
über Tegel durch eine Zweigeisenbahn zugänglich ist, wird es noch
immer von Berliner und anderen Touristen weniger aufgesucht, als es
seiner angenehmen Lage und seiner geschichtlichen Beziehungen wegen
verdient. Freilich eine Eisenbahn-Fahrt von über zwei Stunden und der
Preis von 2 M. 30 Pf. für eine Rückfahrkarte III. Klasse sind nicht ver-
lockend und eine Einbeziehung Cremmens in den Vorortverkehr wird
mindestens noch bis zur Fertigstellung der Strecke Cremmen — Neu Ruppin
bzw. Wittstock auf sich warten lassen.

Eine freundliche Lindenallee führt vom Bahnhof in die Stadt und
erweitert sich allmählich genau wie eine märkische Dorfstrasse, hier-
durch einen eigentlichen Platz nach städtischer Art ersetzend. Dies ist
bei der Bauart einer Stadt auffallend und lässt darauf schliessen, dass
Cremmen aus einer Dorfanlage entstanden ist. Von Mauer und
Graben sind die letzten Reste vor einigen Jahren verschwunden. Er-
wähnt wird die wehrhafte Grenzveste Cremmen gegen Pommern zuerst
1217. Den Zug der Stadtmauer um das einen Rundling bildende Ört-
chen lässt der Lageplan noch jetzt gut erkennen.

Wo die erstgenannte Strasse sich am breitesten erweitert, schneidet die Ruppiner Strasse ungefähr von Süden nach Norden ein und führt in letzterer Richtung auf den berühmten Cremmer Damm. Hierbei übersieht man die einstmals feste Lage des Städtchens, welches auf weite Strecken den einzigen Übergang vermittelte durch das Luch (Schleuener Luch, Cremmer Luch, Sommerfelder Luch, Flatower Luch, Linumer Luch, Wustrauer Luch, Ternower Luch und überhaupt das gewaltige, das jetzt schmale Flüsschen Rhin auf beiden Seiten einfassende riesige Rhin-Luch). Aus diesem Luch ragen hie und da diluviale Schollen des Untergrundes hervor, die nicht selten mit altalluvialen Dünensand-Überwehungen gekrönt sind. Auf einer solchen festen Insel im unabsehbaren Moor ist Cremmen erbaut. Von der Burg, die in der sumpfigen Niederung unmittelbar vor der Stadt gegen Abend zu lag, ist nichts mehr vorhanden, dagegen befanden sich am Berliner Thor und in der Kietzer Strasse bis vor kurzem noch geringe Reste einer mittelalterlichen Befestigung.

Als Rest des ungeheuren Wasserbeckens, welches sich hier noch bei Menschenzeiten, freilich in vorgeschichtlicher Epoche befunden hat, ist der über anderthalb Meilen lange Cremmer See, der sich bereits arg in der Verschilfung und Vertorfung befindet und den der für grosse Kähne schiffbare Ruppiner Kanal durchschneidet, anzusehen. Leider kommt man an den See wegen seiner sumpfigen Ufer schlecht heran.

Eine Schilderung der Gegend scheint mir um so notwendiger, weil weder in Berghaus' Landbuch der Mark Brandenburg noch in unsers Ehrenmitgliedes Theodor Fontane's berühmten „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, zwei Werken, die man als heimatkundlicher Ausflügler gern zunächst zu Rate zieht, etwas über die dortige Landschaft gesagt wird. Kurz vor der Kanalbrücke beschreibt der Damm fast einen rechten Winkel, indem er zur leichteren Herstellung an den Fuss der Sandhügel der Cremmener Stadtforst angelehnt wurde, die hier mit einem spitzen Zipfel westlich in die Luchlandschaft vorspringt. Hier liegt das Schützenhaus, ferner die Stadtförsterei für das über 3000 Morgen grosse städtische Waldrevier und dicht südlich, vor der Brücke eine Kgl. Oberförsterei. Östlich erstreckt sich dann ein prächtiges urwaldartiges Gelände bis Oranienburg. Diese Waldgebiete können von den Stationen Vehlefanzen und Schwante aus am bequemsten besucht werden.

Südlich von Vehlefanzen, das wie das benachbarte Schwante und Bärenklau ein Remontedepot mit prächtigen Pferdebeständen ähnlich dem den Berlinern bekannten Brieselang besitzt, woneben noch die berühmte Pferdezüchterei in Pausin zu erwähnen, ich sage südlich von Vehlefanzen 3 km ab, liegt ein grosses, aus einer Anzahl verschieden benannter Heiden zusammengesetztes Waldgebiet, das die Bezeichnung „Der Krämer“ trägt. Dieser Wald bildet die nördliche Fortsetzung des Brieselangs und der Nauener Stadtheide. Schwante wird mit Recht

die Pforte zu dem wunderbar prächtigen Waldgebiet der grossen Neu-Holländer Forst genannt, die sich 15 km in der Länge und 12 km in der Breite zwischen Cremmen und Oranienburg hinzieht und deren Perle der Sarnow ist. Der „Führer“ unsers verdienten Touristenklubs für die Mark Brandenburg sagt darüber Folgendes: „Die Neu-Holländer Forst übertrifft an Naturschönheit noch den Brieselang, mit dem sie den Reichtum an Laubbäumen und üppig wucherndem Unterholz gemein hat. Unberührt wie ein Urwald liegt die herrliche Forst da; selten durchzieht ein Wanderer ihre Pfade und vergebens würde der verwöhnte Tourist in dem weiten Gebiet nach einem Wirtshause suchen.“

Von Schwante führt die Strasse rechts von der Bahn in die Forst. Nach 20 Minuten treffen wir an der Cremmener Chaussee in romantischer Umgebung das von dem Rittergutsbesitzer Sommer, einem der begüterten Grundeigentümer unsers Vororts Schöneberg, vor einigen Jahren in der Waldeinsamkeit neu geschaffene, Sommerswalde genannte, recht sehenswerte herrschaftliche Anwesen. Das stattliche Schloss ist auf Jagen 16 der Forst im Stile des Reichstagsgebäudes aufgeführt. Entsprechend prächtig sind die Nebengebäude eingerichtet, das Treibhaus im byzantinischen, der Pferdestall im gotischen Stil erbaut; ausserdem erhebt sich im Jagen 20 ein Mausoleum.

Uns aber ruft die Heimatkunde nach dem Cremmer Damm zurück. Jenseit der Brücke liegt der Damm hoch aufgeschüttet. Mühe hat es gemacht, ihn zu einer Chaussee auszubauen in dem grundlosen Moor, das er im Mittelalter als ein schmaler Knüppeldamm durchschnitt. Obwohl das Moor hier entwässert und dadurch relativ trockner geworden ist, quillt es hart am Fuss des Dammes mitunter empor und vergeblich sucht ein hineingestossener langer Stab nach Grund. Wehe dem, der hier vom Damm abgedrängt wurde, Ross und Reiter mussten versinken, auch wenn sie nicht, wie bei den Kämpfen von 1334 und 1412 schwer gerüstet und gepanzert waren. Noch zur Zeit Samuel Buchholtz's war die Passage höchst primitiv, denn im Jahre 1765 sagt er: „Es ist hieby der berühmte Cremmer Damm, der aber mehr eine lange Fuhrte, durch eine Elslache, als ein Damm genannt werden kann.“

Im Jahre 1334 wurden hier die Brandenburger unter Ludwig dem Älteren von den Pommern geschlagen und 1412 erlitt unser Burggraf Friedrich von Hohenzollern im Kampfe gegen die Herzöge Otto und Kasimir von Pommern ebenfalls eine Niederlage, deren in der Berliner Klosterkirche bestattete Opfer uns in letzterer am heutigen Tage beschäftigt haben. Auf der linken Seite des Cremmer Dammes, siebenhundert Meter von der Brücke, erhebt sich ein schlankes hohes lateinisches Kreuz, gotisch stilisiert aus hellem Sandstein, welches unten auf der Seite nach der Landstrasse zu das Hohenlohesche Wappen und darunter folgende Inschrift trägt:

Im Jahre des Herrn 1412 den 24. Oktober am St. Columbanitage fiel hier der edle Herr Johannes Graf zu Hohenlohe; Friedrich L., Markgraf von Brandenburg und des H. R. Reichs-Erzkämmerer und Kurfürst setzte zu seinem Andenken ein hölzernes Kreuz, welches 1666 zuerst, dann 1796 erneuert, anno 1845 aus Stein neu errichtet wurde durch Friedrich Wilhelm IV. König von Preussen.

Ich darf wohl an die bezügliche Notiz des neuentdeckten Berliner Annalisten von 1434 erinnern, die ich S. 51 mitgeteilt und die im trocknen Chronikenstil sich über das denkwürdige Treffen mit den Worten abfindet:

Eodem anno (1412) in vigilia Simonis et Iudae Dominus Hollach, Dominus Philippus et multi Nobiles de Curia Marchionis fuerunt interfecti per Duces Stettinenses in aggere Kremmen. 2/10!

Das Denkmal ist von Unbefugten mit eingeritzten oder aufgekritzelten Namen leider teilweise bedeckt, im übrigen aber in guten baulichen Würden.

Auf dem Dünenzuge nördlich vom Hohenlohekreuz nach Westen zu im Sumpf sind häufig menschliche Reste gefunden worden, welche man mit den Kämpfen auf dem Cremmer Damm in Verbindung bringt. Wir müssen wohl annehmen, dass die Vornehmen unter den Erschlagenen zunächst zu Cremmen selbst in der Pfarrkirche von St. Nikolai aufgebahrt wurden. Die Mitglieder unserer Gesellschaft E. Schenk und H. Maurer nahmen ausser von dem Hohenlohe-Denkkreuz auch photographische Ansichten dieser alten Kirche auf, der man sich allerdings, da der quadratische Kirchplatz nur eng und mit Lindenbäumen bepflanzt ist, nur schwierig mit dem photographischen Apparat angemessen nähern kann. In der Kirche selbst ist vorzüglich der mit vielen Waffen und Trophäen geschmückte Rahmen des Epitaphs eines Herrn von Bredow sehenswert.

An dem Äussern der Kirche sind die Stürme der Zeiten und Brände nicht spurlos vorübergegangen und es erschweren die vielen verschiedenartigen Flickbauten die Orientierung über das Ganze.

Ursprünglich dürfte die Kirche ein aus, an den Gebäude-Ecken behauenen, sonst nur oberflächlich geschichteten Feldsteinblöcken errichtetes längliches Viereck gewesen sein. Nach Verwüstung der Kirche durch Brand ist der hauptsächlichliche Teil des Gotteshauses aus grossen roten Backsteinen in gotischer Stilisirung aufgeführt und zwar ist auf der Südseite ein niedriger Anbau angefügt worden. Diese Südseite zeigt namentlich rechts und links vom Eingangsportal einen seltenen Reichtum von Kirchenmarken in dem Backsteingefüge, welche bereits eine Spanne hoch über dem Erdboden beginnen. Diese Steinzeichen sind halbkugelige Rundmarken von der Grösse eines Pfennigs ab bis zu

einer solchen, dass ein Fünfmärkstück kaum die Höhlung zu verdecken vermag. Viele Höhlungen sind so energisch ausgerieben worden, dass sich eine förmliche Patina gebildet hat. Daneben befinden sich in allen Stellungen Längsmarken, beiderseits konisch endigend, von der Grösse, dass ein sogen. Cigarrenscherer bequem hineinpasst. Daneben senkrechte, halbcylindrische, oben und unten abgeschnittene Hohlkehlungen. Diese Näpfchen, Längsrillen und Hohlkehlen sind an manchen Stellen wie ausgesät und haben die Ziegel-Formsteine der Mauer förmlich deformirt. Über ihre in katholischer Zeit erfolgte Herstellung und ihren Zweck weiss wie gewöhnlich kein Ortsangesessener etwas auszusagen. Wir haben auch eine Gruppe dieser Zeichen der Verehrung und des Aberglaubens photographirt. Daraus, dass die Näpfchen jetzt, wie vorgegedeutet, bereits wenige Zoll über der Erde beginnen, folgt klarlich, dass die Plinte des Mauerwerks früher erheblich tiefer freilag, denn in so unbequemer Stellung konnte Niemand, auch nicht ein Kind, die künstlichen Mauermarken anbringen.

Die Zeit, als die Brandenburger am Cremmer Damm geschlagen wurden, mag gerade diejenige gewesen, wo die Kirchenmarken so recht im Schwange waren.

An derselben Südseite der Kirche, aber mehr östlich, fanden wir einen sandsteinernen Mühlstein von etwa zwei Fuss Durchmesser in die Aussenseite eingemauert. Dasselbe Vorkommnis haben wir an der Kirche zu Miersdorf bei Königs-Wusterhausen, Kreis Teltow, beobachtet. Auch hier dürfte vielleicht ein abergläubischer Zweck zu Grunde liegen. Die Nachbarn der Cremmer Kirche halten den Stein für eine Sonnenuhr, wovon wir uns aber nicht überzeugen konnten.

Vor 1845 führte das damalige Kreuz nach S. 107 des Werkchens „Die Umgegend Berlins“ die Inschrift: „Anno 1412 am St. Columbans Tage verschied in diesem Damme Herr Graf Johann von Hollach' oder Hohenlohe, Markgräflich Brandenburgischer General, welchem zu Ehren dies Monument gesetzt ist“.

Der Name Hollach oder Holloch bezieht sich auf die Burg gleichen Namens bei Uffenheim in Franken und hiernach nannte sich seit dem 12. Jahrhundert das alte Herrengeschlecht der Hohenlohe. Der jetzige deutsche Reichskanzler und Ministerpräsident Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Durchlaucht, hängt, nachdem die Linie Hohenlohe-Hohenlohe 1412 erloschen und nur die Linie Hohenlohe-Speckfeld übrig geblieben mit der abseiten letzterer 1551 gestifteten katholischen Hauptlinie Hohenlohe-Waldenburg genealogisch zusammen, die ihrerseits sich in die zwei Linien Hohenlohe Waldenburg - Barfenstein und Hohenlohe Waldenburg - Schillingsfürst spaltete. Der Stamm Johann von Hollach ist, wie schon erwähnt, in dem verhängnisvollen Jahr 1412 abgestorben.

Über die früheren Erinnerungskreuze des Letzgenannten sind nur dürftige Nachweise vorhanden.

Samuel Bucholtz (Oberpfarrer zu Lychen) sagt in seinem „Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg“ Teil II. Berlin 1765 S. 573. „Dem von Hohenlohe zum Andenken wird noch ein hölzernes Creuz auf dem Cremmerdamm von der Stadt unterhalten, dessen Inschrift ihn einen Churfürstlichen General nennt, der allda gestorben. Die Unwissenheit damaliger Umstände bei den heutigen Bürgern zu Cremmen, hat wohl so unbestimmte Inschrift zu Wege gebracht, doch ist sie noch klüger als die mündliche Erzählung, dass er von seinem eigenen Diener, als er über den Damm geritten, meuchelmörderisch erstochen worden, dabey sie von keiner Schlacht wissen.“

Offenbar hat man in Cremmen, wo das Andenken an das Treffen mit der Verwitterung der Inschrift an dem Holzkreuze auch erloschen sein mochte, das letztere für eins der vielen Mordkreuze gehalten, die man zum Gedächtnis ermordeter Personen in unseren Marken an vielen Stellen aufgerichtet hat.

Unser Ehrenmitglied Wilhelm Schwartz, welcher in der ersten Auflage seiner „Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg“ (1871) eine in den folgenden zwei Auflagen (1886 und 1895) fortgelassene Geschichte unter der Überschrift „Das Kreuz am Cremmer Damm“ erzählt, sagt darin irrtümlich S. 127 „In diesem Jahrhundert ist das hölzerne Kreuz durch ein stattliches eisernes ersetzt worden“, es handelt sich, wie gesagt, um ein Steinkreuz; Schwartz fährt dann fort:

„Die Sage hat frühzeitig, wie schon ältere Berichte zeigen, sich hier angesetzt und nicht blos den geschichtlichen Hintergrund verwischt, sondern die Sache auch in die sogenannte Räuberzeit hinübergespielt, mit welcher das Volk im allgemeinen die Zeit des Faustrechts bezeichnet. Dort also, wo das Kreuz steht, heisst es in der Sage, ist ein Herr von seinem Bedienten erstochen worden. Es war auf des Herrn Kopf ein hoher Preis gesetzt, aber sie haben ihn nie fangen können, denn er wusste immer einen Ausweg, und seinen Pferden — er hatte nur Cavallerie — hat er immer die Hufe verkehrt aufschlagen lassen, so dass seine Verfolger dadurch getäuscht wurden und ihn immer gerade in entgegengesetzter Richtung suchten. An der Stelle hat ihn also sein Bedienter, wie er einmal vom Pferde stieg, von hinten mit dem Degen durchstochen. Den Preis hat er aber doch nicht erhalten, denn sie hatten ihn lebendig haben wollen. Und so haben sie den Bedienten auch todt gemacht. Es soll, wie die alte Chronik sagt, 1666 (!) oder 1696 (!) geschehen sein, setzte einmal ein Erzähler hinzu; in der stand überhaupt noch mehr davon, die ist aber 1840 beim Brand von Cremmen verbrannt.“

Auf der Nordseite wird der Cremmer Damm durch das Dorf Sommerfelde beherrscht. Dies muss man zum Verständniss der blutigen Vorgänge im Jahre 1412 festhalten, deren Darstellung Friedrich von Klöden in seinen „Quitzwos und ihre Zeit“ (3. Ausg. herausg. von Ernst Friedel, Berlin 1889 Bd. 2 S. 497) folgendermassen einleitet: „Man nahm die Richtung auf Kremmen, denn man hatte nun erfahren, dass die märkischen Verbündeten [darunter Dietrich von Quitzow und Richard von Rochow] ihre Mannschaften bei Liebenwalde zusammenzögen. Am zweiten Tage, den 23. Oktober, erreichten die Brandenburger die Stadt, ohne auf einen Feind zu treffen. Hier aber erfuhren sie, dass er schlagfertig bei Liebenwalde stehe, nahe genug, um ein baldiges Zusammentreffen erwarten zu können.“

„Die Stadt Kremmen liegt am nördlichen Rande des Landes Glien und hat im Norden ein breites Luch, das sich besonders nach Westen hin sehr ausdehnt und hier in jenen Zeiten ganz unwegsam war. Ein gemachter Damm von einer halben Meile Länge führte als einziger Weg hindurch und nahe an dem ansehnlichen Kremmer See vorbei, nach dem wieder auf der Höhe gelegenen Dorfe Sommerfeld, hinter welchem das Gebiet der Grafschaft Ruppin begann. Die Stadt war mit einer hohen Mauer versehen und hatte drei mit Türmen besetzte Thore und zwei Kirchen, zu St. Jakobi und St. Nikolai. An der westlichen Seite der Stadt lag ein festes Schloss, auf welchem Lippold von Bredow mit seiner Familie wohnte. Man hielt es für das Geratenste, sich für jetzt in der Stadt festzusetzen und die Annäherung der Pommern abzuwarten. Am andern Tage, den 24. Oktober, erfuhr man, dass die Pommern anrückten und ihren Weg über den Grüneberger Damm, westlich Nassenheide vorbei, durch den Liebenberger Wald nähmen. Man entschloss sich ihnen entgegen zu gehen und zog über den Kremmer Damm nach Sommerfeld, wo man hinter diesem Dorfe unfern des Wanzdorfer und Liebenberger Waldes sich aufstellte. Friedrich glaubte so selbst im ungünstigen Falle mittels des leicht zu behauptenden Kremmer Dammes und der dahinter belegenen befestigten Stadt sich den Rückzug zu sichern und dem Feinde am leichtesten das Verfolgen wehren zu können, weshalb der Damm auch besetzt wurde. Gleich nach Mittag rückten die Pommern und Havelländer aus dem Walde hervor und stellten sich dem brandenburgischen Heere gegenüber. Mit Bestürzung bemerkte letzteres, dass das pommersche Heer mit den Quitzwos ihm an Zahl weit überlegen war.“

Und nun trat die Katastrophe ein, die mit dem Rückzuge der fränkischen Streitmacht nach Cremmen endete. Zu bemerken ist noch, dass der Körper des fränkischen Ritters Kraft von Leitersheim nicht gefunden wurde, derselbe ist sicherlich im Cremmer Luch versunken. Dass Hohenlohe sich für Friedrich in echt deutscher Treue dem Feinde

preisgegeben, dass er bei der Deckung des Rückzuges die Flucht verschmäht hat und ein Opfer seiner Vasallenpflicht für den Lehnsherrn geworden ist, hat dieser in tiefer Trauer selbst anerkannt.

Erwähnt sei noch, dass Lippold von Bredow, Schwiegervater Johann von Quitzows, Landeshauptmann der Mittelmark Stadt und Schloss Cremmen, wo er mit seiner Familie wohnte, als Lehen besass. In dem Friedensschluss mit Pommern vom 16. Dezember 1415 heisst es, was vor diesem Vertrage verhandelt ist, soll als beseitigt betrachtet werden, ausgenommen die Geschichte auf dem Damm von Cremmen, und was beide Teile vor kurzem wegen ihrer beider Herrschaft für Zwietracht gehabt haben, darüber solle Kaiser Siegismund entscheiden und beide Parteien mit Freundschaft vorladen.

Das erste grössere Treffen an und auf dem Cremmer Damm fand, wie wir erwähnten, bereits 1334 statt, wo auf pommerischer Seite Herzog Barnim der Grosse, Fürst Johann von Werle, Graf Heinrich von Schwerin, Bischof Friedrich von Camin, Graf Hermann von Naugart und Graf Johann von Gützkow sich hervorthaten. Auf Markgraf Ludwigs Seite (siehe Buchholtz a. a. O. II. S. 382) scheint es auf Graf Günther von Ruppin am meisten angekommen zu sein, da man, um nach Cremmen zu gelangen, diese Grafschaft passieren musste. Auch dies erste Mal war das Kriegsglück dem brandenburgischen Landesherrn abwendig. Nach einem alten Liede, das J. Fr. Sprengel 1765 in dem 21. Stück der Greifswaldischen kritischen Nachrichten veröffentlicht hat, gewannen die Pommern zwar die Schlacht, als sich aber die Brandenburger auf Cremmen selbst warfen und die Pommern nachfolgten, wurden sie mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen und schlossen bald darauf mit Brandenburg Frieden. Die Sache verlief also ähnlich wie die bereits erzählte unter Markgraf Friedrich I.

In naiver Weise besingt dies das sowohl für Pommern wie für die Mark kulturhistorisch interessante Volkslied*)

1. Als Barnim, de fast lütke Mann,
Averst im Kriege nich quade,
Am langen Damm kam heran,
Ging he flietig to Rade.
2. He sprak: Dat ist en garstig Loch,
Da mütten wie nich dorchrieden,
Et mögt uns kosten unsen Rock,
Wi willen man hier bliven.

*) S. Buchholtz a. a. O. Bd. 2. S. 383,

3. Wi willen schrieven ut de Stür,
De uns de nich will geven,
Den willen wir brüden mit det Für,
Un nah det Veh em streven.
4. Det Rat gefehl em allen wol
Se fingen an to graven,
Se mackten in de Erden holl,
Brachten det unnerst baven.
5. Markgraf Ludwig, de tappre Held,
Heelt up den Kremmschen Huwen,
Un dachte, dat sick da int Feld
De Pamern schöllen traven.
6. Da averst kener kam hervär,
Liet he rупen sinen Peter,
Und sprack: Krieg dine Trumpet her,
Ried hen, as en Trumpeter.
7. Det segge Hertog Barnim an,
Ick hedde grot Verlangen,
Em as den Gast un sienen Mann
Im Felde to empfangen.
8. Wo averst em det nich behagt,
So will ick em tosprecken
Un ock im Luch sien unverzagt.
De Lanz mit em to brecken.
9. De Hertog sprack: He were da,
Un lichtlich ock to finnen,
De Spöt det stünde op de Wah,
Woll siehn, we werd gewinnen.
10. Drup ging et up den Damm hinab,
De was vull luter Köppe,
Et gaf da manchen harten Knap,
De Schall ging in de Zöppe.
11. De Märker kunnen nich bestahn,
De Luch was ehr Verderven,
Da musste mancher liggen gahn
Un ahne Wunne sterven.
12. Drum weken se up düsse Siet
Un menen da to fechten;
De Pamer folgt im vullen Tritt,
Schlog Heeren mit den Knechten.

13. To Cremmen ging em det nich an,
He musste buten blieven.
Det Fotvolk stund da Mann vör Mann,
Hulp em torügge drieven.
14. Se schoten up de Strat hinut,
De man van Pamern krewelt,
Un föhlen em so up de Hut,
Det em det Harte wewelt.
15. Det, sprack Schwerin, deit hier ken got,
Lat uns den Damm erfaten,
Oder wir weren unse Blot
Hier alle möten laten.
16. Se treckten wedder hin tom Damm
Un sammelten äre Büte.
Damit der Krieg en Enne nam,
Davör uns Gott behüde.

Dies denkwürdige Lied ist mit einer so bemerkenswerten humoristischen Unparteilichkeit abgefasst, dass man es ihm nicht anmerkt, ob der Dichter ein Pommer oder Brandenburger war. Ich vermute: ein Märker. Der Dialekt scheint mir heimatliche Anklänge zu haben, so das märkische „det“ für das pommersche „dat“.

7. Unser Mitglied Geheimrat Dr. Schwartz, zur Zeit in Wiesbaden, hat zu der heutigen Besichtigung folgende schriftliche Mitteilung eingeschendet:

Erinnerungen aus meiner Schulzeit auf dem Grauen Kloster aus den Jahren 1831 bis 38 in betr. der angrenzenden Klosterkirche.

a) Vom Altar aus links (vom Standpunkt, den der Geistliche einnimmt, aus) hing an einem Pfeiler in beträchtlicher Höhe ein männliches Portrait (Brustbild in Lebensgrösse), von dem der damalige Küster Streit, wenn er in der Kirche herumführte, Folgendes erzählte. König Friedr. Wilhelm IV. habe s. Z. als Kronprinz, wie er die Kirche mit seiner Gemahlin, Elisabeth von Bayern, einmal besuchte, „unter Hinweis auf das Bild“ zu derselben geäussert „Das ist Dein Ahn“. Dies Factum hat sich mir eingepägt. Ob es eine Verwechslung von Seiten des Küsters mit dem Leichensteine Ludwig des Römers war, der dort sich befand (s. Bellermann's Programm des Grauen Klosters v. J. 1823 S. 55) lasse ich dahingestellt. Als in den sechziger Jahren die Klosterkirche renoviert wurde, brachte ich die Sache in der Neuen Preussischen Zeitung zur Sprache, worauf der damalige K. Konservator der

Denkmäler Geh. Reg.-Rat v. Quast ebendasselbst erklärte, ihm sei ein solches Bild nicht vorgelegt worden, auch hätte, wenn ein derartiges vorhanden gewesen, es sicherlich nicht aus der Zeit L. d. Römers hergerührt, was ja vom Standpunkt der allgemeinen Kunstgeschichte aus seine Richtigkeit hat, wie mir auch anderweitig bestätigt wurde. Ein Bild war aber dort vorhanden gewesen.

b) Gleichzeitig forschte ich nach dem Verbleib einer eisernen, etwa ein Fuss im □ grossen Tafel mit dem Wappen Thurneyssers, wie es hiess, welche sich in der Mauer befunden hatte, die an der Klosterstrasse den Hof der Kirche abschloss. Aber auch diese Recherche war vergeblich.

8. Herr Lehrer und Küster Otto, welcher die gütige Führung im Innern des ehrwürdigen Gotteshauses übernommen hatte, bemerkte zu der Schwartz'schen Mitteilung, dass i. J. 1842 Zwecks Renovation verschiedene Oelgemälde aus der Klosterkirche entfernt worden und mehrere davon nicht wieder zurückgekehrt seien. Vielleicht habe sich Herrn Schwartz's Bild darunter befunden, jedenfalls werde es kein Oelgemälde aus der Zeit Ludwigs des Römers gewesen sein können, da damals dergleichen Bilder nicht üblich waren. Bezüglich der Thurneysserschen Eisenplatte mit dem Wappen des vielbewanderten Gelehrten und Hofmanns äusserten sich die Herren Friedel und Buchholz übereinstimmend dahin, dass es sich vermutlich um eine der eisernen Ofenplatten Thurneyssers handle. Derselbe habe das grosse Verdienst, in Brandenburg den Kunstguss in Eisen, aus hierorts gewonnenem Raseneisenstein eingeführt, in jedem Falle aber nach der Richtung des Kunstgewerbes hinaus gebildet zu haben. Es möge eine dgl. Ofenplatte mit Thurneyssers oder des Kurfürsten Wappen gewesen sein, die an der Mauer eingemauert war. Das Thurneyssersche Wappen befindet sich noch mehrfach innerhalb der Kirche, z. B. gemeisselt am Taufstein vor dem Altar und auf einem Stein, links vom Eingangsportal, wahrscheinlich Untersatz zu dem rechts befindlichen Kruzifix in der Nähe des Hohenlohebildes an der Mauer nach der Klosterstrasse zu.

Herr Lehrer und Küster Otto wies bei seiner Führung auf alle Sehenswürdigkeiten erklärend hin. Mit Rücksicht auf den uns zugemessenen Raum, die Fülle der Gegenstände und deren mehrfach vorhandene ausführliche Beschreibungen, können wir uns kurz fassen. Von den Grabinschriften oder richtiger Erinnerungstafeln Ludwig des Römers: A. C. MCCCLXV obiit illustrissimus princeps et dominus Ludovicus Romanus Marchio Brandenburgensis, filius invictissimi principis et domini Ludovici Imperatoris, hic inferius sub altari condigna reverentia et honore, ut par fuit,

tumulatus und seiner Gemahlin: A. C. MCCCLVII obiit inelyta domina, dn. Cunegundis, uxor magnifici principis domini Ludovici, Romani dicti, filia quoque serenissimi regis Cracoviae, sub altari hic inferius apud dominum et maritum suum honorifice tradita sepulturae ist nichts mehr vorhanden. Der Grabstein des Bürgermeisters Konrad von Belitz † 1308 fand besondere Beachtung, insbesondere aber die Erinnerungen an die Opfer des Cremmer Dammes von 1412. Vor allem die Gedenktafel Hohenlohes mit der Umschrift: Nach chris. geburt virzehnhundat iar und in dem zwelften iar an sant columbani tage verschied der hochgeborn graff herre Johans von hohenloch, dem got genade. Die Gedenktafel des Philipp von Utenhoven, der in Folge seiner am selbigen Tage empfangenen Wunden, am 28. Oktober in Berlin verschied, ist verschwunden. Dagegen ist von dem Gedächtnisstein des dritten Opfers vom Cremmer Damm, des Ritters Kraft von Leitersheim vor dem Altar wenigstens noch das Wappen (ein halb gschachteter Schild) erkennbar. Dieser Stein bedeutet nur ein Kenotaphium, denn wie von Herrn Friedel bereits erwähnt, ruht der Leichnam im unergründlichen Cremmer Moor.

Auch die Denkmäler der Renaissance Zeit, das Bild, welches Thurneysser seiner verstorbenen Gemahlin gewidmet, ferner die mancherlei Andenken an die späteren Geistlichen und Schulmänner des anstossenden Gymnasiums zum Grauen Kloster fanden gebührende Beachtung. Als dann dankte der 2. Vorsitzende dem Herrn Lehrer Otto verbindlichst für seine Mühewaltung, während die Versammlung sich nur zögernd, in andächtiger und nachdenklicher Stimmung von den geweihten, erinnerungsvollen kirchlichen Räumen trennte.

4. (3.) ausserordentl. Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 20. Mai 1896, nachmittags 5 Uhr.

Besichtigung der Brauerei unseres Mitgliedes, des Herrn Julius Bötzw.

Es hatten sich etwa 70 Mitglieder mit ihren Gästen eigefunden. Herr Bötzw sowie der Betriebsdirektor Herr Gerner übernahmen die Führung, während Herr Zöbel, Ingenieur der Gesellschaft für Lindes Eismaschinen, und Herr Ingenieur Engel von der Firma

Siemens und Halske ihnen bei der Erklärung der maschinellen Nebenanlagen behülflich waren.

Es ist in diesem kurzen Bericht unmöglich, alle technischen Details der grossartigen Anlage wiederzugeben und die zahlreichen Vorgänge und Manipulationen zu schildern, welche bei dem Prozess der Bierbereitung eine Rolle spielen. Es muss genügen, in grossen Zügen die Beobachtungen dieses interessanten Nachmittags festzuhalten.

Der Ausgangspunkt für die Brauerei ist das Malz. Dasselbe wird heutiges Tages in den Mälzereien im grossen hergestellt und den Brauereien geliefert. Das Malzen ist ein abgebrochener Keimprozess; bei diesem wird die Stärke der Gerstenkörner in Traubenzucker umgewandelt. Malz schmeckt daher süss, allerdings weniger süss als der gewöhnliche Zucker, da es schwerer löslich ist.

Es handelt sich nun darum, diesen Zucker nebst den anderen löslichen Stoffen aus dem geschroteten Malz herauszuziehen. Dies geschieht durch warmes Wasser in den grossen Zubern, welche mit kegelförmigen Kappen bedeckt waren. Man nennt diesen Vorgang das Maischen und das Endprodukt die Bierwürze. Beim Maischen ist es wichtig, die richtige Temperatur und die richtige Wassermenge inne zu halten. Die Bierwürze wird nun mit Hopfen versetzt und in der Braupfanne gekocht. Die Braupfannen befanden sich ein wenig tiefer in demselben Raum mit den Maischbottichen.

Aus der Bierwürze wird endlich mit Hilfe der Hefe das Bier hergestellt. Dabei gerät die Masse in Gährung; es entsteht aus dem Zucker Alkohol und Kohlensäure. Die Gährung muss langsam vor sich gehen, deshalb wird in dem Gährkeller die Temperatur sehr niedrig gehalten. Der Gährungsprozess verrät sich durch den weissen Schaum, welcher in den Bottichen auf der Oberfläche sich ansammelt.

Wenn das Bier klar geworden ist, wird es gefasst; in den Fässern des Lagerkellers geht die Gährung weiter, und es wird oft noch monatelang hier aufbewahrt.

Der Gährkeller und der Lagerkeller gaben den besten Einblick in die Grossartigkeit des Betriebes. Dort reihten sich in langen Reihen die Bottiche aneinander und hier lagen die Riesenfässer in parallelen Reihen zu zweien übereinander.

Neben diesen Anlagen für die Brauerei sind auch die übrigen maschinellen Einrichtungen von Wichtigkeit. Sie lehren, wie geschickt die modernen Errungenschaften der verschiedensten Gebiete dem uralten Brauereigewerbe angepasst worden sind. Es gehören hierher die beiden Dynamomaschinen, welche das elektrische Licht liefern, sodann die Lindesche Kältemaschine, in welcher die Kühlflüssigkeit hergestellt wird, die in den langen Röhren an den Decken des Gähr- und Lagerkellers hinfliesst und dort die niedrige Temperatur von 4—6° C. hervorruft.

Diese Anlage macht das Eis entbehrlich, und ihre Einrichtung hat 920 000 M gekostet. Endlich hatten wir noch Gelegenheit einen Blick in den Flaschenkeller zu werfen, wo das Spülen und Füllen der Flaschen besorgt wird. Auch die Pferdeställe durften wir in Augenschein nehmen, und das Pechen der Fässer, der grossen sowohl als auch der kleinen, wurde uns vorgeführt.

Bevor wir die Brauerei verliessen, konnten wir noch an Ort und Stelle einen Trunk frisch vom Fass, wie es aus dem Keller kam, thun.

Nach dem Rundgang vereinigten sich die Teilnehmer im grossen Saale des Lokales zu einem gemeinsamen Imbis. Hier gab nun Herr Betriebsdirektor Gerner eine kurze und klare Skizze von dem Brauprozess, Herr Ingenieur Engel sprach über die Erzeugung und Nutzbarmachung der Elektrizität und Herr Ingenieur Zobel schilderte die künstliche Erzeugung von Kälte. Endlich toastete Herr Geheimrat Friedel auf Herrn Bötzwow und dieser trank auf das Wohl der Gesellschaft Brandenburgia.

Kleine Mitteilungen.

Kiesslings neue Übersichtskarte von 300 Quadratmeilen um Berlin (1:300000) wird allen Heimatkundlern und Touristen willkommen sein. Sie enthält eine Kilometer-Einteilung der Chausseen und Pflasterwege, die für Fussgänger und Radler hochwillkommen ist. Ein gesondertes Ortsverzeichnis erhöht die Brauchbarkeit des Werkes, welcher eine besondere Unterstützung noch dadurch geworden ist, dass unser Mitglied Dr. B. Graupe, Mitverfasser der bekannten Wanderbücher durch die Provinz Brandenburg, die Karte bearbeitet hat. Die letztere reicht im N. bis Angermünde, im O. bis Küstrin, im S. bis Lübben, im W. bis Rathenow.

Bei der eingetretenen eigentlichen Wanderzeit machen wir auf Dr. E. Albrecht und Dr. B. Graupe: Wanderbuch für die Mark Brandenburg aufmerksam. Die 3 Teile umfassen: I. Nähere Umgebung Berlins (3. Aufl. 1895), II. Weitere Umgebung, Westen (2. Aufl. 1895) und III. Weitere Umgebung, Osten (2. Aufl. 1895). Nach Bädeker-Art knapp und genau und mit reichlichem Kartenmaterial ausgestattet, ist das Werkchen für unsere Heimatsfreunde vorzüglich zu empfehlen.

Die Firma Edmund Gaillard, rühmlich bekannte Kunstwerkstätte für moderne, auf Photographie beruhende Reproduktion hat unserer Bibliothek ein von der Firma in Phototypogravüren hergestelltes Album von Berlin, zunächst 4 Kollektionen, jede zu 16 Kabinets, mit der Bitte um Besprechung verehrt. Jede Kollektion in eleganter Mappe kostet nur 50 Pf.; das ist ein enorm billiger Preis und wird dafür Ansprechendes geleistet. Kunstwerke kann man dafür selbstredend nicht verlangen, aber auch diese schlichten,

ohne Prätension auftretenden Blätter haben ihre Kundschaft und wir hoffen, dass diese unter den die Berliner Gewerbe-Ausstellung besuchenden Fremden eine recht ausgedehnte sein werde.

Friedrich Karl Heise: Über den Ortsnamen Berlin - Köln und einige andere. Berlin 1896. Verlag von Stubes Buchdruckerei 16 S. gr. 8. Die grüblerischen Erklärungen unserer Städtenamen Berlin und Köln sollen noch immer nicht zur Ruhe kommen, obwohl die Aufzählung der Sonder-schriften und Schriftchen hierüber wohl einen Druckbogen füllen könnte. In letzter Zeit rangen Slaven und Kelten um die Gevatterschaft, jetzt kommt der Germane an die Reihe. Berlin's erste Silbe sei aus „bern“ „bernen“ (brennen) entstanden und aus dem keltischen Wort „bellin“ gleich „Fahrt“: bernenlin, bernlin, Berlin. — Köln hange mit Kohle (Feuerplatz) zusammen. Daraus seien erst die Wörter „Kolonien“, „Kolonen“, „Kolonisten“ ent-standen. — Stargard bedeutet nicht etwa das slavische Starigrod-Altenburg, sondern germanisch „star“ oder „starr“ und „gard“ oder „Garten“ (Um-wehrung), also Stargard gleich „feste Burg“. Wenn sich deutsche Ortsnamen solchergestalt durch die Slavenzeit hindurch gerettet hätten, wie z. B. that-sächlich der Ortsname Brandenburg, so wäre das ja für die Anhänger der Theorie, dass sich von der altgermanischen Bevölkerung ein Teil auch nach der Völkerwanderung und durch die Slavenzeit hindurch bei uns erhalten hat, eine willkommene Stütze. Es ist nur zu besorgen, dass die geschulten Sprachforscher kaum eine der Heiseschen Deutungen unangefochten werden passieren lassen. F.

Blitzröhren. Ein alter Arbeitsmann Namens Pottgiesser, den unser Ehrenmitglied Wilhelm Schwartz am 3. April 1845 auf einem Spaziergang nach Stralau vor dem Thore traf, sagte unserm Gewährsmann laut mündlicher Mit-teilung des letztern an mich, als dieser ihn fragte, was er an der Erde im Sande suche, — es war nach einem Gewitter — er suche Blitzröhren gegen das Fieber. Der Blitz fährt kreuzweise herunter und wie ein Pfeil in die Erde. Das rührt noch so alles aus alten Zeiten her, sagte Pottgiesser, wo die Leute auf jede Wolke am Himmel achteten und sich Wunder was dabei dachten; wo man auch auf die Stunde bei den Gebärenden achtete und der-gleichen mehr. Etwas, meinte er freilich, sei an manchem daran. — Das war derselbe Arbeitsmann, dem A. Kuhn und W. Schwartz in den Norddeutschen Sagen, Märchen und Gebräuchen, Leipzig 1848, No. 80 (S 78) „Die Rippe zu Berlin und die Bärengarbe“, Nr. 81 „Die Löwen an der Parochialkirche“ und No. 82 „Die Bildsäule des Grossen Kurfürsten“ verdankten

Ähnlich wie Blitzröhrenstaub wird der Staub von den Beinbruchsteinen (Osteocolla) benutzt, vgl. meinen Aufsatz: „Berliner Beinbruch-Stein Beitrag zur Kenntniss des Bodens der Reichshauptstadt“ S. 126—128 in Mitt. des Vereins f. d. Gesch. Berlins, 8. Jahrg. 1891. *) Von dem „Weissen Berge“, der höchsten Düne westlich der Müllerstrasse nahe der Jungfernheide

*) Abgedruckt mit kleinen Veränderungen in der Naturwissenschaftlichen Wochen-schrift. Berlin Jahrg. 7. 1892.

und dem Lieutenantsberg bemerkte ich a. a. O. S. 128: „In einer vom Wirbelwind aufgeblasenen Düne daselbst sind sie [Osteocolla] mit Urnenscherben vorwendischer Zeit, geschlagenen Feuersteinen und Blitzröhren vergesellschaftet. Dort haben sich Blitzschläge so vertheilt, dass eine Unmasse von kleinen korallenartigen Bildungen aus geschmolzenem Quarzsand entstanden ist. Da diese kleinen Blitzröhren mit gewissen, ebenfalls korallen- oder bäumchenähnlich aussehenden Osteocolla flüchtige, äusserliche Ähnlichkeit haben, mache ich darauf aufmerksam, wie die letzteren durchaus homogen sind, dagegen die Blitzröhren eine glasig ausgeschmolzene innere Höhlung haben, ein Erzeugnis des Schmelzungsprozesses und ein Phänomen, welches bei den Osteocolla niemals vorkommt“.

Dergleichen Blitzröhrenstücke können noch jetzt an der beregten Stelle aufgelesen werden.

Berlin, den 4. März 1896

Ernst Friedel.

Bücherschau.

Die ehemalige Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache und ihre Büchersammlung. Von Dr. John Koch, Oberlehrer. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1894.

Das Programm giebt eine kurze Geschichte der „Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache“, die i. J. 1815 entstand und bis an das Ende der siebziger Jahre hinein währte, zuletzt freilich nur ein Scheindasein führend.

Als ihr eigentlicher Gründer ist der Hofrat Wolke anzusehen, der bekannte puristische Sprachforscher, der aber nicht nur alle Fremdwörter im Deutschen mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte, sondern sich bis zur Donquixoterie Änderungen und Neubildungen der Sprache gestattete. So war ihm die Bildungssilbe -ung verhasst und er erklärte allen mit ihr zusammengesetzten Wörtern den Krieg. Für Sendung sagte er daher Sende, für Bemerkung Bemerck, für Darstellung Darstel. Universität verdeutschte er mit dem Worte: „Wissenschafte“. Die Sonne wollte er durchaus zu einem Masculinum stempeln und dafür „der Sonn“ sagen, den Mond „die Mone“ nennen. Das nannte er die Sprache veredeln. Neben ihm gehörten dem Vorstand u. a. der Turnvater F. L. Jahn, der Germanist Zeune und der Grammatiker Heinsius an.

Zweck der Gesellschaft war, die deutsche Sprache aus ihren eigenen Quellen und in ihrem ganzen Umfang zu veredeln. Man hielt Vorträge oder besprach von auswärtigen oder hiesigen Mitgliedern eingesandte Arbeiten. In ihnen handelte es sich meist um Feststellung des Sprachgebrauchs oder die Reinigung der Sprache von fremdländischen Ausdrücken.

Aber schon am Ende des ersten Jahres regte sich Unzufriedenheit mit der Leitung der Gesellschaft. Man hatte das Gefühl, dass man nicht genügend wissenschaftlich sei und suchte einen höheren Flug zu nehmen. Man reformierte hauptsächlich auf Veranlassung F. L. Jahns und stellte neben

einer Reihe mehr oder weniger unklarer Aufgaben nun als Ziel des Vereins hin: Vorarbeiten für ein Wörterbuch, für eine Sprachlehre und eine Geschichte der deutschen Sprache zu liefern.

Aber auch diese Bestrebungen hatten keinen rechten Erfolg. Die Gesellschaft verstand nicht sich geltend zu machen. Auf ein Preisausschreiben, das sie am Lutherjubiläum 1817 für die beste zeitgemässe Bearbeitung von Justus Georg Schottelius ausführlicher Arbeit von der teutschen Haubtsprache (Braunschweig 1663) erliess, lief nicht eine einzige Bewerbung ein. Eine i. J. 1818 wiederum vorgenommene Erneuerung der Gesellschaft, die sich allerdings nur auf das Haupt, nämlich den Vorstand, nicht aber auch auf die Glieder erstreckte, hatte nur das Resultat, dass endlich ein Band des lange geplanten „Jahrbuchs der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache“ (Berlin, Maurer 1820) erschien, der freilich vorläufig der einzige blieb. Beiträge von tieferer wissenschaftlicher Bedeutung enthielt er nicht.

Erst i. J. 1825 mit der Übernahme des Vorsitzes durch Friedr. Heinr. v. d. Hagen, der wenige Jahre vorher endgiltig nach Berlin übersiedelt war und seine Thätigkeit als ordentlicher Professor an der Universität begonnen hatte, erhielt die Gesellschaft ein mehr wissenschaftliches Gepräge. Auch v. d. Hagen war kein Mann von tief eindringender, methodisch geschulter Wissenschaftlichkeit, auch er blieb Zeit seines Lebens trotz einer fünfzigjährigen Beschäftigung mit der Litteratur und Altertumskunde in gewissem Sinne ein Dilettant. Aber er war sehr kenntnisreich, von einer beneidenswerten Arbeitskraft und besass eine schier grenzenlose Fähigkeit zu produzieren. Zugleich umfasste er eine Fülle der verschiedensten Interessen. Für die extensive Entwicklung der Wissenschaft vom deutschen Leben hat er sehr viel gethan. Darin steht er ihren Begründern, mit deren Wirken das seinige zeitlich ungefähr zusammenfällt, nicht nach. Nunmehr legte man in den Vorträgen und schriftlichen Aufsätzen das Hauptgewicht auf die historische Sammlung und Untersuchung. Erhob man sich auch nicht auf die Höhe der germanischen Forschung, die in dieser Entstehungs- und zugleich Blütezeit der deutschen Philologie die Arbeiten Beneckes, Lachmanns und der Brüder Grimm bezeichnen, so gab man doch das dilettantische Etymologisieren auf und jene kindliche Sucht zu Neubildungen, in der ein so tiefes Verkennen des lebendigen Organismus der Sprache lag. Jetzt gelangte man auch zu dem längst ersehnten Ziel, zur fortgesetzten Herausgabe eines Jahrbuchs. Damit erreicht, wie John Koch ausführt, die Gesellschaft den Höhepunkt ihrer Entwicklung. Herausgeber der Zeitschrift, die den Nebentitel „Germania“ führte, war v. d. Hagen. Es erschienen im ganzen zehn Bände von ihr. Sie enthalten hauptsächlich Mitteilungen über neu entdeckte oder noch wenig bekannte altdeutsche Handschriften, Nachrichten über ältere Dichter und Schriftsteller, Erklärungen von Texten alter poetischer Werke, Bearbeitungen allgemeiner litterarischer Themata, sprachwissenschaftliche und im engeren Sinne grammatische Untersuchungen, Abhandlungen aus dem Gebiet der Mythen- und Sagenforschung. Auch die Altertumskunde und die neuere Litteraturgeschichte wurden nicht vernachlässigt.

Schon diese Übersicht zeigt, wie viel klarer man sich über die Wege geworden war, die eine Gesellschaft für deutsche Sprache zu beschreiten und über die Ziele, die sie zu erreichen habe. Mit der Erhöhung des wissenschaftlichen Niveaus wuchs auch ihr Ansehn und ihre Wirkung. Sie sprachen sich in einer beträchtlichen Vermehrung der Mitgliederzahl aus. Diese ge-
 deihliche Thätigkeit währte etwa bis in die Mitte der fünfziger Jahre. Dann
 verfiel die Gesellschaft mehr und mehr. Ein i. J. 1856 gemachter Versuch,
 ihr durch neue Statuten einen Aufschwung zu geben, hatte keinen Erfolg,
 ebenso wie die Bemühungen, nun nach dem Eingehn der Zeitschrift wenigstens
 über die Verhandlungen öffentlich in fortlaufenden Mitteilungen zu berichten,
 zu keinem Resultat führten. Dennoch entschloss man sich nicht zu einer
 eigentlichen Auflösung. Noch bis zum Jahre 1871 wurde die Büchersammlung
 fortgeführt. Auch Vorträge wurden bis dahin gehalten. Von da ab begnügte
 man sich die alte freundschaftliche Geselligkeit weiter zu pflegen, bis ein
 Mitglied nach dem anderen ausschied oder starb. Zu den letzten Getreuen
 gehörten Prof. Dr. Märkel, Oberlehrer am Friedrichs-Realgymnasium, Prof.
 Dr. Frederichs und Prediger Dahms.

O. Pniower.

Fragekasten.

Merrettig, Name und Herkunft. — (Fr. E. L. Woher der Name und woher die Pflanze?) Unterzeichneter war früher mit Professor Ascherson, der von ihm in seiner Brandenburgischen Flora S. 55 ausgesprochenen Meinung: „Merrettig. Dieser Name wird bei uns stets mit kurzer und betonter erster Silbe gesprochen, was wenigstens nicht unrichtiger ist als die gewöhnliche Schreibart Meerrettig, da er nicht vom Meere herkommt, sondern von Mähre (Pferd); im Englischen heisst diese Pflanze horse-radish.“

Es ist aber noch Folgendes zu erwägen. Sehr nahmhafte Schriftsteller schreiben Meer-Rettig, so Heinrich von Kleist, Amphitryon 2, 3:

„Ich hatte Meerrettig gegessen, Charis,
 Und hatte Recht, den Athem abzuwenden.“ *)

Und Schiller (in den Räufern) sagt: „Zwischen dem Rindfleisch und Meerrettig.“ **)

Valentini a. a. O. S. 177 versucht eine Erklärung des Wortes „Meer“ in „Merrettig“, die meines Bedünkens ganz unklar ausfällt: „Der Meerrettich“ wird im Lateinischen Raphanus rusticus und französisch raifort sauvage genannt, weil die Bauern (Rustici) und andern gemeine Leute dessen Wurzel sehr aufsuchen und bei fettem Fleisch geniessen. In Österreich heisset er Krien — Wann solche [die Blumenblätter] abgefallen,

*) „Die Bierschläuche essen den Merrettich deswegen nicht gern, weil das Bier darauf nicht gut schmäcket. Das Frauenzimmer aber hasset den Geruch davon, dieweiln er wie Knoblauch aus dem Mund riecht, welches man an den Juden täglich spüren kan, so den Merrettich starck essen.“ Valentini, Viridarium reformatum. 1719 S. 177.

**) „rindfleisch und meerrettig sind ein zwischenessen bei tische, der ausdruck will demnach sagen, zwischenhin ohne sorgfalt und mühe.“ Grimm, Wörterbuch.

so folget ein etwas rundes und aufgeblöhertes Saamen-Gefäss mit etlichen Körnlein, wechselt gern in starckem und etwas feuchtem Land, daher nach des H Marpergers Meynung, so er in dem Küch- und Keller-Dictionaire p. 954 vorstellet, der Name Meer-Rettich kommen soll, und nicht von dem Meer: indem er nicht an den Meerstranden wächst, sondern in den Gärten durch die Wurtzel erzogen wird, welche offters mehr umb sich wurtzelt, als einem lieb ist. — Niedlichen Personen kann man einen Spiritum davon machen. Am meisten aber wird der Meerrettich in denen Küchen gebraucht absonderlich in Ober-Teutschland zu Wien in Oesterreich, da fast kein Bürger seyn wird, welcher nicht einen steinern Mörser im Hauss hätte, worinnen sie den Krien oder Kreen reiben (dahero sie von einigen Schälcken Krienreiber genent werden) und zu Ballen machen, welche immer auf dem Marekt feil sind.“ —

Grimm's Wörterbuch sagt: „Meerrettich, m. cochlearia armoracia, pflanze und wurzel derselben, die als speise und gewürz gebraucht wird. Der ahd. name meri-ratic, mer-ratic, mer-retich (Graff 2, 492) thut dar, dasz das gewächs als ein fremdes, über meer gekommenes aufgefost worden ist (auch der weitere name Kren*) ist undeutsch und zeigt auf fremden ursprung, th. 5, 2167), und dasz demnach ein zusammenhang des wortes mit mähre equa, ahd. meriha, später merhe, mere (sp. 1467) nicht besteht, trotz der englischen bezeichnung horse-radish, die demnach auf anderm boden wurzelt.“ — Dieser Autorität wird man sich fügen müssen.

Auf das woher der Cochlearia armoracia L. antwortet Ascherson: „In West- (?) und Südeuropa einheimisch; bei uns nur der als Gewürz beliebten Wurzel wegen gebaut und an Zäunen, Gräben, hie und da zahlreich verwildert und eingebürgert.**) — Die Pflanze bildet bei uns, wahrscheinlich wegen der starken Entwicklung der Wurzeln, auf denen sich Adventivknospen bilden, niemals reife Früchte aus, welche sich dagegen bei der, vielleicht die Stammform bildenden ungarischen C. macrocarpa W. K. entwickeln.“ —

Die Erwähnung des Merrettig im Altdeutschen liesse etwa die Möglichkeit, dass die ersten Wurzeln über See (Adria oder Mittelmeer) ins deutsche Sprachgebiet eingeführt wurden. Vielleicht darf man, da neuen Einführungen gern und häufig abenteuerliche Beinamen (epitheta ornantia) beigelegt wurden, auf die vorgeblich marine Beziehung des Meer-Rettig überhaupt kein Gewicht legen.

E. Friedel.

*) Nur im oberdeutschen Sprachgebiet üblich, namentlich in Bayern und Oesterreich.

***) „der meerrhetich ist mit geschmack und geruch sterker dann der zam [Same], dermassen, dass er die augen übertreibt. — meerrhetich klein zerschnitten, zerstoßen, mit salz und essig abbereibt, gibt ein guot salsament zuo fisch und fleisch. Bock, Kräuterbuch, 280a und 280b.

Bericht über die 5. (4. ausserordl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 10. Juni 1896, nachmittags

auf der Pfaueninsel bei Potsdam.

Die zahlreichen Teilnehmer der Wanderfahrt fuhren mittels Dampfboots nach dem Wirtshaus gegenüber der Pfaueninsel, in welchem der Kaffee eingenommen wurde. Der joviale Wirt ist dadurch in weiteren Kreisen wohlbekannt, dass er Jahre hindurch das russische Dreigespann des Kaisers gefahren hat, bis der aufreibende Dienst ihn nötigte, diese Stelle zu quittieren.

Am Strande der Pfaueninsel bei der Friedens-Eiche erwartete Herr Oberhofgärtner Reuter, zur Zeit so recht der Genius Loci des herrlichen Eilandes, die Gesellschaft und führte dieselbe mit unermüdlichem Eifer und grösster Liebenswürdigkeit zunächst in seinem traulichen Hause herum, welches reich ist an Erinnerungen, auf höchste und hohe Persönlichkeiten bezüglich, und in welchem sich Kaiser Wilhelm I. im Mai 1848 auf der Flucht nach England einige Tage verborgen hielt. In der Nähe lag die Wohnstätte des Alchemisten Kunkel von Löwenstern, von dem noch Sagen im Schiffermunde der Nachbarschaft umgehen, Sagen von Schätzen, Flammen und Goldbrennen, die wahrscheinlich auf früherem, uraltem Legendenstoff in der Hauptsache beruhen, wenn auch nicht zu leugnen ist, dass die geheimnisvolle Thätigkeit des mysteriösen Gelehrten mit seiner nahe dem Havelbord belegenen Adepten-Esse zu neuer Sagenbildung Anlass geboten hat. Bunte Glasreste, Glasfritten und Schlacken von der Stelle, wo das Laboratorium des Wundermannes stand, überreichte Herr Reuter für die Sammlungen des Märkischen Museums, in welchem sich bereits ähnliche Überbleibsel von hier befinden.

Unser Mitglied Fräulein Wilhelmine Weyergang fand nicht weit davon einen linsenförmigen, altertümlichen rotgebrannten thönernen Netzbeschwerer aus einer mutmasslich noch älteren Zeit stammend, welcher der genannten öffentlichen, gemeinnützigen Sammlung ebenfalls einverleibt wurde.

Es folgte alsdann mit Genehmigung des Königlichen Ober-Hof-Marschallamts eine eingehende Besichtigung des Königlichen Landhauses, jetzt etwas pompös Schloss genannt. Vor demselben nach der nord-östlichen Seite zu steht die bekannte kleine Marmorstatuette der französischen Tragödin Demoiselle Rachel von Afinger, welche am 15. August 1852 nach anfänglicher Weigerung hier auf schnell improvisierter Naturbühne derartig hinreissend vor König Friedrich Wilhelm IV. und seinen fürstlichen Gästen spielte, dass einer der letzteren, der Czar Nikolaus I., der Schauspielerin anerkennend und galant die Hand küsste, eine Thatsache, welche zur Zeit, wo der französische Botschafter, Herzog von Montebello gelegentlich der Krönung des Czaren in Moskau der Czarin den Handkuss verweigert hat, zu einem Vergleich einladet. Die vorerwähnte anmutige Vollstatuette ist, wie uns von Ohrenzeugen mitgeteilt wurde, mitunter vom Kaiser Friedrich als Kronprinz vornehmen Besuchern gegenüber im Scherz als Königin Luise ausgegeben und dafür auch angesehen worden.

An die Besichtigung des Landhauses, dessen Bau bereits unter Friedrich Wilhelm II. i. J. 1793 begann und das besonders an Erinnerungen seines Nachfolgers reich ist, schloss sich eine dendrologische Wanderung durch die nächst belegenen Teile des Parkes, dessen herrliche Bäume im Einzelnen betrachtet und von den Herren Reuter und Dr. Bolle sachverständig erläutert wurden. Besonders interessierte die noch immer kernige Rieseneiche, deren Alter auf 1200 Jahre geschätzt wird und das Priesterfeld mit einer nicht minder merkwürdigen Eiche, an deren Stamm tiefe ringförmige Eindrücke beziehentlich wulstartige Erhöhungen, welche auf eine absichtlich in den Stamm eingreifende Behandlung des Baumes schliessen lassen, Beachtung fanden. Man schätzt diesen Baumveteranen auf 800 Jahr. Herr Reuter ist der Meinung, da der Name Priesterfeld von Uralters her aus dem Volksmund überliefert ist und keine kirchlichen Beziehungen urkundlich hier nachzuweisen sind, dass die Benennung aus der heidnischen Wendenzeit überliefert sei und der merkwürdig verstümmelte Baum mit dem heidnischen Opferkultus in Verbindung zu bringen wäre.

Zwei andere interessante Bäume auf dem grossen Rasenparterre nahe dem Schloss hatten bereits die Aufmerksamkeit der Besucher zuvor gefesselt: ein Zirbelkieferbaum, Solitär, von ausserordentlich symmetrischem Wuchs und eine ungeheure Rottanne (Fichte), deren Krone leider der Blitz abgeschlagen. Die Zweige dieses wunderbaren Baumes haben sich derartig gelagert, dass sie mit dem Boden verbunden erscheinen und ist ein Zweig aus demselben bereits kerzengrade als ein ansehnlicher Baum in die Höhe geschossen, welcher gleichwohl noch immer mit dem Mutterstamme organisch als ein Teil verbunden erscheint. Unter dem Schirm der erwähnten Fichte zeigte Herr Reuter

einen Berberitzenstrauch mit einer jener Hexenbesen-Bildungen, welche neuerlich in der Brandenburgia wiederholt besprochen worden sind.

Als die Wanderung ihrem Ende zuneigte, ergriff Herr Dr. Carl Bolle zu folgenden Mitteilungen das Wort. Man wolle entschuldigen, wenn dieselben, als nicht vorher niedergeschrieben, nur dem allgemeinen Inhalt nach, hier wiederholt werden können.

Die Pfaueninsel, als ein Glanzpunkt von Berlins Umgebung, dürfte wohl nur wenigen unter ihren heutigen Besuchern nicht schon von früherer Anschauung her vertraut sein. Beschränkung im Besprechen derselben ist daher geboten. Wie anmutend sie allen auch erscheinen mag, so muss man doch eigentlich einer älteren hauptstädtischen Generation angehören, um den von dieser Stätte ausgehenden Reiz in vollster Lebendigkeit zu empfinden.

Nicht immer ist das schöne Haveleiland so leicht zugänglich gewesen, wie die jetzigen Verkehrsmittel dies ermöglichen. Es gab eine Zeit, anspruchsloser als die Gegenwart, wo eine solche Fahrt als ein festliches Ereignis, dem man erwartungsvoll entgegensah, empfunden wurde. Stundenlang rollte da der Wagen auf der damals frequenteren, jetzt fast verödeten Potsdamer Chaussee hin, die ihre endlose Zeile, pappelumsäumt und von Wildrosen umwuchert, vor der Ungeduld der Fahrenden ausdehnte. Hatte man dann vielleicht die Journalière, das einzige öffentliche Vehikel zwischen den beiden Residenzen gekreuzt und war man hinter Stimmings, nun auf schattigem Waldwege, von der Heerstrasse abgebogen, erschloss sich dann der Forst zu freiem Ausblick auf die Havelgewässer, so war es, ehe noch die Fähre uns hinübertrug, wie ein Märchenhauch, der alles träumerisch umwehte. Da prangten in fremdartigem Grün sonst nirgends gesehene Catalpabäume, da hob sich am Hügelsaum das Blockhaus des alten Iwan, und es kam auch wohl ein zahmer Damhirsch furchtlos dahergeschritten, um den Kindern oder Kutschern Brot aus der Hand zu nehmen. Auf dem Wasser aber schwamm ein richtiges Seeschiff, bescheidener Vorläufer unserer noch ungeborenen deutschen Flotte, ein Geschenk des Prinz-Regenten von England an seinen königlichen Bundesgenossen im napoleonischen Kriege.

Das waren die stillen Zeiten Friedrich Wilhelms des Dritten, zu deren anspruchsloser Glückseligkeit in bewegterer Epoche die Erinnerung so gern zurückkehrt. Für die Pfaueninsel sind sie die der Örtlichkeit günstigeren gewesen.

Dies grösste Eiland des inselreichen Havelbeckens, reicher als jetzt mit Pfauen bevölkert, unter welchen die weissen am meisten hervorstachen, erschien insbesondere der Kinderwelt wie ein Feenland. Gesellte sich nicht zu dem, Dank seinem königlichen Gottesfrieden erhaltenen heimischen Baumschmuck eine Blumenfülle sonder Gleichen?

Halte sein Echo nicht wieder vom Schrei und Gebrüll mannigfachen Getieres, das hier als ein fürstlicher Luxus gehegt, das Vorbild zu den späteren zoologischen Gärten abgeben sollte? Wer es betrat, der fühlte sich emporgehoben in eine idealere Sphäre, aus der die geheimnisvolle Majestät des Königtums nicht furchtbar, nur mild und gütig, ihm entgegen zu lächeln schien.

Wie weit hinter uns liegt dies Alles! Viel des Schönen und Reizvollen am Orte ist verschwunden; von den grossartigen Volièren für Land- und Wasservögel, von der Büffelbucht, von dem Lamagehege keine Spur mehr vorhanden. Das unübertroffene Rosarium auf eine zwar immer noch pflanzenreiche und wohlgepflegte Gartenanlage beschränkt; vor allem aber das herrliche Palmenhaus mit seinen kunstvollen indischen Marmorn aus Brand und Asche nicht wiedererstanden. Doch, beruhigen wir uns. Soviel des Bewundernswerten ist geblieben, dass der Totaleindruck kaum etwas eingebüsst haben dürfte. Der landschaftliche Zauber hat keine Verminderung erfahren und der Verlauf der Jahre lässt diese Welt von Grün und Blüten nur immer herrlicher entwickeln sich darstellen.

Auch an geschichtlichen Erinnerungen fehlt es nicht. Von jeher war hier landesherrlicher Besitz, den nur auf kürzere Zeit, als die Schmelzöfen des Alchimisten Kunkel glühten, die Freigebigkeit des grossen Kurfürsten in privaten umgewandelt, später Friedrich Wilhelm I. dem Potsdamer Waisenhaus als Eigentum zugesprochen hatte. Bereits im Beginn des 17. Jahrhunderts kommt der Name Pfauenwerder urkundlich vor und lässt auf die Benutzung der Stätte zur Zucht des Prachtgefögels Schlüsse ziehen. Später hat sich neben diesem, ein zweiter, Kaninchenwerder, wie es scheint nicht lange, geltend gemacht.

Mit dem Fortschreiten der Gesittung musste die absonderliche Schönheit des Orts eine höhere Bestimmung unabweisbar herausfordern. Lange genug hatten die Naturkräfte allein an diesen halbvergessenen Ufern gewaltet. Man weiss nicht, ob der grosse Friedrich die über 300 Morgen grosse Insel je betreten und sich an ihre Eichenpracht erfreut habe; beachtet oder ja geliebt hat er sie nie. Erst unter seinem Nachfolger kam es über sie wie eine Entdeckung; ihre Stunde hatte endlich geschlagen. Neben einem Versailles, für welches Potsdam mit Recht gelten durfte, fehlte dem preussischen Königshaus bis dahin ein Trianon. Ein anmutenderer Fleck als die Pfaueninsel konnte für ein solches nicht erdacht werden. Friedrich Wilhelm II. fand ihn. Unter ihm fiel zum ersten Mal der Blick königlicher Gnade beifällig und das Waldesdunkel erhellend und verschönernd, zugleich auch zündend, auf dies „umflossene“ Ländchen.

Zusammen hängt dies mit dem Aufgang einer durchaus neuen Geschmacksrichtung, die am Ende des 18. Jahrhunderts der Schnörkeleien

des Rococo überdrüssig, den Ruf *retour à la nature* laut werden liess. Wie Götz von Berlichingen gegen Corneille und Racine, stand nun J. J. Rousseau siegreich gegen Lenôtre. Ein unwiderstehlicher Impuls der öffentlichen Meinung nahm dem Gärtner die Scheere aus der Hand, die bisher Taxus und Buchsbaum verstümmelt hatte. In der Litteratur wie in der Gartenkunst vollzog sich eine totale Umwälzung, die, nicht minder ummodelnd, ja auch die Damentoiletten ihren Eingriff empfinden liess.

Unter solchen Einflüssen, ihnen ganz hingegeben, bestieg Friedrich Wilhelm II. den Thron, ein weniger gefeierter Monarch, als andere gleicher Dynastie, aber als Menschen- und Naturfreund hochzuhalten. Unter ihm entwand auch in Preussen, nach englischem Muster, der Gartenstyl sich der bisherigen formellen, ganz architektonischen Beschränktheit. Auf Gondelfahrten durch Potsdams reizende Wasserläufe wurde die Pfaueninsel gleichsam neugefunden. Zuerst als Jagdgrund der Enten und Reiher halber geschätzt, fügte sie sich bald dem neugeschaffenen Sybaris an der Havel als ein notwendiges Glied an. Sie ward mehr und mehr das Ziel von Lustpartieen, auf denen der König, unter Zelten, auf Perserteppichen ruhend oder tafelnd, sich von frohen Damen gern die Regierungssorgen von der Stirn streicheln liess.

Darf man sich wundern, dass Friedrich Wilhelm, mit temporärem Aufenthalt nicht zufrieden, hier bald auch zu bauen begann? Das eben von uns besuchte Schloss mit der seine Türmchen verbindenden luftigen Brücke, verdankt seine Originalität einem Plane der Lichtenau. Welch ein Baumfreund der König gewesen, beweist allein schon die Thatsache, dass er den Bauplan seines Marmorpalais am Heiligen-See lieber umgestalten liess, ehe er eine der Akazien, von ihm als Prinz gepflanzt, gepfert hätte.

Dies war der Anfang vom Glanz der Pfaueninsel; zu ihrer eigentlichen Bedeutung aber sollte dieselbe erst später gelangen. Ernstere Zeiten waren auf die kurzen Regierungsjahre von Friedrichs leichtlebigen Neffen gefolgt. Friedrich Wilhelm III., ein Fürst von mehr beschaulicher Veranlagung, doch in der Liebe zur Natur seinem Vorgänger geistesverwandt, neigte zu patriarchalischem Stilleben. Lange hatte er als Landaufenthalt Paretz bevorzugt. Nach dem Tode der Königin Luise erschien ihm dies, zu sehr wehmütiger Erinnerungen voll, als verleidet. Mehr und mehr gewöhnte er sich an die sommerliche Villeggiatur auf der Pfaueninsel, bis diese zuletzt, nach Schluss der grossen Kriege, sein bevorzugtes Tusculum werden sollte.

Hier nun sehen wir den durch harte Schicksalschläge geprüften Monarchen lange, uns noch nicht allzufern liegende Jahre hindurch im Kreise seiner Familie als liebevollen Hausvater walten, erfreut, fürstliche Grösse von dem erquickenden Hauche einfacher und

schöner Menschlichkeit durchgeistigt zu fühlen. Alle Verschönerungen, alle grossen Züge der Pfaueninsel beruhen auf den Pflanzungen und Bauten Friedrich Wilhelms des Dritten. Es würde zu weit führen, sie im Detail namhaft zu machen. Rosengärten, Palmenhaus, Menagerien, Wasserleitungen etc. sind als sein Werk anzusehen. Vielfach hat Humboldt, oft auch hat Lenné ihm hierbei beratend zur Seite gestanden. Züge rührender Güte seitens des Königs, deren Schauplatz die Insel gewesen, leben noch in der Erinnerung Vieler.

Nach 1840, dem Jahre des Hinscheidens des Königs, der ihr hold war, hat die Pfaueninsel aufgehört im Vordergrund des Interesses zu stehen, ohne indess der Vernachlässigung zu verfallen. Der nachfolgende Regent verlegte seinen Sommersitz zuerst nach Charlottenhof, dann nach dem historisch ihn mehr anmutenden Sanssouci. Den verschwenderisch über sie ausgegossenen Naturreiz konnte entzogene Fürstengunst diesem lieblichen Gestade nicht nehmen. Immer noch blieb es im wahren Sinne des Worts ein *lieu de délices*. Danken wir der grossmütigen Liberalität ihres jetzigen kaiserlichen Herrn dafür, dass er, nach dem Vorbild seiner erhabenen Ahnen, diesen durch Natur und Geschichte gleich geweihten Raum dem Volke zum Mitgenuss unentwegt offen hält.

Schauen wir uns um. Diese Wodanseichen, diese saftgrünen Rasenflächen, um die das Panschilf flüstert, über welche der Tulpenbaum, riesengross, sich wölbt und um die der Kirschlorbeer dunkelt, als weilten wir im Sommerlande jenseits der Alpen, dieser tiefblaue Himmel über, dies Wellenblinken des Stromes um uns her, was anderes ist dies alles als Mark Brandenburg, die vielgeschmähte; allerdings ein Juwel im Sandlande und vielleicht das lieblichste Plätzchen, das dasselbe seinen Söhnen und Töchtern darzubieten im Stande ist.

Auch die langjährigen verständnisvollen Pfleger eines solchen Paradieses wollen wir nicht vergessen. Sie hiessen früher in mehr als einer Geschlechtsfolge Fintemann; heut heissen sie Reuter. Dem Herrn Oberhofgärtner gleichen Namens, den wir uns freuen gütig und mittheilsam unter uns zu sehen, gebührt ein volles Maas jenes gern gezollten Dankes, der zur Stunde unsere Herzen erfüllt.

Es war nur wenig, was ich Ihnen sagen konnte. Meine Entschuldigung ist, dass, wie die Rachel hier einst unvorbereitet mimte, so auch ich nicht minder unvorbereitet, dafür jedoch aus der Fülle des Herzens und ganz erinnerungsvoll, zu Wissenden und Gleichempfindenden reden durfte.

6. (5. ausserordl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Sonntag, den 14. Juni 1896.

Gross-Raeschen bei Alt-Döbern.

Der Ausflug, welcher in Gemeinschaft mit der „Gesellschaft für volkstümliche Naturkunde“ unter der Leitung des Herrn Dr. Potonié geplant war, fand wegen zu schwacher Beteiligung nicht statt.

7. (6. ausserordl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 27. Juni 1896, nachmittags

in Britz bei Berlin-Rixdorf.

Wir geben einen Bericht über diesen Ausflug nach dem „Rixdorfer Tageblatt“, dessen Redakteur, Herr Granz zu unseren Mitgliedern zählt.

Die Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, versammelte sich gestern Nachmittag 4 $\frac{1}{2}$ Uhr, etwa 100 Teilnehmer stark, worunter ein reicher Damenflor, im Bethge'schen Lokale in Britz und begab sich von dort zunächst in die Kirche, wo Pfarrer Rungius einen interessanten Vortrag über die Geschichte des vor einigen Jahren restaurierten Gotteshauses hielt. Alsdann begab man sich in den Wrede'schen Gutsпарк, der mit seinen herrlichen Blumenbeeten, alten Bäumen, Treibhäusern etc. allgemeines Entzücken hervorrief. Das Britzer Rittergut soll nach Ansicht der Brandenburgia das schönste Gut in der Umgegend Berlins sein. Nachdem sich nun die Teilnehmerschaar an den schönen Naturdarbietungen gelabt, hielt sie auf Einladung des Kiesgrubenbesitzers Körner in dessen Wäldchen an der Ring-Chaussee Einkehr, um dem dort bereit gehaltenen Kaffee nebst Kuchen zuzusprechen. Herr Rechtsanwalt Bürkner hielt dann einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über die Geschichte von Britz, den wir weiter unten bringen. Es folgte nun eine Besichtigung des Kreiskrankenhauses, in dem zur Zeit 77 Kranke Verpflegung finden; dasselbe fand allgemeine Anerkennung, die Einrichtungen das grösste Lob. Nach dem Bethge'schen Lokale zurückgekehrt, wurde die Brandenburgia noch durch eine Darbietung des hiesigen Theater- und Unter-

haltungsvereins überrascht, welcher das bekannte Bürknersche Lustspiel „Einverleibt“ aufführte, das von den Gästen mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Ein zwangloses, gemütliches Beisammensein beschloss den Britzer Ausflug der „Brandenburgia“, welcher auch diesmal wieder die Teilnehmer voll befriedigte.

Zur Geschichte von Britz.

Vortrag, gehalten vom Rechtsanwalt Bürkner, am 27. Juni d. J. in der „Brandenburgia“.

Die Gemeinde Britz, in deren Mitte wir uns heut befinden, gehört mit zu dem Gebiete von Vororten Berlins, welche sich in gewerblicher Beziehung mit Berlin eins wissen.

Bei der Volkszählung von 1895 zählte Britz 6 899 Einwohner, im Jahre 1890 5 494 und fünf Jahre früher, 1885 4 183 Seelen, so dass sich der Ort in zehn Jahren um etwa die Hälfte seiner Einwohner vermehrt hat. Im Jahre 1880 waren nur 3 361 Einwohner vorhanden und entsprechend sinkt die Bevölkerungszahl, wenn man weiter zurückgeht. In den fünfziger Jahren waren es nur tausend, im Anfange des Jahrhunderts nur ein Viertel davon.

Eine eigene Industrie hat im Ort einen Sitz nicht, sodass diese immerhin starke Zunahme der Bevölkerung lediglich darauf zurückzuführen ist, dass das Industriezentrum Berlin fort und fort neue Menschenwogen über sein zu eng gewordenes Weichbild hinaustreibt.

Der Ansiedlung sind die Besitzer des Rittergutes Britz im Laufe dieses Jahrhunderts, wie das Grundbuch ergibt, in ausgiebiger Weise entgegengekommen. Ihnen ist es zu danken, dass zahlreiche Ansiedler aus Britz und Rixdorf ihre Kolonisten und Kossäthenstellen ansehnlich vermehren konnten. So manche Sandscholle, die dem Rittergute nichts brachte, ist so durch den Fleiss der Gärtner und kleinen Landwirte in gute Kultur gebracht worden. Die Überlassung erfolgte früher durch Vererbpachtung; der Käufer leistete eine kleine Anzahlung als Erbstandsgeld und einen fortlaufenden Canon, sodass auch die späteren Erwerber des Gutes aus diesem Canon eine hübsche jährliche Revue erzielten. Die sogenannte Gründerzeit brachte auch nach Britz eine starke Bau-thätigkeit und sechs neue Strassen, die sich auch bald besiedelten.

Nicht uninteressant dürfte es sein zu erfahren, wie der Geldwert des Rittergutes Britz trotz dieser starken Abverkäufe im Laufe der letzten Jahrhunderte gestiegen ist.

Vorauszuschicken ist, dass Britz oder, wie es nach dem Landbuche von 1357 hiess, Britzik Jahrhunderte lang im Besitze einer Familie v. Britzik, später ebenso wie das Dorf Britzke genannt, gewesen ist.

1375
 1357 war die Gemarkung in vier Rittergüter geteilt, von denen Otto Britzik das grösste besass. Der Dorfkrug, wohl an derselben Stelle belegen wie das Bethge'sche Lokal, musste ihm 1 Talent jährlich an Steuern entrichten. Otto Britzik und seine Nachkommen erwarben die anderen Ritterhufen dazu, sodass sie das Gut in der Folge fünf Jahrhunderte lang allein besaßen bis 1699. Von da bis 1719 wechselte das Gut öfter seinen Besitzer. In diesem Jahre wurde es Allodialgut und vom Staatsminister v. Ilgen für 36 000 Thaler erworben vom Grafen v. Schwerin. Es muss schon damals ein stattlicher Besitz gewesen sein, denn mitverkauft wurden ausdrücklich die Orangerien, Tapeten und Schildereien nebst dem offenbar wertvollen Mobiliar. Von 1719 bis 1795 blieb das Gut in der Verwandtschaft des Ministers v. Ilgen. Im Jahre 1753 ist der Kaufpreis 42 000 Thaler. Erwerberin war die Gemahlin des Ministers Grafen v. Hertzberg. Dessen Sohn verkaufte 1795 Britz, allerdings nach erheblichen Meliorationen, für 150 000 Thaler an den Baron v. Eckartstein, welcher es für 172 000 Thaler an Jouanne im Jahre 1824 verkaufte. Von diesem erwarb es Riedel 1862 für 260 000 Thlr. Im Jahre 1865 ging es für 325 000 in den Besitz Wredes über, dessen Wittve das Schloss jetzt bewohnt.

Zur Hertzberg'schen Zeit ist in Britz eine bedeutende Maulbeerplantage angelegt worden, auch Seide wurde gewonnen, gesponnen und gewebt, sodass der Minister ein Zimmer mit selbstgefertigter Seidentapete beziehen konnte. Britz war damals geradezu eine Musterwirtschaft. Die 70 Kühe friesischer Race brachten jährlich 40 Thaler; gefüttert wurde damals schon mit Schlempe; denn Hertzberg betrieb auf dem Gute auch Brauerei und Brennerei. Auch für die Kunst hatte der Besitzer eine offene Hand; die Plafonds trugen allegorische Gemälde, die Wände Landschaften, gemalt vom Akademiedirektor Rode.

Aus der Zeit der zierlichen Dreispitze und Zöpfe ist indes nichts mehr erhalten. Die Seidentapete wird unter Jouanne einem billigeren Stoffe Platz gemacht haben. Nur zwei kleine allegorische Bilder im Schlosse dürften aus dieser Zeit stammen und wohl Werke Rodes sein.

Das Schloss war früher ein einfacherer Bau, der Turm und das jetzige Dach stammen von Wrede, ebenso die innere Ausstattung und zahlreiche seltene Pflanzen und Bäume im Park.

Nur die weitberühmte Akazie, gestützt und von Eisen umklaffert, erzählt davon, dass auch in früherer Zeit hier ein feinsinniger Geist die Reize zu würdigen wusste, welche das Landleben erhält durch kunstvolle Pflege von Bäumen, Busch und Blumen im Garten.

Aber nicht nur sein Schloss liess Wrede in kunstsinniger Weise in neuer stattlicher Form von neuem erstehen. Auch der Kirche am lauschigen See wandte er sein Kunstverständnis und seine reichen Mittel zu. Der Turm der Kirche, obwohl im Lehm stehend, zeigte starke

Neigung, sich von dem Gotteshause zu trennen, sodass hier etwas geschehen musste. Die Kirche selbst war auch zu eng geworden für die sich stets mehrende Gemeinde. Da ging Wrede 1888 im Verein mit dem jetzigen Chef der Reichsdruckerei, Busse, dem Schwiegervater seines Sohnes, des Herrn Rittmeisters Karl Wrede-Schönfeld, ans Werk und gab der Kirche ihre jetzige Gestalt.

Der Turm steht jetzt 8 Meter in der Erde, seine Spitze entspricht dem früheren Turmhelm, die neuen gotischen Fenster dagegen haben den früheren Charakter des Baues gänzlich verändert. Im Innern ist noch Holzwerk von der alten Decke zu sehen; Kanzel und Altar sind 175 Jahre alt, sie stammen aus der Ilgen'schen Besitzzeit, eine alte schöne Glocke dürfte sogar 400 bis 500 Jahre die Gemeinde zum Gottesdienste rufen.

In alter Zeit sollen die Fenster so schmal gewesen sein, dass angenommen wurde, die Kirche hätte in den ältesten Zeiten zur Verteidigung des christlichen Glaubens gegen die heidnischen Wenden gedient.

Zu erwähnen ist noch die Hertzberg'sche Gruft, in welcher die hier verstorbenen Mitglieder der Familie beigesetzt sind.

Bei der Öffnung des alten Turmknopfes gelegentlich des Umbaues der Kirche hat sich nur in demselben eine Baurechnung vorgefunden.

Die bäuerliche Bevölkerung von Britz ist soweit sie nicht mit Gewalt vertrieben wurde — sesshafter auf der Scholle gewesen, wie die Gutsherrschaft.

Verwüstet wurde Britz im dreissigjährigen Kriege derart, dass von den 140 damaligen Bewohnern kaum die Hälfte übrig geblieben war. Sämtliche Bauernhöfe wurden wüst, und von den Kossäthen haben nur sechs den Krieg überdauert. Unter diesen aber finden sich die Namen Grothe, Behrendt, Rohrbeck, welche auch heut noch in Britz zahlreich vorkommen.

Wie arg hier im dreissigjährigen Kriege gehaust worden ist, ergibt sich daraus, dass es 150 Jahre gedauert hatte, bis es Britz im Jahre 1801 zu 267 Einwohnern gebracht hatte.

Nach dem Aufschwunge, den Britz in neuester Zeit genommen hatte, wurde es für die Verwaltung schwer, den Guts- und Gemeindebezirk auseinander zu halten.

Der Gutsbezirk wurde daher auf Anregung des Landrats mit dem Gemeindebezirk zu einem Gemeinwesen vereinigt. Die Vereinigung erfolgte freiwillig durch Verträge, die freilich bei der Auslegung auch öfters zu Kontroversen führten, bis die Landgemeindeordnung einen klaren Rechtsboden schuf und diese Streitigkeiten beseitigte. Seit Einführung der Kreisordnung bilden Britz und Rixdorf zusammen einen Amtsbezirk, seit 1879 den Bezirk des Amtsgerichts Rixdorf. Britz hat

sich ein hübsches Rathaus zugelegt, in dessen 2. Stock die Gemeinde-Vertretung ihren Sitzungssaal hat. Sie muss sich plagen und sorgen; denn die Steuerzahler sind nicht die reichen Herren aus Steglitz und Lichterfelde, sondern grossen Theils Arbeiter, die in Berlin und Umgegend ihr Brot suchen. Das Staatssteuersoll ist somit nur gering, es betrug 1890 nur 5 607 Mk., 1895 betrug es 16 935 Mk., immerhin nicht viel bei der starken Schul- und Armenlast des Ortes.

In neuester Zeit ist Britz Sitz des Kreiskrankenhauses geworden. Dasselbe ist in diesem Frühjahre eröffnet und einstweilen für 150 Betten eingerichtet.

Die Pferdebahn führt ins Herz von Berlin S., die elektrische Süd-ringbahn wird den Ort mit Tempelhof und Schöneberg, Buckow und Treptow, sowie mit dem Stadtteil am Halleschen Thore, eine projektierte Kleinbahn mit der Stadt Mittenwalde verbinden; ein grosser Teil der Einwohner würde eine weitere Verbindung jedoch noch lieber sehen, die Vereinigung mit der Reichshauptstadt, mit der die Herzen und Interessen der Bewohner schon jetzt aufs engste verbunden sind.

Der Tod des Abtes Siebold.

(1190.)

Tragische Idylle aus märkischer Vorzeit

von

Carl Bolle.

Sieboldus, primus Abbas in Lenyn, a slavica gente occisus.
Alte Inschrift der Klosterkirche zu Lehnin.

I.

Die Glocken hallen durchs weite Land,
Nun endlich dem Kreuze gewonnen;
Musik für aller Gläubigen Ohr,
Besonders für Mönche und Nonnen.

Ein Zauber liegt gar gewaltiglich
Verborgen in ihren Tönen,
Dran muss der Wend' sich als neuer
Christ,
Mag woll'n, mag nicht woll'n er, ge-
wöhnen;

Soll er nicht ganz seiner Väter Land,
Wie's geschah von den Zwergesleuten,
Aufgeben, weil dem Völklein miss-
klang

Allzusehr solch feierlich Läuten;

Dies Fichtenland, schön durch See
und Wald,

Das arm oftmals wurde gescholten
Und das doch, als der Eroberung
Preis,

Dem Reich hat für köstlich gelolten.

Dreihundert Jahr' lang währte der
Krieg,

Jetzt siegreich geführt zu Ende.
Den Nacken beugt, dass er die Taufe
empfang,

Wenn auch murrend, der letzte Wende.

Vom Turm der neuen Abtei Lehnin
Da klingt es nach gottsel'gem Brauche.
Gar fromme Schallwellen rollen hin
Weit durch die gesammte Zauche.

Abt Siebold höret sie heute nicht
Im Kloster, vielmehr aus der Ferne.
Sein Wunsch war, dass abgöttisch Volk
Die Botschaft vom Heiland erlerne.

So wandert rüstig er hin und her
Im Gau zwischen Havel und Nuthe,
Dass, was von Wenden noch übrig
wär',
Teil habe an Christi Blute;

Damit vom Gräuel des Heidentums
Der letzte Rest nun möcht' ersterben
Im teuren Land, in das Rom sich teilt
Mit des stolzen Askaniers Erben.

Er predigt' in ihm eigenen Dorf
Zu Prützke, wo Haiden sich dehnten.
Sein Text hiess kurz gefasst: Folgsam
sein

Und treulich bezahlen den Zehnten.

Es brannte die Mittagssonne heiss
Auf Kuten herab und Tonsuren.
Ein Laienbruder nur gab Geleit.
Sie gingen, anstatt dass sie fuhren.

Der Markgraf hatte mit Geld und Gut
Noch nicht überhäufet den Orden;
Bescheidener Anfang war noch nicht
Zu fürstlichem Glanze geworden;

Ob fest gegründet der Bau auch stand
Der Glaubensburg, Gott drin zu preisen,
Für den mit dem Kreuz gekämpft der
Mönch

Und der Ritter im Kleid von Eisen;

Mit hoher Zinne und starkem Wall,
Ein Tempel des Herrn in der Wildnis,
Wo Kerzen schimmern durch Weih-
rauchdampf,
Und man kniet vor der Heil'gen Bildnis,

Seitdem in Schauern der Urwaldnacht
Der Sohn hatte Albrecht des Bären
Gelobet die Gottesgebälerin
Durch Klosterbau dankbar zu ehren

Da, wo sie wunderbar Hülff ihm lieh
Ein Elen zu fäll'n, ungeheuer,
Das grimm ihn anfiel mit Schaufelhorn,
So kostbaren Lebens Bedräter.

Drum, als nach dem Namen man
Otto frug,
Den der frommen Klaus' er verleihe,
Hat er Lehnin die Stätte genannt
Nach dem Wild mit mächt'gem Ge-
weihe —*)

Als nun erreicht sie ein Fischerdorf,
Heut noch wird es Nahmitz genennet,
Da perlt' dem Hochwürdigen der
Schweiss,
Obwohl sie nicht grade gerennet.

Ein Runddorf war es, wie Slaven
bau'n,
Von Dorn rings umhegt und von
Hecken.

Herabgebeugt will der Dächer Grau
In Moosgrün sich traulich verstecken.

So heimlich birgt, zwischen Busch und
See,

Die Wohnstätte sich jener Armen,
Als hätte nie fremde Begehrlichkeit
Umstrickt sie mit stahlharten Armen,

Und als ob nie man Feuer und Schwert
Getragen hätt' über die Elbe,
Damit an das Evangelium
Der Glaub' überall sei derselbe,

Durch Menschensatzung verdunkelt
längst,

Von Lai' und Pfaff arg geschädigt,
Den göttlich einst am Genezareth,
Vor Fischern der Herr hat gepredigt.

Du trägst, mein Bruder, von kühlem
Wein

Ein Fläschchen ja noch im Korbe.
Mag immerhin Leibeigner sein
Zur Stund' jeder Wilze und Sorbe,

Mag, was im Lande noch slavisch
heisst,

Uns anstarr'n aus feindsel'gen Augen,
Und mag von Nahmitz hier die Brut
Noch wen'ger als andere taugen,

Gastfrei blieb dennoch ihr heidnisch
Gemüt,

Wie grimmig auch sonst sie uns
hassten,

Deshalb unter nächster Hütte Dach
Tret' ein ich, vom Wege zu rasten;

Im Schatten zu thun einen guten
Trunk,

Als säss ich im Klostergarten.
Arbeiter im Weinberge des Herrn,
Darf wohl meines Leibes ich warten.

Es wohnet — dort liegt der Weg zur
Thür —

Darinnen ein Weib gar schöne.
Der Pater Wilfried zeuget von ihr
Sie gleiche Marien Magdalene.

*) Jelen, der Hirsch, von gleichem Stamm mit dem deutschen Elen. Wie diese Vokabel, an „Lehnin“ anklingend, im Idiom der Wilzen wörtlich gelautet habe, wird man nie erfahren, da, zugleich mit dem bedauernswerten Volke, auch dessen Sprache früh erloschen ist.

Er hat mit ihr inbrünstiglich
Gebet, dass Satanas wiche.
Zerknirscht fander im Beichtstuhl sie —
Auch lobet er sehr ihre Küche.

Das Tischlein, harrend auf den Gast,
Schön gedeckt mit reinlichem Linnen,
Drauf Speise und der Krug voller
Meth,
Das steht wohl am Heerde dort
drinnen.

Gar lieb blickt sie, ist sie auch schon
Von mehreren Kindlein die Mutter.
Vielleicht für mich, der segnend sie
grüsst,
Giebt bei ihr es Zander mit Butter;

Dazu auch Krebse, mein Leibgericht,
Fein rot, mit gar schmackhaften
Scheeren,
Die, dankerfüllt gegen Petri Huld,
Wir, wonniglich schlürfend, verzehren.

Dann, was allein schon den Teller
füllt,
Die köstliche Leber der Quappen.
Wie wässert der Mund sehnsüchtiglich
Mir nach so app'tlichem Happen.

Rühmt nicht St. Ott, jener Glaubensheld,
Der der Pommern Triglav gebrochen,
Den Fisch dieses Lands, und wie
meisterlich
Wendinnen versteh'n ihn zu kochen.

II.

Vom Strand hebt absich das Fischerhaus.
Es plätschern da Enten im Bade.
Gelehnt steht schief an dem Weiden-
stamm
Die Gabel der Ikeleiwade.

Zum Trocknen spannt auf sich der
Reusenkorb.

Lang flattert die Schnur der Aalpuppen
Am Pfosten, tief gebräunt, welcher stützt
Den manch Gerät bergenden Schuppen.

Von Pfahl zu Pfahl hänget Netzgewirr,
Das blähet im Lufthauch sich runder.
Am Giebel schattet, von Blüten schwer,
Des Hausgeistes Sitz, der Hollunder.

Auch Epheu klimmt empor zu der
First,

Bewehrt mit geschnitzten Windlatten,
Drauf, da zu niedrig der Hütte Dach,
Noch Störche genistet nicht hatten.

Kein Waffenlärm, kein unwirsches
Wort

Entweihet rauh hier die Idylle.
Von jeher liebten ja Wenden Genuss
Von nur allzu friedsamem Stille.

Zwei Kinder, mit Rodoog und der
Plätz'

Ihren Liebling fütternd, die Eule,
Die zahm im Winkel am Scheunthor
hockt

Auf gebrochenen Erlenstumpfs Säule,

Sie leihen, wild und voll Übermut,
Dem Ort jenes holdsel'ge Lächeln,
Das mehr zum Gemüt spricht und es
rührt

Als sanftester Zephyre Fächeln.

Der Hohltaube Flug auf dem Eschen-
baum

Breit wölbend sich, vielhundertjährig;
Vom Feldstein lugend, der Eisvogel
blau,

Zu des Wassers Dunstkreis gehörig.

Hoch oben der Rauch, bläulich und
zart,

Leis verduftend in Birnbaumkronen;
Von häuslichem Glück ein volles Maass.
Ein lieblicher Fleck, drauf zu wohnen,

Wenn nur, blutheischend, im Glaubens-
 kampf
 Sich nicht stritten die Religionen,
 Der Christ nicht vergäss' des Erlösers
 Wort:
 Im Menschen den Bruder zu schonen;

Und nicht begehrte Hof und Haus,
 Ob erbaut von ungläub'gen Händen,
 Weil gnädig der Himmelsherr gab ein
 Land
 Dem Sachsen, ein andres dem Wenden.

Wer, wenn dieser Stätte Frieden er
 sah
 Bei der Sommerluft holdsel'gem
 Grüssen,
 Hätt' wohl geahnt, dass ein solcher Tag
 Mit vergossenem Blut würde schliessen?

Es kennet die Thür, nach Wenden-
 brauch,
 Nicht Eisen von Schloss noch von
 Riegeln.
 So arm und so ehrlich! Niemand denkt
 Dran des Nachbars Habsucht zu
 zügel.

Prälat, eh' du überschreiten willst
 Die Schwelle zu friedlicher Kammer,
 Sprich, hat keine Ahnung dich gewarnt,
 Hast nicht du geträumt von Jammer?

Hast Nachts nicht gehört du Käuzlein-
 schrei,
 Todesnot kündend und Verderben,
 Nicht treuen Hundes Wehegeheul,
 Das vorhersagt plötzliches Sterben?

Auf diesem Hof hier, wo du stehst,
 Liess gestern gespenstig sich hören
 Die Bozawoss, stets erscheinend da,
 Wo Unglück ein Haus will verstören.

Galt nur dem Wirte das Klagelied?
 Dir, Cistercienser, nicht minder.
 In langes Haar sitzt eingehüllt
 Der winselnde Spuk, klein wie Kinder,

Der aus den Sphären der Geisterwelt
 Lässt hören sein schwermütig Carmen,
 Zu Sterblicher Elend sich niederbeugt
 Mit überirdischem Erbarmen.

Im Fliederstrauch, im Haselbusch,
 Ruft schaurig es: Wehe, wehe!
 Sie fürchteten unter dem Schilfdach
 lang'
 Schon heranzieh'nden Unheils Nähe.

Dem Fischersmann und seinem Weib,
 Dem Kirchenfürsten, dem hohen,
 Will stürmend an mit grausiger
 Wucht,
 Entsetzliche ein Schicksalsschlag drohen.

III.

Es spielten barfuss, im Linnenkleid
 Hier unschuldsvoll Mägdlein und Jungen,
 Ganz unbewusst all des Herzeleids,
 Das Fremd' ihnen aufgezwungen.

Die Kinder flohen aufs Gradewohl.
 Der Lai'nbruder in dem Gehöfte
 Blieb still draussen sitzen auf der Bank;
 Ein Hündlein rings um ihn her kläffte.

Der Mönch schritt wohl gemut in das Haus
 Weg über die demüt'ge Schwelle.
 Was weiter gescheh'n drin, dem versagt
 Historia des Fackellichts Helle;

Doch war es sicher ein erster Akt
 Wie grau'nvoll Tragödien ihn haben,
 Wo allzu häufig der Faden schürzt
 Sich um Pfeile des Götterknaben.

Was immerhinsein mochte der Schreck,
Dem Weib durchzuckend die Nerven,
Wir seh'n zuletzt sie in ein Versteck
Gar ängstlich verschüchtert sich werfen.

Verkehrt, birgt rasch sie aus Pappelholz
Ein Trog, der zum Brotbacken dienet,
Wie solchen von Wendenfrau'n zuleih'n
Die Lutchen sich oftmals erkühnet.

Auf diesem Trog nun zeigt uns Klio
Wie, ruhend, Abt Siebold sich dehne.
Nicht hat dem Unglücksel'gen geahnt
Die Tragik der kommenden Scene.

IV.

Dem Ufer nah, wo der Rohrwald
sprosst,
Sieht schwank man Binsen sich neigen;
Daneben feuchtsand'ge Landungs-
bucht,
Der Möv' und dem Reiher zu eigen.

Rohrkolben zwischen Kalmus und
Schilf,
Wollen riesig die Halme steifen,
Und nahrhaft Mark darf über'm
Schlamm
Die Wassernuss, dornbewehrt, reifen.

Der Tiefe Kind, wagt milchweissen
Kelch
Die Lotosblum' kaum zu erschliessen.
Hin über sie huscht das Wasserhuhn,
Ein Rotkäppchen mit grünen Füßen,

Nachbarlich dem hechtzähnigen Nix,
Der wohnt in des Abgrunds Kristallen,
Hinabzieh'nd jeden ins nasse Reich,
Welcher stirbt, in Strudel gefallen;

Der Schildkröte auch, die ihr Köpfchen
reckt,
Das kluge, aus leuchtendem Spiegel,
Wie fragend ob blauer Vergissmein-
nicht sei,
Oder schwirr'nder Libellen Flügel.

Ist es nicht, als ob aus kühlem See
Mutter Erde, durstig wollt' trinken?
Der Fisch schnellt auf und ins Weite
lockt
Silbern schimmerndes Wellenblinken.

Ein Fischerkahn, schaukelnd auf
stiller Flut,
Darauf kreuzen sich Schwanenpfade.
Der führet die Ruder, dem winkt her
Ein Kinderruf bang vom Gestade.

Komm' Väterchen, eil' Dich, rudre
schnell

Zu schützen uns wehrlose Kleinen.
Zwei Klostermönche vom Hof Lehnin
Die brachten vor Furcht uns zum
Weinen.

Bei uns im Hause weilen sie jetzt.
Das Licht durch die Lade schien trüber;
Da sah'n wir Muttern und den Herrn Abt —
Sie unten, den Gnäd'gen darüber.

V.

Wohl ist von Missverständnissen voll
Das Gewebe der Weltgeschichte.
Von einem, das recht verfänglich klingt,
Verzeiht, wenn ich schüchtern berichte.

Es hat davon ein besserer Mann
In Prosa erzählt unbefangen. *)
Die Reim' entschuld'ge, wer will und
kann,
Die mir im Gehör darob klangen. —

Dies Wort, gerufen am Ufersaum,
Ein Todesurteil ist's geworden
Als flüstr' es den Kleinen Smertniza
ein, **)
Die Lust fühlt an grässlichem Morden.

Solche Klag' aus rosigem Kindermund
Schrill drang sie dem Vater zu Ohren.
Ihm kocht das Blut. Jetzt zwar
Pfaffensklav',
Ward doch er als Freier geboren.

Mag leichter sein Knechtschaft von
altersher,
Doch eh' man sich ihrer gewöhnet,
Entringt der Brust sich, erinn'rungs-
schwer,
Manch ein Seufzer, gramvoll gestöhnet.

Vorüber ziehn in des Fischers Hirn
Schon halbvergess'ne Gestalten;
Es winken ihm aus dem Schattenreich
Vertraulich zu seine lieben Alten,

Für die man nicht Totenmesse sang
Weil sie ungetauft schieden von hinnen.
Er selbst liess, öffnend die Fensterlad',
In Luft ihre Seele entrinnen

Hat nicht als Kind ihm Mutter erzählt
Von polabischer Freiheit Zeiten?
Die Frau sah Jazko, den jungen Held,
Noch als wendischen König reiten.

Und wohnt im Herz nicht heiss ihm
der Fluch,
An Petrusa's Namen gebunden, ***)
Der, wo ein Wilz' haust in Busch und
Luch,
Wiederholt ward zu allen Stunden?

Bei Grossmutter's Tod lag vom
Swantewit
Noch ein Bild unterm Sterbekissen.
Nicht wollt', in den ew'gen Schlaf
gewiegt,
Siedas Kreuz, das man vorhielt, küssen.

Weit hinter ihm dies. — Jetzt ist er
Knecht;
Um ihn her spricht's in fremder Zunge,
Doch ein Häuschen blieb und die
Gattin drin

Ihm, die zärtliche, schöne, junge
Selbst diese, sein einzig herzliebes Weib,
Soll nicht mehr allein er besitzen!
Wie bitter kränkt das! Scharlachrot
Scheint's vor seinen Augen zu blitzen.

Zu mir, Gefährten, denn meine Schmach
Die Schande ist es von euch Allen.
Wir waschen sie ab mit Priesterblut.
Heut noch soll ein schuldig Haupt fallen.

Ihr Blut, so heisst's, sei edlerer Art;
Das unsere Blut nur von Hunden
Lasst wieder mal seh'n, wie's Deutschen
spritzt
Frisch aus klaffenden Todeswunden.

*) Wilibald Alexis in den „Hosen des Herrn von Bredow“.

**) Die Todesgöttin

***) Petrusa, Pribislav's Königin, aus fremdem Normannenblut, übergab nach dem lange verheimlichten Tode ihres Gemahls, mit Übergehung ihres Neffen Jazko, des rechten Erben, die Hauptstadt Brandenburg an Albrecht den Bären. Dies hat den endgültigen Sturz der Wendenherrschaft entschieden.

Sei'n Freie, und wär's nur für einen Tag
Wir, wie es die Väter sonst waren;
Nachher mag Flins, der grimme Gott,
Zum Czernebog hin mit mir fahren.

VI.

Der Abt vernimmt um sich her Getös,
Viel Drohungen zorniger Wenden;
Wie gerne gönnt' er die Martyrkron'
Den Blutzeugen andrer Legenden.

Kam langsam her. Hinweg geht es
schnell.

Der Wald hat ihn schützend umfassen.
In eiliger Flucht scheucht er das Wild
Und vor sich her ringelnde Schlangen.

Dass Feind', die sonst ihm küsst
die Hand,

Kaum fasset er diesen Gedanken,
Hinstolpernd bang über Stock und Stein,
Scharfgeritzt von des Brombeerstrauchs
Ranken.

Auf seinen Fersen tobt wilde Jagd.
So jagt nur wer selbst ward gejaget,
Aufs Neu' annehmend Wolfsnatur
Statt Lammsinns, der feigherzig zaget.

Im Fichtenforst stand ein Eichenstamm—
Daran ist er emporgeklommen;
Den Flüchtling hat hohen Wipfels Laub
In schattenden Schirm aufgenommen.

Fast schien's, als ob er gerettet sei.
Ein Schlüsselbund ward sein Verderben.
Beim Klettern entfiel's auf grünes Gras,
Das rot sein Blut bald sollte färben.

Hätt' er vertrauet der Ehrlichkeit
Der Confratres Kasse und Keller,
Daheim gelassen das Schlüsselbund,
Gelaufen wär' dann er weit schneller.

Leicht hätten seine Verfolger wohl
Verscheuchet vom Kloster her Retter,
Und, gleich den späteren Äbten, wär'
Sanftseelig gestorben im Bett er.

Erst führten Plumpawas*) sie allein
Und Rudel, das Wasser zu teilen;
Jetzt haben sie zum Dorf geschickt
Nach Messern und blanken Beilen.

Die Eiche haut um mit scharfer Axt.
Den Vogel drauf wollen wir fangen.
Gescheckt sitzt oben er elsterngleich,
Mit Zähnegeklapper und Bangen.

Bei jedem Schlage, der laut erdröhnt,
Der Borke und Holz lässt zersplittern,
Hört, wie Abt Siebold um Mitleid fleht.
Er wehklagete unter Zittern:

Von alledem was nur heisst Weib
Soll'n Geschorene fern sich halten.
Jus primae noctis — o nimmermehr
Soll in praxi fürder das walten.

Zu lösen jedwede Hörigkeit
Bekannt' er sich gleich als erbötig.
Der Robot und zu vieles Gebet
Erschienen ihm auch nicht mehr nötig.

Die Kirche ist so grossmütig ja!
Umsonst wird man trauen und taufen;
Von niemand anders als Nahmitzern
Den Fisch zur Fastenzeit kaufen.

Auch soll den Zehnten nicht mehr
wie sonst

Eintreiben der Vogt mit Strenge
Gekrach des Baumes, das schnitt ihm ab
Die Red' im Tumulte der Menge.

*) Lange Stangen, deren sich noch heut die Fischer im Spreewalde bedienen.

Abt Siebold wird man, nebst Pribislav,
 Seh'n ragen als leuchtende Hermen,
 Gesellt dem zweiten Askaniergraf,
 Wo Hain grenzt an grossstädtisch
 Lärmen.

Ob schlummernd dieser ein Wunder
 erlebt,

Ob wachend, wer kann es wissen?
 Fehlt doch die Hand, die den Schleier
 hebt

Von so dämmernden Finsternissen.

Genug, dass wir schau'n als Kunstgebild
 Den Beginn langer Herrscherreihe.
 Zur Seite ihr Helfer, treu gewillt
 Dass Brandenburg blüh' und gedeihe.

Im Panzerkleid oder Hermelin
 Woll'n sie sich dem Volke zeigen,
 Das beifällig anstaunt der Dynastien
 Nun bald tausendjährigen Reigen;

Die volle Herrlichkeit auch von
 Lehnin,

Den Elchhirsch sogar unvergessen,
 Mit dem's — ob im Traum? — Herrn
 Otto schien

Dass angstvoll er sollte sich messen.

Das schenkt eines Kaisers erhab'ner
 Sinn

Die Vaterstadt würdig zu schmücken.
 So grüss' Abt Siebold denn du, Berlin,
 Mögst bald ihn vollendet erblicken.

Kleine Mitteilungen.

Alter Weihnachtsbrauch in Tiefwerder und Pichelsdorf bei Spandau.
 Nach Jahrhunderte altem Brauch findet auch jetzt noch in den Fischerdörfern Tiefwerder und Pichelsdorf seit neun Tagen vor Weihnachten das Antuten dieses Festes statt. Die Knaben der Dörfer ziehen allabendlich von Haus zu Haus und blasen auf Kuhhörnern. Am ersten Feiertag werden sie dann von den Bewohnern mit Weihnachtsgaben beschenkt und nachmittags wird in hergebrachter Weise das Fest der drei Könige gefeiert.

Spandau, den 23. Dez. 1895.

Weihnachtsbrauch am Hof des Deutschen Kaisers. Anlässlich des Weihnachtsfestes geschieht alljährlich einem Gebrauch Genüge, der von Alters her in der Königlichen Familie besteht. Der Pfefferkuchen, der ja auf keinem Weihnachtstische fehlt, spielt hierbei eine hervorragende Rolle. Es ist nämlich alljährlich der Leibkompagnie des 1. Garderegiments zu Fuss vergönnt, das würzig duftende Gebäck dem Kaiser und allen im 1. Garderegiment geführten Prinzen als schlichten, herzlichen Weihnachtsgruss zu überbringen. So war es zu Lebzeiten des alten Kaisers, und an diesem Gebrauche hält auch Kaiser Wilhelm II. fest. Die Überreichung geschieht am Vormittag des 24. Dezember. Auch diesmal hatte der Kommandeur der Leibkompagnie im 1. Garderegiment zu Fuss die Ehre, dem Kaiser als dem Kompagniechef, sowie denjenigen Prinzen, die bereits bei diesem Regiment eingetreten sind, die Kuchen zu überreichen. Diese Kuchen gelten gewissermassen als Weihnachtsgruss der ganzen Armee. Ein alter Potsdamer Konditor,

Herr R. Hermann, hat seit langer Zeit das Vorrecht, dieses Gebäck, auf welchem aus Marzipan Widmung und Gardestern sich befinden, zu liefern.

Auch aus Thorn werden allweihnachtlich Spenden von Pfefferkuchen, darunter die berühmten „Katharinen“ oder „Katachinnen“ dem Kaiserlichen Hofhalt als Geschenke übermittelt. Früher ging die Sage von Thorn, dass die Mutter, nachdem sie eines Töchterchens genesen war, eine gehörige Portion Pfefferkuchenteig einrührte, welcher erst dann aus dem Keller hervorgeholt und verbacken wurde, wenn es zur Hochzeit der betreffenden Tochter ging. Dieser uralte Teig sollte gerade ein ganz vorzügliches Gebäck liefern. Wieviel Wahres an dieser Erzählung ist, vermag ich nicht zu sagen.

Mehr bekannt ist, dass die Halloren, die Salzwirker-Brüderschaft im Thale zu Halle, alljährlich eine Abordnung in dem malerischen alten Bergmanns-Kostüm nach Berlin oder Potsdam entsenden, welche dem Kaiserpaar Sool-Eier, Wurst und Schinken überbringt, jedesmal vorgelassen, freundlich empfangen und, reich beschenkt, wieder entlassen wird. Dies geschieht allerdings erst eine Woche nach dem Christfest, am Neujahrstage,

E. Fr.

„Die Mark, Zentralorgan für die Interessen der Alt-, Kur-, Mittel-, Neumark und Lausitz“ benennt sich ein Blatt, dessen Probenummer am 16. Dez. 1895 ausgegeben worden ist. Da in dieser Wochenschrift vielfach die Heimatkunde der Provinz Brandenburg berührt wird, nehmen wir von dem neuen litterarischen Unternehmen gern Kenntnis; ihm bessern Erfolg wünschend als seinen Vorgängern, dem frühern Brandenburgischen Provinzialblatt u. s. f. Es ist sehr schwer, die Interessen der Provinz in einem Organ zu vereinigen, die grossen Berliner Tagesblätter lassen nichts neben sich aufkommen, andererseits bedenken sie unsere Provinz, darin muss man dem Chefredakteur und Herausgeber Herrn W. Zincke beipflichten, stiefmütterlich. Die No. 2 bringt u. a. gesammelte Ausgrabungs- und Fundberichte aus den letzten Wochen,

E. Fr.

Verein für das Norwegische Volksmuseum. Am 19. Dez. 1894 hat sich in Christiania ein „Norsk Folkemuseum“ und eine Vereinigung gebildet, die uns ihre „Love for Foreningene for Norsk Folkemuseum“ sowie kürzlich eine Anzeige ihrer wissenschaftlichen und gemeinnützigen Thätigkeit zugeschiekt hat. Das Museum sammelt und stellt alles aus, was sich auf das Kulturleben des norwegischen Volkes bezieht. Wir begrüßen den Verein, der verwandte Bahnen, wie unsere Brandenburgia zieht, auf das freundlichste und wünschen unsern nordischgermanischen Brüdern zum reichen Erblühen ihres Volksmuseums den besten Erfolg.

Kukuluren. Da die auf Seite 40 (V. 1896) der Brandenburgia von anderer Seite gegebene Nachricht in ihrer kurzen Fassung den Sachverhalt nicht ganz erkennen lässt, so gebe ich folgende Erklärung dazu. Es hat mir, wie ich auch s. Z. Herrn Geheimrat Schwartz im einzelnen mitgeteilt habe,

eine hochbetagte Frau berichtet, dass früher in Sputendorf die Kienäpfel Kukeluren genannt wurden (anderwärts Kukuluren!). Sputendorf liegt im Kreise Teltow, etwa 1½ Meilen südöstlich von Potsdam. Sie war dort in ihrer Jugend zu Dienste, es ist also schon lange her und deshalb leicht möglich, dass in der Zwischenzeit, wie so häufig, jenes Wort dort erloschen ist, wie auch die Thatsache annehmen lässt, dass der Herr Berichterstatter in Sputendorf, der Herrn Geheimrat Schwartz die betreffende Mitteilung gemacht hat, das Wort dort nicht mehr feststellen konnte. Sicher ist anzunehmen, dass Kukuluren früher in Sputendorf bekannt war. Ich habe wenigstens in sehr vielen Einzelfällen Gelegenheit gehabt, das Gedächtnis und die Angaben jener alten Frau auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen. Meine Mitteilung (S. 368. No. 11 1896) lautete: „auch sollen sie in Sputendorf so genannt worden sein“.

W. v. Schulenburg.

Zelter's Geburtsort und Geburtshaus. In dem Berichte der Vossischen Zeitung vom 6. Juni 1896 über die Wanderfahrt des Vereins für die Geschichte Berlins am 31. Mai nach Schloss Petzow taucht wieder die schon in der Brandenburgia No. 3 vom Juni 1895 auf Seite 104 als irrtümlich bezeichnete Behauptung auf, dass der Ton-Dichter Carl Friedrich Zelter zu Petzow am Schwielowsee bei Potsdam geboren sei.

Die im Besitze unserer Familie befindliche Autobiographie des Genannten, des späteren Direktors der Berliner Singakademie, bezeugt aber ausdrücklich, dass derselbe in dem (1892 zum Abbruch gelangten) Hause Münzstrasse No. 1 geboren ist, auch stellt das Tauf-Register der hiesigen Sophien Kirche fest, dass „Carl Friedrich Zelter, Herrn Georg Zelters, Bürgers und Maurermeisters und dessen Ehefrau Anna Dorothee Hintzen ehelich erzeugten Sohn geboren den 11. Xbr., am 14. Dezember 1758 getauft sei.“ Siehe auch Carl Friedrich Zelter von Dr. Wilhelm Rintel Pag. 3.

Die von der Königlichen Porzellan Manufaktur hergestellte, an dem angeblichen Geburtshause Zelters in Petzow angebrachte Gedächtnistafel dürfte sich also dort zu Unrecht befinden.

Berlin, 6. Juni 1886.

Petsch, Geh. Rech.-Rat.

Das Wort „Grotte“ in der beregten Mitteilung Monatsblatt vom Juni 1895 S. 104 beruht anscheinend auf einen Druckfehler. Es muss heißen: In Petzow auf der „Grelle“. Grelle heisst die tiefe Bucht des Glindower Sees, über der Petzow liegt. Vgl. Fontane, Ost-Havelland, Berlin 1873 Seite 189.

In der Sitzung vom 30. Nov. 95 wurde die Photographie eines Baumes vorgelegt, auf dem zweierlei Früchte wuchsen. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, dass schon Gregor von Tours, der Geschichtsschreiber der fränkischen Königszeit, einen solchen Fall aus dem Jahre 553 erzählt. Er sagt im Buch IV Kap. 10:

„Zu den Zeiten dieses Königs (Theodobald) sahen wir (d. h. der zehnjährige Gregor) Trauben an einem Hollunderbaum, ohne dass dieser mit Reben verbunden gewesen wäre; die Blüten dieses Baumes, welche schwarze Beeren, wie bekannt, anzusetzen pflegen, gaben Weinbeeren.“ R. M.

Bücherschau.

Martin Friedrich Seidel, ein brandenburgischer Geschichtsforscher des 17. Jahrhunderts. Von Johannes Bolte. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Königstädtischen Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1896, 32 S. 4°.)

Johannes Bolte, der bekannte ebenso vielseitige wie gelehrte Litterarhistoriker, der seine gediegenen Kenntnisse schon seit langem auch der Geschichte unserer engen Heimat zu gute kommen lässt, giebt in dieser Programmabhandlung eine Biographie des Herausgebers der *Icones virorum etc.*, jener Sammlung von Portraits um Brandenburg verdienter Männer, die i. J. 1671 zum ersten Mal erschien und 1751 von G. G. Küster neu herausgegeben wurde. B. verfolgt die interessanten Lebensschicksale Seidels, der, 1621 in Berlin geboren, im 18. Jahre die Landesuniversität Frankfurt bezog, sich aber nach der Gewohnheit der vornehmen Männer des 17. Jahrhunderts mit dem Studium an dieser Hochschule nicht begnügte, sondern die Kölner und Leidener besuchte, ja selbst in Orleans einige Zeit zubrachte. Dank seinen vortrefflichen Beziehungen — sein Vater war Kammergerichtsrat, sein Grossvater einst Mündel des Kanzlers Distelmeyer — ward er sogleich, nachdem er sein Studium beendet hatte, i. J. 1648 Konsistorialrat in Berlin. In dieser Stellung wurde er Ende der sechziger Jahre in dieselben religiösen Streitigkeiten verwickelt, denen Paulus Gerhardt zum Opfer fiel. Er wurde seines Amtes enthoben, verlor sein Hab und Gut und sah sich genötigt in schwedische Dienste zu treten. Doch wurde er nach einigen Jahren wieder in seine Ämter eingesetzt. Er starb 1693.

Natürlich beschränkt sich B. nicht auf die Darstellung des Biographischen. Auch mit der Individualität des Mannes, einer bescheidenen, liebenswürdigen Gelehrtennatur macht er uns bekannt, um ihn zuletzt in seiner Eigenschaft als Sammler und Historiker zu charakterisieren. Er unterrichtet uns über die Entstehung der *Icones*, bespricht die Herkunft der Bildnisse und prüft ihre Glaubwürdigkeit. Um das Seidelsche Werk einer derartigen Kritik zu unterwerfen, war eine umfassende Kenntnis auch der entlegeneren Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts erforderlich, die uns bei B. freilich nicht überrascht. Und doch bezeichnet diese Partie nicht den Höhepunkt der kleinen Schrift. Wie es wohl zu geschehen pflegt, dass im Unscheinbarsten das Tüchtigste verborgen ist, so liegt der Hauptwert dieser Abhandlung in einem — Verzeichnis. „Verzeichnis von Seidels Werken“ nennt B. den dritten Teil, in dem er die Gedichte — Seidel war auch ein Poetlein — die gedruckten Prosawerke und die von ihm hinterlassenen Handschriften aufzählt. Dieser letzte 126 Nummern umfassende Abschnitt ist besonders verdienstlich. Seidel war im Zusammentragen von Material für die Geschichte Berlins und Brandenburgs von einem nicht zu ermüdenden Fleiss. Eine Unmasse von Bänden schrieb er selbst ab oder liess sie kopieren. So verschaffte er sich die nur handschriftlich vorhandenen Geschichtswerke des Garcaeus, Creusing, Haftiz, Schnee, die namenlosen Chroniken von Guben und Sorau. Aber auch

alte und neue Urkunden, kurfürstliche Erlasse, Landtagsabschiede, Gerichts- und Polizeiverordnungen, merkwürdige Privatbriefe, theologische Streitschriften, satirische Gedichte, Stammbücher, Wappen u. s. w. brachte er im Original oder Kopien zusammen. Wie wertvoll es ist, dass nun eine geordnete, allen zugängliche Übersicht über dies überaus reiche, für die Geschichte Brandenburgs so wichtige Material vorliegt, in der sorgfältig verzeichnet ist, in wessen Besitz sich ein Manuskript oder Abschriften von ihm befinden, bedarf keiner Ausführung. Der Schade, den wir durch den beklagenswerten Umstand erlitten, dass lange nach Seidels Tode i. J. 1718 seine Sammlung in Berlin versteigert und in alle Winde verstreut wurde, ist so nach Menschenmöglichkeit ausgeglichen. Gross war gewiss die Schwierigkeit dieser wissenschaftlichen Registratur. Und welche Selbstlosigkeit liegt gerade in dieser Arbeit! Dr. Bolte, vielleicht der einzige, sicher der beste Kenner dieser Sammlung, der aus ihr schon verschiedene Beiträge zur Geschichte unserer engeren Heimat veröffentlicht hat, verzichtet auf diesen Vorzug, ja scheut nicht grosse Mühe, um anderen, nicht Wissenden den Weg zu diesen Schätzen zu bahnen und so in edler Selbstverleugnung der Allgemeinheit zu nützen!

Otto Pniower.

Berichtigungen.

Seite 58	Zeile 16 v. o.	lies als	statt also.
„ 58	„ 18 „ „	„	Schultheissen statt Schultheisser.
„ 59	„ 6 v. u.	„	an dem statt an den.
„ 60	„ 4 v. o.	„	anzupacken statt einzupacken.
„ 60	„ 9 „ „	„	Name statt Stamm.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Märkische Kräuterei aus dem Kreise Teltow

von W. v. Schulenburg.

Als ich im vorigen Jahre (1895) längere Zeit wiederum im Kreise Teltow mich aushielt, hörte ich ab und zu noch volkstümliche Kräuternamen, unterliess aber absichtlich sie aufzuzeichnen, um nicht Zeit und Arbeit bei einer späteren Durcharbeitung zu verlieren. Doch trat die Versuchung immer wieder an mich heran, um so mehr, da ich unbekannt bin auf diesem Gebiete, weil ich nicht pflanzenkundig bin. Es war wohl im Spätsommer oder im Beginn des Herbstes, als ich anfang eines niederzuschreiben und nun den Dingen weiter nachforschte. Allein die meisten Kräuter hatten abgeblüht und von Frühlingsblumen war keine Rede mehr. Mit der Kräuterkunde hier im Volke steht es ausserdem sehr schwach in unsren Tagen. Von den jungen Leuten wusste fast niemand etwas, von denen im mittleren Alter wenige, von den Alten alle einiges und nur eine hochbetagte „kluge Frau“, Grossmutter Becker wusste mehr in der Kräuterei als alle anderen zusammengenommen Durchgängig war: je „gebildeter“, desto weniger Kenntnisse hierin.

Ich gebe die Mitteilungen meist so, wie sie mir von den Leuten selbst gemacht wurden, durchaus mit allen Zufälligkeiten, und diejenigen, die mit uns eins sind im volkstümlichen Geiste, werden das billigen. Da die Landleute sich meist dem Hochdeutschen anbequemen, so ist auch diese Sprechweise beibehalten und nur in den grösseren Absätzen von Bälsenkrut, Klitzen, Kespern und Johanniskrut findet man mehr das reine Plattdeutsch vorherrschend, das Platt der Dörfer zwischen den Städten Zossen, Sperenberg und Trebbin. Leider geht das Plattdeutsch mehr und mehr zurück.

Was die Schreibweise anbetrifft, so habe ich bald so bald so geschrieben. Wer wollte denn überhaupt mit unsrer hochdeutschen Rechtschrift eine Mundart wiedergeben, und doch können wir, wie die Dinge liegen, nur mit ihr schreiben. Es ist daher alles kraus und bunt „dörchenenger“, Hochdeutsch, Halbhochdeutsch und Platt. Mir kam es darauf an, annähernd ein Bild von der hiesigen Volkssprache zu

geben, in ihrem ganzen flüssigen Wesen, auch für die, die sie gar nicht kennen. Namentlich sollten auch die Verschluckungen zur Anschauung kommen.

Im Wörterverzeichnis finden sich die meisten Wörter der Volkssprache, die in der Kräuterei vorkommen, und noch einige andere. Der Zweckmässigkeit wegen habe ich im Wörterverzeichnis alles einfach nach dem Laut geschrieben und die auffälligen Längen durch einen Strich angedeutet. So ist es möglich, Kürzen und Längen richtig zu lesen, z. B. Bessen, wo Besen steht, Bobbel, wo Bobel, Buck, wo Buk (Böck), aber Buk, wo Bük (Bauch), Schtubben, wo Schtuben. Auch fällt die Überladung mit Buchstaben weg. In dieser Hinsicht muss man die neue wendische Rechtschrift wegen ihrer einfachen Klarheit bewundern. Ich bemerke, dass im Wörterverzeichnis e steht für e und ä; ä herrscht hier in der Aussprache sehr vor. Die schwachen ^o, ^a und ^o habe ich nicht immer, aber oft geschrieben, um auch dieses Sprachverhältnis klar zu machen. Besonders bei alten Leuten hört man sie, mehr oder weniger, noch durch. Ä ist a, das als volleres o gesprochen wird, ö ein ganz volles tiefes o, wie z. B. in Önd, (Abend), Hö (Hufe), Dö (Tage), Jrö (Graben). Das Lesen würde sehr erleichtert werden, in solchem Falle, durch ein š statt sch, z. B. Wuršspeile statt Wurschspeile, in andren Gegenden Deutschlands gesprochen Wurstspeile.

Unser verehrter Freund, Herr Professor Paul Ascherson, hat schon vor Jahren die Güte gehabt, einige hundert von mir, aus volktümlichen Gründen, gesammelte Kräuter der Mark zu bestimmen, wie auch jetzt wiederum einzelne. Jene finden sich verzeichnet mit ihren wendischen Volksnamen und, soweit Gebräuche sich anschliessen, mit diesen in meinen Wendischen Sagen und Wendischem Volkstum. Ich danke Herrn Professor Ascherson noch nachträglich aufs beste für seine damalige Mühwaltung, wie für die jetzige. Ebenso hat Herr Dr. Karl Bolle mir gütigst eine Anzahl Pflanzen bestimmt, wofür ich Herrn Dr. Bolle gleichfalls meinen besten Dank hier sage. Da eine Anzahl der betreffenden Kräuter in schlechtem Zustande sich befanden, blieb die Bestimmung fraglich, was ein Fragezeichen andeutet. Bei den bestimmten Kräutern sind die Namen hinter den lateinischen angegeben. Bei den allgemein bekannten Kräutern habe ich die lateinischen Namen hinzugesetzt, und wo eine genaue Feststellung nicht möglich war, ebenfalls ein Fragezeichen. Meine Angaben sind durch einen — von den erwähnten Bestimmungen getrennt. Zusätze und Auslassungen von mir selbst im folgenden sind leicht erkenntlich. Ein K. im Wörterverzeichnis bedeutet, dass man in der Kräuterei nachlesen soll. W. S. bedeutet: Wendische Sagen von W. v. Schulenburg (Leipzig, 1880); W. V. Wendisches Volkstum (Berlin 1882), von demselben Verfasser; Z. f. E. Zeitschrift für Ethnologie (Berlin).

Laut-
Wort:
Längen

e
e, a

ä
ö

K,
W. S.,
W. V.,
Z. f. E.

Ich lasse nun das Landvolk selbst und aus seinem Munde die Vorzeit reden.

Die olle Lüde hebben früer immer jesä'd: „Et is keen Krud unnütz gewäst.“ Et wasst keen Krud umsüss, et hädd Allet sien Duen und Loaten. Allalei Krüderei, velle sonne Krüdere hebben sei früer jebrukt, jetz jlöwet kenda mehr dran.

Der Wind mockt die Krankheeden.

Früa de olle Küsta Block in Wittstock sä'de imma: „De Mäkens süllen det mehr von de Krüdere wä'ten, die bruken nich med inn Kriech tu je'ne, die Junges mehr die Jeschichte.“

Abresche, Aberesche (*Sorbus Aucuparius*). In der Gegend vom Wendelstein (Oberbaiern) hörte ich: „Früher wurde von den Vogelbeeren (doch wohl Ebresche?) und von den Mehlbärnen des Mehlbaums Schnaps gebrannt.“

Älen, auch Alen; ganz vereinzelt Judenkirsche (*Prunus Padus*). Is fienet Holt tu fiene Jeschichtn (Sachen, Hausrat) to ärbedene.

Alfranke, Elfranke (*Solanum Dulcamara*). Wär sonne kläuije Hänge un Bene häd, die wurr'n dämed jewascht, äre het tu Bedde jink, denn wär et den engern Dach janss schmiede. Et wurden janze Tackene jrü'n afjeplückt, rin inn Pott geworfen und hemlich jenommen (eingenommen), weil sie et vör Jift hollen.

Äpe (*Ulmus effusa* Bolle). Äpe ist der wille witte Rü'sta. Es giebt zwei Arten Rü'stre: rode un witte. Die Äpe hat Bast. Daraus haben die Schiffer bei Fürstenwalde früher Stricke gedreht; auch wurden Peitschen aus den Zweigen gemacht. Das Holz ist innen gelblich, taugt nicht, ist nicht zu bearbeiten. Jetzt giebt es keine Äpen mehr hier. Die Äpe ist dem Namen nach nur noch den alten Leuten bekannt. Einzelne ältere Leute erklärten sie als eine Art Lingen, andere als Pappel und unterschieden: silwere Äpen und schwarte Äpen; auch sage man von einer grossen Pappel: de olle Apen. Eine sehr alte starke Äpe, vielleicht die letzte derart in dieser Gegend, stand bis zu diesem Winter (1895—1896) auf der Feldmark zwischen Lüdersdorf und Christinendorf, wo ich sie selbst aufgesucht habe. Nach Blättern von ihr hat sie Herr Dr. Bolle bestimmt. Der Stamm hatte unten eine Hölung, so dass ein kleiner Mann bequem durch den Baum von der einen Seite nach der andern durchgehen konnte. Sie soll inzwischen verschwunden sein. Äpen, Äpenberg heisst der bereits halb abgetragene, allgemeiner so genannte Backenberg am Ostausgange vom Kietz, einem Vorort vom Dorfe Gadsdorf. Der Backenberg besteht aus Lehm. Er wurde von jungen Leuten auch: Erten, Äten genannt. Auf ihm stehen eine Anzahl Backöfen, platt Backen. Der Schullehrer, 25 Jahre dort thätig, sagte

mir: „Wenn ich nur wüsste, was Äpen, (= Äpenberg) hiesse.“ So unbekannt ist dieser Baumname geworden.

Armantille, Armantill, Armentill, Amantill (ganz vereinzelt). (Erigeron canadense Bolle). In Lüsdörp sü*kn Frauns janze Arme vull davon un die Kingere mü*tn tu Huse die Blu*ssn applüekn.

Nach Krör Schulze ist es eine Pflanze mit kleinen gelben Blüten, kleiner wie bei der Schpeelblume; die Wurzel so dick wie ein Finger, von manchen in den Schnaps gethan, dass er besser schmeckt.

Arnika, Anika. Im Garten angepflanzt (Pulicaria dysenterica Ascherson). Wenn wer (einer, jemand) eine Wunde hat, dann Arnika und Fetschenkrut gekocht tun Badd und den Arm int Badd jelä'd, ok Bämwohle dabei. Beim Kochen ist das Wata immer so jlatt dabei imm Kätl.

Ärrdappl, auch Kürbiss (Cucurbita Pepo). Wenn die Jureken vorbei (zu Ende) sind, werden die Erdäpfel stuckwis' abgeschält, geschnitten und gekocht und denn mit Zucker und Essich injemockt. Früa wussten de Lüde nich villé von Zucka und hebben so wat nich jemockt. An det Spinnrad wär an de Side ne Butte von Holt; die war utjedresselt. In die Butte wurde eine zweite Schpule 'reinjesteckt. Da steckten die Mäkens, beim Spinnen, die Kürbisskörne 'rein. Die wurden jedrät auf dem Ofen. Die Kürbisskerne kamen aber erst ran (an die Reihe), wenn die Hässelnöte upjeknackt waren, nach Weihnachten. S. Kürbiss.

Balderjan (Valeriana officinalis). Von de Blu*ssn wärrd Thee jemockt.

Bälsnkrut, Belsenkrut (wohl Hyoseyamus niger).

Et wasste früer bei de Salsche (Saalesche) Mölle. Wei hä'n et jebrukt, wenn wei imma hä'n so jrotes Tähnrieten jehadd. Det kreit doch sonne schwarte Tutn un in de Tutn sinn so fiene Körna wie Mänkörna. Denn hä'n wei Wachs dünne jemockt in kleen'n Nopp, 'n Streefn Bomwulle jenoamn un imma in det Wachs, wo de Körna rinjestreit sinn, hen un ha jeküzt, imma med de Hand so rumjdrät, bes sonne Lichte drut würdn, so dick wien Bleistift, un denn upjehäwet (= verwahrt). Wenn eena denn Tähnrieten hadde, hi't et z. B. „Friede, häste nich keen Bälsnlicht?“ Bei de jrote Lüde hielt sich ji'da een'n Trächl (Blechtrichter) jä'n den quaddn Tahn jä'ne un drünga stand det brännende Bälsnlicht un dä kamm utn Tahn de olle Mäde rut, un in'n Trächel fiel se lank raff. Bei de Kingere wurdet ant Ohr ranjemockt. Et wärn rode Mädn med'n schwartn Kopp un ok witte medn rodn Kopp.

Bären, Birren (Pirus communis). In urolle Tied jaff et blo's Koddn. Man unterscheidet: Honnichbärn, Ostbärn, Reddichsbärn, Tafelbärn, Wintabärn.

In einem Bauernhause in Grossschulzendorf oder der Umgegend lag der Drache wie ein buntes Kalb auf dem Dachboden. Die Bauernfrau sagte mittags zu ihm:

„Küllexe man, Hänseken, küllexe,
Backebirnen und Klösse.“

Dann spie der Drache das aus und sie setzte es dem Knecht und der Magd als Mittagessen vor. W. V. 51. In der jüngeren Edda speit Odin Meth (Honigwein) aus.

Früher hebbn up den Fellen olle Pärböme un Kri'keleböme jestanden. Dã hebbn se jeseit: „Dã is nischt Juds drünger von elwen bis zwölwen (d. h. nicht geheuer um Mitternacht unter den Bäumen). Über Birnbäume und Apfelbäume auf Feldern vergleiche Wend. Volkstum 50, 71, 79, 92 und Wend. Sagen 101.

Am Inn (in Oberbayern) heisst die Berberitze (*Berberis vulgaris*): Beitzelbirne. Davon wird Sulz gekocht, ausgesotten, gilt als gesund, gebraucht, wenn jemand krank ist, für Hitze.

✓ Bärke (*Betula alba*). Von de Bärken werrdn die Pingesmaien jeschnã'dn. Die wurdn frúa upjehãwet. Det Loof, die Blã'dere is det beste Middl beitt Veih vörrn Dörchfall. (Mit Maien werden ausgeschmückt zu Pfingsten Haus- und Hoffhüren, auch die Stallthüren und oben die Brunnen.) Vergleiche Kohl.

✓ Bärkhorscht heisst eine sandige Erhebung mitten in Wiesen, zum Dorfe Rejõn gehörig, weil Bärken darauf wachsen.

Beemwolle, Bäwolle, Beemwille, Beemwülle (*Symphytum officinale*); ganz vereinzelt auch Schwattwurtele (Schwarzwurzeln) genannt. Ist gut, wenn die Zehen faulen. Die Schãle der schwattn Wurtl tũschn fulije Tei'n jemockt, heelt ju'd.

Beerschkene (*Vaccinium Myrtillus*; mir aus der Mark bekannt als Beesinge, auch Kuhpeken?).

Folgendes Liedchen, das ich der Güte einer Dame verdanke, wird im Schwarzwald (Gegend von Baden-Baden) „beim Heidelbeersuchen gesungen“. Ich gebe es unverändert so wieder, wie eine Eingeborene es niedergeschrieben hat.

„s Heidelbeermãnnl ist zu mer kommã,
Had mãr alli Bãrle knommã,
Hãfelã leer, Schũsselã leer,
Hab koi Bãrle mehr.
Wenn i nu (wienigs?) zu Hause wãr,
Hintã kommt der Zottelbeer.“

? Man macht sich schwarz an dem Bart, an den Augen, an den (Backen?)? —

Tauer (Kreis Kottbus): „Marja na peũku ist im Walde Kindern gefãhrlich.“ Am Johannistage sagt man: „Golje sejzi na peũku ta bẽla

(hier gesprochen bêla!) Marja“, oder: „ta zelena Marja“; auf Deutsch: im Walde sitzt auf einem Baumstamm (d. h. auf einem Stock!) die weisse Maria, die grüne Maria. Zelena heisst sie, weil alles grün ist. Am Johannistage werden die blauen Beeren reif.“

W. V. 140. An Maria vor der Ärnte „soll man nicht in die Haidebeeren (cerne jagody) gehen, denn da kommt die Maria auf weissem Pferde angeritten und nimmt die Kinder mit, die in den Haidebeeren sind.“ (Schleife, Kreis Rothenburg, Schlesien.)

W. V. 141. Am selben Tage (2. Juli) „sieht man die heilige Maria auf dem Klotze sitzen und sich die Haare kämmen.“ U. s. w.

In Oberbaiern, Bezirk von Rosenheim, bei Brannenburg, fand ich: „Auf der Biber war die schwarze Frau. Sie hatte einen schwarzen Schleier und ging im Walde. Wenn die Kinder Beeren suchten, sahen sie sie. — Das Bibermandl (= Männli, Männlein, Männchen) auf der Biber war ein kleiner Mann. Es hatte eine Zipfelmütze, wie sie früher getragen wurde und weisse Hemdärmel. Die Kinder sahen es, wenn sie Thaubereen suchten. — Drei Fräulein waren auf der Biber. Sie kamen in die Wachinger Mühle und haben die Kühe gemolken. Der Müller (Grossvater vom jetzigen (1888) Besitzer), traf sie dabei. Sie sagten: „Mehr als 7 Sterber werden nicht mehr auf der Wachinger Mühle sein“ und sind nicht wieder gekommen. — Auf dem Biberberg ist die St. Magdalenenkapelle. Der schwarze Hund kam die Treppe von der Kirche herunter (noch jetzt ein geheiligter Weg am Berg). — Eier- schalen wurden da zu Gold.“ In der Nähe ist die Margarethenkapelle, und die Schutzherrin der Kirche von Brannenburg ist die heilige Anna. Vergleiche auch Z. f. E. Verhandlungen unter Hexentanz.

Gegend von Rosenheim (Oberbaiern): „Die schwarzblaue Rauschebeere wächst im Filz. Wenn man viel davon isst, kriegt man einen Rausch; früher wurde Branntwein daraus gebrannt. Sie sieht beinah aus wie die Thau- oder Moos- oder Schwarzbeere.“

Beifu't (*Artemisia campestris*, *Artemisia vulgaris*). Het wärd so jrü'n afjeplückt un jedräut un de Handelslüde köpn et up up de Dörpere un nämen't med nôa de Städe. Wenn se so Schwienebråde un Jänsebråde máken, wärd et anjemockt. Vör det Päckskén betält da Handelsmann in Frö'jäh en'n Seksa (5 Pfennige).

Berupnkrut, Rupnkrut (*Erigeron acre*). To Alles to jebuken! Wenn de Frauens med de kleen Kingere det i'rschte mál rutje'n, lei'n se't üngern Kopp, üngern Küssn in de Pujje odde in de Drákiepe oer inn'n Wö'n rin — wat se nu hebbn, jetz hebbn se já alle Wo'ne —, dat de Lüde de Kingere nich so beschreien kö'nn'n. Det is vö't Dörchsi'n. Se drá'n det Krut ok in de Ställe vört Veih.

W. V. 162: „Wenn man Berupenskraut bei sich hat, so kann einem

keiner etwas anthun, und wenn es im Stalle ist, auch keiner dem Vieh.“
Grossschulzendorf. S. Z. f. E. Verh. 1896. X

✓ Bete, siehe Runklrö. X

✓ Bi^ose, Bi^osn (Binse, Juncus). Et jift marderlei Bi^osn. Det Biesen-
heu von de Wäsn frätn de Päre järn. X

✓ Bibernille, ganz vereinzelt (Lythrum Salicaria). En Steenschläja,
der fill drinken dät, mockte det jrü^one Krut inn Branntwien un liet et
eenen Dach steⁿ. Det sülde de Hitze utⁿ Kopp treckn. — Se kochn
det Krut, wenn se Koppschmerz hebbn ö^r der Kopp weih dut, un
drinkn et as Thee. X

✓ Bolle (Allium Cepa). Am 24. Juni (Johannisdach) werrdn de
Bolln umjekroapn (über der Erde umgeknickt) von eena nacktn Manns-
person. Die Mannsperson mutt janss nocksch sinn, wenigstens die
Hosen raff unnt Hemde hoch. Beit Umkroapn werrn de Bolln über de
Ärde umjeknickt, det die Kraft und det Wassthum nach üngen tunehmen,
nich bohne, det se in de Ärde mehr ansettn. Det jeschieht, wenn se
färich jewitt^t sinn. X

Wenn die Herze färich is (d. h. gewietet) beit Herzewieten den
letzten Dach, dann soll ein Mann sich schnell ausziehen und muss janz
nackt up die Kniee lang rutschen eenmäl rund rum um det jansse
Stück. Ebenso soll et bei de Bollen sinn. Beit Flass thut et ^{ne} Fraue. X

(Nach den mir gemachten Mitteilungen scheint es fast, als würde
das Herumkriechen im nackten Zustande, wenigstens bei den Bollen, in
der Stille hier und da noch heute gemacht. Es ist eine Art Fürbitte
um Fruchtbarkeit, ein Brauch, der aus dem grauen Altertum über-
kommen ist, wenn man auch den Sinn desselben in seiner ehemaligen
Bedeutung nicht mehr kennt. Ähnliche Bräuche, nur nicht so harmlos,
sondern viel roher, herrschten bei den alten Griechen und Römern und
den Völkern Kleinasiens. (Vergleiche auch gewisse Tempel in Japan
und bei andren Völkern.) Es ist eine Huldigung an die Fruchtbarkeit
der Erde (die Mutter Erde, die Erdmutter; als terrae mater bei Tacitus
erwähnt) und an die Gottheit (Gottheiten), die sie beherrscht.) X

Mit Bollpellen werden Ostereier gekocht und gelb gefärbt. X

✓ Botterblu^ome, Kettnblume (Leontodon Taraxacum), heet Ketten-
blume, weil die Kingere sonne Kettn von de Stä^ole mäken. Botterblu^omen,
die so im Fröhjahr int Jras wassen, werrdn jesammelt un die Blu^ossn
tu Thee jekocht un jedrunken (gut für den), wer die jäle Sucht hedd,
wo die Nö^ole anne Hänge so jä^ol werrⁿ. X

In Zelle hinter Trebbin is sonne Jägerei jewesst. Dä wo^ond ^{ne}
Fraue, die kann die jä^ole Sucht bespräkn. Die junge Fraue B. hadde
die jä^ole Sucht un wär sswee D^o dä in Zelle. Sei müsste vörr Sonn-

upjank henjebracht unⁿ no^a Sonn'nüngerjang wä'r afjeho^lt werd'n. Die Frau mockte det allemäl vör de Sonne.

✓ Bramn, Bro^mmn, Brämn, Brämbärn, Brammbeerschkene; Feldbrämn (*Rubus fruticosus*). Die Strükere, die uppet Feld anne Ärde wassen, sinn Brämn. Die Bärn heetn Bro^mmbeerschkene, wil sei kleen sinn. Früa jaff et ville. Früa hebbn sei sich Pötte voll jeho^lt un Mu^ssch von jekocht, det schmeckte janz schön. Jetz jiff^t et nich mehr so ville.

Gegend von Rosenheim (Oberbaiern): „Mulbeere heisst die rote, Brabeere die schwarze (Brombeere). Aus den Mulbeeren wurde (wird?) Sulz gesotten.“

Brennnä^atele, echte Brennnä^atele (*Urtica dioica*). Äe de Brennnä^ateln med de jroten Blä^dere blöⁿ, die Spitzen afnehmen, alle die Kröppe, un denn med Würmde tusammenkochen, is ju^d vörr den Brand, wenn man innerlich sonne Hitte häd un wenn eenen so schlecht to Mu^de is. — In Westfalen, in der Soester Oberbörde: „Zu Gründonnerstag, wenn man kein Grünmuss isst, stechen einem die Mücken die Augen aus. Gründonnerstag ass man Spinat oder Sprotten (die Ausschläge von Grünkohl). Hatte man kein Grünes aus dem Garten, suchten die Leute junge Brennesseln und junge Gensseln. Sie wurden ebenso wie Spinat zurecht gemacht. Junge Brennesseln schmecken herzhafter wie Spinat.“ Mitteilung des Herrn von Werthern. —

Brennnä^atele (*Urtica urens*).

Brunkohl (*Brassica*), siehe Koppkohl.

✓ Brunkrut, Brünekrut (*Brunella vulgaris*), wurde jeplückt un die (den) Jänse jekocht, det se nich sülln so kö^ssch wern. Wenn se up de Stoppeln köamen, denn frätⁿ se so ville Rogge mank de Stoppeln rin, det künnⁿ sei nich vadröⁿ. Denn wurde 'n jrotn Pott voll Brunkrut jekocht un inzejottⁿ in Kumm, un wenn se denn vont Feld kämen, wärn sei so dörschtich un sö^pn. Die Jänse werdn, wenn se denn sterwn, janz bruⁿ un blau. Von de jrote Hitze unten (und den) frischen Ro-ren, då kräⁿ se det.

Bucksbart (eine Grasart, *Aira Corynephora*. Weingaertneria *Canescens*. Ascherson).

✓ Buschebom, vereinzelt (*Buxus sempervirens*), wärd bei det Blu^mbeet anne Stieje lank jeplant.

✓ Buckskrut, vereinzelt; Steckappl (*Datura Stramonium*). Wer sonne bösärtije Wunde hed, (dagegen) plückn sich die Lüde de Blädere. Die Ribbn der Blädere (mit den Blättern selbst) werdn kleen jekloppt, sonst drückt et, un umjelä^d un Lappn rumjewickelt, det soll vörn Schwulst sinn un vör Alles, z. B. ok ju^d uppet Been (= Fuss auch).

✓ Brune Wiede (*Salix*, spec.?), werd jebrukt tu Kiepnflechn tum Knullenbuddln. Es giebt ausserdem jä'le Wiede und jrü'ne Wiede.

✓ Bullmelk; vereinzelt von Kindern Buttsmelk genannt (*Euphorbia* *Cyparissias*, *Euphorbia* *Lathyris*. — *Euphorbia* *Helioscopia* Bolle), werd vör schlecht (schädlich, giftig) jeachtet. Wer so die Schpruteln int Jesicht hed, mitn Saft (einreiben oder waschen?), det soll helpen. Een Mäken in Thyrow hadde sonn jälet Jesicht un hadde sonne Somma-spru'dln int Jesicht, un wollte tuet Hammelschmieln un hed sich metn Saft int Jesicht jemockt vörn Schpi'jl und det is schlimm jewordn. Sei hedd 'n weiet Jesichte jekrä'n un künnde nich tuet Hammelschmieln hen. Det wär so vörr den Ost (im Juli).

✓ Buttnstruk, Buttn (*Crataegus* *Oxyacantha*); ganz vereinzelt Mehlbutte und Krüzdorn genannt(?). Die Bärn kann man ätn, sinn ornlich mehlich. Wer die sammelt un kocht sie im Winter, sinn jut vörn Dörchfall, wer sich so erkältet hed.

Danne (*Picea excelsa* Lk. *Pinus Abies* L.). Dannäppl heissen die Tannzapfen, siehe Fichte.

Dau'nkrut (*Silene inflata*? — *Cucubalus* Behen Bolle?).

Dausendjüllnkrut, Dausendjüldenkrut (*Erythraea* *Centaurium*).

Dill (*Anethum graveolens*), vergleiche Krüzkümml. „Wenn die Brautleute vor dem Altare stehen, so soll die Braut in ihren Schuh einen „Knippel“ (Stückchen Holz) und Dill (die Körner) thun und sagen:

„Ick steh uf Knippel und Dill,
Min Mann muss dun wie ick will.“

(Grossschulzendorf). W. V. 124.

Dissel (*Cirsium arvense* Bolle), stäken wei manket Fu'da, to de Schwiene kochen, to det Veih inbrö'n. Die Disteln werden dazu von den Kindern der kleinen Leute mit der Sichel von Wiesen und Angern ausgeschnitten. Früher gab es viel mehr Disteln und Dornen.

Dolk; — Dollik? — (*Lolium Temulentum*). Dolk wasst manken Roggen. Wennt manket Brot köamt, werdn die Lüde von besoffen, det steigt innen Kopp. Mal hat der Müller Dolk im Mehl vermahlen, da sind die Leute, die von dem Brot gegessen haben, wie toll, wie betrunken gewesen.

Angabe des Kossäten Vater Heinrich: „Wenn vom Puschelwindhalm, der auf Wiesen steht, der Samen uppn Aeka fällt, un ungeplöt wird und denn upjeht, wird daraus der Dolk. Ebenso entsteht die Draspe auch vom Windhalm, wenn der Samen auf den Acker kommt. Draspe un Dolk is beedes eene Wäsfnucht.“

Dowe Brennnättele (*Lamium album*), werd to 't Krut jerechent un vört Veih so medjeschnä'dn.

Draspe (*Bromus secalinus*), auch genannt Raspenrö-ren, Roggen-draspe.

Echte Kruseminte, siehe Kruseminte.

Ehrenpriess (*Veronica spicata*), vörn Maren ju^t. Die Blätter kochen und drinkn, wer sonn Quälen hed.

Eike, Eeke (*Quercus*). Eichelkaffe is jut vör Bleeksucht, jäle Sucht un schwarte Sucht. (Von einer Frau wurde gesagt): erst hat sie die Schlagsucht gehabt und dann die Gelbsucht. Eichelkaffe wurde früher getrunken. Die Grossmutter vom Kossäten Heinrich in Wittstock trank Eichelkaffe zur Gesundheit. Eekenäppe — Eekelnäppe? — sind die Näpfchen, wo die Eekel drin sitt, Eekäppele die Galläpfel.

Else (*Alnus glutinosa*). Wenn Päre und Ossen dörch Geschirrdruck sonne Druckbüle (Jeschwülster, Knuddel) jekräⁿ häddn, det se sich wedda vatrekkn sö'lln un nich losköamen (aufgehen), so wurnn ut eenen Jrō mank Elsen medn Topp uten Modda de afjefallnen Elsenblädere rutjehōlt — de jrōⁿen Blädere trekken tu sehr — un uppert Dier drupjedāⁿ un denn 'ne Binge, z. B. 'n Stück von olln Sack afjeschnā^{dn}, rupjelā^d un ab un tu med Wāta upjeweekt. Det kü^{lt} dann de Schwulst week. So mockten se et in Schputendörp, wo ick tu Diⁿste wār. Eene olle Fraue mockte et so imma uppert Been (Fuss) un im Winta müsste der Knecht durchet Eis 'ne Lu^{me} haun un de Elsenrundblädere rutbringn.

(Hier will ich eine denkwürdige, in ihren Beziehungen uralte Sage mitteilen nach W. V. 44, die mir auf einer meiner, zu solchem Zwecke dorthin unternommenen, Wanderfahrten in Heiligensee bei Tegel erzählt wurde.)

„Es waren eine Braut und ein Bräutigam und viele Klapperstörche in der Gegend, wo sie wohnten, da sagte einmal die Braut zu ihrem Bräutigam: „Schiess doch einen Storch.“ Allein der Bräutigam wollte keinen Storch schießen, zuletzt schoss er aber doch und einem Storch das Bein lahm. Danach war der Mann zu Schiffe gegangen und kam an einen Strand, wo sehr viele Elsen standen. Da kam eine Frau, doch wohl die Frau vom Storch, und sagte: er sollte mitkommen und der Mann ging mit. Und sie gingen unter das Wasser und kamen in ein Haus, das war sehr schön und es gab auch Schönes zu essen. Da kam auch der Mann, dem es gehörte. Der hinkte und fragte: „Kannst du dich entsinnen, wie du dazumal nach dem Storch geschossen hast? Das bin ich gewesen.“ Dann gab er ihm ein Geschmeide, das war sehr schön und glänzend, das sollte er mitnehmen und seiner Braut schenken. Und der Mann nahm es mit. Wie er aber nach Hause kam, da hiessen ihn andere aus, er sollte es seinem Hunde anlegen. Das that er, und sowie er das Geschmeide ihm anlegte, zersprang der Hund in tausend Stücke und war nichts mehr von ihm zu hören noch zu sehen.“

Dies Geschmeide erinnert an das Brisingamen, das kostbare Halsgeschmeide der holden Freia, der Göttin der Liebe und Ehe, einst hochberühmt in der Götterwelt der Germanen. Wenn sie es in erstrahlender Schönheit anlegte, dann konnte ihrem „Zauber“ nichts widerstehen. Ich will hier auf die sonstigen Beziehungen jener Sage nicht weiter eingehen, aber sicherlich sind die Elsen nicht ohne Grund erwähnt.

Erdbeere, Ärdbäre (Gartenerdbeere, *Fragaria*) Siehe Nö'tbom.

Elfwiede, Elbwiede, vereinzelt (*Salix spec.?*), zum Körweflechn gebraucht und verkauft.

Entenjrütte (*Lemus minor*).

Epha, Efa, J-lof (*Hedera Helix*).

Erftte (*Pisum sativum*). Die Kinder sollten nicht in die Erbsen gehen, weil sie naschen. Darum sagte man: „Geht nicht in die Erbsen“, die Kinder aber sagten:

„Da kommt Hannemann, husch! husch!

Ick sitt in Diene Schoten.

Wenn der jriese Hannemann käme

Med siene jriese Bräme!

Huch! wie wollt ick flitzen,

Det ick in mien Hüseken käme.“

„Bräme war eine Pudelmütze aus Fell.“ Thyrow. —

In Niemeck (Kreis Zauch — Belzig) sagte man: „Kingere, jeht jo nich rin in die Erften, dá sitt de Schpurk.“ —

Hannemann, Hannemann, huschoscho!

Ick sitt in Diene Schoten.

Un wenn man Hannemann käme

Mit de jelbe (auch: jriese) Tähne,

Huchocho! wie wolln wir flitzen

Mit de jelbe Mützen.“ Gadsdorf. —

W. V. 148:

„Herr Amtmann, Herr Amtmann,

Wir sind in Deine Schoten,

Wenn der Amtmann käme,

Mit de lange Zähne,

Mit de rote Pudelmütze,

Ei da werden wir schöne flitzen.“ Trebatsch.

W. S. 300: „in Grossschulzendorf sagte man: „Kinder geht nicht in die Schoten“, und die Kinder sangen:

„Hannemann! Hannemann!

Husch, husch, husch,

Ich sitz' in Deinen Schoten.

Wenn der Hannemann käme,

Mit de rote Bräme

Mit de rote Mütze

Juch (auch: hei), wie wollt' ich flitzen.“

Hannemann hatte einen Knüppel, „mit dem würde er die Kinder schlagen.“ Bräme wurde damals (1879) von der Erzählerin, einer alten Frau, als „Augenbraue“ erklärt. Grossschulzendorf.

An de Dreetehn (zwischen Weihnachten und heilige drei Könige) soll man keine Hülsenfrüchte, z. B. Erbsen, kochen, sonst kriegt man lauter Geschwüre. Grossschulzendorf. W. V. 134. Ebenso in der Altmark (Osterburg): „In den 12 Tagen keine Hülsenfrüchte essen, sonst bekommt man Geschwüre.“

Fädablu^{me}, Fädagras, Fädakrut, Federkrut (*Eriophorum latifolium*). Die wittn Blu^{ssn} kochn sei det (dem, für das) Veih, wenn et den kollen Brand häd. De Stängele, Blädere und Blu^{men} jekocht un injegeben is vörs Veih ju^d, bei Kue un Pärde vör Wörmarietn un Bukkniepn.

Fädablu^{me} hiess vereinzelt auch (*Cardamine pratensis*).

Blue Färwablu^{me}, Färwakrut, Färberblume (*Jasione montana*), wasst up de hoe We^{sn}, werd jebrukt tum Du^kfärwn. Wer det Allet wetn dud, kann alleene damed färwn, aber et gehört noch andres aus der Apotheke dazu.

Fetschenkrut (*Echium vulgare*). Einen Namen und zwar diesen für E. v. fand ich nur bei einer einzigen „klugen Frau“ noch bekannt. Is ju^d vörn Kropp der Päre, det sinn Jeschwülste med Eita un Schnuppn; ok ju^d vör die Schwiene, int Drankfass medkocht.

(Eine Bedeutung des Wortes Fetschen war nicht bekannt.)

Aus Ostpreussen (Kreis Darkelmen) führe ich an: „Wenn das Kind beim Eintritt ins Haus die Füße nicht reinmacht, sagt man: „Der Fetscheräper (= Fusskratzer) kommt, der schrappt Euch nu ab.“ So nennt (oder wenigstens nannte!) man alte Bettelleute, die lumpig sind.“

Fette Hünne (*Sedum maximum*). Wenn eene Färze sich nich ossen (rindern) dut, det im Somma jröⁿ jekloppt mank zwee Steene un innen Drank jefewen, die ganze Plante.

Fossschwanz (Fuchsschwanz).

Fijélekinne, Fijölekenne (der Ton liegt auf dem e und ö, *Viola odorata*).

Fichte (*Pinus silvestris*).

Tun Wiⁿachtsbom nahmen sei ne Fichte. Jrotmu^{da} Beckan ör Vada häd vertält: bei de Soldatn häⁿ sei 'n Wiⁿachtsbom von buntet Papier jemockt (um 1815). In Thüre haddn alle (um 1825–1830) 'n Wiⁿachtsbom jemockt. Rechte kruse Fichtn im Mai, wenn se schi^{tn} duⁿ, häⁿ sei sich utjekiekt, un denn inn'n Winta jehöalt. Dá kämen jrote Nö^{te} dran, Päpakuchn, Joldschumeire, un so bunte Järne, Joldföme, jäl oer brun anjefärwt, wurnn um de Tackene rumjetreckt un

buntet Papier, wer't halleweje künne upbringn un Viergroschnstück hadde. Da Wi'nachtsbom wurde upne kleene Hutsche jestellt. Neujährsdach müsste ha noch sinn, den Dach noät Neujähr wurre har jeplündatt.

(Da über das Alter des Weilmachtsbaum in weiteren Kreisen wenig bekannt ist, teile ich nach Fritz Ortwein (Deutsche Weihnachten, Gotha, 1892, 65) „die bis jetzt älteste Nachricht vom Jahre 1604“ mit, die also lautet: „Auff Weihenachten richtet man Dannenbäum zu Strassburg in den Stuben auff daran hencket man rossen auss vielfarbigem papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgold, Zucker u. s. w. „Und in seinem Buche „Katechismus = Milch“ vom Jahre 1657 spricht der gelehrte Theologe Professor Dannhauer gegen den Weihnachts- oder Tannenbaum: „Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeheth, ist auch der Weihnachtsbaum oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hernach schütteln und abblümen lässt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiss ich nicht; ist ein Kinderspiel, doch besser als andere Phantasie, ja Abgötterei, so man mit dem Christkinde pflegt zu treiben und also des Satans Kapelle neben die Kirche baut, den Kindern eine solche Opinion einbringet, dass sie ihre innigliche Kindergebetlein für dem verummten und vermeinten Christkindlein fast abgöttischer Weise ablegen. Viel besser wäre es, man weihete sie auf den geistlichen Cedernbaum Christum Jesum“ (55, 66).

„Eine Salzburger Waldordnung vom Jahre 1755 verbietet die Bechl- oder Weihnachtsboschen“ (S. 67). Ortwein bemerkt zutreffend: „In dem Namen „Bechlboschen“ ist jedenfalls eine Erinnerung an Berchta zu suchen, der der 6. Januar, der Berchtentag, geweiht ist. Dies deutet auf einen heidnischen Ursprung des Brauches. Als heidnische Sitte wird der Christbaum geradezu bezeichnet von dem kursächsischen Rat Tetzl: „Die alten Heiden satzten vor ihre Häuser zweene Dannen-Bäume creutzweise über einander und frassen und sofften 19 Tage lang.“

Der Bercht entspricht bei uns als Weihnachtsgöttin die Frau Harke.)

Sprö'takene sind etwas mehr als daumstarke lange Jälpe.

Eine Mücke ist ein gabelförmiger Zweig (Müjje = Mücke, die in der Luft fliegt). Mücken heissen in Berlin die eisernen Halter vor den Heerwachen, in deren (jetzige) Vertiefung die Gewehre von den Heerleuten hineingelehnt werden. Früher waren sie vielleicht gabelförmig.

Ries sind finger- bis armstarke Zweige von Laubholz und Nadelholz.

Kuckucksholt heisst hier, soviel ich feststellen konnte, das Holz, nämlich Spitzen und Zacken, was vom Stangenholz (im forstlichen Sinne!) abgehauen und in Meterlänge gesetzt wird, angeblich deshalb, weil es das schlechteste ist und weil der Kuckuck auch nicht viel wert ist. Er schreit erst, wenn er sich satt kann fressen in Elsenloof, und schreit bloss ein halb Jahr. Wenn die Mandeln gesetzt werden, hört er up.

Wenn er lange schreit, jafft et en schlechtet düret Jahr. Er legt ok seine Eier in andre Nester, in jedes Nest eens.

Strümmel ist ein Baumstumpf, ein Stamm, bis zur Höhe von 6—8 Fuss, ohne Äste und Blätter.

Oll Strubbel heisst ein knusterich gewachsener, ollen Struk.

Ki'nhorscht heisst eine sandige Erhebung mitten in Wiesen, zum Dorfe Rejõn (Rehhagen) gehörig, weil junge Kiefern darauf wachsen. Die Horscht (der Horst) ist eine grössere, sandige, trocknere, eilandartige Erhebung in nassem, sumpfigem Gelände, von den Sprachgelehrten in den Wörterbüchern noch nicht verzeichnet, sachlich steht es dem verzeichneten Horst (englisch hurst) nahe, ihm verwandt ist jedenfalls das wendische wotrow (= ostro in anderen slavischen Sprachen), niederwendisch = Horst, oberwendisch (Phuhl) = Insel, ähnlich wendisch kupa, die Kaupe, davon die Kaupergemeinde, kuparska gmejna zu Burg im Spreewald.

Spröltackene wurden früher zum Sprö'ltu'n gebraucht. Früher gab es sehr viele Spröltune (jetzt wenig) an den Strassen als Jehä, weil das Vieh viel auf die Strassen kam, als es noch auf die Weide gieng, weil es Gemeindehütungen gab in der Zeit der alten Gemeindefelderwirtschaft vor der Separation. Ein Stachetentu'n besteht aus kurzen Stangen, die nach oben gestellt sind. Ein Plankentun ist ein Boltun, ein Bretterzaun, aus Brettern, die oben gehalten werden durch einen Balken, „eine Art Rähmstück“, genannt die Hulle, mit einem Pfalz, in dem die Bretter sitzen, die im Zaun von unten nach oben stehen. Diese Rinne, in das Holt utjehaun, heisst eene Römmele. Wegen Riestun s. Werft.

Sprüchwort: „Wue da Tun lech is, krüppt 'n ji'da röa“, d. h. wo der Zaun niedrig ist, kriecht ein jeder rüber, und bedeutet: die Kleinen werden immer mehr gedrückt wie die Grossen, Ungerechtigkeit herrscht auf der Welt.

Kien diente zum Leuchten statt Lampe und Licht. Die Frauenslüde haben dabei gesponnen, geflickt und genäht. Kossät Vater Heinrich brannte noch Kien vor 20 Jahren, Grossmutter Becker häd noch vör ssehn Jähren Kien jebrennt, upn Mauasteen oa iesann Dreefu't upjelä'd. Da Kien müsste jedräut sinn un fett, det et helle brennde, wenn Stücka sechs oer sieben oa acht Mäkes schpinnn dät'n.

Beim Kienlicht wurde ein Dreifu't hingesezt und da drauf ein Dacksteen gelegt und darauf ein Stück Kien. Wollte man Feuer anmachen, so nahm man Tunger von alter Leinwand und pinkte mit Stä'l und mit Pinksteen, bes Funken flogen hen up dänn (den) Tunger. Wenn es lossglimmte, wurde Schwe'l jäne jehollen un jepustet, bes et anbrennde. Det dauerte männichmäl 'ne halwe Stunde, ä we wat Für ankräen. Schwe'l bestand aus einem Foam, von Flass jespunnen,

injetunkt in den jeschmoltnen Schwe^al. Vergleiche über Spanlicht in Süddeutschland und Feueranmachen in Pommern meine Angaben im Korrespondenzblatt der deutschen anthrop. Gesellschaft XXIV, 1893, S. 18; in den Mitteilungen der anthr. Ges. in Wien, 1893, 63, 64 und Abbildung 56; Z. f. E. 130; W. S. 239, 248; W. V. 71.

Kienäppl hiessen (noch?) bei Sputendorf Kuckeluren, heissen Kuckuluren bei Luckenwalde (Kukulüren auch), bei Jüterbogk und Woltersdorf, Liebetz, Märtensmühle, nach einer Angabe: bloss die jedräuten, die geplatzen, wo der Same rut is. Man sagt: „Die Kingere sinn in de Heede nâ Kuckuluren.“

Kuzeln, auch Kuseln, in Dörfern der Umgegend von Berlin auch Ku-seln (kurzes u, weiches s) heissen junge, ringsum krause, mehr frei, vereinzelter für sich gewachsene Kiefern, vielleicht aus dem Wendischen, wo chojca (sprich choiza) Kiefer heisst und dies oj im deutschen Munde zu u wird in Kunersdorf aus wendisch Chojany, Kunitz aus wendisch Khójnica; aus chojca konnte also kuze, kuzel (in der Lausitz Scherbel für Scherben, Rudel für Ruder) u. s. w. werden, aber auch kužel = Wocken, kužeraty = kraus. S. Kuⁿschen im Wörterverzeichnis.

Mull, Müll heisst der Abfall von den Kiefernadeln, wird als Streu für das Vieh zusammengeharkt. S. Reenefäre.

Tanger sind kurze kleine Tackene mit No^lln; Kuⁿschen kl. k. T. m. N. „höchstens im zweiten Schuss“, etwa bis Armlänge; jä^lkuⁿschige Tackene sind Zacken mit gelben vertrockneten Nadeln.

Redensart. Wenn einer beim Graben im Garten u. a. einen Kuⁿsch (Kunsch) Pe^dn (Päden) herauszieht aus der Erde, dann sagt er: „Det is alles in een Knister un in een Kenster gewassen.“

Horntackene sind dicke, bereits vertrocknete Aststümpfe an den Kiefern.

Jälpe heisst ein schlanker, glatter, nicht ästiger Zweig: ein jälp jewassener Bom ist ein schlanker glatter Baum, der nicht knusterig ist.

Finkenposch (Cornicularia aculeata, bestimmt von Herrn Professor Magnus), siehe Posch. Finkenposch heisst es, weil der Finke sein Nest von baut. Bei Schputendörp, im witten Finkenposch, hebbn sei (früher) jrote Paltn tusammjeharcht; et häd sich imma so upjepellt. Sei hebbn et jeharcht, um et öwa de jrotn Messbättn rübatudeckn. Det kundn die Järtner umsüss harkn, wil sich die Rupn so drin verstäkn un kriechn darut int Fröjäh un an de Böme. Jetz nehmen die Järtner nich den Finkenposch mehr wejen die Rupen, jetz holen se Ekenlop ut de Heede.

Flass; vereinzelt Spinneflass (Linum usitatissimum).

Weete, Jerschte un Flass sä^ten sei upt Leje. Flass soll man auf Wolborgen säen, „sonst fressen ihn die Padden ab. W. V. 116. / Beit

Liensäen wurden kleine zerriebene Eierschalen, auch von Ostereiern mitgesät. So glatt als die Eierschalen von den Eiern sich abpellen, so glatt sollen auch die Schän vom Flachs beim Schwingen abgehen. Vom Saamen wird Leinöl gemacht und das Öl zu Pellkartoffeln und zu Brot statt's Bottre gegessen, wie in der Lausitz (Zeitschrift für Ethnologie, 1886, 135, Ann. 1). Eine Flassbote heisst ein Bündchen Flachs, Röd-kuten heissen Wäterlöcher, Wassergruben, wo man det Flass, bedeckt mit Holz oder Modder, inröten, utröden thut, d. h. einpacken ins Wasser für 6—8, auch 12—14 Tage, was „davon abhängt, ob das Wasser kalt oder warm, der Flachs grün oder trocken ist.“ Die Knotten mit dem Liensamen heissen Bölln (eene Bülle) und werden afjeräpt mit 'ne Rāpe.

W. V. 116: „Wenn ein Mädchen den Flachs fertig gewietet hat, so soll sie nackend dreimal um den Acker herumrennen und dabei sagen:

„Flasken, Flasken, Druse,
Wachs βίς av die Φουσε,
βίς av μείνε Τίττεν (βρυστε),
Dann bliw sitten.“

Es wurde mir damals (etwa 1879—1881) wiederholentlich ausdrücklich versichert, dass dies in Grossschulzendorf, damals, noch bis vor 25 Jahren gemacht worden sei „von nackenden Mädchen, wenn keine Männer zugegen waren“.

Wenn det Flass färc'h jewieten wär un det Unkrut so rut, sülle een Mäken (so war die alte Vorschrift), dā dreemäl nocksch rumrennen, denn kricht det Flass nich die Māde (d. h. eine gewisse Art „Made“ befällt nicht den Flachs), die spinnt immer so die Kröppe tusammen, denn werd det Flass kränkelich un kricht an de Siede so velle Ssanken (Plantschen) un denn Knobben. Wei sä'den immer: „Wer is nu die Jüngste? Du musst Dei uttrecken.“ Et wurde man bloss immer jesä'd, jemoekt hād et keener (Überlieferung in Thürow und andren Dörfern).

In Wittstock wurde immer gesagt, dass früher, wenn die Mädchen Flachs wieteten und sie dann mit Flachswieten fertig waren, ein Mädchen nackend dreimal um das Feld herumrennen (lopen) und beim Herumrennen sagen musste:

„Flasskn, Flasskn, druse,
Wass bes av μείνε Φουσε, fuse (BBW...: Fose)
Wass bes av μείνε Τίττεν,
Dā bliw sittn (oder: Dā kannst Du bliewn sittn).“

— So sagte auch Grossvater, wenn der Flachs gesät wurde (in andren Dörfern). — Oder es wurde gesagt:

„Flasskn, Flasskn bruse
Bes av ουσαρ Μουττερος (matris) Πουσε,
Bes av μείνε Τίττεν“ u. s. w.

aber gemacht worden ist es nicht mehr.

Die alte Frau Schulze, etwa 77 Jahr alt, hat mir wiederholentlich bezeugt als Augenzeugin, dass thatsächlich, in ihrer Gegenwart, wie sie selbst noch jung war, im Dorfe ... ein Kindermädchen, das noch nach Schule ging, dreizehn Jahre vielleicht alt, sich nackt ausziehen musste und dreimal um den blühenden Flachs herum lief, denn „dann wächst er besser“. Dorf ...

Ich füge noch aus Ostpreussen hinzu, von mir aus Volksmunde aufgezeichnet: „Man muss immer dem Flachs den *νακκινδεν* *Ἰντερν* zeigen. Dann sieht er das und wächst gut. Meine Mutter sagte zu mir, wie ich Braut war: „Wenn Du hingehst, musst Du das thun, dann wächst er gut.“ Beihnunen (Kreis Darkehmen).

(Das erwähnte Wort „bruse“ ist = brause, thu brausen (im Sinne von aufbrausen); brusen = brauschen. Det Flass brust, wenn et so recht bullijet (bulljet). Das Korn thut auch bullijen, wenn es sonne Wellen schlägt, wie der Dichter ähnlich sagt: „Und in schwanken Silberwellen wogt die Saat der Ärnte zu.“ Das Hauptwort Bulje (kurzes u) ist plattdeutsch hier Woge, Welle, niederdeutsch Bülge, häufig von Fritz Reuter bildlich gebraucht. Brüsche, Brusche = Brausche, bedeutet eine Beule, z. B. am Kopf, im Gesicht, wenn man sich gestossen hat, gefallen ist oder geschlagen wurde. Der Flachs brust, wenn er üppig gediehen ist und vom Winde in schwanken Wellen bewegt wird. „Bruse“ ist also das Wort eines Gebetes um üppiges Gedeihen des Flachses aus alter Zeit her. Er soll so hoch wachsen wie die weibliche Brust (vergleiche auch W. S. 241, 242).

Es ist jedenfalls eine uralte feierliche Sitte, die sich in diesem Laufen um den Flachs herum erhalten hat. Dadurch, dass eine Jungfrau um den Flachs lief in völliger Reinheit, wie sie die Natur geschaffen, ohne menschliche Zuthat — der menschliche Leib ist auch nach christlicher Auffassung ein Ebenbild Gottes — sollte sicherlich, bei weiterer Ausbildung göttlicher Vorstellungen im Altertum, der Flachs oder das Flachsfeld einer Gottheit geweiht werden, vielleicht einstmals der grossen Erdmutter. Noch der Römer Tacitus verzeichnet eine solche für Niederdeutschland als Nerthus oder Hertha (dann Erta, Erde) und erklärt sie ausdrücklich als terrae mater, als Erdmutter. Die Erinnerung an eine Kornmutter, eine Kornmuhme, Kornmiene war noch zu unsrer Zeit überall lebendig in der Mark, bis unmittelbar an Berlin heran (Wilmsdorf). Es mag dann im besondern der Flachs geweiht worden sein der Göttin Harke (Herke, Ere) oder Frigg, der Gemahlin des Himmelsgottes Wodan, der auch im Sturme daher braust, oder auch, wenn sie hier gewesen sein sollte, einer besonderen Frühlingsgöttin, dann gleichzeitig Göttin der Liebe.

Ich erwähne noch aus meinen Aufzeichnungen aus Baiern: „Am Sunnwendtag (Johannistag) wird in den Flachs ein Stecken, angekohlt

im Sunnwendfeuer, reingesteckt bis Brusthöhe. Der Flachs soll so hoch wachsen, wie der Stock. Gegend bei Passau.

Über Flachs und Spinnen und Leinen in der Mark vergleiche man meine Angaben in W. S. 90, 231, 232, 241, 242, 246, 247, 249, 250 - 252, 255, 256, und in W. V. 21, 67, 71, 75, 109, 115—117, 126 f., 128, 132 f. 138, 147.

2x } Wegen der Weihe durch nackte Mädchen erwäge man auch das Umknicken der Bollen durch nackte Männer und den doppelten Sinn dieser Handlung, unter Bolle.

3x } W. V. 107: „Wenn eine Schwangere den Flachs zum Trocknen in den Backofen setzt, so soll sie nicht in den Backofen kriechen, sonst bekommt das Kind rote Haare.“ Grossschulzendorf.

Der alte Fritz hat gesagt: „Selbstgesponnen und selbstgemacht ist die beste Bauerntracht.“

2x } Wer (d. h. Magd und Frau) Weihnachtsheiligabend nicht abgesponnen hat, so kommt die Frau Harke. Thyrow und in anderen Dörfern. Vergleiche darüber meine eingehenden Mitteilungen in der Brandenburgia 1896, Monatsblatt, und auch über Frau Harke und die Bercht (Berta) in Österreich Z. f. E. Verh. 1896. Am Weihnachtsheiligabend darf kein Flachs auf dem Wocken sein, dagegen können in den Zwölften oder Dreetehn (Weihnachten bis heilige drei Könige) Dienstmägde spinnen für sich, aber nicht für die Wirtin (d. h. die Bäurin, die Herrschaft). Zu Weihnachten erscheint die Gottheit, es ist die Zeit der Wintersonnenwende. Die Sonne nimmt wieder zu an Kraft, das neue Jahr kommt herauf, gute Hoffnung erfüllt die Gemüter im nächtlichen Dunkel, neues Licht und neues Leben (an das Licht der Welt kommen = geboren werden!) zeigt die Zukunft. Weihnachten ist die heilige Zeit der Göttin Harke oder wie auch immer der Name vormals gelautet haben mag.

4x } Wei säden früa imma: „Martine (11. Nov.) pusst det Licht an un Mareien (25. März) pusst et ut“ (weil man beim Spinnen Licht haben muss, früher vom Kienspan; siehe Fichte!). Mareie ist im März, dann hört das Spinnen auf. Mit Martine fängt es an, 6 Wochen vor Weihnachten.

5x } Ich teile hier noch einen Brauch mit, so wie ich ihn mir früher verzeichnet habe, vom Dorfe Königsberg im Kreise Ostprieignitz. „Wenn Flachs gebrakt wird und die Mädchen aus dem Dorfe sind dabei zusammen, dann kommen am Abend, wenn sie essen, die Knechte, und einer, der das beste Maulwerk hat, macht den Jochem Brun. Der sagt z. B. „Jochem will och 'n Bischen hemen (Bischen haben). Ein Mädchen antwortet: „Na, Jochem, kannst Du och beten?“

Jochem: „Vorige Jahr war ein trocknes Jahr.“

Da das Flachs auf 'm Felde nicht geraten war...“
(Er spricht noch sieben weitere Reime, die hier nicht mitteilbar sind.)

Da lachen die Mädchen, dass sie sich den Bauch halten möchten und nötigen den Jochem Brun, dass er 'reinkommen soll. Dann kommt Jochem Brun 'rein und kriegt was zu essen.

Jochem Brun (so erklärte der Erzähler) ist in alten Zeiten immer 'rumgegangen und hat gebettelt bei die Braker."

Wer von den Haarbrechern das letzte Büschel Har (= Flachs) bricht, wird Bräutigam und bekommt auf einem Teller einen Rosmarienzweig, Aschenkraut und einen Apfel, ferner Cigarren und ein Taschentuch. Oberbaiern, am unteren Inn, in der Gegend von Rosenheim. Wegen Rosmarien vergleiche W. S. 303, 304; W. V. 122.

Am Sonnabend sollte man nicht spinnen, sonst erscheint eine Hand in der Thüre, sagte meine Mutter immer. Das ist aber Aber (Aber = Aberglaube). Osterburg in der Altmark.

(Die blau blühenden Flachsfelder gleichen, von weitem gesehen, namentlich bei sonnigem Himmel, Wasserflächen. Ich selbst glaubte (i. J. 1894) hier im Kreise Teltow, zwischen den Baumstämmen eines „Busch“ hindurch, in der Ferne ein Wasser zu erblicken, das den Himmel spiegelte, wie sein lichtiges Blau zeigte. Bei näherem Hinzugehen stellte sich aber heraus, dass es kein Wasser, sondern blühender Flachs war. Diese Täuschung erinnerte mich an jene Erzählung in der Geschichte der Langobarden (I, 20).

Zwischen Tato, dem König der Langobarden und Rodulf, dem König der Heruler, entstand Feindseligkeit, da die Prinzessin Rumetrud, Tatos Schwester, Rodulfs Bruder hatte umbringen lassen. Die Langobarden, wie Paul Warnefried berichtet, wohnten zu jener Zeit auf dem damals so genannten „Feld“, vermutlich (nach Meyer) das Marchfeld östlich von Wien, also einer ausgedehnten Ebene. Es kam zu einer Schlacht zwischen den beiden deutschen Völkern, den Langobarden und den Herulern. Die Heruler, damals sehr kriegsgewohnt, gingen mit nacktem Oberleib in den Kampf, wohl um ihren Mut und ihre Verachtung gegen Wunden zu zeigen. Ihr König Rodulf war so siegesgewiss, dass er ruhig beim Spiele blieb. Er liess nur einen seiner Leute nebenan auf einen Baum klettern um ihm den Sieg seines Heeres, zu berichten, drohte ihm aber den Kopf abzuschlagen, wenn er Flucht meldete. Die Folgen blieben nicht aus. Die Langobarden drangen siegreich vor, König Rodulf wurde nach tapftrer Gegenwehr niedergewunden, die Heruler wurden gänzlich geschlagen und auseinander gesprengt. In der Hast und Not der Flucht sahen sie grüne Flachsfelder, die dort waren, für Wasser an, das sie durchschwimmen wollten, und wurden niedergemacht, als sie die Arme zum Schwimmen ausstreckten. Im Lager wurde reiche Beute gemacht und der König Tato nahm Rodulfs Banner, das die Heruler, mit diesem Worte, „Band“ nannten. Soweit Warnefried.

(Grüne Flachsfelder sind es keinesfalls gewesen, sondern blaue, blühende, und dass die Heruler, trotz des Schreckens der Flucht, in nächster Nähe den blühenden Flachs für Wasser sollen gehalten haben, ist gänzlich ausgeschlossen. Aber es ist sehr wohl möglich, dass einige in einiger Entfernung blühenden Flachs für Wasser hielten. So kann immerhin diesem Bericht eine Thatsache zu Grunde liegen, wenn auch sonst noch so viele Sagen umgehen, dass blühender Flachs für Wasser gehalten wurde.)

Fli'da, schwartn Fli'da, Fliedabom (Sambucus nigra). In Sommas-tied werden die frischen Blätter aufgelegt, wer ein schlimmes Bein häd, jejen Soltfluss; im Winter die hartgewordnen Blätter weichgemacht.

Auf dem Johannistag werden die Blätter geschnitten und dann auf Wunden gelegt. Wenn so wat anschwellen dut und Hitze ist, sagte man: „Welln man Fli'dablä'dere anlejen, die külen.“ Die Blüten werden to Thee jedrunkn tom Schwätzn, wer sich so erkält häd.

Hollundre wurde er vor 60 Jahren von einer Bäurin in Sputendorf genannt. Der Fliedabom hat Bobbeln.

Flittagras in Thyrow, Zittagras in Gadsdorf (wohl Briza media), is gut für das Vieh, wenn es den kollen Brand hat; wird gekocht.

Fu'lbom (Rhamnus Frangula), is jiftich. Der Faulbaum hat zwei Arten Beeren. Die eine kriegt er gleich noan Ost, die ängere im Spätherbst. Die Olln haben früher gesagt: wenn der tiede Faulbaum (d. h. ein Baum mit frühen Beeren) recht voll ist, dann gerät der erste, der frühgesäte Roggen gut; wenn am späten die Beeren dicht hacken, dann wird der späte Roggen besser (bezieht sich auf die vier Wochen Saatzeit im Herbst).

Vannen Fulbom det Borke afnehmen, denn de üngere jrüne Bast afgeschabt und med junge Ku'sähne jekocht und damed jeschmeert, det is ju't vör Krabble.

Früher war viel Bienenzucht. Es gab mehr Bienen. Sie hatten mehr Nahrung. Es wuchsen mehr Weiden, Werft und Faulbaum. Das ist ihre Hauptnahrung. Früher, wo jetzt Wiesen sind, war alles mit Werft bewachsen. Een Schneda hatte 50 Körwe. So einer hiess Bienenkönig. Früher, sagt man, hatten die Leute bessre Tähne, weil kein Zucka war. (Vergleiche über den Niedergang der Bienenzucht in Volkskreisen der Niederlausitz die volkstümlichen Angaben in meinem wend. Volkstum 22 und 160, für Oberbayern mein: Bauernhaus im Berchtesgadener Ländchen, in den Mitteilungen der anthr. Gesellschaft in Wien. 1896. 78.)

Fünffingerkrut (Potentilla reptans Ascherson). Wenn jemand (innerlich) Weidon in siena Läwenstied häd, die Blätter abkochen und

trinken (den Abguss). „Jesu-Jicht ist die schlimmste Jicht un brukt achtzä'n Wochen tur Heelunge.“

Die Wurtele werden vört Veih gebraucht.

In dem Krut kann der Mensch sien janzet Lävendschicksal si'n. So ville Odan as da Minsch häd, so ville (Blatt-) Stängele sinn an de Rankn. Z. f. E. Verh. 1896.

Haberjras (?).

Hadderick, Hädderick (Rhaphanus Raphanistrum, Sinapis arvensis).

Der jemeene Hädderick (Rhaphanus Raphanistrum), Veih un Schwiene frät'n am jerne.

Der spitze Hädderick (Erysimum spec. Bolle). Veih frätt am nich jerne; ha wärd so stöckrich.

Hadderiksamen (Sinapis arvensis) frät'n de jriesn Hänneperlinge. Hänneperling is'n Vorel.

Hoaneklöten, Hänklötn; auch Håbnklötn (Evonymus europaeus).

Fröa druren de Mäkn Koppdücha (so wie jetzt nur noch die alten Frauen hier auf den Dörfern) un haddn de Koppdücha so fest ummebundn un den Kopp, so wärm, det wär so verhitzt, so hebbn wei et jenämt und hebbn ville Luse jehebbt. Denn hebbn sei de Früchte jenomn, die riepn, un de Körne rutjepellt un jedräut uppen Fühärd oa in Backen un tu Pulwer jekloppt (wie jetzt das Insektenpulver) un in die Haare in die Schörwe rinjestreut. Denn hebbn de Luse anjefangen tu kribbeln. Denn wurde een Duk drübajebungn un dann starwen sei.

Vont Holt machen die Schusta die Nägel.

(Hundeklödenbaum nannten Kinder den Spillbaum.)

Hänkamm, Hånenkamm, ist ein Pulss (Merisma flavum und Merisma botrytis?).

Hänkamm (Rhinanthus major), siehe Schurre.

Harthölten (Cornus sanguinea, Ascherson), wird zu Worscht-schpi^{le} genommen. Beim Stopfen der Wurst werden beide Enden jeschpi^{lt}.

Håsnkohl, Håsenkohl (Oxalis acetosella), vereinzelt. As Kinger hebbn wi Hänge voll jeplückt und jejät'n.

Hånsalat (? Lactuca muralis). De Kingere ätn die Blätter roh wie Salat.

Håsnmån, Hasenmohn; auch willen Mån (der kleine Feldmohn; ? Papaver Rhoëas).

Håsselnö^{te}; Hasselnä^{te}, Håselnö^{te} (Corylus Avellana). Hasselnö^{te} sinn de janz kleenen, Bårtnö^{te} de middljroten, un denn Wallnö^{te}.

Früa jaff et ville Hasselnö'te, jetz is alles utjerott, weil alles (d. h. das mit Busch bestandene lege bessere Gelände) to (Acker-) Land jemockt werdd. De Hasselnö'te sittn in Schuhschelln. Wenn drei tosammenhacken, iss et (d. h. heet et) een Dreibuck, wenn zwee Zweebuck, wenn viere Vierbuck, wenn fünfe Fünfbuck. Mehr wie fünfe koamt nich vör. Wenn zwee Kirschn, zwee Plumen, zwee Knülln an een Stängl tosammmhackn, heet det Pörkn (Pöreken).

Von Thüre jingn wei as sieben-, acht-, neunzehnjährige Mäkens, nõdn (noan) Wendisch-Wilmersdörpschen Park (gräflich Schwerinsche Besizung), — det is eene halwe Stunde — Hasselnö'te plückn um die Middagsti'd, äe de Herschöpt rute kämen innn Jörn (auch Jaardn). Denn hä'n wei jeplückt un sei med tu Huse jenoamn. Denn hä'n wei tusammen bei eene henjejen innen Jörn von'n Hus, wo keen enga nich so koamn dä't. Da wurde een Platz (Stelle) jräde jemockt un tä'te ji'da si'ne so up, wie (wo ville) jede hädde, z. B. „zwee Buck, drei Buck, vier Buck, fünf Buck.“ Det wär det Höchste. Det worn all die Heiradsburschn. Nu jink det Lachn loss, un: „Det Jahr koamn drei up de Heirad bei mei“, „vier bei mei“ u. s. w. Denn warnn se in'n Büdl oer Korw injesammelt un inne Kammere upjehängn, det de Kingere nich so beikämn, süss jink det Knackn (von Seiten der Kinder) loss. To Wi'nachtn jingn unse sechs siebene, sonne Spinnichte, tosammn (d. h. hielten zusammen) un noa Wi'nachtn, wenn Flassspinn lossjink, denn haddn wei de Hasselnä'te med in de Tasche. Vör Wi'nachtn wurde Werch jesponnn. Et kämn de Knechte in de Spinnichte. Denn nä'mn se de Wockn (ab vom Wockenstock) un det heet jeküzelt, un denn musstn de Mäkens Küsse jäwn. Die Hasslnä'te hä'n die Mäkens so bei det Spinn'n jeknackt un denn wurnn die Taschn bei de Mäkens nächjerewindiert von de Knechte. Hernächns, d. h. später in der Jahreszeit) wurnn de Ärdäpplkerne jeknackt bes Fröhjahr.

Heedekrut (*Calluna vulgaris*), wurde bei Sputendorf früher geschnitten für das Vieh, grosse Säcke voll. Ssicken, Kö fressen es gern.

Heedenä'tele (*Urtica urens*). Wenn de Lü'de so Hitte hebbn un krän sonne Bladdann am Leibe, sonne ro'dn Plecke, denn isset det Nä'tlfieba. Man dräut de janze Stä'le med de Blä'dan un de Blü'tn, kocht se tu Thee un drinkt det. Wer upn Önd wat drinkn du't un lopt (eilt) denn to Bedde, 'n engan Morjen is et betta.

Heedensch (*Polygonum Fagopyrum*).

Heelbolle, Kurierbolle (= Meerzwiebel). Jekocht jud vörn Husten. Wenn man wat Weiet häd, det Blad en Bisken jekloppt un denn upjelecht unnen Lappen rum.

Héhnderschkene, Heenderkens, Hehnerschken, Hehndastruck (*Ribes nigrum*), wächst überall wild, die Kinder essen die Beeren.

Herze, Hörze, Hirze, Herse (*Panicum miliaceum*). Früha wurde ville Hörze jesä'd, witte un rode. Die witte stampte sich ville lichter wie de rode, aber sei gaff nich so ville rut wie die rode un war ok nich so schen, jult ok nich so ville wie die rode. S. Bolle.

Herze, Män un Jrütte kam upt Hore in Joasdörp.

In der Niederlausitz wird der Drache mit Hirse gefüttert (W. S. 103), ebenso früher auch hier, z. B. Grossschulzendorf (W. V. 49, 51). So goss ihm eine Magd die dicke Hirse, so heiss wie sie war, in den Hals, so dass er tagelang nichts fressen konnte und die Bauernfrau ihn immer mit süsser Milch kühlen musste. Dagegen hörte ich neuerdings in hiesiger Gegend: de Dräke werd med Sü'tet jefu'dat, med Zucka.

Herzeberch, Hörzeberch heisst bei Gadsdorp ein Berg mit vorgeschichtlichen Gräbern. Über den Namen vergleiche meine „Altertümer aus dem Kreise Teltow“ im Archiv der Brandenburgia. 1896.

Wie Hirse Kost für den Drachen war, so eine beliebte Speise der Menschen, die auch dem Irrwisch gereicht wird (W. S. 111). Von Alters her bekommen die Wieterinnen zu Burg im Spreewald Hirse zu Mittag (W. V. 116). Die Wieterinnen kommen zum Wieten oft in grosser Menge zusammen (W. S. XIII). Wenn man Hirse gegessen hat, und bekommt eine gelbe Weide zu sehen, wird man wieder hungrig (W. S. 268). Sonst siehe über Hirse W. V. 109, 110, 129, 195).

Höksöat (? *Erysimum spec.* Bolle), „hat fine Schoden und gelbe Blüten wie Hedderich, aber nicht so grobe Blätter“, fu'dan sei in Winta de Vö'le, wär so in de Staue welche häd.

Hollpiepn, Ho'lpiepenkattnstert. Soviel mir bekannt geworden, werden die Fruchtstängel des Schachtelhalm (von *Equisetum arvense*, und ? *Equisetum hyemale, sylvaticum*?), wegen ihrer Gestalt Hohlpfeifen genannt, als eine besondere Art Kattnstä'rt aufgefasst und also solche unterschieden von den Blätterbuscheln. Roa Kattenstert (so heisst die angeblich zweite Art) ist das Kräutige, Kattnstärt heetn sei alle.

Rauher K. ist z. B. *Equisetum palustre* Bolle.

Kattenstärt verunreenicht dat Land, wurtelt so wiet rin. Ho'lpiepen fressen die Pferde as Heu und Jrummet.

Hoppe (*Humulus lupulus*). Sei da'tn den Hoppe abschniedn un in die Bierfässa den Dach vörhar rinsteckn, z. B. bei die Ärtetied, un in die Fleischfässa, wenn die Fässa sinn so multrich weest, wenn se ruken. Der Hoppe sollte den Jeruch rutnehm. — Würmbde ist noch besser (?).

Hör (*Avena sativa*). Ein Kinderspiel. Die Kinder gehen im Reihen, an die Hand gefasst und sagen:

„Wollt Ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafa aussät?
 Seht, so sät der Bauer seinen Hafer aus.
 Wollt ... abmäht, seht so mäht ... ab.
 Wollt ... ausdrischt, seht so drischt ... aus.
 Wollt Ihr wissen, wie der Bauer seinem lieben Gott Dank bringt?
 Seht, so bringt der Baua seinem lieben Gott Dank.“

Bei den Worten „sät, mäht, drischt ...“ bewegen sie Arme und Hände, so wie die Leute beim Säen, Mähen und Dreschen. Beim „lieben Gott“ falten sie die Hände und blicken gen Himmel.

Huddakohl, siehe Koppkohl und Wirzisch.

Hufblä*dere; vereinzelt Kronsblä*dre (Tussilago), frisst das Vieh nicht, eine Blüte sieht man nicht.

Hundeklöten (ganz vereinzelt), ist ein Kraut, wasst upt Feld.

Hundekamelle (Anthemis Cotula), det sinn de olle dickköppige. Jut vört Veih. Wer keene echte Kamelle häd, dä werd im Winter Hundekamelle det Veih injegeben. Die soll dörchje*n (wirksam durch den Leib hindurch), is jejen Verstopfung.

Hundemelle (Chenopodium, — spec.?), häd jrote Blädere un stinkt; Messmelle stinkt nich so.

Hunderippe (Plantago lanceolata). Die Blädere hebben so lange Ribben. Wer sich so jeschnäden hed, kloppt de Blädere un lecht se up un schürt so med'n Saft un riewt'n inn. Det heelt hastich un is an engern Morjen jeheelt. Beit Knollenbuddeln un Flass- un Herzewi*dn springn de Finger so up. Bei Thyrow is (nämlich) so mörjelichet Land. „De Finger kläuen up“, secht man.

Hungablu*me, Täschnkrut (Capsella bursa pastoris), vereinzelt. Nach anderen blüht die Hungerblume blau, zieht das Land aus, und ist was andres als Taschnkrut.

Husloof (Sempervivum tectorum). (Man sieht es nur selten noch auf Strohdächern zwischen Zossen und Trebbin, so z. B. in Saalow, Christinendorf, weil die Straudäckere verschwinden.

Et soll jesund sinn jejen Krankheed und Kranke nehmen davon inn. Früher die Olln haben den Jlowe gehabt: wer so den Starrkrampf hat inn'n Kopf, dem müssen sie Huslof kochen und drücken, das ist gut vörn Starrkramp.

Jäle Nilje, Nillije (Iris Pseudacorus).

Jänseblümken, Jänseblume (Bellis perennis). Wer so die Krämpfe hat — Krämpe issen Jeburtsfehla un schwer aftuhelpt —, (dagegen) die Blumen frisch oder trocken kochen und trinken.

Ein Kinderspiel. Irgendwo im Freien wird in der Mitte mit de Beene (den Füßen) en Kreetz afjeschrammt. Das ist das Hus. Ein Ende ab (davon) hinter einem Struk ist der Wolf. Auf der andern

Seite vom Kreis ein Ende ab wird im Erdboden ein Strich gemacht, dahinter ist der Hirte. Wenn die Kingere im Kreise sind, in äöre Hus, dann darf ihnen der Wolf nichts thun. Die Kinder gehen dann aus dem Hause und plücken utherhalf den Kreetz Jänseblümchen. Dann sagt der Wolf: „Hele Jänse, kumm tu Hus.“ Die Kinder sagen: „Ick derf nich. — Vör wän? Vörn Wulf. Wo sitten der Wulf? Hingern Strüksken. — Wat dut er hinger Strüksken? — Er plückt sich Jänseblümkens. — Wat dut er mit det Jänseblümken? Er flicht sich 'n Kränzken. Wat dut er mit det Kränzken? Det sett er sich up det Köppken. Wat dut er mit det Köppken? Er lopt in de Kirche, singt un springt.“ Dann wird vom Hirten jerupt: „Heri! Heri!“ Dann kommen sie alle angelaufen, die Kinger, zum Hirten und der Wolf von seinem Strauch hingerher und sieht, ob er een'n kreit.

Mit dem Wort hele oder hile lockt man die Gänse. Man sagt z. B.: „Det is mien Hileken, det sinn miene Hilekens.“

Jarwe, richtijen Kümml (Carum Carvi). Ut Jarwe werd Jarwethee gekocht. Wenn sie Biersuppe (von Braunbier) kochen, machen sie Jarwe dran. Der richtige Kümmel oder Jarwe wasst uppe Wäsn, un in de Jörens an de Siede.

Jere, Jare, ganz vereinzelt (Heracleum Sphondilium); wird abgeschnitten fürs Vieh. S. Palstanak.

Jerschte (Hordeum vulgare). Der Rietwurm, Gryllotalpa vulgaris, heisst hier Jastwurm. Gast heisst niederdeutsch die Gerste, hier Jerschte.

Ein Heerlied, das sich durch Heerleute hier auf dem Lande verbreitet hat, lautet: „Es hat sich ein Fähnrich in ein Mädchen verliebet, eine hübsche, eine feine, eine Bierbrausmamsel. Dieses Mädchen ist die meine, kann die Deine nicht sein, denn sie hat es mir versprochen, mein Eigen zu sein. Der Kaiser von Deutschland hat es selber gesagt, dass wir alle junge Burschen müssen werden Soldat. Die hübschen von allen, die sucht er sich aus, und die krummen und die lahmen schickt er wieder nach Haus. Hab Schildwach gestanden“ u. s. w. Der Schluss nicht mitteilbar.

J-loof, siehe Epheu.

Johanneskrut (Scleranthus perennis).

An de Worteln sittn de rodn rundn Dingere, de Bobbeln. Uppen Johannsdäch sinn se riepe, denn falln sei af. Früa hä'n sei de Schäpe un Jänse rutjedrä'wn, denn jink et uppe Bräke, de Kingere. Äbba denn det Renn'n un Sü'kn von de Kingere nō de rodn Dingere. Die wurrn medjenoamn un ant Mütznband oa ant Hemde jemockt. Wenn sei sich hastich utwaschn, stārwn sei so hastich.

In Thüre haddn Möldasch (Möldersch) zwee Jungn un eene Dohta. Äbba Möldasch öre Dochtere, die jink noch nō (noa) de Schule un

erb. „Großspitzgrund“

10x
 wolde det nich hä'n up Johanni un sä'de: „Ick will nich stä'rn.“
 Äbba de engere Schulkingere sä'dn: „Lüderitzn, Du musst stä'rn, Du
 stä'rwst äa as wei.“ Die engere (annan, annern) Mäkn hä'n ihr bei de
 Loddn jekrä'n un med Jewald de rodn Dinga ranjemockt. Denn kamm
 det Scharlaksfiewa un sinn ville dranjestorwn, jrote Lüde un Kingere
 un Möldasch Mäkn hadd sei ok jekrä'n und is jestorwn. Die Krankheed
 kamm iersch in'n Winta, de Töffeln wärn all ut un de Kingere sä'dn
 det tu Johanni (Thürow).

W. V. 163: „Wenn man am Johannistage unten an der Wurzel vom
 Johanniskraut nachsieht, so findet man drei Bobbeln (Bommeln). Die
 soll man in ein weisses Tuch thun, z. B. vorn am Halse in das Hemde
 stecken und sie auf dem Hemde oder sonstwie ausdrücken; dann ent-
 stehen Flecke. Wenn die sich nicht auswaschen, dann bleibt derselbige
 Mensch am Leben, waschen sie sich aber aus, dann stirbt er dasselbe
 Jahr. Grossschulzendorf.“

Jotteshilfe, sieht beinah so aus wie die dowe Brennessel, nicht
 so rauh, sondern wecker und wasst bei Scharpenbrügge, wo man an
 det Ampt rankommt, is jedräut worden fürn Winter und immer mit-
 geschnitten worden int Strau.

Jras (kurzes a!). Wenn der jä'le Wippstert (Motacilla flava L.)
 kommt, kommt er mit einer Hucke Gras, dann soll (früher galt dies!)
 der Veihärde driewen. Der blö'n Wippstert (Motacilla alba L.) ist der
 Schwä'nda. Wenn er kommt, musste der Schwänder an tu driewene fangn.

Wendische Sagen 265: Die gelbe Bachstelze muss ein Bund Gras
 bringen, die weisse so viel als man unter den Arm nehmen kann.

Über das Viehhüten vergl. meine Dreifelderwirtschaft in der Branden-
 burgia. 1896. Monatsblatt.

Jrundnä'tele (? Hottonia palustris). Wenn man lange drin steht
 mit blossen Füßen, z. B. im Graben, fängt es zuletzt an tu schringene
 un tu jo'kene. Wenn man sich mit Solt einriebt, wo man sich z. B. mit
 pem Messer geschnitten hat, dann schringt et.

Jrü'nkohl, Jrönkohl, Christkohl (Brassica), von vielen immer,
 das ganze Jahr hindurch, Christkohl genannt, von andren nur in der
 Weihnachtszeit.

Tu Wihnachtn wurde Jrönkohl un Brunenkohl (Schmorkohl) ge-
 kocht. Vorher wurde er geschnitten und all das Schlechte, wie die
 Ribbn un det alles, was nicht gegessen wurde, wurde den irschten
 Feirdach früh morgens inn'n Kumm jeschmä'tn vört Veih. Det wär
 det irschte Fu'da. Det wär de (der) Mo'd äre Arbeed. Dunnmals hebbn
 se in Thüre leje Jörens nich gehebbt, se hebbn int Feld jeplant. Dä
 hebbn sich denn de Knechte vör de Pärde heemlich wat jestä'ln un 'ne
 Schürte voll jeholt. Se sä'dn: „De Pärde mü'tn ok ären hieljen Christ hä'n.“

Jrütte, heedensche Jrütte, Dummkopp (*Polygonum Fagopyrum*). Jrütte wurde gestampt uppe Mölle oer ok med de Handstampe — so eene is noch in Melle — un tu Suppe jekocht. An die Herzesuppe kam Mel'k dran, aber nich an die Jrütte, die is alleene witt jenuch. X

In Miechendörp wärn zwee Möldere, ? un Wewert, jenannt Jrüttnmöllä (Jrüttnmöldere), die hebbn lauta Buchweetn jrütte jestampt. Alleweile werd heedensche Jrütte wenich jesät.

Iserhart, Iserhärte (*Hypericum perforatum*), ein paar Hänge voll pflücken, und wenn die Kuh will kalben, alle Dare ein paar Stängel geben in den Drank, macht, dass sie immer gute Bottre giebt. Iserhärte heisst es, weil et sich nich jud aflückt, det krät man nich af. X

Isersejje, eine Grasart, scharf und lang, wurde früher viel gebraucht zum Decken der Dächer, z. B. in Wittstock. Man sieht es jetzt noch auf Gebäuden, hält sehr viel länger wie Stroh, vierjähriges ist am besten. Davon heissen noch die Däkwäsen (bei Wittstock), weil Isersejje da wächst. X

Jurke, (*Cucumis*). „Wenn man einen alten Schuh, Pantoffel oder eine alte Sohle findet und wirft sie in die Gurken, so blühen keine Gurken blind, sondern werden alle voll (fruchttragend). W. V. 116. } 2X

Kalmus (*Acorus Calamus*), köpn die Schlächter und nehmen es mit nä Berlin vör de Flä'en in de Fläschladen; werd ok tu Pingsten verkauft, stechen sie in die Gebäude in Berlin statt Maien. (Es wurden aber, früher wenigstens, auch in anderen Teilen des Kreises Teltow, die Kirche, Räume im Hause, z. B. Flure, Küche, und Ställe mit Kalmusblättern geschmückt). X

Kamelln (*Matricaria Chamomilla*), werden up Johannisdach jeplückt. X

Käsenäpkenkrut, Käsenäppe, Käsenapke, Käsenäpfchenblume, Käseblume (*Malva rotundifolia*), siehe Schwulstkraut. De olle Lüde sechten Schwulstkraut, jetz werd et Käsenäppe jenäumt. Es wird für alles als Thee getrunken. Es werden die Blätter und der Stiel mit den Näpke benutzt. Es ist auch sehr gut für das Vieh, vör de Koe, dann haben sie ju'de fette Milk. Die Frucht haben die Kinder grün gegessen. X

Kattnstärt (das grüne Kraut von *Equisetum spec.*) X

Kattnpote, Katzenpote (*Gnaphalium dioicum*). X

Katznpote (*Helichrysum arenarium*), is jut vört schniedende Wäter, ist sehr stark und sehr bitter, wird gekocht zu Thee und getrunken. X

Kensta, Kenster (*Viscum album*). Kenster heisst hier 1) die Mistel; 2) ein krankhafter Auswuchs von wirrem Gezweig an den Kiefern, der anderwärts Hexenbusch oder Donnerbusch heisst; 3) das Gewirr des Wurzelgeflechtes von der Päde, Quecke, wenigstens habe ich letzteres wiederholentlich so nennen hören. Jedenfalls liegt allen drei Er- 1X

scheinungen der Begriff des Wirren, Struppigen zu Grunde. S. Fichte K. Nebenbei sei bemerkt, dass ich mir vor Jahren, vielleicht bei Attendorn in Westfalen (?) aufzeichnete „Feste oder Feschte, Donnerkraut, davon 3 Büschel aufstecken“, doch ist mir die Pflanze nicht mehr erinnerlich.

Die engern Mäkten in Thüre sökten sich immer Kenstern un ick hädde olle (d. h. hier: keine jungen) Jänse tu hüden un eenen ollen bietrijen Jänter un konnde nich hin, Kenster söken. Dä sechte eene olle Fraue tu mei: „Det is janz ju'd, von die olle Hexerei musste nüscht äten.“ Die Kinger hebbben die Beeren äten.

Kensta von Eiken häd ville Heelkraft. Thiessen wär Härde jewest un hädde nachens eenen Bauernhof. Von Grossvada Schultn siene Verwandtschaft hadde een Mäksken zwee Däre Blu'den jehabt ut Näsē (un Mund?). Thiessen hielt ihr denn eenen Kenster von Eiken ünger die Näsē un jlik hörte det Bluten up. Man soll den Kensta ünger de Näsē holln, ünger die Achsel oer in die Hand jewn. Erzähler Grossvater Schulze, 85 Jahre ält.

Kespa, Kespaböme, Kespern; sure Kespa, süte Kespa; mehre Kespänn (Cerasus).

Neun Dø vör Wihnachtn hä'n de Härn anjefangn tu tütne up öre Hörna. De Ossnhärde, Ku'härde (Kälwahärre, Schäpa, Schwända, Jänsehärre?) tutetn alle un det jing bunt. Öndes umme halw sechsn, wenn alle Arbedd färlich wär, jingn sei middewä up de Sträte lank rup un lank raff. Dä wurde nu upjepasst. Det ierschte Mäl rönnden de Mäkns ut de Spinnichte rut nä'n Jørn (Jødann) an de Kesperböme; süte jaff et noch nich so dünne. Et wurdn een oer twei Enken afjebrokn. Denn wurnn sei innen Pott jestellt un alle Dø frisch Wäta upjettnt, det se müssn i'rsehtn Wihnachtsdach blö'n. Der Pott (Topp) wurde henjestellt in de Staue, wo de Kingere nich rankämen. In die olle Hüsere wär de janze Staue wärm, die wärn nich so hoch wie nu jetz. Wär hallewäh jrot wär, müsste sich bücken, süss stit ha bohne an de Decke an. Wenn de Kespännackene upjeblo't wärn un de Mäkes jingn i'rsehtn Feirdach nä de Kerke, wurnn sei üngann Du'k injestäkn. Wer denn die i'rsechte in de Kerke kamm, sülle sich nich ummekieken. Wer sich umkek, kek sich nä sien Brüdijam umme.

Ville hä'n sich de Kespänn up'n Backn jedräut (jedrait) — die sinn sehr jesund — un de Stängel afjestänglt un verwärt un jekocht tu Thee, un dann die Brö' dävon jedrunkn, wenn eena sonn Blutsturz krän däd. Et helpt! Bein Dockta jingn se früa nich. De Stängele künn'n pär Jahre old sinn. In de Kespänn bläwn de Kärne drin. De Kespänn wurdn an de Lünsnsuppe, än de sure Knollnsuppe un ann'n Kohl dranjemockt.

In der Neujahrsnacht gehen die Mädchen an einen Öffbom, einen Kirschbaum und sprechen:

z. B. 165

[x dünne 'damals' etc.]

„Bäumchen, Bäumchen, ick rüddl und schüddl dich,
Der liebe Jott lät doch een Hundeken bellen,
Wo ick wer meine Zukunft hinstellen“,

dabei schütteln sie den Baum und hören am Stamm, was für einen Mann sie kriegen. Wenn sei jeschüddat hä'n, denn hörk'n sei, as 'n Hund blafft, as een Veih knurrt, as 'n Schwien knurrt un seien: „Ach, Du kreist 'n Schwända“ (scherzhaft gesagt). Früa wär doch det medde Schwändas un de Schwänedriewas. Von de wulln de Mäkes nich vill wätn. Sei jingn jemeinhin an de Kespann, Plumen jaff et dünne nich sehr ville. 12x

Wenn die Kinder nicht in die Öffböme gehen sollten, sagte man: „Jeht já nich rin, dá sitt de Kobbold drin.“ 2x

Der Schweinetreiber trieb mit den Schweinen herum, um sie zu verkaufen. Was das oben erwähnte Hirtentuten anbelangt, so vergleiche man W. V. 133 (auch W. S. 302), wo der Spruch erwähnt ist, den früher der Schweinehirte in Grossschulzendorf hersagte. Während er jene Worte sagte, rannte man in den Garten und band Strohbander um jeden Baum, das hiess „die Bäume beschenken.“ Z. f. E. Verh. 1896. 1x

Eulenspiegel hat vom Kespernbaum Holzstricke jedrät. (Siehe Äpe. Kettenblu^{me} (Leontodon Taraxacum), siehe Botterblu^{me}. Is sonn Krut, wat so dörcht Blut jeht, wenn't eender so innen Kopp häd. Kettenblu^{me} tusammen med Riewe, Pissblu^{me} un Erigeron canadense Bolle jeben 'n ju^{tn} Thee vör det Übel(?). 3x

Klappe (Calla palustris), ju^t vör de Schwiene tu Fu^{da}. Et fu^{datt} sich sehr schen, da werden die Schweine von fett. Früher wurden ganze Kiepen vull für die Schweine gefuttert, wer keene Knulln nich hadde, weil früher mehr Wasser war. Mettet Utrodn von de Büsche is alles vertilcht. Früher hebben se von sonne Schwienekrankheetn ja nischt jewusst, wie alleweile (d. h. von den Krankheiten). Se jingn drutn up de Weede, hielten sich im Klappbusch, kriegten nicht viel Futter, wurden drei, vier Jahre old. Von zwei Jahren wurden sie noch nicht jeschlachten. Lahm wurden sie und krank nich. Alleweile haben sie immer die Stupe, sinn kräklich und hebben schwache Beene. 6x

(Der Klappbusch, an der Weidemark bei Gadsdorf gelegen, heisst nach der Klappe, doch wächst sie nur noch wenig dort, weil dieser Sumpf nicht mehr so viel Wasser hat. Dagegen fand ich sie noch in breiten ausgedehnten Beeten, in offenen Wasser-„Löchern“ eines Sumpfes, Fennes, in der Kummersdorfer Forst, eine Stunde von dort. 8x

Klauert (Trifolium arvense). Gut fürn Durchfall. Die Blüten (-Bommeln) uppen Johannesdach jeplückt, in Talch tu unpare, 5, 7, tusammen jebraten, denn, wenn der Talch brat', 'n Stück Helling tu Schiewen jeschnä^{dn} un inn Talch jebratn un med se jejät. Die Semmel hat 4 Küldere, Küldre, oder 4 Hellinge. 2x

4x Klei. Man unterscheidet jalen Klei (*Melilotus officinalis* und *Anthyllis Vulneraria*) (*Lotus corniculatus* Bolle), roden Klei (*Trifolium pratense*) (*Trifolium alpestre* Bolle) und witten Klei (*Trifolium repens*)
 Roden Klei jebrukt vört Veih tom Fu'da.

Es war bei Wittstock oder sonstwo eine alte Redensart, wenn sie sich sputen sollten gegen Abend auf dem Felde:

3x „Jule, Du Äs, rü're Dei, die Sonne neicht sich.“

Jä, Mutta, Friederich hed ok noch nüscht jedä'n.

„Wer ein vierblättriges Kleeblatt bei sich hat, sieht alles.

2x Grossschulzendorf.“ W. V. 162.

Im Spreewald, und auch wohl noch sonst in der Niederlausitz ist eine scherzhafte Redensart:

„Jumfer Lieschen, weisst Du was,
 Komm mit mir ins grüne Gras,
 Komm mit mir in' gelben Klee,
 Thut Dir nicht δεiv Ερσχχεν φη.“ S. Wiede.

Ebenso ist eine Redensart im Rheinland:

„Im weissen Klee, im grünen Klee,
 Da wird gestiftet so manche Eh.“

Kletterwurzel (so früher in Thyrow), siehe Klitzn.

8x Klitzn, Klitznblädere (*Lappa major*). Die Klitznblädre sinn ju'd vör de Schwiene, utplückn un int Drankfatt rinnschmietn, wo det Wäta vör de Schwiene drin is, un se drin loatn, det se utzi'n.

10x De Klaun vont Rindveih, von de Beene (Füsse) jekocht, denn det Klaunfett afjescheppt un med de Worteln von Klitzn tusammen jekocht un denn innen Topp injejoatn un in de Haare injeriewn, då sette sich keene Lus an.

5x Mien Vata häd dänn Kriech medjemockt jän de Franzosn (gemeint die Kriege 1805—1815). Der häd imma de Ssöppe, sonne breedn, as handbreed, jemockt, wenn Parade wär un so wat. Denn müssn sei so recht schnurjrade hingenraff sittn. Har häd se all die (= den) Obastn jemockt, die mähr worn wie ha. Ar hadde selwa zwölf Mann in dä Kapralschaft. Har sä'de imma, ar had nüscht jeputzt, det hä'n sei alle jemockt vörr amm un denn jäwn sei amm zwee Jröschn oa vier Jröschn, dānoa wie et nu wär. Denn wenn de Ssöppe nich ju'd wärn, wurn sei affjehunzt un anjeschnauzt un krä'n ok Strafe dānoa. Det wär ok ne Last vörr de Jemeen'n, die as nu man arm sinn un künn'n nüscht jäwn. In die Ssöppe hieln sich de Lüse nich. Un in Russland da jaff et so ville Lüse. Har schräw emäl: „Dä jiewt et nüscht as Lüse“ (Thürow).

3x → Klockjras (*Campanula rotundifolia*?).

1x Klockrose. Sei wassn up de Wäsn, hebbn rode Bumml.

Knackwortln, Knackwurtln (? *Lycopus europaeus* Bolle). Unkrut int Land. „Dick, wie'n Finga stark, balle wie Pädn, blüht fast wie Schurre.“ X

Knäppenärrschblu^eme, Knappenärsblume; vereinzelt Knappenärschnabl (*Erodium Cicutarium*, ganz vereinzelt *Geranium pratense* oder *palustre*; bei andren *Cardamine pratensis*; vereinzelt auch *Lychnis flosuculi*). As Kinger spielten wir damit und sagten: „Nu willn wi mäjen je'n.“ Denn werd so jemockt wie beit Mäjen. Det drächt sonne Ro-r^ensensen. (Der Reiher- oder Storchschnabel wird verglichen mit dem Hackzeug der Sense.) Vom Schnabel, dem ausgewachsenen Griffel des *Erodium Cicutarium* ziehen die Kinder, an Wegen und Feldern, eine Faser ab und halten sie am einen Ende fest. Dann dreht sie sich in Windungen, — ich zählte bis neun solcher —, und dann sagen die Kinder „Et is 'ne Mölle.“ Das ist ein Spiel zum Zeitvertreib. Die gedrehte Faser heisst Mühle, weil sie sich dreht. Man muss bewundern, wie die Kinder mit ihren groben Fingern die feinen Fasern so geschickt abziehen. 5X

Knäppenär heisst der Storch, weil er mit dem Schnabel knäppert, d. h. klappert. 2X

• Kniering, blöt witt und jä'l, ist fast dasselbe wie Näjelink, aber ssweedaleische Art, is mehr wie echt, werd jetreckt (angebaut) (?). X

Knobbekrut (*Centaurea jacea*), ist so hart. Wenn das Vieh keinen grossen Hunger hat, frätet (= frät'tt) nicht. Andere sagen, es frisst es ganz gern. X

Knödeln, s. Knolln. X

Knolln, Knulln (*Solanum Tuberosum*), so allgemeiner genannt; in Wittstock früher Knolln und Knödeln, jetzt Töffeln (?); in Grossschulzen-dorf Knödeln, und „nach Zossen zu“; hier und da Ätoffeln, Atoffln (= Erdtoffeln) genannt; auch Töffeln, z. B. in Frähsdorf, Stücken). — Nach Herrn von Werthern in der Neumark bei Schwedt a. O. und in der Uckermark: Nudeln; in Schlesien (Kreis Sagan): Apern; in Westfalen: Tiufeln; bei Drebkau (Niederlausitz): Knödeln; bei Forst: Knullen. 5X X

Wenn et Pellkartoffeln jiebt und denn det Talch von de Hammeln upjebratn werd, det heet Tunke. Mehl und een bisken Fett, det is Stippe. Jetzt isst es niemand mehr. Jetzt tauchn se man bloss noch int reene Fett. 6X X

Wer Knullen buddelt, heisst Knullenbuddeläster, Mehrzahl: Knullenbuddelästersch, wie man sagt: Härkster, wer harkt, und Mähster, wer mäht. 6X X

W. V. 146: „Wenn die letzte Garbe gebunden, oder überhaupt von jedem das letzte gewonnen, z. B. die letzte Staude Kartoffeln aus der Erde genommen wird, so sagt (d. h. früher so!) man: „Du kriegst den 3X

das polyunda reitkranz!

Alten, etsy, etsy! — sieh, nun hat sie den Alten! — ich werde mich hüten, dass ich nicht den Alten kriege.“ Das wird gedeutet auf einen alten Mann, den ein Mädchen bekommt. Grossschulzendorf.

Wend. Volkstum, 146: „Bei der letzten Kartoffelstaude, die jemand beim Kartoffelbuddeln (in der Kartoffelernte) herausnimmt, sagt man:

„Du hast den Ollen,
Der is gut zu behollen.“

Heiligensee im Kreise Niederbarnim (Vergl. auch Anm. 3, S. 146, 147 und S. 168, Anm. 2). Dieser Alte wurde scherzhaft auf einen alten Ehemann bezogen. Die alte Überlieferung hatte man, aber den alten Sinn derselben kannten die Landleute nicht mehr. In Wahrheit ist dieser Alte zu beziehen auf eine alte Gottheit, einen alten Ärntegott noch aus heidnischer Zeit. Vermutlich war dieser Ärntegott der allen Deutschen gemeinsame Gott Wodan. Man findet zwar häufig genug in Büchern unserer Zeit Donnar als Ärntegott bei uns aufgeführt. Er mag auch für den Ackerbau, die Landwirtschaft seine volle Bedeutung gehabt haben. Aber Wodan als Ärntegott wurde noch in der Neuzeit in Norddeutschland gefeiert. Darüber giebt es Urkunden. So berichtet der Prediger Nicolaus Gryse (Rostock 1593): „Ja, im heidendom hebben tor tid der arne de meiers dem afgade Woden umme god korn angeropen, denn wenn de roggenarne geendet, heft men up den lesten platz eins idern veldes einen kleinen ord unde humpel korns unafgemeiet stan laten, datsülve baven an den aren drevoldigen to samende geschörtet unde besprenget. Alle meiers sin darume her getreden, ere höde vam koppe genamen unde ere seisen na der sülven wode (?) unde geschrenke dem kornbusche upgerichtet, und hebben den Wodendüvel dremal semplik lud averall also angeropen unde gebeden:

Wode, hale dinem rosse nu voder,
nu distel unde dorn,
tom andern jar beter korn!

welker afgödischer gebruk im pawestom geblewen. daher denn ok noch an dissen orden dar heiden gewanet, bi etliken ackerlüden solker avergelövischer gebruk in anropinge des Woden tor tid der arne gespöret werd, und ok oft desülve helsche jeger, sonderliken im winter des nachtes up dem velde, mit sinen jagethunden sik hören let“ (nach Grimm).

David Franck (Meklenb. 1, 56, 57), „der von alten Leuten das nemliche gehört hat“, fügt (nach Grimm) noch hinzu: „wenn der roggen ab sei, werde den erntemeiern Wodelbier gereicht; auf Wodenstag jäte man keinen lein, damit Wodens pferd den samen nicht zertrete, in den zwölfen spinne man nicht und lasse keinen flachs auf dem rocken; auf die Frage warum? heisse es: der Wode jage hindurch. Ausdrücklich wird berichtet, dieser wilde Jäger Wod reite auf weissem rosse.“

Ich unterlasse, weitere Nachrichten herbeizuziehen.

Für Grossschulzendorf konnte ich früher folgenden Bericht feststellen: „Es ist oft gesehen worden und wird noch jetzt gesehen, dass ein Mann auf weissem Schimmel, beide ohne Kopf, um ein Feld herumreitet. Das ist immer in der Mittagstunde. Dann entsteht ein Gesause und Gebrause und man sagt: „Da kommt der Alte mit dem Schimmel.“ (W. V. 45.)

Koddn (*Pirus communis*). Kodden sind kleine runde wilde Bären, schön tum Dräuen als Backobst. X

Wenn die Dienstmäken heelich Önd den Wocken nicht abgesponnen hatten, da hat denn die Wirtinne (d. h. die Bäurin u. d.) den Wocken etwas lossgewickelt und jedräute Plumen oder Kodden drinjemoct (hineingethan) und dann den Wocken widder umgewickelt. Wenn sie das fanden, dann sagten sie: „Die Frau Harke häd dä wat drin *εγκυκελτ*“. X

Kohl (*Brassica oleracea*). Wenn wi hebbn Kohl jeplant, wenn denn eena 'ne Rupe häd jesie'n, denn hed er sonn Tackn jenommn von de Pingesmaien un is denn hinjē'n in den Kohl un hed med den kleen'n Tackn die Rupe afjekehrt un den Tackn in die Erde dä injebuddelt. Denn sinn die Rupn nich mār jekoāmen. X

Sei hebbn eene brune (Rotkohl) un eene witte Kohlplante (Weisskohl) jenommn und beede tosammn vapflanzt. Die witte wār die Brut, die brune der Bräutjamm. Wenn se alle beede jrot wern (werden) un drären Köppe, denn heiraten se. Wenn se keene Köppe kreien, denn werd et nischt. (Vergleiche auch den wendischen Brauch bei Schleife, wo man sich unter einer Kohl- und einer Rübenpflanze zwei Liebende denkt, beide spaltet, in einander steckt und zusammen so einpflanzt, u. s. w. (W. V. 117.) X

Wittenkohl und Brunenkohl, auch Wirzekohl, heisst Koppkohl. Vom Koppkohl wird Schmorkohl und Hudderkohl gemacht. Bei Schmorkohl wird der Kopf fien jeschärwet, bei Huddakohl wird der Kopf drei- oder viermal uppjakläut. Su'rnkohl (auch von Koppkohl gemacht) wird eingestampft int Fatt. X X

Plunderkohl wurde auch von den Knechten und Mägden in einem Dorfe der Wirsigkohl genannt. „Wirsig verstehen sie nicht“, bemerkte in einer grössern Wirtschaft die Hauswirtin. X X

Süddeutsch wird der Kohl Kraut genannt, wendisch kal (gesprochen kal und kau).

Koppkrut (*Malva crispa* Bolle), wird jeplückt un upn Bohne jehangen. Wenn enda Koppschmerzn hed, werd et jekloppt un up de Stirn jelecht. Ok kochn de Lüde die Blüten tu Thee, wenn se so jrote Hitte un Kopprietn hebbn. Die Blütn werdn ok jesammelt vörn Winta, un die Früchte jekloppt. X X

Kōre, Kōrō, Kohlrō; mehre: Kōrō'n (Brassica Napus), „Wrukke wird mehr in der Stadt gesagt“ (am Rhein: Erdkohlrabi).

Abzählreim der Kinder:

„1, 2, 3, 4, 5, 6, 7.

Unse Mutter, die kocht Rüben,

Unse Mutter, die kocht Schpeck,

Ich und Du bleibst weg.“

Korn, s. Ro-ren.

Kri'kelebom, Kri'klbom (Prunus), Kri'kelen sinn jansse kleene runde Früchte wie sonne Plumen; weisse und blaue, noch kleiner wie die Hundepflaumen.

Kri'tnsch (Spartium scoparium), haben wir geholt bei Jrot- un Kleen-Beerend un bei Ru'lsdörp tum Bässenbingn.

Kronenblä'dre, Kronsblätter, siehe Hufblädere.

Kruse Minte, echte Krusemint (Mentha crispa). Ju'd tom Mären-stärkn. Frōa ätn sei ville Rindfleesch. Wār (= wenn eender) hadde tu ville jejättn un'n Mären vadorwn, denn det kleen jeschürt, inn'n Su'rdeech mank jedā'n, jebackn un denn wārm umjebungn un 'n Du'k ummen Li'v.

Abzählreim der Kinder:

„Eene, meene Minze,

Wer backt Plinze?

Wer backt Kuchen?

Der muss suchen.

Krüzdörn, Krüzdoan, ganz vereinzelt als Name für Weissdorn.

Krüzkrut (Senecio vulgaris).

Krüzkümmel, is wie sonne blaue Blume, kreit sonn' stachlijen Kopp un sinn so Kerna drin, as wenn man 'ne Schode von de Räd-blume upmockt.

Ju'd vör de Hexen; thun se (die Leute) in de Ställe, det de Heksen solln keen' Andeel hebbn. Uppen Johannistag soll es an die Thüren gesteckt werren. Krüzkümmel und Siebensiebzickrut (?) sind gut für die Heksen.

Kuckucksblu'me (Orchis spec.) Kuckucksblu'mn sinn in allen Farwen; witte sinn selten. Wenn der Kuckuck an tu schreien fangt, denn blühen sie.

Sei stäckn se ut upn Johannisdach. Dā is unten an de Wurtele 'n witte un schwarte Hand dran. Die witte Hand, die is jröter, det is de Jotteshand, die schwarte det is die Deibelshand. De Wurtl wurde frūa wotu jebrukt, abba ick weet et nich mār.

J. May 2. 1841

Bei einer kleinern Art ist eine runde schwarze und weisse Wurzel wie eine Erbse. Sei hebbn sei manchmal manket Fu^oda mank gemät (d. h. dabei aus der Erde herausgerissen).

Orchis militaris hörte ich vereinzelt Kuckucksbaum nennen.

Ku^oblume, Ku^ojold (Caltha palustris). Det beste Veihfu^oda tu Drank in Fröhjahr.

Kürbiss, Ärdappel (Cucurbita Pepo). Früher haben sich die Mäkens die Kürbisskerne jedräut in der Ofenröhre, in die Tasche gesteckt und dann in de Spinnichte afjepalt und gegessen. Die Kinder dräuen sie sich auch. Die Kürbisskerne wurden manket Lein mank geschmissen und mitgestampt; dat jiebt schenen Jesmack (dem Leinöl). Das Kürbissfleisch wurde mit Herze zusammengekocht und gegessen. S. Ärrdappl.

Kuzl, Kuzeln, siehe Fichte.

Lederken, meist Läderkens gesagt (Spiraea Ulmaria), wasst in de Struke un werd afschnädn vört Veih.

Linge (Tilia parvifolia). In einem Spiel singen die Kinder, im Reihen gehend:

„Es kam ein reicher Vogel
Aus seinem Nest gezogen.
Ein Kränzchen an der Linde
Das schenk ich meinem Kinde.“

Ein Kind, das ausserhalb des Reihen steht, singt:

„Wir sind so arm und haben nichts
Und alles, was mein eigen ist,
Ein schwarzbraunes Mädelein,
Das soll auch Anna Grüneberg sein.“

Die Genannte tritt dann aus dem Reihen heraus, und so weiter, bis alle „durch sind“, d. h. „alle dran“ waren, alle an der Reihe.

Löwenmüdre (Linaria vulgaris). Kingere hebbn det jeplückt tu Blumen.

Lünse (Ervum Lens).

Lupine; ganz vereinzelt Jelängerjelioba (Lupinus luteus). Jelängerjelioba wurde früher die Lupine genannt (vereinzelt). Die Lupine hebbn wei früa statts Blume jerechent. Früher haben die Leute von der Lupine, vom Bast, Stricke gemacht, sowie sie es vom Flachs machen. „Brösch und dräue“, sagt man vom Lupinenstroh.

Lusebuttn, Lüsebuttn (Rosa canina), wille Rosenstöcke. Et sinn sonne Kerna drin, sehn ut wie Luse. Rote Butten werden die Früchte genannt. Die Früchte heissen auch Mehlbutten(?).

(Die Hagebutte heisst in der Gegend vom Wendelstein (Oberbayern)

Ορχιτιζελ.

Machholda (*Juniperus communis*). (Machholder sieht man öfter von den Bauern als Hecken angepflanzt, ebenso um die Kirchhöfe, auch hier und da in schönen alten Stämmen, cypressenartig, im kleinen Vorgarten vor den Häusern).

Malinekene, Mallineken (*Rubus idaeus*), wachsen wild im langen Struk bei Gadsdorf. Der lange Struk ist ein sumpfiges Gelände, bewachsen mit Erlen, Birken und verschiedenem Gebüsch.

Mannsuntreue, vereinzelt; — Männertreue (?) vereinzelt (*Veronica chamaedrys* Bolle) (so genannt, weil die Blume gepflückt alsbald verwelkt), sät ut wie Hundeklöten (ein mir unbekannt gebliebenes Kraut).

Messmelle (eine Art des *Chenopodium*; —? *Chenopodium album* Bolle).

Mederick, Möderick, Mödrick, Müdrick, Merderick, Merredick (*Armoracia rusticana*).

Mo'n (*Papaver somniferum*). Früher wurde viel Mohn gesät. Von Mohn wurde Suppe gekocht, wenn har jeräwe wär; ok jejätu up de Stulle jeschmärt un up Pellknödeln, ok Sylvesta Mo'npielen jemockt, ok in Fastnacht. Tu de Mo'npielen brukten se Mo'n, Semmeln, Mel'k un Zucka. Ok Honichwäta mockten se an statts Zucka.

Moch (Moos). Die Worte Moch und Posch, als Bezeichnung für Moosarten, werden von vielen Leuten und in vielen Dörfern ohne Unterschied für einander gebraucht, manche dagegen machen bestimmte Unterschiede zwischen M. und P. So fand ich, dass man Sumpfmoss und Moos im Walde, auch Finkenmoch, Moos auf den Dächern und Flechten an den Bäumen Moch nannte. Andere sagten aber auch ebenso für letztere Posch und für ersteres Moch. Im allgemeinen scheint Moch den jüngern Leuten nicht mehr so geläufig und das Wort Moos den alten Leuten wenig geläufig zu sein.

Von einer geschlachteten Gans hörte ich sagen: „Die Janss is unjeheuer (sehr) mochich (d. h. wollich, hatte viele fiene Dunen)“. Wenn die Gans gerupft ist, sitzen noch feine Fläumchen daran und an der betreffenden Gans waren sehr viele.

Moch ist das wendisch-slavische Wort für Moos. Mochheide ist der Name eines Waldteils in der herrschaftlich Baruther Forst, westlich von Baruth. Mochow und Mochwitz sind bekannte Dorf- und Eigennamen, so hiess z. B. hier in der Gegend ein Förster in der Kummersdorfer Forst Mochwitz. Das besagt aber nicht immer, dass Leute mit diesem Namen von Wenden oder Slaven abstammen, denn viele deutsche Leute in Deutschland haben früher ihre Namen von der Örtlichkeit her bekommen.

Mohrrö, Mörö; vereinzelt Möre; mehre Mörö'n (*Daucus Carota*). Es giebt witte un ro'de un jä'le.

Moos, siehe Moch. Moos säde man nicht fröher. Moos hebben nur die Vornehmen (d. h. hier: die Gebildeteren, Büchergelehrten) jesä'd, wei Moos.

Mothejumsjras (Phleum pratense).

Mottkrut (Ledum palustre). — Zweifelhaft, ob hierher gehörig: gut gegen die Motten ins Zeug. Wenn det Krut so wassen dut, wärd et (das Wetter) natt.?

Mulbärrbom (Morus alba); s. Brämen.

Mummel, s. Plumpe.

Müre, fiene Müre (es ähnelt dem Gauchheil in den Blättern, hat aber kleine weisse Blüten), wasst up lejen Boden. Sei fu'dann sei de Schwiene. Nach andren: verstopft sie leicht das Vieh. Müre jift et ssweialeischet.

Murkl (Helvella esculenta). *Frühjahr-Lordel!*

Nachteschäle, Nachtischäle, Schwartebobbelkrut, vereinzelt (Solanum nigrum), is 'n Jiftkrut.

Näjelink, blüht gelb, eine Art Kraut, wasst alleene wild in de Lupinen, is fett un ju'd vört Veih tum Fu'der, dä melkn de Koe jud näch.

Nä'tkamm, is hart, wasst bloss in de niedere Jejend, wennt so natt is unnt Jetreide utsu'rt oer utwätert un hia blo'ss in de natte Jöre. Et sä't ball ut wie Moch, steht ok so dick.

Nelle, Nä'ele, Näleke (Dianthus).

Nä'tele, Nä'telkrut. Nettel; witte Brennätel vereinzelt (Lamium album). Bloss die weissen Blütenblätter werden zu Thee gebraucht.

Het wärd jeschnädn vört Veih, so um Johanni, — det heet: um Johanni fangn sei an —, äba det ganze Jähr, wo hallweje sonn Struk is, werd et jenommen. In Thüre sulle man een ji'da plücken vör sien Hus, wo ji'da si'n Revier so hädde. Dänn wurdet jedräut un im Winta mank jeschnädet, det sei (das Veih) die Stupe (Husten un Jesch) nich krä'n. Jetz jlöwn sei äbba nich mär dran un seien: „Det is Quackelei.“ Früa hebbn sei drup jehollen in Thüre. Jetz säjen se alle Orenblick: „Die Seuche is dä.“

Nillje (Lilium).

Nö'tbom (Juglans regia). Wenn Veih sich so verstoppt häd, dune is, denn die Erdbärblädre un Nötblädre vonnen jroten Nötbom jekocht, in Lienöl annemockt unn'n pär Esslöpel vull denn inne Flasche gefüllt un det Veih injejäben. Det helpt.

Nuttbom sagten Kinder.

Ohrbummel, Ohrbummlbom (Fuchsia), weil es runterhangt wie Ohrbommeln.

Orant, ganz vereinzelt (Aster salignus Bolle). Witten un blauen Orant is jut vör die Pöfelei (= Hexerei).

De olle Lüde haddn den Jlowen so sehr: wo nu ville Frembde innen Stall köamen und det Veih so bekiekn, so sechten se: „Sei köamen det (das Veih) dörchsi'n.“ Denn (wenn sie das gethan) frät't det Veih neun Dø nich (danach), då nimmt et neun Däre nich tu. Denn hebben sei (die Leute vom Hause) eenen Lappn jenommen, een pár Stängel injewicklt, un z. B. hingern Kumm (Futtertrog) henjesteckt, dettet (wo es) keenda nich seet. Wår (von den Viehhändlern) nu't hebben will det Veih, denn zwacken se't so un seien: „Det is 'ne jode Ku', det issen ju'dn Ossn“, un beneidn det so. Denn werd det Veih so schlecht, erschreckt sich, frät't nich. Solche Lüde lāsst man nich widda innen Stall.

W. V. 162: „Die Unterirdischen hatten mal einer Frau ein Kind verwechselt, aber das Kind war sehr böse und die Mutter wollte gern ihr rechtes Kind wieder haben. Da kamen die Unterirdischen (Zwerge) und sagten: sie sollte ihr Kind holen, sie könnte es kriegen. Dann ging sie mit ihnen mit, holte sich ihr Kind und die Unterirdischen sagten:

„Heb auf Dein weiss Gewand (= Hemde)
Und stoss nicht an weissen Orant“ (= Dorant).

Sie aber stiess immer tüchtig an den Orant an und kam mit ihrem Kinde glücklich davon. That sie es nicht, so hätte sie ihr Kind nicht fortgekriegt.“ Grossschulzendorf.

W. S. 86: Eine Frau (im Spreewald) hatte ein kleines Kind und hackte in der Mittagsstunde Knödel (= Kartoffeln), sie hatte sich aber mit Kraut versorgt. Da kam die Pschesponiza zu ihr, die Mittags-schleiche, und sprach:

„Wenn Du nicht hättest bei Dir den Dorant und den Dost,
So hättest die Kartoffel nicht gekost.“

Dann verschwand sie. U. s. w. Die wendische Mittagsfrau scheint den kleinen Kindern gefährlich gewesen zu sein. Als bely dorant galt hier zu Burg im Spreewald die von mir gesammelte und von Herrn Professor Ascherson gütigst bestimmte Achillea Ptarmica.

Ossentunge, Rodnstier (Rumex Hydrolapathum). Rodenstier het har, weil har die rode Ruhr stüren dut bei Menschen. Grossmutter Becker.

Ossentunge is jud vörn Dörchfall vör Veih, ok vör Menschn, et helpt upn Pleck. Et is sår stark, darf nich tu ville sinn. De Lüde nehmen den Samen, de brune Körna, un de Blüd'n un kochen se.

Wenn de Färkel witte Schäte hebben, die noch nich so fräten (können), kricht die Sau et jekocht, det wirkt up die Melk.

Ostrluzei, Ostaluzeie, Ostalazeie, Osterlazei (Aristolochia Clematidis), wasst immafort un is nich utturoddn. (Sie kommt vor z. B. (am Kirchweg) bei Christinendorf und auf dem Luseberge bei Wittstock).

Pä*de, Perde (Triticum repens?), auch Quäcke genannt.

Pä^odewinge (*Convolvulus sepium*, *Convolvulus arvensis*), rankt furchtbar (sehr) und wuchert sehr in der Erde, wie der olle Kattenstert im Acker. Veih frät't' et järne.

Pären, Pärbom (auch gehört!), siehe Bären.

Palstanack, Pälsternack, ganz vereinzelt. Es wurde *Heracleum Sphondilium* als solcher bezeichnet; siehe Jere.

Tu de Jänse jebrukt. Det soll man afschniedn im Somma un upbewähren, damed man im Fröjäh'r wat häd. Wenn de Jänse un Hühndre up de Eire bliewn solln, denn leit man et up un mank de Eiere, denn lopn de Jänse nich davon, süß werdn de Eiere kald.

Päpakrut (*Satureja hortensis*?), to Worscht, un to jrü'ne Bo'nen-suppe.

Ein Kinderreim lautet:

„Anna, Panna, Päpamölle,
Diene Hündre fräten ville,
Alle D; sieben Brot.
Schläch se med de Küle dot.“

Päpaling, Päperling (*Cantharellus cibarius*).

Päpaminzkrut (*Mentha piperita*). Ju'd, wenn'enda 'n Dörchfall häd.

Päreminte (*Menta aquatica*). Dät dö't nich, is övaall mankt Heu. Wenn Päreminte ville mankt Heu is, hustet det Rindveih so sehre.

Perde, siehe Pä^ode.

Persick (*Persica vulgaris*).

Pieseries, kleene Werftwiede (? *Salix repens*, Bolle).

Sei mäken Körwe von (davon). Der Bast wurde afjeströft un det Holt davon früa verköfft. Et kamen Lüde, um et tu köpn. Die hebbn imma jeschrin: „Pieseries! Pieseries!“ Denn hebbn die Kingere jerennd med de Bünge, die sei jesammelt hadden. Det Bünge jald eenen Seksa (Sechser = 6 Pfennige alter Währung, 5 der jetzigen), andere sagen: et jald eenen Jroschn (12 Pfennige), un det Bünge Werft jalt eenen Sechsa. (Es mag verschieden gewesen sein).

Pissblume (*Scabiosa arvensis*). Wenn eena nich Wäta loatn kann; is vör Mensch un Veih juad.

Plume (*Prunus domestica*). Vergleiche wegen der Frau Harke dazu: Koddn.

Als mal in Christinendörp Jungen Pflaumen pflückten, sahen sie den Dräke wie eine Katze in einer Luke (von Stall oder Scheune?) sitzen.

W. V., 50: bei einem reichen Bauern stieg ein Kuhjunge im Garten auf einen Pflaumenbaum. „Da sielte sich unten ein Plon wie ein grosser schwarzer Klumpen um den Baum“ u. s. w.

Über Pflaume, und das Schicksalerhorchen am Pflaumenbaum s. W. S. 223, 232, 247, 248, 268 und W. V. 50, 129.

Plumpe, Plumpnblädere, Plumbe (Nymphaea alba, auch Nuphar luteum). Auch W. V. 53. Witte Plumpe und jäle Plumpe. In einer andern Gegend des Teltower Kreises ist mir von früher der Name Mummelizke bekannt.

Havel-Schiffer aus Brandenburg erzählten mir: Die Fischmöven legen ihre Eier auf die Seeplumpen, auf die Blätter. Ganze Kähne voll Eier kann man sammeln auf dem Jeserichsee!

Pumpe oder Plumpe heisst bei uns ein über der Erde stehender (Röhren-)Brunnen mit Schwengel. Dies Wort ist nur in der Volkssprache noch üblich, denn es gilt nicht mehr als „fein“. Den Pumpenschwengel bewegt man, wenn man pumbt, d. h. Wasser aus dem Brunnen herauszieht. Pumpen heisst, übertragen, auch leihen, namentlich Geld leihen von jemand. Pumpe ist, soweit mir erinnerlich, das einzige Wort bei uns, bei dem das l beliebig wegfallen kann. In der Gegend von Lehnin (W. V. 148, 169), und jedenfalls auch sonst noch in der Mark, heisst der Wassergeist Pumpernickel. In Arensdorf (Kreis Teltow) sagte man früher: „Kinder, seid artig, sonst kommt der Pumperdick“. Nickel ist Wassergeist, dasselbe wie Neckar. Neckar heisst auch der bekannte Nebenfluss des Rhein. Nikarr und Nikuz sind Namen des germanischen Gottes Odin (= Wodan). In der Niederlausitz, besonders auch im Spreewald, fand ich als Namen für den Wassergeist Nyx (W. S. 115—129; 115, Anm. 1), in der preussischen Oberlausitz Nykus und Hodernykus. Odr hiess der Gemahl der Freyja. Wir nehmen nicht Anstand Odr mit Odin zusammenzustellen. Ähnlich heisst auch bei uns der Fluss Oder. Im Volke, bei den dortigen Wenden, wurde zwar, wenn ich mich recht entsinne, das Häder in Hädernikus oder Hodernix hier oder da im Sinne von Hädern (Lumpen) erklärt, wie man auch sagt „Hädertump“ als Schimpfwort. Indessen heisst der Wassermann ebendasselbst auch Wodernix. Wenn auch der Gedanke an Wasser, wendisch woda, plattdeutsch Wäter — zu Burg im Spreewald heisst die Plumpe wódka (W. V. 203) — nicht abzuweisen ist, so wird man doch auch vielleicht an einen Oder-Nikus, in unserem Sinne Odin-Nikus, denken dürfen. Wäre dies zutreffend, dann wäre hier unter den Wenden der preussischen Oberlausitz in jener abgelegenen Gegend, die, ausser mir, nur noch Schmalzer, ein ausgezeichnete wendischer Forscher, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts durchforscht hat, die alte germanische Überlieferung bis auf unsere Zeit überkommen, ein Beweis dann, neben andern, dass hier unter den siegreichen Wenden Altdutsche ansässig gewesen sind und verblieben. Ich bemerke hierzu, dass auch unter den Wenden im Königreich Sachsen, und ausserdem im nördlichen Böhmen der wilde Jäger, der Nachtjäger, als Dyter-Bernat auftritt. Dyter-Bernarda ist aller Wahrscheinlichkeit nach Dietrich von Bern, geschichtlich Theodorich der Grosse, König der Ostgoten. Es läge also darin eine germanische

Überlieferung aus der Zeit der Völkerwanderung vor. Dazu kommt, wie Orderich Vitalis berichtet, dass bei den Luitizen, also unter wendisch-slavischer Herrschaft, Wodan, Thor und Freia verehrt wurden. Ein schwarzes wohlschmeckendes, feineres Gebäck, eine Art Brot, aus Westfalen bekannt, heisst Pumpernickel. Ist der Name alt und volkstümlich, was zu erweisen wäre, dann könnte, trotz aller bisherigen Namendeutungen, dieses Brot ein altes Opfergebäck sein, und zwar jenachdem, für einen Wassergeist, Flussgott, Totengott, unterweltliche Gottheit. Denn es heisst (W. S. 115—129) im Spreewald, dass man früher dem Nix schwarze Hühner (auch schwarze Enten, schwarze Tauben) und ganze Brote in die Mühlgruben warf, d. h. opferte, weil sonst jemand starb. Doch ist hier nicht der Ort, auf alles dies näher einzugehen.

In andren Teilen des Kreises Teltow heissen die Seerosen Mummeln, auch Mummelizken. Bekannt ist, dass diese schöne Blume in Deutschland auch Nixblume heisst. Die gemüthvolle Anrede oder der Name, wie man will, Mummel, hängt zusammen mit Muhme, Gevatterin, und zeigt, wie man dabei, in einem trauten Verhältnis, an eine Persönlichkeit dachte. Schon Grimm war geneigt, Mume und Minne, Meerminne nämlich, zusammenzustellen. Ich fand Kornmume und Kornmiene beim Landvolk. Vielleicht herrscht hier dasselbe Verhältnis vor.

Posch, s. Moch.

Puschelwindhalm (eine Grasart), siehe Dolk.

Quäcke, siehe Päde.

Råde, Rådeblume (Agrostemma Githago). Eine Redensart ist: „Råde rod, bei vier Wochen neuet Brod.“ Wenn sie anfängt zu blühen, rot blüht, ist binnen vier Wochen Ärnte, giebt es neues Brot.

Ranje (Pelargonium).

Rä'tsel; auch Rä'tssel, Rö'tsel (Polygonum persicaria, Ascherson), is 'n Unkrut.“ Beid Witn säd man: „Det olle ville Unkrut.“ Up de Blädere seet man hier un da rode Plecken, die sinn vom Blute Christi.

Raspenro-ren, Draspe (Bromus secalinus?).

Reijras, Rehjas.

In Schputendörp wär 'ne könichliche Schöne, die hädd noâ Siedn jehört un fünf Bu're in Schputendörp hebben imma det Rehjas jemâ'd an de Wäje un jedräut vörn Winta tun Reiefu'dan. Alle Dö zwee Bu're müssten wat henbringen.

Rechte Schäpgarwe, ganz vereinzelt (Potentilla anserina), wird für die jungen Ziegen gepflückt.

Reenefäre, Reenefarre, Reenefarn (Farnkraut, bei Einzelnen: Aspidium Filix masculinum). Het wasst an Wäsen und Sümpen, im

Busch un in de Heede. In de Heede wasst et jröter, innen Busch kleen. Früer wurn jrote Kiepen vull jeholt un die Schwiene (unter) jestreut, det de Ferkle sollen keene Luse un Pocken kräen. Die Luse tären von de Ferkle tu sähre; denn nehmen sei nich tu. „Hole so oll jroff Reenefäre“, sä'd man. Wer (wenn einer) det instreun du't, det soll det Veih un de Schwiene reene hollen vör de Lüse. Mullstreu is nich so jud. Die Schwiene fräten de Kienäppel un Streu, un de Kienäppel bliewen manchmal im Halse stechen. (Das oben erwähnte Wort Busch heisst hier, wie so vielfach, nicht einzelnes Gebüsch, sondern ein Sumpf, Luch, Fenn, Bruch mit Laubholz bestanden, und Heede ein Kiefernwald, da es hier keine Laubwälder auf hohem Lande giebt.)

Es war ein reicher Mann, aber blind und wollte sich ein Landgut kaufen, 'raus (er fuhr oder ging aufs Land) und wollte sich einen Acker besehen. Da führten sie ihn auf die schlechteste Stelle, wo Renefähre wuchs. Da stieg er runter vom Wagen und fasste ans Kraut und sagte: „Was ist das?“ Da sagten sie: „Reenefore“. „Nee“, sagte er, wo Reenefäre wächst, da will ich mir kein Landgut kaufen. Wo Dornen und Distel wächst, da will ich mir eins kaufen.“ Die wachsen auf keinem schlechten Boden. S. Knollen.

Riewe (Galium verum, Galium Molugo), fürs Veih abschneiden, wenn et (eigentlich sie) grün ist, und mitfuttern. Het jafft ssweierleischet, Riewe un Watariewe. Siehe Watariewe.

Rietschkene, Riezkene (Agaricus deliciosus).

Rodbü*ke (Fagus sylvatica).

Rote dowe Nä*tele. Am Johansdach schniedt man med 'n Knief af (in Thürow), dräut et un dud et in Winta manket Strau, mankn Heksl, det is ju'd vört Veih.

Rode Mü*re (Anagallis arvensis).

Rodenstier, siehe Ossentunge.

Rohr (Phragmites communis). In det Rohr sinn die Tähne to sä*ne, dá häd doch unse Herr Jesus Christus injebä*tn. W. S., 268: „... Da sprach Christus: „Es ist vollbracht“, und biss in das Blatt. Darum ist im Rohrblatt deutlich zu sehen, als hätte es einer mit den Zähnen durchbissen.“ (Thatsächlich finden sich solche Eindrücke auf dem Rohrblatt).

Ro-ren (kurzes o), Rogge (Secale cereale); auch: Korn.

Man sagte: „Kinger, jeht nich ins Korn, dá sitt de Rorenmiene drin, — die Roggenmume drin.“ As Kingere hebbn wei imma ville jesükket dánach *(nämlich nach der Rorenmume) un Mieren un Engerlinge anjejräpn un jefracht de Öllann (Öllern): „Is det die Rorenmiene?“ Thyrow.

In Wittstock war die Kornmiene im Korn. In andren Dörfern: die Roggenmume; die Roggenmume mit de ieserne Titten. „Die Roggenmume, — Roggenmiene, — Roggenmiere kommt“, sagten die Kinder, wenn sie in den Schoten waren.

W. V. 134: in Wilmersdorf bei Berlin: die Roggenmiene; S. 148: in Trebatsch (Kreis Beeskow-Storkow): die Sichel, in der Hand eine Sichel. U. s. w.

Für die Mark führe ich aus meinen ungedruckten Sammlungen noch an:

Wilmersdorf bei Berlin (Kreis Teltow): „Im Korn ist die Kornmutter.“

Frankenförde und Nettgendorf (Kreis Jüterbog-Luckenwalde) die Kornmutter.

Mochow (Kreis Lübben): „Im Korn sitzt die Murau.“

Grossleuthen (Kreis Lübben): „Geh nicht ins Feld allein hin, sonst kommt die alte Anna.“ In Gr. wurde früher wendisch gesprochen. „Kinder geht nicht ins Korn, da kommt der Sichelmann.“

Tauer (Kreis Kottbus), noch wendisch: „Die Anna Subata geht den Kindern nach, wenn sie Kornblumen (módracki) suchen.“ Zubata heisst hier: mit den grossen Zähnen, eigentlich: mit Zähnen, von wendischem zub (sprich sub) der Zahn.

Grossleuthen: „Wenn die Kinder ins Korn gehen wollen, die Blumen auszureissen, dann kommt die Sichel-Anna, ist eine alte Frau.“ S. Rorenblume.

Turnow (Kreis Kottbus): die Zubata Anna.

Tauer: „Im Korn soll eine Frau sitzen, jana zubata Anna. Die sitzt auch im Walde auf einem Baumstamm, d. h. Baumstock, na pjeńku; hat die Haare aufgelöst, ma te losy griwate (losy grivate heisst: ungekämmte, wild herunterhängende, wirre Haare, von griwa die Mähne). Sie wurde auch genannt „carna Anna na pjeńku“. Auch sagte man, das ganze Jahr hindurch, zu den Kindern: „Geht nicht in den Wald, tam sejzi ta carna zubata Anna na pjeńku“, und es hiess ausdrücklich: „Die soll grosse Zähne haben.“ S. Beerschkene.

Dahlem (Kreis Teltow): „In den Schoten sitzt die Kornmiene.“

Wegen der Roggenmuhme und Sau mit den eisernen Zitzen in Grossschulzendorf siehe Rorenblume.

Zum Vergleich führe ich an aus Ostpreussen (Beihnunen): Man sagt den Kindern: „Da sitzt die Kornmutter mit de ieserne Titte“ (Brust). Wenn die Kinder fragen: „Wie sieht denn die Kornmutter aus? „Na, se hat ja ieserne Titten (Brüste).“

Aus diesen Angaben, die sehr vermehrt werden könnten, ist ersichtlich, dass in der Roggen- oder Kornmuhme die alte grosse Erdmutter durchblickt, von dem Römer Tacitus erwähnt als terrae mater

(= Erdmutter) bei Germanen in Norddeutschland, und im besondern eine Ärtgottheit, eine Göttin der Fruchtbarkeit, des ländlichen Segens, der auf dem Getreide ruht. Wer fühlt ihn nicht heute noch, wenn er im Juni durch die wogenden Kornfelder geht, namentlich an einem stillen, feierlichen, sonnenglänzenden Sonntag-Vormittag, der doch auf dem Lande nur der wahre Tag des „Herrn“ ist. Für die deutsche Vorzeit kommt hierbei wohl hauptsächlich in betracht die Herrin des Himmels und der Erde, die Gemahlin des Wodan, nämlich die Göttin Harke, denn von dieser ist unsere „Fraue Harke“ ein Nachhall, mag der Name Harke bei uns im Altertum ebenso oder anders gelautet haben. An sie erinnern noch Namen im westlichen Deutschland und in Geldern. Schon bei Gobelinus Persona wird berichtet (aus der Zeit vor 1418), dass die Alten erzählten (also grade wie bei uns jetzt noch auf dem Lande!), dass in den Zwölften (festum nativitatis Christi ad festum epiphaniae domini) die Frau („domina“!) Hera durch die Luft fliegt. „Vrowe Hera, vro Here de vlughet“, so sagte man damals im Volk, „et credebant illam sibi conferre rerum temporalium abundantiam“ (Grimm). In einem angelsächsischen Spruch, einen verhexten Acker wieder fruchtbar zu machen, heisst es (nach Grimm): „Erce! Erce! Erce! eordan môdor“ (= Erdmutter).

In wendisch redenden Dörfern, wenigstens in einigen — mögen andere in anderen nachforschen! —, heisst die Kornfrau „schwarze Anna“. Das erinnert an die Bilder der schwarzen Muttergottes, die in besonderer Verehrung stehen in manchen Gegenden Deutschlands und auch wunderthätig sind. Auch das Christuskindlein habe ich mit schwarzem Angesichte gesehen. Die Anna soll die Haare aufgelöst haben, wie die Frau Holle wirres Haar hat. Frau Holle ist die Göttin Holda (Hulda), denn plattdeutsch Holle ist hochdeutsch Holde. Umgekehrt thut Maria (am 2. Juli) sich die Haare kämmen (s. Beerschkene). Auf das Gebäck Höllenzopf habe ich hingewiesen in der Z. f. E. Verh. 1888, 156 und 1893, 279–280). Sein Name deutet vermutlich auf die Frau Holle hin. Die (Korn-) Anna hat grosse Zähne, wie die Frau Holle lange Zähne hat (W. S. 131. Anm. 2), und die Kornanna entspricht der Roggenmuhme. Die Roggenmuhme (s. Rorenblume) und Kornmutter hat eiserne Brüste u. d. m. Ich begnüge mich mit diesen Andeutungen für die in diese Dinge Eingeweihten.

Es ist sicherlich sehr schwer, in vielen Fällen, heutzutage festzustellen, welcher Gottheit des Altertums einzelne Züge angehören und zu welcher Zeit, d. h. zu welchem Zeitpunkte der Entwicklung der germanischen Gotteswelt, sie diese oder jene Ausgestaltung gewonnen hatte. Aber der grosse Gott Godan und seine Gemahlin, die stehen fest. Sie wurden durch das ganze alte Deutschland, in seinen weiten Grenzen hin, und von allen Völkern der Germanen verehrt. Deshalb

darf man unter der Frau Harke, wie sie in der Mark bei unsrem Landvolke noch lebt, die Göttin Harke suchen, die Gemahlin des oben genannten grossen Gottes, des Herrn des Himmels und der Erden, und um so mehr, als der Alte auf dem Schimmel bei Grossschulzendorf mit voller Gewissheit der märkische Ärntegott ist und mit aller Wahrscheinlichkeit der Gott Wode und nicht Donar, da Wode als Ärntegott im benachbarten Mecklenburg noch in den letzten Jahrhunderten um seinen Segen angerufen wurde von den Mähern.

Über meine Angabe vom Alten auf dem Schimmel, die von niemand bisher beachtet zu sein scheint, siehe Knolln, über den Wodan ebenda, und über gemeinsame Beziehungen der Harke in der Mark und der Bercht in Österreich Z. f. E. Verh. 1896. 187—190. Über die Korn- und Erbsenfrauen, die in den Feldern sind, vergleiche W. S. 89, 90, 142—189; W. V. 45, 46, 65, 66.

In Christinendorf, Saalow und andren Dörfern werden noch, vereinzelt, in der Neujahrsnacht Strohkränze (d. h. Strohbänder) um die Bäume gebunden aus dem Stroh, auf dem die Wurst zu Weihnachten gelegen hat. Das heisst: „Man giebt ihnen Neujahr; man beschenkt sie.“ Vergleiche darüber meine Darlegung in der Z. f. E. Verh. 1896, 189, und die volkstümlichen Angaben in W. S. 248, W. V. 129.

In den Dreeteln wurden die Bäume beschenkt. „Sie sollen auch beschenkt werden, dann beschenken sie uns wieder.“ Thyrow u. a. O.

(Ziemlich allgemein noch in den Städten bei uns (auf dem Lande hier, wie es scheint, unbekannt) herrscht der Glaube: „Wenn dreizehn zu Tische sind, muss einer sterben“, d. h. im Laufe des Jahres. Man achtet mit grosser Sorge darauf, dass nicht 13 Gäste eingeladen werden. Bleibt aber ein Gast fort, so ist man ängstlich bemüht, selbst den ersten Besten, und sei es ein Kind, an seine Stelle an den Tisch zu setzen. Das geschieht zwar oft scherzender Weise, ist aber sehr ernst gemeint. Das Unglück wird also der Zahl 13 zugeschrieben. Diese Unglückszahl hat man verschieden zu deuten gesucht, so auf die 12 Jünger Christi und den Judas Ischarioth als Verräter, oder auf die 12 oder 13 Asen, Götter, im Götterhimmel der Nordgermanen. Es mag verschiedenes der Dreizehn zu Grunde liegen, aber vielleicht hat man bei uns, nach meiner Ansicht, hauptsächlich an die Dreeteln, die Dreizehn (Tage) der heiligen Weihnachtszeit zu denken. Sie war eine hohe, festliche, weihevollte Zeit im deutschen Heidentum, und das gesamte deutsche Volkstum war einst heidnisch, wie es jetzt christlich ist, wenn wir auch dieses deutsche Heidentum nicht vergleichen dürfen mit dem Heidentum andrer Völker. Denn viel höher stand der deutsche Glaube. Er beruhte auf der Verehrung der Erd- und Welterschöpfung und der lebendigen Kräfte in ihr, die die göttliche Weltordnung nach dem Ratschluss der Nornen den Menschen zu teil werden liess. Da in christlicher Zeit alles für teuflisch,

höllisch, schlecht und unheilvoll erklärt wurde, was einst heidnisch in Deutschland war, so mag bei der hervorragenden Bedeutung der Dreeteihn, das heisst der Weihnachtszeit, die Zahl dreizehn ihre unglückliche Bedeutung erhalten haben.)

Mit junge Ro-rensoat wurden die Ostereier grün gefärbt.

Wer starken Husten hat, kocht sich sonne (junge Roggensaart), denn bliewt har wech.

Über das Fünffingerkreuz, det Brotkrüz, das man mit den fünf Fingern der rechten Hand eindrückt in das Brot beim Backen und über dessen vermutliche Beziehungen zur Göttin Harke s. Z. f. E. Verh. 1896, 188. Ein solches Brotkreuz ist von mir dem Märkischen Museum übergeben worden.

Worte des Büdner Hansche auf dem Kietz: „Die Leute sind arm, der Roggen bringt nichts, das Stroh wird verkauft, das Land muss drunter leiden und wird immer ärmer (Land = Ackerland, Boden). De Lüde sinn arm, da Ro-ren bringt nüsich, det Strau wärrd verköfft, det Land mütt drünga liden, det jafft det enga Jahr denn ümma wennija unn wärrd ümma ärma.“

Ro-renblu*me, Roggeblume (Centaurea Cyanus), gekocht gut fürn Husten.

W. S. 300: Man sagte (in Grossschulzendorf), wenn die Kinder Kornblumen suchten: „Geht nicht in den Roggen, da ist die Roggenmuhme, die Sau mit den eisernen Titten (Zitzen) drin. Wenn die Euch kriegt, müsst Ihr an den eisernen Titten lutschen.“

Rü*sta (Ulnus), is derwet Bauholt.

Runklrö, Runkl; mehre: Runklrö'n; Betn (Beta vulgaris). Vereinzelte Aussage: früher wurde mehr Beten gesagt. Wittstock —.

Sahnkrut.

W. V. 162: „Sahnkraut, das auf Wiesen wächst und Sahne giebt, soll man auf Johanni sammeln und den Kühen in den Trank geben.“ Grossschulzendorf. Nach einer Mitteilung des Herrn Professor Ascherson ist Sahnkraut in der Mark: *Ulmaria pentapetala* Gil. (W. V. 202.)

Sardelle (*Ornithopus sativus*), fu'dann sei det (dem) Veih, denn milcht et ju'd nach. *seradelle*

Saubohne (*Vicia faba*).

Früer wurrn vill Saubohn'n jeplant um det Flass so rum un jekocht tum Ätn.

Wenn die Saubohnen (wie vielfach geschieht), ein bischen dicht um das Flass und um das Getreide gepflanzt (d. h. die Samenkörner gelegt) werden, dann trekken die Schmälen, Schmi'n, nich so rupp uppet Jeträde oan Flass (befallen sie nicht so) und bliewn drutn. Die Saubohn mü'tn woll sonn Dunst hebbn, det de Schmälen nich rankommen dun.

Schmälen sind ganz grau, ganz fettig, klebrig, wie Molinkörner so gross. Auf den Kohlrüben und auf Kohl sinn se imma janss doll. Auf die Saubohnen gehen sie nicht rauf. So sagen sie immer.

(Die Saubohne ist eine uralte Frucht auf dem Lande in der Mark, denn ich fand eine grössere Anzahl Saubohnen in zwei Thongefässen eines heidnischen germanischen Grabes auf dem voll besetzten vorgeschichtlichen Friedhof des Dorfes Müschen im Spreewald. Die verkohlten, aber in ihrer Gestalt wohl erhaltenen Körner, von Herrn Professor Wittmack am landwirtschaftlichen Museum zu Berlin als *Vicia faba* bestimmt, sind dem Toten vermutlich als Wegzehrung für die Reise ins Jenseit mitgegeben worden. Sie wurden demnach schon um 500 vor Christus bei uns angebaut. Vergleiche auch W. S. 18.)

Saudissele (*Sonchus oleraceus*), fräten det Veih, Jänse, Schwiene; is Schwienufu^{da}. Bei uns sagt man nicht, wie in Süddeutschland, Sau; wendisch swinja = Schwein.

Schâpjarwe (*Achillea Millefolium*). Die Schâpjarwe wuchatt dolla mitte Wurtel wie de Pâde. Die Schope sinn wie doll no^{de} Schâpjarbe un klaun sich de Wurtn rut ut de Erde, up de Brâke oa wo jeplôt is. De Päre frâtn de Schâpjarwe nich.

Schârling, Scherling (*Conium maculatum*). Schârling wurde früher med Knief wechjhaun, denn früa hebbn die Lü^{de} den Schârling nich so sâhre wassen lo^{tn}.

Zerling sagte eine Frau in Saalow.

Schellkrut (*Chelidonium majus*).

Wer nu uppert Been so uppswelln dut, wo nu harte Hud wârd, dâ erweekt det Krut de Hud, aba nich an offne Wundn! weil et tom Blutverjiftn is. Et ward (= wird) jekloppt un upjeleid, denn dräut et von de Hitte. Denn mutt et widda runda un mutt widda frischet drup (kommen).

Sehinganä^{le}, Schingernelke (*Dianthus Carthusianorum*).

Schârpkrut (*Asperugo procumbens?*).

Schlangenblu^{me} (meiner Erinnerung nach *Anemone nemorosa?*).

Schmackedutschenschilp (*Typha latifolia*), wasst ville in de Torfkuten.

In der Gegend von Zehlendorf hörte ich früher: Schmackeduzjen als Name für die Kolben.

In Korswant bei Swienemünde nannten die Kolben die eingebornen Kinder „Ρουλλεπησεν“, diesen Namen hatten sie nach ihrer Angabe von Berlinern gehört.

oo Schmieljas. (Rf. *Spinnel*)

Schpe^lblu^{me}, Schpälblu^{me}; vereinzelt genannt Jiftkrut (*Ranunculus acer*), is schädlich, frät okt Veih nich jern.

Jrotvada hädd imma jesäd: „Wenn man die so dicht vör de Oren häld, wärrd man blind, denn kann man nich mär sie'n.“

Mien Vada, in Thüre, hadde vier Brüdere; et wärn ihra fünf. Äbba da eende wolle nich milletarisch wernn un hädd sich, wenn har sich stelln müsste, acht bes vierzehn Dö vörrharr de Blu'mn un de (Saamen-) Kureln jekloppt uppn Steen un denn fest uppjebungn uppt Been, denn treckt et Blasn, un har hädd nich bruken Soldat to wernn, is äbba jefult bes uppn Knockn unn is imma lahm jewest unn hädd annen Stock jeje'n bes an sien Enge, det wär der Schabanack, to Schträfe hädd har 't tiedläwens jehadd.

Schurre (Rhinanthus major), früher genannt: Klöterpott, Klingenhans, is schädlich, frisst das Gras und Getreide auf; wasst velle manken Ro-ren un up de Wäsn noch vill mär, drächt so velle Soat, kricht keena nich rut, davon werd det Brot bitta. (Alectorolophus major Bolle.)

Schwallnstert (? Polygonum Convolvulus Bolle), iss'n Krut vört Veih, plückn se 'n janzen Somma un jewn et frisch. Et issn hässlich Krut mank de Lünsn, et fällt nich dörcht Sieb dörch un is nich ruttukrä'n.

Schwartebobbelkrut, siehe Nachteschäle.

Schwartwurtel (Verbascum nigrum? — Verbascum Lychnitis Bolle).

Schwemmjras.

Det schwimmt so up det Wäta, frät'n de Päre jern int Fröjäh, wenn se rutkoamn up de Wiede, denn badn se rin innt Schwemmjras.

Wenn Ostann schpäd fiel, wurdn die Ostaeire damit jrün jefärwt. Beit Färwn med Schwemmjrün un junge Ro-rensoat kann innen Topp ierscht junge Soat, denn Eire, denn wedda junge Soat, denn Eire, denn jrüne Soat un denn Wäta drup. un denn wurdet jekocht. Äba nä junge Soat un Schwemmjrün schmeckn de Eire streng.

Schwieneohren (Alisma plantago).

Schwulstkraut, siehe Wä'blä'dere.

Sennep (Sinapis nigra).

Sickel, Grundsickl (Lemna minor?).

Siede (Cuscuta europaea var. Trifolii), wasst übert Flass wech, det Flass fällt um.

Soltbi'sn (Juncus). Se sejen: dá suppt det Veih so nöa, wenn et det Veih frät; die sinn so soltich. Det Veih frät se jern.

Ssijorje, wille Ssijorje (Cichorium Intybus).

Steckappl (Datura Stramonium).

Steenpäpa, Steenpepa; Fläenpäpa (Sedum, acre?), jud vör Wrazkn. Jekocht un denn, wenn man tu Bedd jehd, die Hänge (da-) med jewascht un früh morjensafjewascht, äe man ant Milchn jehd. Denn dräun die Wrattu af, denn sinn se jäl (d. h. abgetrocknet). Wenn der Steenpäper

afjeblüd häd, denn jift et sonne Lämmre (d. h. die vertrockneten Blütenstengel), det häd sonne Stachln, un die Lämmre kocht man.

Steenpäpa wurde früher gekocht zu die Fläen, danach starwen se sehr, aber es giebt Flecke auf weiss Zeug, wo die Fliegen sich dann hinsetzen.

Nach einer Mitteilung, mir von befreundeter Seite gemacht, „wurde früher allgemeiner, jetzt nur noch vereinzelt, am Niederrhein in Rees und Umgegend an jedem Haus, oberhalb der Hausthüre hängend, ein Kranz aus Johanniskraut, öfter noch eine Krone angebracht, d. h. ein Gestell, das zierlich mit Johanniskraut bekleidet war. In der Mitte hing ein Vögelchen aus Wachs oder dergleichen. Wer kein Johanniskraut hatte, nahm bunte Papierflitter zur Krone. Die Familien der Würdenträger fanden sie morgens über ihrer Thür. Benachbarte Leute, die zum Hause in irgend welchem Dienstverhältnis standen, hatten das besorgt. Die Kinder kamen dann Vormittags mit einem Auftragebrettchen, auf dem einige Blumen lagen und zwei gefüllte Schnapsgläschen standen, die sie anboten, die aber nie angenommen wurden; es war nur die Form, unter der sie sich ein Trinkgeld erbaten“. Das mir übersandte „Johanniskraut“ war eine Art Sedum, wohl Sedum acre.

Steenpuls (*Boletus edulis*). Manchet Jahr wassen so velle Steinpulsse, un denn widda Jähre keende nich.

Stiefmütterchen (*Viola tricolor*. — *Viola arvensis* Bolle —), jeht so durchet Blu'd. Kingere, die so Utschlach un Kopp krä'n, dä sinn de Lü'de inma so angst, det et der Ansprunk un Kopp wern kann. Damed det Jeblü'de sich afreinicht, kochn sei die janze Stä'le tu Thee un de Kingere drinkn et. Denn jeht die Unreendlichkeit wech durchn Stu'ljank.

Stuckärsch, Stukorsch (*Bidens tripartita*), det hackt so sehr in det Du'k; kochn se vört Veih bei Krankheedn.

Schilpjas (vielleicht *Butomus umbellatus*?).

Sü'rlink, Sürling (*Rumex Acetosella*), wasst up de Bräke, frät det Veih.

Töffel, siehe Knolln.

Türksche Weete (*Zea Mais*).

Voschwanz (*Alopecurus pratensis*?).

Vo'lwicke (*Vicia Cracca*? *Vicia Sepium*?).

„Rade, Draspe, Vogelwicke

„Darf mir niemand auf die Mühle schicken“

stand früher geschrieben auf der Mühle bei Wittstock, am Mehlkasten.

Wäblädre, Wäblä'dere, Wejeblädere; Wä'blä'dann, Wä'bladern (*Plantago major* und *Plantago media*); siehe Hunderibbe.

Im Sommer jeplücht, denn im Winter in lauwarm Wata upjeweekt un upne Wunde oer Jeschwulst jele'cht.

De recht jungn Blä'dre sinn ju'd jejn Schwären. Wo eene Wunde eitatt, werdn se eenfack upjele'cht, det treckt alle Materje (Eiter) rut un reenicht die Wunde.

Wäjruze, Wäjejruze, Wechjruze (Polygonum aviculare Bolle).

Wätariewe (Galium palustre Bolle). — Wohl auch Galium Aparine?) wasst in de Grön, is scharp un hackt an de Beene an.

Wärmdede, Wörmdede, Wümdede; Wärmbde (Artemisia Absinthium). Die Vornehmen d. h. die Gebildeteren) sejen Wärmuth.

Die Lüde kochen die Wärmde mit Wata af, denn Spiritus mank (gegossen) un denn in eenen Top tusammen, det et dörchbeizt. Wenn de Lüde so jelopn sin (d. h. weit gegangen), wolln se nich gleich ätn, sondann seien: „Wi wolln erst 'n Droppn drinkn“. Vergleiche Brennätele.

Wien (Vitis vinifera). Uppen Gliener Wienberch stehn up eena Siede vill Offbäume, et is dā ville Lehm (wendisch glina = Lehm).

Winkriech (Ononis spinosa). Von Winkriech stäkn se de Wurtln ut, kläuen se up, jrün oa jedräut. Denn mü'ten se därwe utjekocht wärn, wie schwartn Kaffe oer Bier, un wenn Veih oer Lüde det Rietn hebbn, jedrunkn oer ok de Jlieda medgewascht, denn med Watte bewickln, z. B. det Knie, de Knossln, det et imma wärm is, un nich so innen Zueh!

Wittenkohl, siehe Koppkohl.

Willen Beifu't, siehe Beifu't. Dā bingen wei uns Bässene von.

Wille Morö (Daucus Carota), werd vör nüsche jerechent un so med afjemä'd.

Wille Rose (Rosa canina). Die roten Butten heissen Lusebuttn. S. Lusebuttn.

Willen Schärlink, wärd 'n Krut jenäumt, wil et balle so utset wie Schärlink.

Willen Thiemerjån (Thymus Serpyllum). Thiemerjahn un Kalmus wern dörchenenga jekocht un de kleenen Kingere driu jebadet, wenn se de englische Krankheet hebben. Det is jud dävör.

„Meierån un Thiemerjån, det sinn die baste Blu'm,

Un die Mäkes, as so ö'te du'n, det sinn die döllste O'ey“, ö'te hier: „as wenn sei keen' Mannsnamen kennen däten“.

Willen Toback (Verbascum thapsiforme). Wer Jeschwulstwunden häd, die Blädere druplejen.

Ganz ungewöhnlich viele und üppig gewachsene Königskerzen sah ich (1894) auf einer sandigen Lichtung des Höllenberges bei Gadsdorf,

an der Ostseite desselben. Es waren dort Baue von wilden Kaninchen. Eine, die ich gemessen, war 2,50 m hoch. Sie machten in ihrer Üppigkeit den Eindruck wie eine Blumenwildnis in heissen Ländern. Im Jahre 1895 waren sie an derselben Stelle nur klein, und verkümmert, ebenso wie es zahllose Steinpilze und Pfefferlinge dort in der Gegend 1894 gab, 1895 fast keine. 1894 waren im Mai oder Juni viele Gewitter, 1895 eine lange Dürre.

We^snpilz, vereinzelt Schampelone (*Psalliota campestris* L. und *Psalliota arvensis* Schaeff.).

Werft, Werftstruck (*Salix aurita*?). Werft oer Wiede is 'n Struk. Het jift zwee Ärt'n. De jrote heet Werft, un de kleene heet Pieseries. Palmen (die Blütenkätzchen) von de Wiede heet'n Werftknobbn.

Riestu'n heisst ein Zaun, der aus Weiden und Werft, korbartig geflochten ist. Er war früher sehr üblich, als noch das gesamte Vieh von der Gemeinde gehütet wurde; jetzt sieht man solche Reisszäune seltner. Sie sind in Deutschland uralte. Siehe Fichte.

Wicke (*Vicia sativa*? *Vicia Cracca*?).

Wern (wer einen) Vorel inna Bude (Käfig, Bauer) innen Winda hadde, wurn die Körna ut de Schotn as Sunndachsfu'da jejewn, det der Vorel doch ok wat bessres hädde.

Wiede (*Salix*). Wenn die Kinder im Frühjahr Pfeifen klopfen, sagen sie:

„Holle, holle Flöte,
Von Timmajahn (Timmerjahn), von Bastajahn (Basterjahn),
Loat se leien bes Mareien (auch Maräen; auch Martin),
Bes der Ro-ren riepe is.“

Ein anderer „Spruch beim Flötenafklopfen“ ist seines Inhalts wegen hier nicht mitteilbar.

„Lolololöte,
Mock mei ine Flöte
Vom Basterjan un Timmejan,
Lot se leien bes Mareien,
Bes der Raue riepe is.“

(Niederschrift eine Eingebornen.)

Ein Kinderspiel heisst Katze und Maus. Die Kinder gehen im Reihen, an die Hände gefasst. Zweie sind draussen und laufen als Katze und Maus durch den Reihen. Dabei singen die Kinder:

„Rohe, roh Weidi,
Spinne klare Seidi,
So klar als ein Jahr.
Es vergingen sieben Jahr,
Sieben Jahr um und um.
Jungfrau Rieke (beliebiger Name) dreht sich um.“

Jungfrau Rieke hat sich umgedreht.
 Der Bräutjam hat den Kranz geschickt
 Mit lauter grüne Blätter.
 O wie wird der Bräutigam lachen,
 Wenn die Braut wird Hochzeit machen.“

In Ostpreussen (Beihnunen, Kreis Darkehmen) sagten die Kinder beim Spiel:

„Ringe, Ringe, Rosenkranz,
 Mäke danz,
 Schpinne jäle Siede
 Oppe hoge Wiede,
 Eierschalen, noch emal
 Junfer Liske, sett Di däl.“ S. Klei.

W. V. 40. Im Volksmärchen kann die Stieftochter nicht nach Kirche, weil sie kein Kleid hat. Da ging sie an eine Weide und sprach:

„Guten Tag, Weide,
 Ich bring Dir ein altes Geschmeide,
 Gieb mir Dein neues.“

und kriegte jedesmal ein neues Kleid. Das erste Mal zog sie die Sterne an, das zweite Mal den Mond und das dritte Mal die Sonne. Und jedesmal (nach der Kirche)... legte (sie) das Kleid wieder an der Weide nieder.

Willet Verjettmeinich (*Myosotis palustris*; auch *Myosotis arvensis*) wasst hoch up de Wäsen.

Wenn im Dorfkrug die Musikanten (d. h. die Spielleute) aufspielen beim Tanze, so singen sie dazu:

„Ick wärre Dei nich verjä*tn,
 Ick hebbe Dei all verjätt, jätt, jätt“

(bezieht sich auf die Liebe zu Mädchen, vergleiche dazu das Kraut Mannsuntreue.)

Windhalm (eine Grasart).

Wintajrū'n, Immajrūn (*Vinca minor*), mäken se Kränse von.

Wirzichkohl, siehe Kohl.

Wirsingkohl heisst am Rhein: Savoyen; wurde in Ostpreussen genannt: Welscher Kohl (Königsberg).

Wittn Kohl, siehe Kohl.

Witte Müre (*Stellaria media*?? — *Cerastium aquaticum* Bolle?)

Witte Råde (*Lychnis alba* L.). Wer det schniedende Wäta häd, denn dree sonne Kno*tn jekocht tu Thee un denn jedrunkn. Et wern die jrö'nen Knotn jesammelt un de wittn Blü*dn.

Witterö*, Wittero*, Stoppelrübe (Wasserrübe).

Wrukke, siehe Korö'.

Wulfsrankn (*Sedum acre*).

Nachtrag zu:

Hungablume, Täschkrut. „Bei Lindchen (Kreis Kalau) tranken die Frauen einen Thee von Hirtentäschelkraut, um die Milch zu verlieren, wenn sie die Kinder abgewöhnen wollten.“

Salat. „In Kottbus und Triebel sagen sie, weil sie das a wie ä sprechen, scherzhaft: „Kärle karrt mit de Kärre uf de Märchte nach Saläte“. (Mitteilungen des Herrn v. Werthern).

Zum Schluss gebe ich noch die Namen von Blumen und Bäumen, die in dem Vorgärtchen eines kleinen Kossätenhauses standen: Wintergrün, Rittersporn, Dickkopf, Aster, voller Mohn, Schlüsselblume, Feuerflamme (Kaiserkrone), Gien (Georgienen), Stiefmütterchen, Klappernärschnabel, Glockrosen, Kresse, Butterblume, Pijone, Fleischsalvei, buntes Gras, Knumpnerche, Danne, Kristanjenboom, Schandarmenmütze.

Verzeichnis plattdeutscher Wörter.

Abresche (Ebresche).

Ädern (Adern).

af (ab).

afjebrôken (abgebrochen).

afjehôalt (abgeholt).

afjehunzt (heruntergemacht, heftig ausgescholten); hunzen ist Zeitwort von Hund.

afjeme'd (abgemähet).

afjepoalt (abgepellt).

afjeschept (abgeschöpft).

afjeschramt, beim Gänsepiel mit dem Fuss, d. h. dem Hacken, der Ferse, im weichen Erdboden eine Furche als Kreislinie vertieft, s. Jänseblümken K.

afjestengelt (abgestängelt), die Stängel abgerissen.

afjestrôft (abgestreift).

aftuhelfen (abzuhelfen).

Äkelei (Akelei).

Alderleischet (Allerlei).

Ä'len, Ä'len (Schlehe), s. K.

ale'ne (allein).

Alfranken (= kletternder Nachtschatten).

am (ihm); anam (an ihm); vör am (vor ihm).

Ambt, vereinzelt (Amt).

anfat (anfasst).

anjefärwt (angefärbt).

anjejrepen (angegriffen).

anjemokt (angemacht).

annan (an den); ant (an das).

Ä'pe, Ape (eine Art Rüster), s. K.

ar (er).

arbe'den, erbeden (arbeiten).

Ärden (Arten).

Äs (Aas).

as (als; so; der, die); die, as nu sind (die, welche nun sind).

Atoffeln (Kartoffeln).

Auen (Augen).

Baken (Backofen).

bäden (baden).

Balderja'n (Baldrian).

bale, bal (bald).

Bamelberken (Hängebirken).

be'de (beide).

Beifu't (Beifuss).

beki'ken (besehen, ansehen).

Belsenkrut (Bilsenkrut).

Be'mwil, Bemvil (Beinwell).

Be'n (Bein; meist Fuss).

beneiden: durch Loben Schaden zufügen ein Fachausdruck in der Sprache der klugen Frauen und in der Hexerei, vergleiche Orant K.
Be'ren, Biren (Birnen).
Berch, Barch (Berg).
Berke (Birke).
beru'pen (berufen); Fachwort in der Hexerei und Zauberei.
Be'rschkene (Beeren, Heidelbeeren).
bes (bis).
beschpreken (ein Krankheitsübel besprechen); Fachwort der klugen Frauen.
beschreien; mit Worten, durch Bezauberung, Übel zufügen.
Besen (Besen).
Besenbingen (Besenbinden).
betält (bezahlt).
Binge (Binde).
Bingster (Binder, bei der Ärnte).
Bise (Binse).
bit (beisst).
bitrijen (beissigen).
Bladern, auf dem Leibe, wer det Netel. fieber hed.
blaft (bellt).
Ble'ksucht (Bleichsucht).
Ble'kste'de (= Bleichstätte), Stelle, wo gebleicht wird.
Ble'dere (Blätter).
ble'wen, bli'wen (blieben).
bli'w (bleibe); bli'wet (bleibt).
bli'wen (bleiben).
blo (blau); blaue Farwe (blaue Farbe).
blö'en (blühen).
Blu'd, Blu'd (Blut).
Blü'de (Blüte).
Blu'ssen (Blüten).
Blü'mken (Blümchen).
boaken, böken, = braken (Flachs brechen);
Bökster (Brecher).
Bobel (kleine Bommel).
Bobeln (die Beeren, beim Flieder).
Böleken, der kleine Amboss, auf dem die Sense getengelt wird.
Bölen (beim Flachs der Leinsame, „wenn er afjeräpt ist“).
Bole (Zwiebel).
Bolnpeln (Bollenschalen).
Bo'mwule (Baumwolle).
Bo'ne (Boden).

bo'ne (oben); bo'ne uppen Böne (oben auf dem Boden).
Borke; die äussere hart gewordene und durch Dickerwerden der Baumstämme und Äste geborstene Rinde.
Botre, Botere (Butter).
Bråde (Braten).
Bråke, (Brache).
Bråmen (Brombeeren, Brombeersträucher).
Brandwi'n (Brantwein).
bre'd (breit).
breken (brechen).
Bré'me (Augenbraue; Bräme an der Pudelmütze). Früher trug man Pudelmützen. Sie bestanden aus einem Tuchdeckel und einer Bräme von Fell (vom Fuchs u. a.) darum. Eine Brämemütze musste jeder haben, das gehörte zum Anstand.
Brennete (Brennnessel).
Brö' (Brühe).
Brö'de (Brote).
brö'sch (spröde, hart).
Brü'dere, Brü'dre (Brüder).
Brü'dijam (Bräutigam).
bru'ken (brauchen).
bru'n (braun).
bru'se (brause), s. Flass K., hier: Bülgenschlagen.
Bu'de (Haus, Hütte, Vogelkäfig).
Bü'del (Beutel).
Buk (Bock).
Bu'kknipen (Bauchkneifen).
Buksbart (Bocksbart).
Bü'len, Bü'leken (= ganz kleine Kinder).
Bü'lenkinder, rechte Bü'lekenkinger (Geschwisterkinder).
bulijen (wogen, Wellen schlagen).
Bulmelk (Bullenmilch).
Bumel (Bommel).
Bünge; hier (Bündchen).
Bunt; s. Kesper K., hier: dörchenenger (durcheinander); ich fand bunt auch von Schriftzeichen gesagt sowohl bei Deutschen wie Wenden (pisany).
Bu're (Bauer). Der Stand der Bure oder Bauern ist durch sein Alter ehrwürdig. Früher, vor etwa 2000 Jahren, hiess sogar ein deutscher Volksstamm: Bure. Er war ansässig im nordöstlichen Deutschland, und der römische Geschicht-

schreiber Tacitus berichtete schon damals, dass die Bure (Bauern) nach Sprache und Sitte zu den Schwaben gehörten. Die Schwaben aber bewohnten zu jener Zeit Norddeutschland und auch die Mark. Die eigenen Worte des Tacitus lauten: „Retro Marsigni. Cotini, Osi, Buri terga Marcomanorum Quadorumque claudunt. E quibus Marsigni et Buri sermone cultuque Suebos referunt“ (Germania, 43).

Busch, s. Renefäre K., s. He'de.

Buschebo'm (Buchsbaum).

Bute; am Spinnrad eine offene Büchse oder Napf von Holz, ausgedrechselt, in die beim Spinnen, jenachdem, eine leere oder volle Spule gesteckt wurde.

Butenstruk (Weissdorn).

dā (da).

da (der), ganz kurz gesprochen.

Dauen (Dabendorf).

Dach (Tag).

Dākwāsen (Dachwiesen), s. Isersejje K.

dāmed (damit).

da'noā (danach, jenachdem).

Dane (Tanne).

Danepel (Tannzapfen).

Dāre (Tage).

dāt (that).

dāten (thaten).

Dausendjūlnkrut (Tausendgüldenkrut).

Dauenkrut (Taubenkrut).

de, ganz kurz gesprochen (die).

dei (dir, dich).

Deibelshand (Teufelshand).

Deiwelsknot (Teufelsknoten), ein Knoten beim Zubinden der Säcke.

den, zeitlich gebraucht (dann).

Depel (der grosse Flitterbold; die Wasserjungfer).

derf (darf).

Dersche (Dorf Dergischow).

det (das).

dīne (deine).

Dir (Tier).

Dissel (Distel).

Dō (Tage); Dō (Tag).

Dō't, dō'cht (taugt).

Dochtere (Tochter), Döchtere (Töchter).

doler, wuchert (toller, schlimmer); wie döll nach, wie verrückt nach = so heftig begehrllich.

Dālder (Thaler).

Dolk (Tolch?).

dō'n (thaten). ? s. u. *da't* *laucht*

dörch (durch); dörchen (durch den); dörcht (durch det).

dörchbe'zt (durchbeizt).

dörchenenger (durcheinander).

Dörchfall (Durchfall).

dörchje'n (durchgehen); auch Fachwort der klugen Frauen von der Wirkung eines Krautes durch den Leib hindurch; s. Hundekamelle K.

dörchsi'n (durchsehen); Fachwort in der Sprache der klugen Frauen und in der Hexerei; durch ein gewisses scharfes Ansehen, ein Übel, eine Krankheit herzaubern, hervorrufen.

Dörp (Dorf); Dörpere (Dörfer).

dörschtich (durstig).

dō't (taugt).

dō'we (taub).

Drāke (Drachen), de Drāke trekt (der Drache zieht durch die Luft).

dran (daran).

Drankfat (Trankfass).

drāren (tragen).

Draspe (Trespe).

dreuen, dreien (dörren, durren).

Drebuk (Drehbock des Schusters).

Dreibuk (Dreibock); siehe Hasselnöte K.

dreiderleischet (dreierlei).

Drete'n (die Dreizehn), d. h. die 13 Tage, = die Zwölften, ein bestimmter Ausdruck für die altheilige Zeit nach der Wintersonnenwende zwischen Weihnachtsheiligabend und Grossneujahr, Heiligedreikönige (6. Jan.).

drecht (trägt).

dre'wen (trieben).

Drift (Weg, wo das Vieh getrieben wird).

Drillwind (Wirbelwind), in Norddeutschland auch Küselwind.

drinken (trinken).

drī'wen (treiben).

drōden (trugen), drōn.

Drākīpe (Tragekiepe).

drōn, drōen (tragen).

Dropen (Tropfen).

Drukbu'le (Druckbeule).

drunga, drūnger (drunten).

drup (darauf).

- dru'ren (tragen).
 dru'se (?).
 dru'ten (draussen).
 Du'k (Tuch).
 Du'kferwen (Tuchfärben).
 dul, dol (toll); duler (toller).
 dükste, dölste (tollste); schlimmste.
 Dumkop (Dummkopf).
 dun (thun), ein im Plattdeutschen häufig
 gebrauchtes Hilfszeitwort, um irgend
 eine Handlung zu schildern, namentlich
 die Andauer oder den Fortgang der-
 selben. Ähnlich ist noch im Englischen
 do gebräuchlich als Hilfszeitwort in ge-
 wisser Beschränkung bei Frage und Ant-
 wort; tu du'ne (zu thun); det dut jud
 wassen (das wächst gut).
 düne, dunemals (damals).
 du'ne (voll); auch sonst in der Mark: be-
 trunken.
 Dunst (Ausdünstung, Geruch).
 dür (teuer).
 Düsche (Tisch).
 du't (thut).
 eba (aber).
 e'e (ehe); bevor.
 E'fa (Epheu).
 Eike, E'ke (Eiche).
 Eire (Eier).
 E'kel (Eichel).
 E'kenepe (= Eichelnapfe).
 Elfwide (Elbweide?).
 Else (Erle, Eller).
 elwen, von (von elf).
 emäl (einmal).
 e'n (ein); e'ner (einer); e'nen (einen); e'ne
 (eine).
 e'nder (einer).
 e'nfak (einfach).
 Enge (Ende).
 Enkeling (Enkel).
 Enken (hier kleine Zweige, Enden; die
 jungen Keimtriebe der Kartoffel).
 engere (andere).
 Engerlinge (die Larven des Maikäfers,
 in der Erde, im Anger).
 engert (andres), engersch.
 Entenjrüte (Entengrütze).
 E'rde (Erde).
 E'rdapel (Erdapfel), Kürbiss.
 ere (ehe).
 eren (ihren).
 E'renpris (Ehrenpreis).
 Erfte (Erbse).
 Ernteti'd (Ärntezeit).
 e'rschte (erste).
 et, het (es).
 e'ten (essen).
 E'ten, Erten (?).
 E'tofeln, A'tofeln, Ertofeln (Kartoffeln)
 falt (fällt).
 Fatt (Fass).
 Fe'derkrut (Federkraut).
 Felen (Feldern); wendisch (und sonst
 slavisch) polo das Feld, davon der Volks-
 name Polen, volkstümlich deutsch Polak
 = der Pole. S. Flass.
 fe'rich (fertig), farich.
 Ferkle (Ferkel).
 Ferze (Färse), heisst ein Kuhkalb, bis es
 gekalbt hat; aber Bullkalw!
 Ferwerblu'me (Färberblume).
 Fetschenkru't, s. K.
 Fichte (Kiefer); in Oberbaiern: Förche.
 Fije'lekinne (Veilchen). Der Ton liegt
 auf je —.
 fi'n (fein).
 Flass, det (der Flachs).
 Flassbo'te (Flachsbündchen). Bote wird
 nur vom Flachs gesagt. Ein Bund von
 Roggen u. d. heisst Jarwe (Garbe).
 Flasken (Flachschén).
 Fle'en (Fliegen).
 Fle'empuls (Fliegenpilz).
 Fle'schläden (Fleischladen, Fleischer =
 Metzger = Schlächterladen).
 Flí'der, schwarten Flíder (Hollunder).
 flizen (flitzen, schnell fortlaufen), wie in:
 Flitzbogen.
 Flittergras (Zittergras).
 Foam (Faden).
 Föme (Fäden).
 fret (frisst); fre'ten (fressen).
 Fraue (Frau).
 Frauns (Frauen).
 Fraussen (= schlechte Frau), z. B. rum-
 dri'wriet F. (Herumtreiberin).
 Freundschaft (= Verwandtschaft).
 Fri'ren, det (Fieber, das sich als Frost
 zeigt).
 Frö'jår (Frühjahr).
 Frömde (Fremde).

frü'er, frü'a (früher).
 Fu'der (Futter).
 fu'dern (futtern); fu'dert (futtert).
 fufzendre (der Funfzehntste).
 Fu'lbom (Faulbaum).
 fu'le Sei, die; vereinzelt feulen See (die faule See), jetzt Sumpf und Wiesen, „ein übergewachsenes Fenn“. Wenn kein fester Grund ist, ist es ful.
 fu'lije (faule).
 fünwe (fünf).
 Fūrherd (Feuerheerd).
 fürmorjens (frühmorgens).
 Φουση (lateinisch volva). *Fope*
 ha', ha'r, a'r (er).
 Ha'ber (Hafer),
 hade (hatte).
 Haderik (Häderich).
 haken (sitzen, festsitzen); hackt an (sitzt woran fest).
 Häktü'ch (Hakzeug); anderwärts auch Buktüch, das hölzerne Gestell an der Sense bei der Ährnte, damit das Getreide zusammenbleibt, auf einem Schwad fied (fliegt).
 halwe (halbe).
 halwe'je (halben Weges), einigermaassen.
 Halewarter, det, d. h. halbe Warter, Imbiss zwischen Frühstück und Mittagbrot, und Mittagbrot und Abendbrot, also das zweite Frühstück und Vesper.
 Hamelschmiten (Hammelschmeissen) ist ein märkisches Volksspiel: Die Jugend des Dorfes giebt das Geld; dafür wird ein Hammel gekauft. Die Mäkens, aber bloss die Jumfern (Jungfern), putzen am ut. Er kriegt eine weisse Decke über den Rücken, und oft noch ein buntes Tuch darüber; auf den Kopf um die Hörner einen Kranz von künstlichen Blumen. Bone upn Puckl up de bunte Decke werd 'ne Schtrudsche (Sträusschen von künstlichen Blumen) upjestoaken (aufgestochen). Dann findet Kugelschmiten statt, um den Hammel zu gewinnen. Die Jungen werfen dabei nach 9 Kegeln. Auf mich hat der feierlich so ausgeschmückte Hammel immer den Eindruck wie ein festlich, zu Ehren einer Gottheit, geschmücktes Opfertier gemacht.

handbre'd (handbreit).
 Handstampe (Handstampfe).
 Hâne (Hahn).
 Hânkam (Hahnkamm), ein Pilz, weil er so ausgezackt ist wie der Kamm auf dem Kopfe des Hahns.
 Hânklö'ten, (Spillbaum).
 ha'r (her); ha'r, ha', a'r (er).
 Hardhölten (= Hartholz) s. K.
 Häre (Haare).
 Hasselnö'te (Haselnüsse).
 Hâsenko'l (Hasenkohl).
 hastich (hastig), schnell.
 he' (habe); ick he' = ich habe.
 heben (haben).
 he'en, he'n = heben.
 he'd (heiss).
 hed (hat).
 hed (heisst), s. hi't.
 hede (hatte); heden (hatten).
 He'de (Heide); Wald und zwar Kiefernwald, da hier die trockensten, höher gelegenen Wälder nur Kiefernwälder sind, die Laubwälder auf legem Boden heissen Busch. Busch für Laubholzbestand ist weit verbreitet in der Mark.
 He'dekrut (Haidekraut).
 He'denetel (Haidenessel).
 He'densch (Haidekorn, Buchweizen).
 he'densche (= haidensche, Haide-).
 Hederik (Häderich).
 Heirad (Heirat); Redensart: Heirat ist kein Pferdekauf.
 Hekse (Hexe).
 He'lbole (= Heilbolle).
 he'le. Hi'leken, auch Hi'leke sagt man zu den Gänsen, wenn sie klein sind. S. Jänseblümken K.
 he'le Christ (heilige Christ).
 he'lich (heilig).
 Heling oder Kûlder ist der vierte Teil einer Semmel. Eine solche Semmel aus Weissbrot besteht aus 4 Rundteilen, die an einander gebacken sind. Jedes von den 4 Stücken heisst H. oder K.
 He'lkraft (Heilkraft).
 helpen (helfen); helpt (hilft).
 He'lung (Heilung).
 he'lt (heilt).
 he'mlich (heimlich).
 hen (hin).

henbringen (hinbringen).

Heneperling (Hänfling, Vogel).

Henge (Hände).

Henseken (Hänschen).

He'rde (Hirte), Here.

He'rden, Hern, Harn, die, (die Hirten).

Herest (Herbst).

he'ri! he'ri! werden die Gänse gelockt, gerufen.

Hern- (Hirten-), z. B. Hernwese, Hernhus (Hirtenwiese, Hirtenhaus) waren die Wiese und das Haus, die dem Gemeindehirten von der Dorfgemeinde zur Nutzniessung übergeben wurden zur Zeit, als noch das Gemeinde-Hütewesen — ebenso wie die Gemeindefelderwirtschaft — bestand, das für die kleinen und mittleren Besitzer in mancher Hinsicht vorteilhaft war, hier aufgehoben seit der Separation (etwa 1848).

herna'chens, na'chens (nachher).

Herze, die (die Hirse), s. Herze K.

heste (hast du).

he't (heisst).

Hexe, eine Frau, die durch Zauberkünste Anderen Schaden zufügen kann. Alt-hochdeutsch nach Grimm: hazuza, angelsächsisch häytesse, mittelniederländisch hagetisse. Artisse heisst hier die Eidechse.

hi' (hier).

hi'len (hielten).

Hi'leken, auch Hi'leke, Kosennamen der Gänse, sagt man zu ihnen, wenn sie klein sind, wie in Städten der Mark auch Vi'zeken (Viehchen), sachteken, sachtechen (recht sachte), se'reken (von sehr gebildet). Lü'sechen (Lieschen) ist hier das Schmeichelwort für ein Ku'kalw, Hänseken (Hänschen) für ein Bulkalw.

hi'ljen (heiligen).

Hingendöre (Hinterthüre).

hinger (hinter); hingern, hengern (hinter den, dem); hingert Hus (= hinter das Haus).

hit (heisst).

hi't (hiess).

Hite (Hitze), Fieber, das sich als Hitze zeigt.

hoalen (holen).

hoe (hohe).

Hof, Garten mit Bäumen hinterm Hause.

Hök (Habicht).

Höksoat (Habichtsaat).

hold (hält).

hōle (hole, thu holen).

hōlen (halten).

hōle Rō're (hohle Röhre).

Holpi'pen (= Hohlpfeifen), weil die Fruchtstängel des Schachtelhalm hohl sind. S. K.

Holt (Holz).

Hān (Hahn).

Honich (Honig).

Hōr (Hafer).

hō're Bō'me (hohe Bäume).

hō'ren (= hinhorchen), s. Kesperrn K.

hōrken (horchen).

Hōrtakene (= Hornzacken = Hornzweige), s. Fichte K.

Horscht, die (der Horst), s. Fichte K.

eine Huke voll; etwas, in irgend einer Art, in ein Bund gebunden und auf dem Rücken getragen, ist eine Hücke. Man sagt, wenn einer betrunken ist: „Der hed sich ju'd e'nen upjehukt (aufgehuckt, von aufhucken).

Hu'd (Haut); Hü'de (Häute).

hū'den (hüten).

Hu'de (Heerde). Man sagt: ene Hu'de Vei, Schāpe, Jense.

Hū'deken (Hündchen).

Hū'demele (Hundsmelde).

Hū'deribe (Hunderippe).

Hū'dre (Hühner).

Hū'ne (Henne).

Hū'p (Haufen); Hü'pe (mehrere Haufen).

Hu's (Haus); tu Hu'se (zu Hause).

Hū'seken (Häuschen).

Hu'slo'f (Hauslaub), s. K.

Hutsche (Fussbank).

jaf (gab).

jaf ru't (= gab heraus, war ausgiebig, ergiebig).

jalp (schlank).

Jā're (Jahre).

Jare (Garbe).

Jār'ne (Garne); det Jār'ne (das Garn).

Jār'we (Garbe).

Jastwurm, = Jerschtwurm (Gerstwurm).

jau (ja).

jeb'le'kt (gebleicht); vereinzelt: jeb'leen.

Jeb'lū'de (Blut).

jebod (gebadet).
 jēbru'kt (gebraucht).
 jedān (gethan), jedā'n.
 jedreut, jedreit (jedörst).
 je'en (gegen).
 jeft (giebt); jeft et hi' wat tu' drinkene?
 jefu'lt (gefault).
 jefungen (gefunden).
 jefū'rt (gefahren).
 jehad, jehed (gehabt).
 Jehē (Gehäge), Einhägung, Zaun.
 jehebt (gehabt).
 jehe'lt (geheilt).
 je'hen, je'en, je'n (gehen).
 jei (ihr); jei du'en (ihr thut).
 jehoalt, jeho'lt (geholt).
 je'jen, je'en, je'n, je'ene (gegen).
 jeje'n (gegangen).
 jejēten (gegessen).
 jeje'wen (gegeben).
 jejä'n (gegangen).
 jekre'n (gekriegt).
 jeklopt (geklopft).
 jekū'zelt (= hin- und hergedreht), ganz
 vereinzelt.
 je'l (gelb).
 Jeld (Geld).
 jele'ed, jele'd, jele'cht (gelegt).
 je'lku'n'schich; Ku'n'sche sind Zacken
 (Zweige) von der Fichte (Kiefer); solche
 von den Laubbäumen heissen Ri'ss
 (Reis), je'lku'n'schich ist ein Zweig, wenn
 er trocken ist, gelbe Nadeln hat.
 Jelpe, s. Fichte K.
 Jeme'ne (Gemeinde, Dorfgemeinde), Je-
 möne.
 Jeme'ne (Gemeine). Damit werden be-
 zeichnet Heerleute, Heermänner unter
 der Fahne (Gemeiner = Heermann) im
 Gegensatz zu den Vorgesetzten, aber
 nicht Wehrleute und Landwehrleute.
 jeme'nhen (gemeinbin); gewöhnlich.
 jemokt (gemacht).
 jenoamen (genommen).
 Jense (Gänse).
 Jenter (Gänserrich), Jenta.
 jenü'emt (genannt).
 jenuch (genug).
 jeplant (gepflanzt).
 jere'wen (gerieben).
 jerechent (gerechnet).

jerne (gern).
 Jerschte (Gerste).
 Jerschtwurm (= Gerstwurm, Rietwurm,
 Gryllotalpa vulgaris) s. Jastwurm.
 jerupt (gerufen).
 Jesch (Gischt), witten Schu'm.
 jeschewet (geschabt).
 Jeschichten (= Sachen, in gewisser
 Verbindung).
 jeschme'rt (geschmiert).
 jeschmolten (geschmolzen).
 jeschneden (geschnitten).
 jeschpi'lt (gespeilt).
 jeschpunen (gesponnen).
 jeschte'len (gestohlen).
 jeschtampt (gestampft).
 jeschtorwen (gestorben).
 jese'd, jeseit, jesecht (gesagt).
 jese't (gesät).
 Jesicht (Gesicht).
 jesi'n (gesehen).
 jestoaken (gesteckt, gestochen).
 jesükt (gesucht).
 Jetre'de (Getreide).
 jetz (jetzt).
 je'wen (geben).
 jēwe'st (gewesen).
 Jicht (Gicht).
 jī'der (jeder).
 Jift (Gift).
 jift (giebt).
 ik (ich).
 J'lof = (Jlaub, Epheu).
 Jlo'wen, Jlö'wen (Glauben); jlo'wen,
 jlö'wen (glauben).
 in- (= ein in Zusammensetzungen).
 in, in'n, innen (in einen, in den); int (in
 das); in Sack (in den Sack), int Jär
 (in dem Jahr).
 inbrö'en, inbrö'n (einbrühen).
 inbu'schen (einwiegen), s. Puje.
 injebet'en (eingebissen), hineingebissen.
 injebudelt (eingebuddelt), eingeschartt,
 eingegraben.
 injejoaten (eingegossen); injejōten.
 injeri'wen (ingerieben).
 Joasdö'rp (Gadsdorf).
 jō'd (gut).
 tu Johane (zu Johanni); up'n Johannes-
 dach.
 Joldfoam (Goldfäden).

Joldschu'm (Goldschaum).
 Jörn, Jören, Jorden (Garten). Meist sagt man Hof für Garten, nur wenn man einen Garten anlegen will, sagt man: Jören anlegen.
 jra'de (grade).
 Jras (Gras).
 Jrensse (Gränze).
 jri'sen (= greisen, grau).
 Jrö (Graben); Lu'derbuschjrö (Luderbuschgraben).
 Jröschén (Groschen), der Jrösche (der Groschen).
 jro't (gross); jrö'ter, grösser.
 i'rschte (erste).
 Jrumet (Grummet), das Heu, getrocknete Gras, vom zweiten Schnitt, von der Nömâte (Nachmaht); der erste Schnitt heisst Vörmâte.
 jrü'n, jrön (grün).
 Jrundne'tele (Grundnessel).
 Jrüte (Grütze).
 Jrütenmölder (Grützemüller).
 Jru'ze (= Rasen), auch bei den Wenden in der Niederlausitz gebräuchlich, wenn sie deutsch sprechen. Lausitz-serbisch (wendisch) blomje = Rasen.
 issen (ist ein); isset (ist es).
 I'serherte (= Eisenhärte), s. K.
 I'serseje (= Eisensegge), s. K.
 ju'd, ju't (gut), vereinzelt jo'd; ju'den Man (guter Mann).
 Ju'le (Julje), = Julia, ein heidnischer römischer Name.
 julen (galten).
 ju't (galt).
 Jurke (Gurke).
 Kachel (Ofen).
 Kaliten (= Schmetterlinge jeder Art, gross und klein).
 kam (kam); ke'men (kamen).
 Kamele (Kamille).
 Kamere (Kammer).
 Kant, det (der Kanten), das Endstück vorn und hinten am Brot.
 Kapra'schaft (Korporalschaft).
 Katenschtert (= Katzenschwanz).
 kauschnütich (kiesätzig), sagt man, wenn einer nicht essen will.
 kender, ke'ner, keindrer (keiner); häufig: ke'ner nich (keiner nicht), doppelte

Verneinung; solche ist auch im Wendischen.
 Kerke (Kirche).
 Kerner (Körner), meist Körner.
 Kes'enappe (Käsenäpfchen).
 Kesper (Kirsche).
 Kespernbö'm, Kespanbö'm (Kirschbaum).
 Ke'tel (Kessel).
 Kingere, Kingers (Kinder).
 Kirche, bei Luckwole (Luckenwalde): Kerke.
 Kürschte (Kirste), die harte Rinde vom Brot.
 Klaue (Klaue); die zweigespaltenen Füsse bei Schaf, Ziege, Rindvieh heissen Klauen, Pferde und Esel haben Schue.
 Klaue auch (Hand) in grober Umgangssprache.
 klauen u't, z. B. de Schäpe (klauen aus) d. h. scharren aus, wühlen aus mit den Klauen der Füsse. Klauen oft gebraucht auch für die Hände, ebenso in den Städten, daher die bildliche Redensart klauen für schreiben.
 kleuen (spalten, kriegen Spalte und grosse Risse, kleiben auf).
 kleuen up (spalten auf, durchschneiden).
 kleuich (= geklößt, aufgeklebt, aufgespalten, auch aufgerissen).
 kle'n (klein); klender (kleiner).
 Klimperkule, ein gekrümmtes Holz mit eisernen Ringen, das die Pferdehirten hatten, um damit zu rasseln und zu werfen. Ähnliche haben noch jetzt Hirten grösserer Herden (Rinder und Pferde) in Oberbayern, z. B. in Dachau (bei München).
 Klockjras (Glockengras).
 klu'k (klug).
 Klu't Lehm (= Klumpen Lehm).
 knapen (knallen mit der Peitsche).
 knapern (klappern, vom Storch); allgemeiner: knepern.
 Knapene'r, Knepe'ne'r, Knapenar (= Storch), so genannt, weil er mit dem Schnabel knepert.
 Knif, det (= kleine Sichel).
 Knobén (Knospen), Knobe (Knospe).
 Knö'de (Knoten).
 Knö'deln (= Kartoffeln), s. Knolln K.
 Knölen, Knulen (Kartoffeln).

Knossel (Knöcksel, Knöchel), s. Knüssel.
Knó'ten, s. Flass K.
Knulenbudeln (Kartoffeln ausbuddeln, aus der Erde nehmen).
knurrt, s. Kesperrn, vereinzelt gebraucht für das Muhen der Kühe und Grunzen der Schweine.
Knü'ssel, Knüssel (Knöchel am Fuss). Die vier (Knöchel) oben auf der Hand heissen Knö'le.
knusterich (knusterig), vom Stamm gesagt, knorrig, verästelt, nicht glatt, s. Fichte.
koamen (kommen).
Koden, herbe Feldbirnen.
Ko'dern heisst Weder'iden (Wettreiten), der jungen Burschen auf Pferden, fand in Glienig meist den 2. Pfingstfeiertag statt.
Kö'e, Kö' (Kühe); auch Ku'e.
Köle (Kawel).
ko'ten (kalten); kole Hänge (kalte Hände); kold (kalt).
konde, = küne (konnte).
Kop (Kopf); Köpe (Köpfe), Köpken (Köpfchen).
kö'pen (kaufen).
Kopri'ten (Kopfreissen).
Körö' (Kohlrübe); Kohró'.
Körwe (Körbe).
kö'sch (schlapp, matt); kö'sch, keusch. Das ö in kösch ist sehr spitz.
krabeln (krabbeln, sich kratzen).
Krable (= Krätze), ein umschreibender Ausdruck „nicht so groß“, wenn man Krätze nicht aussprechen will, z. B. beim Tanz: „Tanze nicht mit der, die hat die Krable.“
Krankhe'd (Krankheit).
kre'en, kre'n (kriegen), kreien.
kreist (kriegt).
kreit (kriegt).
Krempe (Krämpfe).
Kreng plü'n, d. h. die Kränge pflügen. Wo man am Ende eines Ackerstückes, z. B. an einem Wege, querpflügt, wo rumjetrekt wird, da ist die Kränge. Wenn sie mit dem Spaten gegraben wird, sagt man Kreng rum jrö'n.
Krense (Kränze).
Kre'z (Kreis).
kribeln (kribbeln), sich durcheinander bewegen, von kleinen Tieren gesagt.

Kri'ch (Krieg).
kricht (kriegt, bekommt).
Kri'keln (Kriecheln).
Kristko'l (Grünkohl; Christkohl genannt, weil er zu Weihnachten, der hoffnungsreichen, zu neuem Leben erwachten Zeit, der Zeit des grünen Tannenbaums, gegessen wird. „Grün ist die Hoffnung“, und „grün des Lebens goldner Baum“).
Krop (Kropf), Pferdekrankheit, dabei Anschwellung.
Kröpe (Kröpfe), Blütenstengel mit Blüten und Blütenknospen, z. B. bei der Brennnessel und anderen Kräutern, „die Spitzen“ bei Kräutern und Bäumen.
Krö'r (Krüger, der Inhaber des Krüges (Gastwirtschaft, Schänke), Gastwirt im Dorf, Schänker).
Kru'd (Kraut), auch im weiteren Sinne noch für andere Pflanzen gebraucht.
Krü'derei, allerhand Kräuter zusammen.
Kru'e (Kranich).
Kru'me, das weiche Innere vom Brot, siehe Kürsche.
Kru'seminte (Krausemünze).
Krüz (Kreuz).
Kukulu'ren, vereinzelt Kukelu'ren, Kukulü'ren (Kienäpfel), s. Fichte K.
Kü'dler, s. Heling.
ku'len (kühlen).
külexe (speie, brich aus), küleke.
kum (komm).
Kum (Trog); Stampecum; Schwinecum; Dränkecum.
künde (konnte), kunde.
küne (konnte); künen (konnten).
künkeln, ist wie die Leute sagen, ein feinerer Ausdruck für $\sigma\chi\iota\tau\epsilon\upsilon$, sonst könnte man an Kunkel (= Rocken, = Küzel) denken.
Ku'nsche, s. Fichte; sachlich dasselbe wie Tanger, vielleicht aus dem Wendischen. Chojna = Kiefernreisig, Tanger (chojca = Kiefer). W. V. 163: „Co jo zymje zelone? — Ruta a ta chojninka... Was ist im Winter grün? Die Raute und das Kiefernreis.“ In der Niederlausitz wendisch Chojany, deutsch Kunersdorf, in der Oberlausitz Khójnica, deutsch Kunitz (Dorf). Niederwendisch

- końc das Ende, auch gesprochen ku'nz;
Kunsch ein wendischer Eigenname.
- Ku'rel (Kugel).
- Kusche. W. V. 49: „Kusche heisst dort (Gross-Schulzendorf), soviel ich feststellte, Eingebrocktes, Brocken in Flüssigem, aber nur solche von Backwerk.“ W.S. 99: „Es war eine Frau, die hatte ein kleines Kind. Und wenn sie melken ging, setzte sie ihm in der Stube Milch auf die Dielen und Brot hineingebrochen. Da erzählte das Kind immer, dass eine Katze käme und die Milch aufleckte, aber die Stücke nicht fressen wollte. Eines Tages hatte die Mutter wieder Milch hingestellt und passte auf, was das für eine Katze wäre. Da kam ein Schlangenkönig zu dem Kinde und leckte die Milch aus. Und das Kind schlug ihm immer mit dem Löffel auf den Kopf und sagte: „Ajta, papaj kuski a nješlapaj same mlocko, Miess, iss Stückchen und schlabbre nicht bloss Milchchen“ u. s. w. W. V. 49 dieselbe Sage in Gross-Schulzendorf, das Kind sagte: „Wist de Kusche fräten (willst Du wohl die Brocken fressen).“ Wendisch kus = Bissen, Stück, Brocken; kusk = Stückchen, Brocken, Bissen.
- Küssen (Kissen).
- Kūzel, Kuschel, Kusel, s. Fichte K.
- Kū'zel (= Wockenstock), steckt im Arm. Um den Kūzel ist die Woke (der Wocken) gewickelt, aus Flachs oder Werch. Lausitz-serbisch (wendisch) kužela = Rocken, Wocken,
- kū'zeln, in der Spinnstube den Wocken abnehmen und durch einen Kuss wieder einlösen, s. Flass K., Hässelnöte K.
- kū'zeln, ganz vereinzelt: hin und her drehen, s. Balsnkrut K. und Drillwind.
- lang raf (herunter), eigentlich der Länge nach herunter.
- lāten (lassen).
- Le'dere (Leiter).
- Le'je, det (das Niedrige, niedrige Land); leje (niedrig).
- leien (legen); le'd (legt).
- leid, lecht (liegt).
- Lemre (Lämmer), s. Steenpäpa K., wenn er abgeblüht hat, kriegt er some Würste.
- Früher, jetzt hier scheinbar nicht mehr bekannt. Wenn de janss klen Ki'nepl so ru'tki'ken, nennen manche sie Lemre.
- Le'pel (Löffel).
- Lewen (Leben).
- lichter (leichter).
- Lichtere (Lichte).
- li'den (leiden).
- Li'n (Lein).
- Linge, die (Linde).
- li't (liess).
- Li'w (Leib). Der Brāklōpa rupt: „Mi Liw, mi Liw!“ Denn jift et jerne Rejene.
- loaten (lassen); lo'd (lass).
- Loden (Loden', bei den Lodden kriegen, heisst jemand am Kleidanpacken und festhalten, ebenso bei de Hudern kriegen, bei de Kassél, bein Kassél kriegen).
- Lo'f (Laub).
- Lōpel (Löffel).
- lo'pen (laufen).
- lo'pt (läuft).
- Lüchte (= Laterne).
- Lū'de (Leute).
- Lukenwole (Luckenwalde, Stadt).
- Lume, ein Loch im Eise eines Gewässers, das im Winter aufgehauen wird mit der Axt, hauptsächlich, damit die Fische nicht ersticken, aber auch beim Fischen und um Wasser zu holen.
- Lunse (Linse, die Frucht) und Name für den Vorstecher am Rade.
- Lū'sdōrp (Lüdersdorf).
- Lu'se, Lū'se (Läuse).
- Lu'sebuten (Lausebutten), die roten Beeren des Hagebuttenstrauchs.
- Machholder (Wachholder).
- Maien, Zweige und Reisig von Birken im frischen Maiengrün.
- māken (machen).
- māl (mal).
- Mali'neke (Himbeere); wendisch-slavisch malina.
- Mān (Mohn).
- manken (= mang den, zwischen den), manket (= mang det), mang von Menge.
- Māre (= Alp), bewirkt das Alpdrücken.
- Ma're, Ma'ren (Magen).
- Mate'rje (= Eiter, von materia).
- med (mit); meded, metet (= mit det; mit das).

- Mederik (Meerrettig).
 mei (mir, mich).
 Me'ken (ein Mädchen).
 Me'kes mehre Mädchen); auch gehört:
 Me'kens, Me'kten.
 Me'ksken (ein kleines Mädchen).
 Me'lbuten (Früchte vom Hagedorn),
 s. Lu'sebuten.
 Mele (Melde), s. Hundemelle und Mess-
 melle K.
 me'n, me'en (mähen), seltner me'jen.
 Meln (Möllen).
 Melk (Milch); auch Melek.
 Mendre (Männer).
 me'rderlei (mehrerlei).
 Mess (Mist).
 Messmele (Mistmelde).
 Mets (Messer).
 mettet, med det (mit das).
 Michendörp (Michendorf).
 Midachti'd (Mittagszeit).
 Mide (Mitte).
 Midel (Mittel).
 Mike, s. Fichte K.
 Mi'ren (= Ameisen) heissen die jansse
 kle'ne Ame'sen, die roten und die schwar-
 zen. Ähnlich heisst die Ameise lausitz-
 serbisch (wendisch) mroja.
 Mi'se (Raine zwischen zwei Äckern, auch
 Rain).
 Moan (Mohn).
 Mōd, Mōad (Magd).
 mokte (machte); mokten (machten).
 Möldere (Müller).
 Möle (Mühle); Mölen (Mühlen).
 Mölder (Müller).
 Möldersch (Müllers).
 Morjen (Morgen).
 Mōrō' (Mohrrübe).
 Möle (Mühle), beim Mühlespielen, bei
 den Kindern eine lossgelöste und sich
 drehende Faser von Erodium Cicutarium.
 S. Knäppenärschblume K.
 mörjelichet (merglic), wo Mörjel ist,
 klebrig.
 Mō'teumsgras (Thimoteum).
 tu Mu'de (zu Mute).
 Mul, Mül, s. Fichte K.
 Mu'lb'er'bo'm (Maulbeerbaum).
 multrich (= dumpfig), von Fass und Heu
 gesagt.
- Murkel (Morchel). *ander, p. 173*
 Mu'sch (Muss), Mu'sch, Mu'sch.
 muss (musst).
 mut (muss).
 mü'ten (müssen); müssten (mussten).
 nä, nōa (nach).
 na'chens (nachher).
 näden, noaden, nōn (nach den), näde
 (nach die).
 Nap (Napf).
 nat (nass).
 neicht (neigt).
 Nele (Nelke).
 Nepken (Näpfchen).
 ne'men (nehmen).
 Ne'se (Nase).
 Netel (Nessel).
 neüschirich (neugierig).
 Newele (Nebel).
 nich (nicht).
 Nilje (Lilie).
 nō (nach).
 noksch (nackt).
 Nō'le (Nägel).
 Nō't, Nō'te (Nuss); auch Ne'te; Nō'tbo'm
 (Nussbaum).
 nu' (nun).
 o'an (oder den).
 O'basten (Obersten). s. Klitzen K., ge-
 meint sind alle im Range über ihn
 stehenden Vorgesetzten.
 o'er, o'a (oder).
 Ofbo'm (Obstbaum); da jansse Hof vul
 Ofbö'me heisst: der ganze Garten voll
 Obstbäume. Der Hof (= Garten) dürfte
 hier wohl wesentlich immer Obstgarten,
 Obstanger gewesen sein.
 o'k (auch).
 ol (alt).
 old (alt).
 Olen (Alten).
 Ölern (Eltern).
 Önd (Abend); alle Önde (alle Abende).
 ō'r (ihr).
 O'ren (Augen).
 O'renblick (Augenblick).
 Osen (Ochsen).
 osen (rindern), von Kühen gesagt, z. B.
 sie will sich ossen, wird ossich (rindrig).
 Osentunge (Ochsenszunge).
 O'st (Ärnte); anderwärts Aust in der Mark.

ö'te (wohl von etepötete, vom französischen être peut être.
öweral (überall).
Palsternak (Pastinak), Pälsternak.
Palten (Haufen) im bestimmten Sinne,
z. B. Haufen Rasen, s. Moch K.
Pâr (Paar).
Pe'dewinge (Pädewinde).
Peksken (Päckchen).
Pelknö'deln (Pellkartoffeln), Kartoffeln,
in der Schale gekocht.
Pe'pper (Pfeffer).
Pe're = Bere (Birken).
Pe're, Perde (Pferde).
Pe'rhup (Wiedehopf), Perdehupe.
Persik (Pfirsich).
Pi'seri's (= Piesereis) s. K.
Pingel, der Püngel (das Bündel, Pündel).
Pingesmaien (Pfungstmeien).
Pingesten (Pfungsten).
pinken, mit Stahl Funken anschlagen.
Pinkste'n, Feuerstein, aus dem Funken
geschlagen werden.
Planschen, s. Ssanken.
Plante (Pflanze).
Pleke (Flecke); upn Plek (auf der Stelle,
gleich).
Plö'g (Pflug).
plüken (pflücken).
Plu'men (Pflaumen).
Pö'felei (= Hexerei), ist ein umschrei-
bender Ausdruck, nicht so grob wie
Hexerei, wird deshalb mehr gebraucht,
z. B. wenn ein Stück Vieh im Stall
fällt, sagt man: „Det is Pö'felei.“ Viel-
leicht erklärt dieses Wort manches
betreffs Pöpel, auch Hollepöpel, bei
Grimm. M. XVII.
pö'feln (hexen).
Pö'reken (Pärchen).
Pot (Topf).
Pu'je (= Wiege). Früher hatte man eine
Feldpuje, soll in hiesiger Gegend anderswo
noch vorkommen. Man gebrauchte dazu
einen Dreibuk (Dreibock), d. h. drei
Stangen, oben zusammengebunden. An
die Stangen wurde ein Laken eingehängt
und darin lag das Kind. Die alten
Leute sagten früher Bu'ze; Bu'ze soll
anderswo noch gesagt werden. Von
einer alten Frau aus Raben (Zauch-

Belzig) hörte ich Bu'se. In Städten
hörte ich Frauen die Kinder einwiegen
„buze, buze“ (kurzes u). Bužkaš heisst
wendisch: einwiegen auch „bujki“ Wiege.
In der preussischen Oberlausitz sah ich
Feldtragewiegen noch in Gebrauch.
Siehe W. V. 48. Anm. 5 und meine Ab-
bildungen in der Z. f. E. 1886. 133.

Πουση = Φουση. Funze = Fouze
Pulss (Pilz); Pülsse (Pilze).
Pulwer (Pulver).
Puss (Kuss), anderswo in Deutschland
Bussel, Busserl; wendisch póšk.
Pu'te'le (= Blutigel).
quade (böse, schlimm), scheint wenig
bekannt.
quadern (= viel quatschen).
Qua'ke (= Geschwulst am Euter der Kuh);
det Vei hed de Qua'ke an U'der.
Quakelei (dumme Rederei, Unsinn).
Quelen (= innre Schmerzen), z. B. wenn
man sich örbö'rt (überhoben) hat, dann
kommt oft das Quälen; auch vereinzelt
gesprochen wie Que'ren.
raf (runter, herunter).
rafje runzt = afjehunzt (heruntergemacht,
schlecht gemacht mit Worten).
ran (heran).
Ra'nje (Pelargonie).
rank (mager).
rankomt (herankommt).
rauen Kattenschtert (rauhes Schachtel-
halm, s. K.), auch ro'en, ro'a (rauh).
Redich (Rettich).
Reijras (hier = Rehgras, z. B. Reibuk,
der Rehbock).
Rejôn (Dorf Rehagen).
re'n (rein); 'n schön re'n Hemde.
Re'nefarn (Rainfarren); hier, wie auch
anderwärts Farrenkraut, nicht Tanacetum
vulgare.
re'nicht (reinigt).
Riben (Rippen).
rin (rein, herein).
rí'p (reif).
Rí'ten (Reissen).
Rí'we (= Reibe).
rí'wt (reibt).
Rí'tschkene (Reizker); Rizkene.
ro'de (rote).
Ro'denstír (Ruhrsteuer), Rodenstír, von

- stüren (steuern), weil das Kraut der Krankheit ein Ende macht, sie beseitigt.
 S. Rodenstier K.
Rö'dku'ten, s. Flass K.
Roge (Roggen).
Roken (Rocken).
Römele, ein Pfalz, Ausschnitt in der Hülle, s. Fichte.
Rö'n (Rüben).
rönen, rönden, renten (rannten).
Röne, Rene (Rinne), ist eine Wäterrene.
Ro-ren (Roggen), kurzes o!
Rö'rkölen (Rohrkabel, Namen von Wiesen), weil auf den Kabeln Rohr wächst.
rö'ten, Flass rö'den, s. Flass K. Man sagt auch: „Det hed richtig jeröt“, wenn z. B. det Heu hed lange in Wäter jeste'en.
rüdl (rüttle).
Ru'e (Ruhr), rode Ru°.
ru'ken (riechen).
rumjetrekt (herumgezogen).
runder (herunter).
Ru'pe (Raupe).
ru'pen (rufen).
rupjele'd, rupjeleid (heraufgelegt).
ru't, ru'd (heraus).
rutjedre'wen (herausgetrieben, ausge-
 trieben).
ru'tgepelt (ausgepellt), aus den Schalen
 herausgemacht.
Såle (Dorf Salow).
Salåd (Salat).
Såne (Sahne).
Sardelle (Seradelle).
Saudissel (Saudistel), sonst hier Schwein,
 in Süddeutschland Sau; wendisch-slavisch
 swinjo, swinja das Schwein.
se, sei (sie).
sechte (sagte).
se'de, sechte (sagte); se'den, sechten
 (sagten); se'd (saget); se'd (sagt).
se'ten (säten).
seien (sagen), auch sejen.
seit, set (sie es), z. B. wenn sie es thut.
selwer (selber).
Senep (Senf).
seten (setzen), ansetzen, Früchte an-
 setzen.
sete (setzte),
si'bene (sieben).
- Si'de (Seite).
Si'de (Seide).
Si'den (Dorf Siethen).
silwere (silberne).
si'n (sehen).
sin (sind).
si'ne (seine).
si't u't (sieht aus).
sit (sitzt): site (sitze).
siten (sitzt denn).
Soat (Saat).
sökten (suchten).
söln (sollten).
Soltbisen (= Salzbinsen); Soltmann
 (Eigennamen); ein Soltpu'l war bei
 Grossschulzendorf und bei Wittstock.
Soltfluss (Salzfluss), offener Knochen-
 frass, eine Krankheit, die bei den älteren
 Landleuten an den Beinen häufig vor-
 kommt.
soe (so eine, solche).
Sonungerjank (Sonnenuntergang); s. Sune.
Sonupjank (Sonnenaufgang).
sö'pen (soffen).
Ssanken (Seitenzweige beim Flachs),
 s. Flass K., bei anderen Kräutern
 Plantschen genannt.
sse'ne (zehn).
Ssije'ndre, Ssije'nders, Ssijainder (Zi-
 geuner).
Ssijo'rjen (Zichorie).
Ssiken (Ziegen).
Ssöpe (Zöpfe).
Ssö're (Stute).
Ssuch (Zug), vom Wind.
Ssuchewitz (Zauchwitz), ein Dorf im
 Kreise Zauche-Belzig; wendisch suchy
 = trocken.
sswaken (zwicken), drücken; den Preis
sswaken.
sswe' (zwei).
Sswe'buk (Zweibock), s. Hässelnöte K.
ssweierleischet, sswe'derleischet (= von
 zweierlei Art), kann in der hochdeutschen
 Schriftsprache nicht mehr gebildet wer-
 den, ebenso wie vieles andere; ein
 innrer Beweis vom Niedergang des
 deutschen Volkstums.
su'er (sauer).
Su'erdech (Sauerteich).
sü'ken (suchen); sükten (suchten).

- süle, sule (sollte); süln, auch söln (sollten).
 Sümpe (Sümpfe).
 Sune (Sonne); Sunfingerjank (Sonnenuntergang).
 Sundô (Sonntag).
 su'pen (saufen).
 Sürlink (Säuerling), s. K.
 süss (sonst).
 sü'te (süss); sü'tet (süsses).
 Scha'banak (Schabernak).
 Schâle (Schale).
 Schâpe (Schafe); Sche'per (Schäfer).
 Scharpenbrüje (Scharfenbrück, Dorf).
 Schâpjarwe (Schafgarbe).
 Sche'dfare (= Scheidfahre, Grenzfahre).
 Sche'dgrô (Grenzgraben).
 Schelwere (Scherben), auch Schelere.
 Sche'n, Sche'en, Sche'wen (Scheben), vom Flachs, die holzigen Teile der Rinde des Stengels.
 Scherlink (Schierling).
 Sche'te (Σχίσσε), Schi'te.
 Schilpjas (Schilfgras).
 schi'ten (schiessen).
 Schi'wen (Scheiben).
 Schme'len, sind grüne Blattläuse.
 schm'ide (geschmeidig, weich, wie Geschmeide von schmieden), hauptsächlich von der Haut gesagt, von Huf, Nagel, wenn etwas nicht so brö'sch (spröde) ist, nicht aufgeplatzt. Wenn Heu, Jetre'de fu'chte (feucht), klam (klamm) ist, dann ist es noch schmiede, bricht es nicht in zwei.
 schmi'ten (schmeissen).
 schm'o'ren (braten), davon Schmorkohl.
 schmuck (hübsch).
 schne'den (schneiden); schni'dende Wâter (schneidende Wasser).
 schni'd (schneidet).
 Schni'der (Schneider).
 Scho'le (Schale).
 schoap (scharf).
 Scho'de (schote).
 Schôrwe, Schârwe (Schorfe); Rinde, Kruste, die sich bildet, wenn Wunden und Ausschläge heilen und vertrocknen.
 schpak (= ausgetrocknet), von Holz gesagt. Wenn es ins Wasser kommt, wird es hedich.
 schpe'd (spät).
- Schpinichte heissen eine Anzahl, z. B. 5, 6, 7, 8 oder mehr Mädchen, die den Winter über zusammenspinnen, der Klump, und die auch im übrigen, ausserhalb der Schpinschtaue, zusammenhalten.
 Schpe'l, Schpi'jel (Spiegel).
 Schpring, Schprint (Quelle).
 Schprö'tackene (Spriegelzweige), s. Fichte K.
 Schprö'eltu'n (Spriegelzaun).
 Schprüteln, (Sommersprossen).
 Schpu'le (Spule).
 Schpurk (? wohl eine Art Gespenst), s. Erften. K.
 schre'w (schrieb).
 schringen (schrinken), s. Jrundnätele K.
 schtampfte (stampfte).
 Scharkramp (Starrkrampf).
 scharwen (starben).
 Schtaue (Stube).
 schtechen (stecken).
 Schtekapel (Stechapfel).
 Schte'de (Städte).
 schte'ken (stechen, stecken).
 Schte'le (Stiele).
 Schte'n (Stein).
 Schtert (Schwanz); Plugschtert (Pflugstert).
 schterwen (sterben).
 schti'd (stiess), mei med det Be'n (Fuss).
 Schti'je (Steige).
 Schti'pe, von stippen, einstippen, eine Art Tunke. Die hochdeutsche Schriftsprache hat dafür kein deutsches Wort mehr, sondern das französische sauce.
 schtökrich (stöckrig), hart, holzig.
 Schtölrî's (Stapelreisig), von Else, Faulbaum u. a., für die Erbsen.
 Schtrâde (Strasse), Schtrâte.
 Schräfe (Strafe).
 Schtrau (Stroh).
 Schtraudäkere (Strohdächer).
 Schtre'fen (Streifen).
 Schtru'k (Strauch).
 Schtrü'ksken (Sträuchchen).
 Schtuben, ist das über der Erde abgehauene Stammstück mit den Wurzeln.
 Schtu'de (Staude).
 Stukapσσχ, weil et sich int Tüch (Zeug) instukt, fo'ts (= sofort, gleich) festhakt, s. K.

- schükwi's (stückweise).
 Schtule (städtisch-fein: Butterbrot), ein Abschnitt vom Brot, und zwar in der ganzen Breite desselben; „bei Luckenwolle: Pämme“.
 Schtu'pe (Staupe).
 schüdern (schüttern).
 schüdl (schüttle).
 Schulte (Schulze); von Schulden si'ne Verwandtschaft, dafür hochdeutsch schwerfällig: von der Verwandtschaft des Schulze.
 Schü'ne (Dorf Schönow).
 Schü'ne (Scheune).
 Schurre s. K.
 schürt (scheuert).
 Schürte (Schürze).
 Schu'schelen (Schrauben der Haselnüsse); u'tjeschu'schelt, wenn die Nuss, der Kern, die Kartoffel, das Korn aus der Schale heraus ist.
 Schuss, hier der Trieb, s. Fichte K.
 Schü'ster (Schuhmacher).
 Schwale (Schwalbe).
 Schwalenschtert (Schwalbenschwanz).
 schwart (schwarz).
 Schwartebobelkru't (Schwarzesbommelkraut).
 Schwartwurtele (Schwartzwurzel).
 Schwel (Schwefel).
 Schwemjras (Schwemmgras), schwemt oben uppät Wäter int Fröjår.
 Schwe'nder ist der Schwienehårde (Schweinehirte).
 schwe'ten (schwitzen).
 Schw'in (Schwein).
 Schwi'nedri'wer (Schweinetreiber).
 Schwingen, d. h. Flachs, mit Schwingeln auf dem Schwingeblock.
 Schwulst (Geschwulst).
 Tabák (Taback), Tobak, Tebak, immer hinten betont; ebenso fand ich es in Oberbayern beim Volk.
 Talch (Talg).
 Táfele (Tafel).
 Táfelbe'ren (Tafelbirnen).
 Takene (Zacken).
 Te' (Heilthee, Gesundheitsthee, Arznei).
 Teie (Zehe).
 telde up (zählte auf).
 Te'ne (Zähne).
 Té'neri'ten (Zahnreissen).
- te'ren (zehren).
 ternoa = dānoā (darnach, nachher).
 Ti'd (Zeit).
 ti'den, de (die zeitigen), frühen.
 tidle'wens (zeitlebens).
 Timerja'n (Thymian).
 Titen (weibliche Brüste, auch die Zitzen bei Tieren). Die Zitzen an der weiblichen Brust: Wraten.
 Torfku'ten, alte Torfstiche voll Wasser.
 Trechel (Trichter).
 treken (ziehen, durch die Luft ziehen, ausziehen aus dem Kopfe).
 tu, auch to (zu); tum, tom (zu dem, einem); tun (zu einen); tut, tot (zu das); tur (zur, zu einer); tuden (= zu den, zu dem).
 tu Dínste (zu Dienste) im Dienste als Magd, als Knecht.
 Tunger (Zunder).
 Tunke, von tunken (tauchen), eintauchen, eine Art Stippe, s. Knödeln K.
 Türe (Thyrow).
 tusamen (zusammen).
 tüşchen (zwischen).
 tütne (tuten), hier auf einem Kuhhorn dumpf blasen.
 twei (zwei).
 umeki'ken (umsehen).
 umen (um einen, um den).
 umjekróapen (umgeknickt), s. Bolln K.
 umjele't (umgelegt).
 umjepló't (umgepflügt).
 umsüss (umsonst).
 un (und); unne (und eine).
 ünger, unger (unter); üngern (untern, unter den).
 Ungerjank (Untergang).
 Unkru't (Unkraut).
 up (auf); upe (auf die); upen (auf einem, auf einen, auf dem); upet (auf es, auf das, auf dem).
 upbringen (aufbringen, bezahlen), s. Fichte K.
 upjehe'wet (aufgehoben, bewahrt).
 upjejoaten (aufgegossen).
 upjeklout (aufgespalten, auseinander gespalten).
 upjele'd, upjeleit, upjelecht (aufgelegt).
 upjewe'kt (aufgewekt).
 upverwären (aufbewahren).
 u't (aus); uten (aus den).

u'tjedresselt (ausgedrechselt).
 u'trōden (ausroden).
 U'tschlach (Ausschlag).
 u'tse't (aussieht); utsi'en (aussehen).
 u'tsu'ert (aussauert).
 u'ttreken (ausziehen).
 u'twä'tert (auswässert), auch u'twätert.
 va-, fa- (ver-) in Zusammensetzungen.
 van (von), fan nüşch is nüşch (von nichts wird nichts).
 vannen (von dem).
 vatreken, vertreken (verziehen), hier aus-
 einandergehen, weggehen, verschwinden.
 Vei (Vieh).
 verdorwen (verdorben).
 verjet (vergessen).
 verje'ten (vergessen).
 verkild (erkältet).
 verköft (verkauft).
 Verstopung (Verstopfung).
 vertilcht (vertilgt).
 verunre'nicht (verunreinigt).
 verwärt (verwahrt).
 vile (viel).
 Vírjroschenstück, auch früher genannt
 vür jute Jroschen, bezeichnete früher
 ein Fünfgroschenstück = 60 Pfennig
 alter Währung = 50 Pfennig neuer
 deutscher Reichswährung.
 Voelwike (Vogelwicke).
 Völe (Vögel), Völe.
 Völeken heisst auch das Marienwürmchen,
 auch „Helechriſtwörmken, kum tu
 hus, Di'ne Kingerkene schreien wo
 (so) se're“; s. W. V. 159.
 Vo'rel (Vogel).
 vör (vor; für; in Beziehung auf Krank-
 heiten u. d. gegen, z. B. jud vör Krank-
 he'd = gut gegen Krankheit; vört
 (vor es, vor das, vor dem); vörn (vor
 den).
 vörha'r (vorher).
 Vorne'men (Vornehmen), d. h. vornehme
 Leute, hier: die etwas gebildeteren, die
 mehr hochdeutsch sprechen.
 Vosschwanz (Fuchsschwanz).
 vul (voll).
 vürderlei (viererlei).
 vürze'n (vierzehn).
 wär (war); wāren (waren).
 wa'rd (wird), vereinzelt.

Wāren (Wagen).
 wasen (wachsen); wast (wächst); waste
 (wuchs).
 Wāsen (= Wrasen, Wasserdampf).
 wat (was).
 Wāter (Wasser).
 we'a, we'er, weder, wider (wieder).
 We'ble'dere (Wegeblätter).
 We'de (Weide, Hutung).
 Weido'n, We'don, We'ton (Wehthun),
 Schmerzen, innres Leiden.
 wei, wi (wir).
 wei (weh); schmerzhaft, krankhaft; Weiet
 (Wehes).
 We', We'e, We'je (Wege).
 We'jru'ze (= Wegrasen), s. Jruze und
 Wājruze K.
 we'k (weich).
 we'n man (wollen nur, d. h. wir wollen
 nur dies oder das thun).
 wer (hier oft = wenn einer, wenn je-
 mand).
 we'r, were (werde, z. B. ich werde).
 Werch (Werg).
 werd (wird).
 wern (werden).
 Wermde (Wermuth).
 We'se, We'ese (Wiese), vereinzelt wie
 Werse.
 We'te' (Weizen).
 we'ten (wieten).
 we'ten (wissen).
 We'wert (Webert; Name).
 wi, wei (wir).
 wi'd (weit).
 Wi'de (Weide); in Oberbaiern am Inn:
 Weiden = Fellern.
 wi'den, wi'den (wieten).
 Wi'je (Wiege). s. Puje.
 wi'l (weil).
 wile (wilde).
 wiln, wei (wir wollen).
 Wi'n (Wein).
 Wi'nachten (Weihnachten).
 Wipstert (= Wippschwanz), Name der
 Bachstelze, von Stert (Schwanz) und
 wippen, d. h. hin und her bewegen, weil
 sie mit dem Schwanz so wippt. Auch
 die Redensart: Wippchen machen, d. h.
 von der regelrechten Lebensweise ab-
 weichen, Streiche machen u. d.

Wirzichkohl (Wirzichkohl).

Wirtine (Wirtin), wie Schultene (Frau des Schulze), Mölderne (Frau des Müller, und Müllerin), Bekerne (Frau eines Mannes, Namens Becker, und Bäckerin); Hendre'sche (die Heinrichsche, die Frau eines Mannes, Namens Heinrich); die Ausbersche, Ausbergsche (Frau des Augsburg). Die hochdeutsche Schriftsprache kann viele solcher Formen nicht mehr bilden. Setzen wir statt e das alte a, so haben wir Wirtina, Schultena u. a. m., die alten volltönenden Formen, wie sie noch im Slavischen sind.

wi't (weiss); wi'ten (weisser).

wo' vile (wie viele), wu' vile.

wole (wollte); woln (woln (wollten), wuln.

Wōn, Wōen (der Wagen); Wōne (die Wagen).

wo'nde (wohnte).

Wōrmerri'ten (Würmerreissen), d. h. das Reissen, der Schmerz von Würmern in den Eingeweiden.

Worscht (Wurst).

Worschtpi'le (Wurstspeile).

Wrate (Warze), Wrazke.

wu'e (wo).

Wulf (Wolf).

wuln (wollten).

Wūrmde, Wūrbde, Wōrmde, Wermde (Wärmuth).

wurn (wurden).

Wurtele; Wortele (Wurzel).

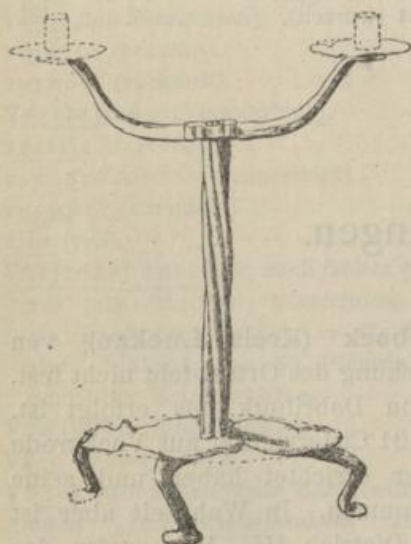
wurtelt (wurzelt).

Kleine Mitteilungen.

Geschichtliche Notizen über Riedebeck (Kreis Luckau) von R. Scharnweber, Lehrer. Die Zeit der Entstehung des Ortes steht nicht fest. Es wird angenommen, dass die Gründung von Dobrilugk aus erfolgt ist. Dort sollen nach einigen Angaben im Jahre 1131 Cisterzienser aus Vockerode oder Volkoderode im Gothaischen ein Kloster errichtet haben und seine älteste Urkunde soll aus dem Jahre 1139 stammen. In Wahrheit aber ist das Kloster Dobrilugk im Jahre 1165 von Dietrich III., Markgrafen der Lausitz, und Söhnen Konrads d. Gr. angelegt worden. Von 1184—1228 bauten die Mönche in Dobrilugk eine Kirche. Nach den Mitteilungen des päpstlichen Sekretärs Rampolla ist die Kirche zu R. in den Jahren 1194—1202 entstanden. Für den Bau durch die Cisterzienser sprechen nicht nur Zeichen am Gebäude selbst, sondern auch die Richtung, die ihre Ausbreitung nahm. 1209 gründeten sie Schlabendorf b. Luckau, 1217 Friedrichsdorf und Kamnitz, 1271 Zaako, 1299 Karche und Scholln bei Luckau, ein Jahr früher errichten sie in Luckau selbst einen Mönchshof in der Webergass (Gr. Hintergasse). Man sieht: die Cisterzienser lassen sich von Dobrilugk über R. nach Norden hin nieder. Ob sich um die Kirche herum ein Kloster befunden hat, lässt sich nicht mit historischer Gewissheit feststellen. Doch liegt es sehr nahe anzunehmen, dass der herrschaftliche Gutshof, welcher früher nördlich von der Kirche an der Strasse lag und von dem das letzte ansehnliche Gebäude im Anfange dieses Jahrhunderts durch Brand eingeäschert wurde (so dass nur der Schafstall, jetzt Tagelöhnerhaus, noch übrig ist), früher Klosterhof war. Thatsächlich ist ein solcher mit den dazu gehörigen Ländereien und Fisch-

teichen im Süden des Dorfes nach Einführung der Reformation durch Säkularisierung in den Besitz des Herrn von Stutterheim übergegangen, dann in den Besitz des Herrn von Langen gekommen und jetzt dem Herrn von Thermo zugehörig. Letzterer verlegte das Gutsgebäude nach dem Süden des Dorfes. Vor der Reformation war R. auch Wallfahrtsort mit einem wunderthätigen Marienbilde.

Die Kirche selbst ist eine Tochterkirche von Gehren. Die Kirchenbücher über R. datieren seit 1786. Urkunden u. s. w. sind nicht mehr vorhanden; sie gingen beim grossen Brande in Gehren, am 7. Sept. 1810, mit verloren. In der Matrikel von Gehren vom Jahre 1677 und in den Visitationsakten von 1656 sind nur unbedeutende Notizen über R. enthalten.



In Ergänzung der vorjährigen Vorlagen von
Berlinischen Altertümern

aus dem Spreegrunde, über die auf S. 212 ff. berichtet ist, füge ich noch die Abbildung eines nachträglich ebenfalls in dem Winkel zwischen Mühlendamm und Fischerstrasse ausgebaggertenschmiedeeisernen **Leuchters** (fig.) hinzu. Dieser interessante, 23,5 cm hohe, wohl dem Ende 15. Jahrhunderts angehörige Leuchter hat ein Untergestell auf 3 Füßen, ähnlich fig. 2 auf S. 213. Der aus dem Dreifuss hervortretende aufrechte Tragestab ist aus 4 Stäben zusammengesetzt, die in $\frac{3}{4}$ Drehung um einander gewunden sind. Von dem mit Kerbverzierung versehenen Abschlussstück gehen 2 Arme aus, die den Lichtteller und darauf die Tülle tragen.

Buchholz

Schwarze Störche sind noch in den letzten Jahren von Landleuten auf den Wiesen bei der Kummersdorfer Forst (bei Sperenberg im Kreise Teltow) gesehen worden. Herr Förster Balke teilte mir mit, dass einzelne schwarze Störche noch vor ein paar Jahren in der Kummersdorfer Forst waren, und dass sie früher, vor etwa zwanzig Jahren, in einem sehr alten Bestand im Schutzbezirk Raubbusch horsteten. Die Nester waren auf Kiefern. Noch neuerlich berichtete mir der Kossäthe Wilhelm Heinrich-Vater, ein aufmerksamer Beobachter, der durch den betreffenden Teil des Waldes mit seinem Wagen auf der Fahrt nach Luckenwalde sehr oft im Laufe des Jahres hindurchkommt, dass, wie er gesehen hat, noch im Jahre 1894 „een schwarzen Knappenär“ auf einer hohen „Fichte“ auf dem Neste gewesen und vom Neste „heruntergekommen“ ist, und dass er noch im vergangenen Sommer 1895 zwei schwarze Störche im Busch dicht beim „breeden Steenbusch“, in der Nähe von der Schäperwäse (Schäferwiese)

gesehen habe; meinte auch, dass sie vorm Förster scheuer wären. Dieses Nest habe ich selbst gesehen. Denn als ich im Frühjahr 1895 mit Heinrich eine Fahrt hier durch den Wald unternahm, um „Behrens Graff“ aufzusuchen, kamen wir bei einer alten hohen Kiefer vorbei mit einem sehr grossen Nest hoch oben im Wipfel und er sagte mir, dass dies das Nest wäre, worin er noch im vorigen Jahr den Storch sah.

W. v. Schulenburg.

Bücherschau.

Die deutschen Mundarten, Auserlesenes aus den Werken der besten Dichter alter und neuer Zeit, herausgegeben von C. Regenhardt. — Niederdeutsch. (Berlin, Verlag von C. Regenhardt, W. Kurfürstenstr. 37.) Unter diesem Titel ist soeben — mit Zueignung an Klaus Groth und ausgestattet mit einer von Menzel ausgeführten Original-Kreidezeichnung desselben, sowie mit dem Bilde Fritz Reuters — eine vortreffliche Sammlung einschlägiger Literaturerzeugnisse erschienen. Der verdienstvolle Herausgeber machte es sich nicht zur Aufgabe, nur eine Anzahl schöner Dichterwerke zusammenzustellen, sondern „es sollte ein möglichst genaues Spiegelbild für das Wesen und den Charakter des Volkes gegeben werden, — dargestellt in seinen Dialekten, die leider in den letzten zwei Jahrhunderten durch unsere einheitliche Schriftsprache mehr und mehr verdrängt wurden, ja, in einigen Bezirken schon heute kaum mehr zu finden sind. Betrachten namhafte Gelehrte es seit vielen Jahren als die höchste Aufgabe ihres Lebens, den Sinn und Ursprung einer einzigen ägyptischen Inschrift zu entziffern, um wieviel mehr sollen wir nicht darnach streben, den Ursprung unserer Muttersprache kennen zu lernen! Welche Bereicherung aus solchen Bestrebungen unseren deutschen Wörterschatz erwächst, das haben am besten die unvergänglichen Werke gezeigt, die wir den Gebrüdern Grimm zu verdanken haben.“ — Auf etwa 400 Seiten des äusserlich sehr hübsch und vornehm ausgestatteten Buches finden wir vertreten: die westfälischen, hannöverischen, holsteinischen, schleswigschen, mecklenburgischen, pommerschen, (Prov.) sächsischen, brandenburgischen, west- und ostpreussischen Mundarten, sowie die oldenburgische, bremer, hamburgische und braunschweigische Mundart. Für unsere „Brandenburgia“ kommt natürlich die Mark Brandenburg obenan, und bei dem hier zu Gebote stehenden Raume kann auch nur auf diesen Teil des Buches besonders hingewiesen werden. Den Anfang macht „De olle Fritz“ von W. Bornemann (Altmark): „De Olle Fritz — pots Schlag in't Huus! Dät was en König as en Duus! Groot von Gestalt was He just nich, dät Groote — satt Aem innerlich.“ Fr. Beckmann (Berlin) ist mit dem „Eckensteher Nante“, A. Glasbrenner (Berlin) mit „Rentier Buffey“, H. Graebke (Priegnitz) u. a. mit „En Begräwniss“, J. Dörr (Uckermark) mit „Up den Liem kruppt he nich“, R. Hill (Uckermark) mit „De Gräffniss“ und K. Löffler (Neumark) mit „Kanonen-Nante“ vertreten. — Glasbrenner lässt Frau Schmedewald sagen: „Ach Herrjeeses, en Jelehrter! Na, da sollste fett bei werden! —

Bei mir hat mal vor zwee Jahren en Jelehrter Chamberjarnie jewohnt, der hatte jar nie wat. Der fuhr mitten bei de furchbarste Kälte im Winter alle drei Dage en Offzierviertel, un denn legte er fünf Stücken ein, als wenn er den Winter blos necken wollte und sass in seinen alten, zerlöcherten Pelz und schrieb und studirte Juras.“

E. Lemke.

Fragekasten.

Küsteln und Kuckuluren. Unser Mitglied Geh. Reg.-Rat Dr. W. Schwartz hat ermittelt, dass unsere Kienäpfel (Zapfen von *Pinus silvestris*) in der Gegend von Seyda am Fleming die Namen Küsteln und Kuckuluren führen und fragt an, wo etwa sonst noch dieser Name bekannt sei. Es wird gebeten, die Antwort Herrn W. Schwartz' nach Berlin NW., Paulstrasse 4, zugehen zu lassen.

Die Unglückszahl Dreizehn. H. E. R. Es ist an den Magistrat von Berlin vor einiger Zeit, allerdings nur in einem vereinzelt Falle, der Antrag gerichtet worden, in einer Berliner Strasse die Haus- oder Polizei-Nummer 13 ausfallen zu lassen, weil dieselbe Unglück bedeute. Der Magistrat hat abgelehnt, in diesem Falle bei dem K. Polizei-Präsidium, welches die Haus-Nummern verteilt und ordnet, befürwortend vorstellig zu werden. Da ferner die betr. Nummer 13 geblieben ist, so erscheint der Schluss gerechtfertigt, dass das Gesuch auch polizeilicherseits abgelehnt worden ist. Gewiss mit vollem Recht, denn amtlich sollte der Aberglaube nicht befördert werden. Die Behörde in Frankfurt am Main denkt anders, denn dort ist das Ausfallen der Hausnummer 13 gestattet worden. Auch in England und Frankreich sowie Italien und in der freien Schweiz hat man diesbezüglich Konzessionen an das Vorurteil verstatten zu sollen geglaubt. Man hilft sich damit, dass man auf die Nummer 12 eine Nummer 12^{bis}, dann 14 u. s. w. folgen lässt. Soeben hat der Humorist Salvatore Farina eine im modernsten italienischen Mailand spielende Erzählung „Die Nummer Dreizehn“ erscheinen lassen, welche den in dieser fortgeschrittensten Stadt Italiens, der sogenannten moralischen Hauptstadt Italiens, grassierenden Aberglauben, betreffend die gedachte ominöse Zahl in launiger Weise persifliert.

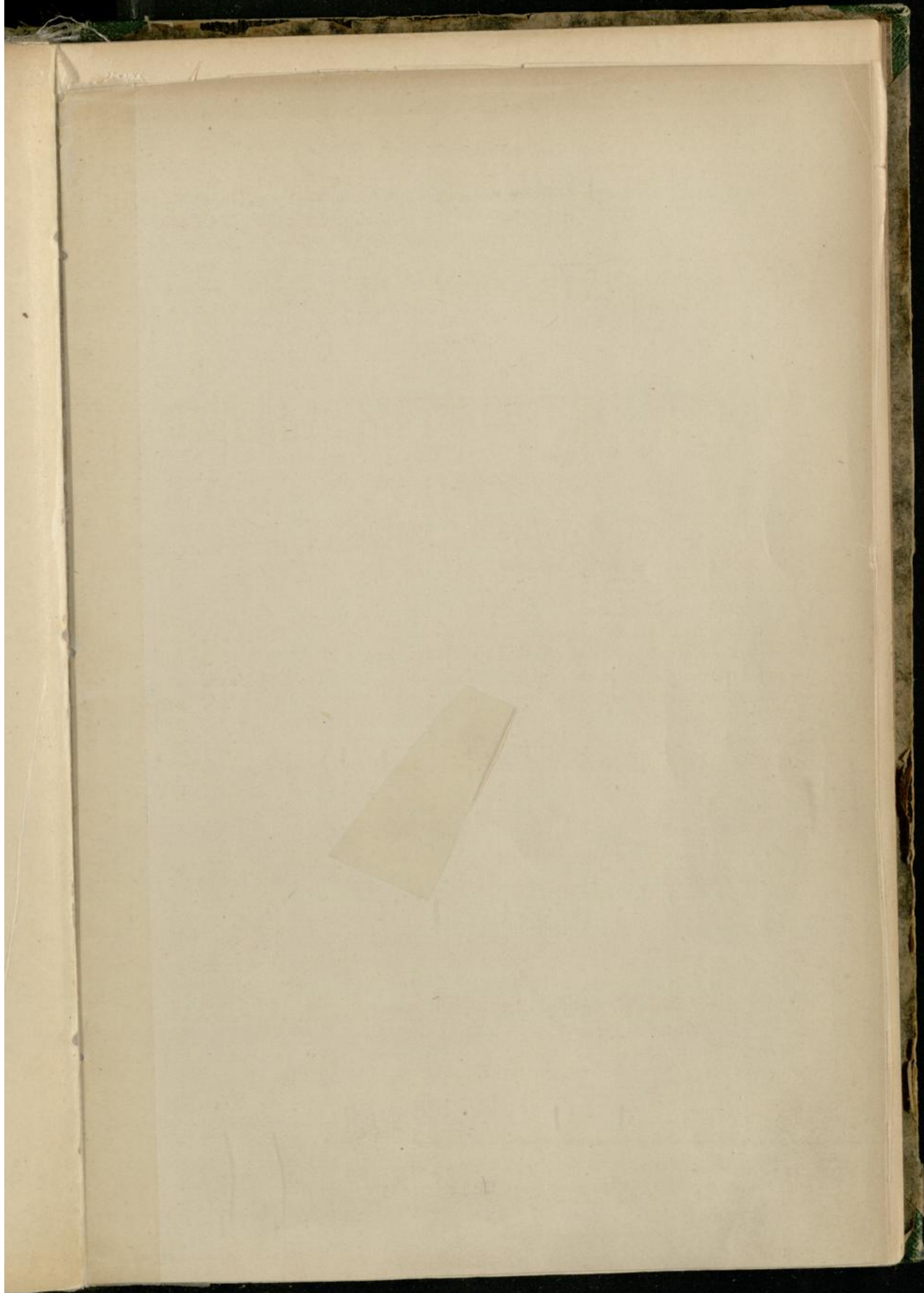
E. Friedel.

Die Mistel (*Viscum album*). Der Unterzeichnete bittet, ihm die im Volksmunde der gesamten Provinz Brandenburg umlaufenden Namen dieser Schmarotzerpflanzen mitzuteilen. Der Ausdruck „Kenster“ in der Mark wird zwar von der Mistel gebraucht, er ist aber in sofern nicht auf die Mistel speziell zu beziehen, als auch andere wirre Pflanzenbildungen, „Donnerbüsche“ u. dgl. ebenfalls „Kenster“ genannt werden.

E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.





Photogr. Franz Goerke, Berlin 1896.

IYCHEN.

Rotations - Photographie der
Neuen Photogr. Gesellschaft, Berlin - Schöneberg.

Der photographische Rotationsdruck*)

oder die sogenannte „Kilometer-Photographie“ ist sicherlich eine der eigenartigsten und einflussreichsten Neuerungen auf dem fruchtbaren Gebiete der Photographie. Sie stellt nach einer vorher völlig unermuteten Seite hin die Vollendung der Photographie als Vervielfältigungs- oder Druck-Technik dar. Die eigentlichen Photographieen, d. h. durch Belichtung von einem Negative gewonnenen „positiven“ Bilder, werden bekanntlich einzeln in einem ziemlich zeitraubenden und umständlichen Verfahren hergestellt, welches beinahe in seinem ganzen Verlaufe einer sorgfältigen und verständnisvollen Überwachung bedarf, um befriedigende Ergebnisse zu liefern. Zur Herstellung grösserer Auflagen ist daher die eigentliche Photographie, wie bekannt, nicht zu brauchen, zumal wenn es sich gar um eine gewisse Schnelligkeit handelt. Da sind dann die gewöhnlichen Druckverfahren eingesprungen, indem sie sich mit der Photographie in geeigneter Weise zur Herstellung der erforderlichen Druckplatte verbinden.

Dennoch lassen alle diese Verfahren noch manches zu wünschen übrig. Zunächst gefährden sie alle die unzweifelhafte Treue der Wiedergabe des Originalen (Negatives) dadurch, dass die Abdrücke nicht von diesem selber, sondern von einer besonders hergestellten Druckplatte abgezogen werden, deren Erzeugung mindestens eine photographische Zwischen-Manipulation (Abdruck der Original-Platte) und die spezifische Bearbeitung der Oberfläche zur Druckfähigkeit erfordert. Ausserdem

*) In der Sitzung vom 18. März d. J. (vgl. S. 26 Jahrg. IV) hatte der Chemiker der Neuen Photographischen Gesellschaft uns über diesen Gegenstand einen interessanten, durch überraschende Demonstrationen unterstützten Vortrag gehalten. Herr Arthur Schwarz, Direktor der genannten Gesellschaft, stellt uns nun gütigst den obigen Artikel, den Herr Professor Bruno Meyer verfasst und in der nur im engsten Fachkreise verbreiteten Deutschen Photographen-Zeitung (XX. Jahrgang, Weimar den 22. Mai 1896) veröffentlicht hat, wie wir hiermit verbindlichst dankend mitteilen, in gemeinverständlicher Fassung als besonders für unseren Leserkreis geeignet, zur Verfügung. Die Nutzenanwendung der Rotationsphotographie auf Publikationen im Gebiet der Landes- und Heimatkunde liegt derart auf der Hand, dass wir unsere Mitglieder darauf kaum noch besonders aufmerksam zu machen brauchen.

heben sie alle den eigentümlichen Charakter der Photographie auf, indem sie an die Stelle des mikroskopischen Kornes, das für das Auge selbst bei Benutzung der gewöhnlichen einfachen Vergrößerungsgläser als solches unerkennbar bleibt und den Eindruck einer äusserst zarten, in ihren Abstufungen ununterbrochenen Abtönung hervorbringt, ein verhältnismässig grobes, je den verschiedenen Druckarten eigentümliches Korn setzen; wovon nur die Photolithographie und die Zinkographie als Reproduktionen reiner Strich-Zeichnungen eine Ausnahme machen; aber insofern kommen sie ja auch nur als Mittel der Nachbildung von Zeichnungen, durchaus nicht als Vervielfältigungsmittel für photographische Natur-Aufnahmen, inbetracht. Weiterhin erfordern alle diese „Druck“-Verfahren wegen der Erzeugung der Druckplatte ziemlich lange Zeit, da selbst bei ungewöhnlicher Anstrengung immerhin Stunden vergehen, bis eine solche brauchbar zur Verfügung steht, und der eigentliche Druck beginnen kann. Auch geht dieser selbst nur beim Buchdruck mit erheblicher Schnelligkeit von statten. Dazu kommt dann endlich, dass sie — und zwar der Kupferdruck wegen der Umständlichkeit des Abdruckes selber unbedingt, die anderen Druckverfahren wenigstens, wenn es sich nur um Auflagen von wenigen Hunderten von Exemplaren handelt, — ziemlich hoch im Preise zu stehen kommen.

Es fehlte also bisher an einem schleunigen Druckverfahren, welches den Photographie-Charakter vollkommen treu erhält, womöglich durch unmittelbare Benutzung der Originalplatte, und sich in mässigen Grenzen der Kosten hält. Die bisher nicht erwähnte Woodburygraphie kann hierbei nicht in Frage kommen, da sie an allen vorerwähnten Mängeln der sonstigen photographischen Druckverfahren reichlich teilnimmt, mit einziger Ausnahme dessen, dass sie die ganze Feinheit der photographischen Tonabstufungen vollendet wiedergibt.

An dieser Stelle nun setzt der „photographische Rotationsdruck“, den als eine in Amerika ausgebildete Erfindung der an derselben mitbeteiligte Direktor Arthur Schwarz durch die „Neue photographische Gesellschaft mit beschränkter Haftung“ in Schöneberg bei Berlin bei uns eingeführt hat, ein. Derselbe stellt sich nach Material und Arbeit als das völlig unveränderte photographische Positiv-Verfahren dar; nur dass dasselbe zu einem mechanischen umgewandelt ist.

Von den verschiedenen photographischen Positiv-Verfahren, die für den gewöhnlichen Gebrauch neben einander zur Auswahl stehen, konnte, da es auf Schnelligkeit ankommt, nur ein Entwicklungs-Verfahren mit einem hochempfindlichen Papier in Frage kommen; wodurch die Wahl des Bromsilber-Prozesses unmittelbar gegeben war. Das, wie bisher schon allgemein üblich, in langen Rollen maschinenmässig — natürlich in der Anstalt selber — hergestellte Bromsilbergelatine-Papier

mit Baryt-Unterlage geht von der Rolle durch den automatischen Kopier-Apparat. In diesem wird es in der ganzen Breite — bisher 64 cm — und in der den gegebenen Arbeiten entsprechenden Länge mittels elektrischen Bogenlichtes beleuchtet. Selten sind so grosse Negative gegeben, dass ein einzelnes zur Ausfüllung des „Kopierrahmens“ — um den eigentlich nicht ganz zutreffenden Ausdruck aus der gewöhnlichen photographischen Kopiertechnik zu entlehnen — ausreichte. Dann werden ihrer mehrere, die natürlich sehr genau zu einander gestimmt werden müssen, damit sie haarscharf dieselbe Exposition brauchen, zu gleicher Zeit neben einander eingelegt und exponiert. Natürlich muss die Expositionszeit und die Lichtstärke bei jeder Exposition peinlich genau dieselbe sein; worin vielleicht die praktische Hauptschwierigkeit des ganzen Verfahrens liegt. Man hat sie zu überwinden verstanden, indem man zunächst auf die höchstmögliche Steigerung der Empfindlichkeit des Papiers mit Vorbedacht verzichtet hat, damit zur Exposition ein sicher messbarer Zeitraum (von etwa 2 bis 3 Sekunden) erfordert wird. Ausserdem ist durch die äussersten Opfer und technischen Raffinements für die denkbar vollkommenste Beständigkeit und Gleichmässigkeit der Lichtquelle gesorgt. Die Belichtung ist von dem sonstigen Kraft- und Lichtverbrauch in der Anstalt ganz unabhängig gemacht, und durch Einschaltung einer mächtigen Akkumulatoren-Batterie jeder Schwankung in der Kraft des Stromes begegnet; so dass jetzt Belichtungen von einer geradezu staunenswerten Gleichmässigkeit durch eine ganze Rolle hindurch erzielt werden. Eine weitere Schwierigkeit liegt begreiflicherweise in der Erzielung der gleichmässigen Schärfe; zumal wenn mehrere Negative von meist doch verschiedener Dicke des Glases mit einander exponiert werden müssen. Es ist indessen gelungen, auch dieser Schwierigkeit in vollkommener Weise Herr zu werden; so dass seit einiger Zeit die früher noch manchmal etwas störenden Unschärfen als abgethan gelten können.

Die mit den unsichtbaren Lichteindrücken versehene und wieder aufgewickelte Rolle wird nun durch den Entwicklungs-Apparat geführt, aus dem sie mit den vollständig fertigen Bildern und getrocknet hervorgeht, um wieder aufgerollt und der etwaigen weiteren Bearbeitung übergeben zu werden. Die Rolle passiert hierbei zuerst einen tiefen Entwicklungstrog, in dem sie mehrfach auf und nieder eine für jede Aufnahme besonders abzapassende Zeit lang geführt wird, bis alle Einzelheiten der Aufnahme „herausgekommen“ sind. Nach der erforderlichen Abspülung taucht dann der Streifen ungesäumt in die Fixirlösung ein, in der er in ähnlicher Weise genügende Zeit auf und nieder geführt wird, bis zuverlässig alles unbelichtete Bromsilber gelöst ist; und danach erfolgt eine sehr gründliche Waschung unter Benutzung fliessenden Wassers; worauf dann der so weit fertige Streifen durch Gebläse mit

gereinigter, getrockneter und erhitzter Luft und endlich durch direkte Wärme (über 50° C.!) vollständig getrocknet und endlich wieder aufgerollt wird. — Vielfältig werden diese Rollen so, wie sie da sind, an die Auftraggeber abgeliefert. Meist aber fällt der Anstalt auch die Zerkleinerung der Rollen, das Beschneiden und Sortieren der einzelnen Bilder und die Verpackung derselben zu. Hierzu sind Schneidemaschinen aller Art vorhanden, mit deren Bedienung eine grosse Anzahl von Arbeitskräften betraut ist.

Die N. P. G. fabriziert — auch zum Verkauf im Einzelnen für andere Konsumenten — zweierlei Papier: „Bromaryt“, welches der gewöhnlichen Photographie auf Albumin bis zu einem gewissen Grade ähnliche Bilder giebt, und „N. P. G.“, welches durch seine stumpfere Oberfläche und seinen sattschwarzen Ton an Platin erinnert. Neuerdings ist die Breite der Rollen von 64 cm bis 150 cm gesteigert, wodurch die in der Gewerbe-Ausstellung vorgeführten lebensgrossen Vergrösserungen von Soldaten und selbst Reitern sowie das aus zwölf aneinandergereihten Blättern bestehende Rundbild von Berlin, die ersteren 250 cm hoch, ermöglicht worden sind. Es ist dabei zu erwähnen, dass bisher diese Papiere in Deutschland nur bis zur Breite von 90 cm, in England bis zur Breite von 102 cm angefertigt worden sind, die neuen Papiere der N. P. G. also der Vergrösserungstechnik ganz neue Aufgaben zugänglich machen. — Die gegenwärtigen Einrichtungen gestatten, an einem Tage ungefähr einen Kilometer des jetzt gebräuchlichen 64 cm breiten Papierses in fertige Bilder zu verwandeln: was etwa einer Anzahl von 40 000 Kabinetbildern entspricht. Dieselben können die gleichen oder auch verschiedene Gegenstände darstellen. Sind sehr grosse Auflagen zu bewältigen, wie z. B. von den Bieberschen Aufnahmen des Kaisers und der Kaiserin, so werden von einem guten Diapositive durch Kontakt eine entsprechende Anzahl von Duplikat-Negativen hergestellt. Anderenfalls müssen, wie schon angedeutet, verschiedene Negative in den verfügbaren Raum verteilt und so mit einander ausgeglichen werden, dass sie zusammen abgedruckt werden können.

Ihre Hauptverwendung findet die Rotations-Photographie, wo es auf Schnelligkeit und auf einen der gewöhnlichen Photographie möglichst gleichen Eindruck ankommt. In der feinsten künstlerischen Durchbildung jedes einzelnen Stückes kann sie mit der letzteren natürlich nicht in die Schranken treten; doch nimmt sie es mit den Pressendruck — etwa von dem photographischen Kupferdruck abgesehen — auch in dieser Richtung wohl auf: wie u. a. die in mehreren Fachzeitschriften veröffentlichten Kunstbeilagen beweisen. In der Schnelligkeit aber würde sie nur der Buchdruck übertreffen, wenn er nicht einer besonders hergerichteten Druckplatte bedürfte. Bei der Einweihung des Nord-Ostsee-Kanales waren 24 Stunden nach dem Eingange der dort gemachten

Moment-Aufnahmen bereits Tausende von Abdrücken in Kiel und Hamburg auf dem Marke — eine Leistung, derengleichen bisher gänzlich ausser dem Bereiche der Möglichkeit gelegen hätte. Dazu kommt die völlige Photographie-Ähnlichkeit, die so weit geht, dass selbst kein Kenner im Stande ist, die Rotationsdrucke von gewöhnlichen Photographieen auf Bromsilber-Papier zu unterscheiden. Dies ist aber unter Umständen viel wert. So legt z. B. eine englische Cigaretten-Fabrik in jede ihrer Cigaretten-Schachteln eine dem Formate derselben entsprechende kleine Photographie der N. P. G.; und diese hübsche Zugabe, die missachtet und weggeworfen werden würde, wenn es sich um einen Lichtdruck handelte, wird erfahrungsgemäss in dieser Form so hoch geschätzt, dass die Abnehmer sich kleine Sammelhefte anlegen, in denen sie die empfangenen Photographieen — hübsche Frauen-Porträts — sorgfältig aufbewahren. Aber auch im grössten Plakat-Maassstabe erweist sich die „richtige“ Photographie von überlegener Wirkung gegenüber den verschiedenen „Drucken“.

Es beruht dies übrigens keineswegs, wie man glauben könnte, auf laienhaftem Vorurteil. Vielmehr steht thatsächlich die Rotations-Photographie der eigenartigen vollendeten Zartheit der gewöhnlichen Photographie am nächsten; namentlich hat sie unverkürzten Teil an ihrer wunderbaren, weit über die Grenzen der Sichtbarkeit hinausgehenden Detaillierung. Gleich der guten Photographie von einem scharfen Original-Negative gestattet sie ohne Verlust an Feinheit und Klarheit des Eindruckes beträchtliche Vergrösserungen, zumal sie — wie alle Photographieen auf Baryt-Papieren — durch keinerlei Papierkorn zerrissen wird. Die photographischen Druckverfahren aber vertragen gar keine Vergrösserungen, da hierbei nicht unsichtbar kleine Formen klarer, sondern nur die für das blosse Auge scheinbar homogenen Töne in das jedem Verfahren eigene Korn aufgelöst werden.

So bietet die Rotations-Photographie, ohne irgend einem der bestehenden Verfahren etwas von seinem Werte zu nehmen und das Terrain streitig zu machen, sowohl dem Kunsthandel wie der Reklame Hilfsmittel, wie sie unser schnelllebiges Zeitalter braucht, und wie sie bisher annähernd gleich mächtig nirgends zur Verfügung standen. —

Im Anschluss an diese interessanten Mitteilungen macht der Vorstand unsere verehrten Mitglieder auch seinerseits ganz besonders auf die in der That unvergleichliche Ausstellung von Rotationsdruck-Photographieen aufmerksam, welche die N. P. G. in der Gewerbeausstellung im Treptower Park nahe dem Kaiserschiff in einem eigenen Pavillon dem Publikum zur Betrachtung darbietet, umsomehr als der Pavillon der N. P. G. leider so versteckt liegt, dass er leicht übersehen werden kann.

Endlich hat die Direktion die Güte gehabt, uns für den vorliegenden Aufsatz ein Kunstblatt unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, welches

geeignet ist, den Charakter der Rotationsphotographien, insbesondere ihre Ähnlichkeit mit den eigentlichen Photographien auf das deutlichste zu veranschaulichen.

Diese Kunstbeilage stellt eine Abbildung des im Templiner Kreise malerisch belegenen Städtchens Lychen dar, welche auf Grundlage einer Aufnahme des als Amateur-Photograph rühmlichst bekannten Herrn Franz Goerke nach dem eigentümlichen Verfahren der Neuen Photographischen Gesellschaft vervielfältigt worden ist.

Die Dreifelderwirtschaft

der Bauern von Wittstock und der landwirtschaftliche Bericht
des Tacitus

Wittstock

von W. v. Schulenburg.

Zosene Witt

Das Dorf Wittstock liegt im Kreise Teltow, drei Meilen südlich von Berlin. Die Einwohner von Wittstock, sowie der umliegenden Dörfer, bestanden wie noch jetzt aus Bauern, Kossäten¹ und Büdnern. Vor der „Separation“, vorm Jahre 1848, gehörte den Bauern allein der ganze Acker. Die Kossäten hatten in Wittstock keinen Acker, nur Wiesen, und die Büdner hatten weder Acker noch Wiesen, bloss ein bisschen Gartenland. Dagegen hatten alle dreie, Bauern, Kossäten und Büdner, Weidgerechtigkeit an de Hüdinge². Mancher Bauer hatte 4 Hufen Acker, mancher 3, mancher 2. 1 Hufe war = 30 alte Morgen. Der alte Morgen = 180 □ Ruthen = 25 ar 53 □ mtr. Zu dem Besitze eines Bauern gehörte ausser den Hufen meist immer noch Beiland, d. h. einzelne Stücke für sich gelegen.

Der Boden, aus dem der gesamte Acker bestand, wurde eingeteilt in hohen und lejen³, d. h. hier in schlechten und guten. Der hohe Boden bestand aus Erdboden, wo kein Weizen und keine Gerste wuchs, bloss Roggen, Hafer und Kartoffeln. Der leje Boden war der schwarze gute Boden.

Der hohe Boden, d. h. das gesamte zusammenhängende hohe Ackerland wurde in drei grosse Felder geteilt und regelmässig beackert; das war die Dreifelderwirtschaft. Der gesamte zusammenhängende

¹ Alle gesperrt gedruckten Worte sind dort volkstümliche Ausdrücke. Nach Kluge (Etymologisches Wörterbuch, Strassburg 1894): „Kot, Kote Hütte; Kotsasse, Kossasse, Kossat, wer auf einem kleinen Gehöft ansässig ist.“

² An den Hütungen, Weiden. ³ niedrigen. Hier ist der niedrige Boden gleichzeitig der gute.

lege Boden wurde in vier Felder geteilt und in bestimmter Ordnung beackert; das war die Vierfelderwirtschaft.

Was den hohen Boden anbetrifft, so liegt bei Wittstock, und bei anderen Dörfern wird es vielfach ebenso sein, der gute Acker dem Dorfe zunächst, dann kommt schlechteres Land, und dann, wo der Acker zu Ende ist, Fichtenheide⁴.

Betrachten wir zuerst die Dreifelderwirtschaft.

Auf jedem Felde lagen in langen Streifen nebeneinander die Engene⁵, die Hön⁶ der Bauern. So folgten sich z. B. die fōrschte⁷ Hō, die breede⁸ Hō, die Siedhō⁹.

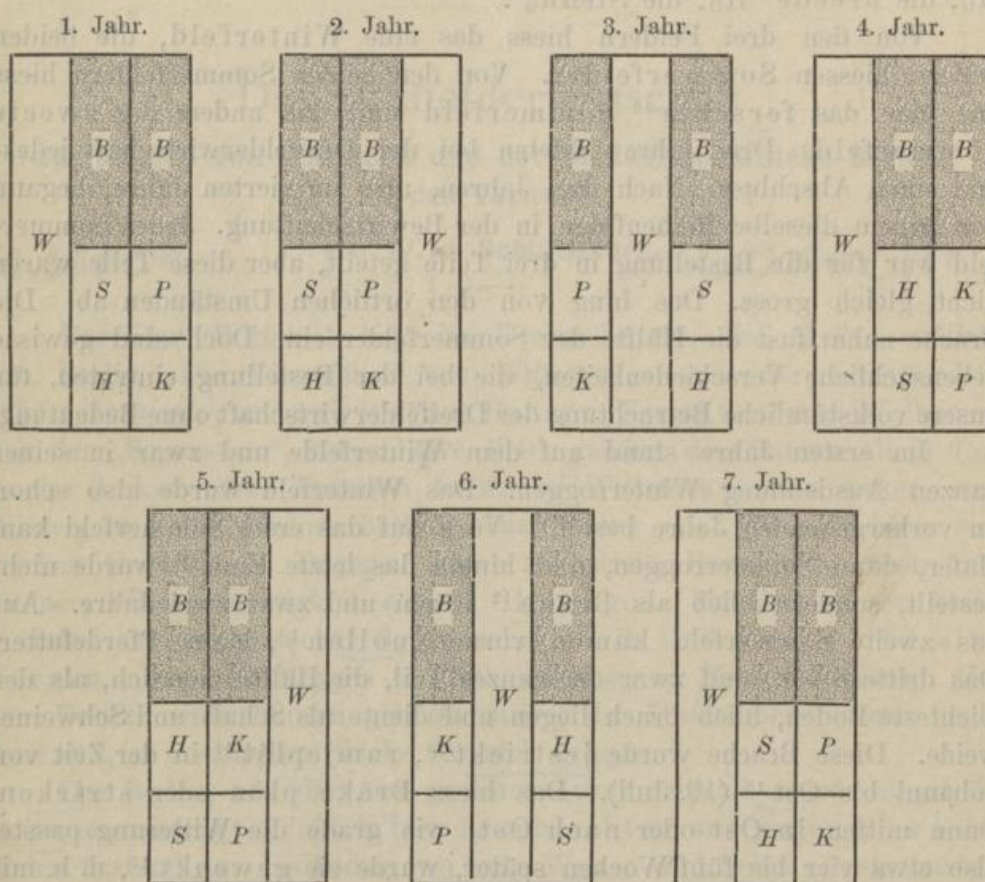
Von den drei Feldern hiess das eine Winterfeld, die beiden andern hiessen Sommerfelder. Von den beiden Sommerfeldern hiess das eine das ferschte¹⁰ Sommerfeld und das andere das zweete Sommerfeld. Drei Jahre bildeten bei der Dreifelderwirtschaft jedesmal einen Abschluss. Nach drei Jahren, also im vierten Jahre, begann von neuem dieselbe Reihenfolge in der Bewirtschaftung. Jedes Sommerfeld war für die Bestellung in drei Teile geteilt, aber diese Teile waren nicht gleich gross. Das hing von den örtlichen Umständen ab. Die Brache nahm fast die Hälfte der Sommerfelder ein. Doch sind gewisse nebensächliche Verschiedenheiten, die bei der Bestellung eintraten, für unsere volkstümliche Betrachtung der Dreifelderwirtschaft ohne Bedeutung.

Im ersten Jahre stand auf dem Winterfelde und zwar in seiner ganzen Ausdehnung Winterroggen. Das Winterfeld wurde also schon im vorhergehenden Jahre bestellt. Vorn auf das erste Sommerfeld kam Hafer, dann Sommerroggen, und hinten das letzte Ende¹¹ wurde nicht bestellt, sondern blieb als Bräke¹² liegen und zwar zwei Jahre. Auf das zweite Sommerfeld kamen vorne Knollen¹³, dann Pferdefutter. Das dritte Stück, und zwar ein ganzes Teil, die Hälfte ziemlich, als der leichteste Boden, blieb brach liegen und diente als Schaf- und Schweineweide. Diese Brache wurde jēstriekt¹⁴, rumjeplöt¹⁵ in der Zeit von Johanni bis Ost¹⁶ (10. Juli). Das hiess Bräke plön oder strieken. Dann mitten in Ost oder nach Ost, wie grade die Witterung passte, also etwa vier bis fünf Wochen später, wurde sie gewenkt¹⁷, d. h. mit dem Pflug umgeworfen, damit der Boden locker würde. Das war die Wenkfahre, wie man sagte. Dann wurde die Brake ein drittes Mal gepflügt, nämlich im Herbst zur Saat, etwa vier Wochen vor Michaelis, anfangs September, und, wie überhaupt das ganze zweite Sommerfeld, mit Winterroggen bestellt. So wurde nun das zweite Sommerfeld zum Winterfeld.

⁴ Kieferngehölz. ⁵ Enden, Landstücke, Ackerstücke. ⁶ Hufen. ⁷ erste Hufe
⁸ breite Hufe. ⁹ Seitenhufe. ¹⁰ erste. ¹¹ Stück, Teil. ¹² Brache. ¹³ Kartoffeln. ¹⁴ gestrichen. ¹⁵ umgepflügt. ¹⁶ Aust, Änte. ¹⁷ gewendet; Wenkfahre = Wendfahre; Fahre = Fohre, Furche.

Im zweiten Jahr kam auf das erste Sommerfeld vorn Hafer, dann Sommerroggen und das dritte Ende blieb als Brache zwei Jahre liegen. Beim zweiten Sommerfeld kamen vorne Knollen, dann Pferdefutter, das dritte Ende blieb als Brache und wurde zum Ost umgepflügt u. s. w. Das dritte Feld, das Winterfeld, war mit Winterroggen bestellt. Das zweite Sommerfeld wurde dann im Herbst mit Winterroggen besät, nachdem es abgeärntet war.

Die Dreifelderwirtschaft.



W = Winterroggen. B = Brache S = Sommerroggen. H = Hafer. P = Pferdefutter. K = Kartoffeln.

Im dritten Jahr kamen auf das erste Sommerfeld vorn Kartoffeln, dann Pferdefutter, das dritte Stück blieb Brache und wurde vorn Ost umgepflügt u. s. w. Auf dem zweiten Felde, dem Winterfeld, war Winterroggen gesät. Auf das dritte Feld, also das zweite Sommerfeld, kam vorn Hafer, dann Sommerroggen, das dritte Ende blieb als Brache zwei Jahre liegen. Das ganze erste Sommerfeld wurde im Herbst mit Winterroggen bestellt.

Im vierten Jahr war die Bestellung und Fruchtfolge wieder wie im ersten Jahr, nur dass die Sommerfrüchte noch weiter unter sich wechselten. Der Winterroggen wechselte alle drei Jahr, die Sommerfrüchte alle sechs Jahr. Erst im siebenten Jahr war die Einteilung genau die gleiche wieder wie im ersten Jahr. Indessen waren die Sommerfrüchte für das Wesen der Dreifelderwirtschaft nebensächlicher, entscheidend waren der Winterroggen und die zwei Brachen.

Das Winterfeld musste immer ganz gleichmässig, nach strenger Ordnung, bestellt sein und ebenso mussten die beiden Brachen immer in der bestimmten Ordnung daliegen. Davon durfte kein Bauer eigenmächtig abweichen. Bei den Sommerfrüchten kamen je nach den Verhältnissen Abweichungen vor. Wesentlich war die gleichmässige Bestellung mit Roggen und die gemeinsame Benutzung der Brachen zum Hüten, denn auf die Brache wurden die Schafe getrieben. Roggen, Korn, ist immer eine Hauptfrucht gewesen bei den Deutschen in geschichtlicher Zeit. Vom Roggenbrot und der Roggensuppe hatten sie ihre Kraft und Gesundheit.

Die ganze Dreifelderwirtschaft „war der Weide wegen da“, damit das Vieh und die Schafe eine grosse zusammenhängende Fläche als Weide hatten, „denn der Hirte musste Platz haben für sein Vieh“. So waren früher in Wittstock „bei etwa 300 Menschen etwa 800—1000 Schafe und 200—300 Stück Vieh (Ochsen und Kühe); Pferde etwa 60—70.“ Früher hatte jeder Bauer 5—6 Ochsen zum Pflügen. Den Pflug zogen entweder zwei grosse oder drei kleine Ochsen. Jetzt sind Zugoachsen, zum Pflügen und Wagenziehen, ganz abgekommen, auch werden keine Ochsen mehr zum Verkauf fettgemacht, „weil es nichts einbringt“. Ebenso ziehen die Bauern keine Schafe mehr gross; sie kommen jetzt im Herbst mit der Eisenbahn aus Russland und Polen. Ebenso werden keine Gänse mehr grossgezogen, sie kommen ebenfalls aus Russland und Polen. Die Schafe brachten damals Geld ein. Wenn Ende Mai die Schafschur gewesen war, dann gab es Wollgeld. Vom Schaf im Durchschnitt wurde für 1 Thaler verkauft. Zehn Schafe gaben reichlich 1 Stein. 1 Stein war = 22 alte Pfund (20 neue Pfund).

Jetzt nach der Separation kann jeder machen, wie er es will mit der Ackerbestellung. Eine bestimmte Fruchtfolge ist niemand mehr vorgeschrieben. Aber es wäre auch nicht mehr möglich, das ganze Jahr hindurch so grosse Schafherden jetzt zu hüten und das „Vieh“, weil keine so grossen Flächen Brachland mehr da sind und die Gemeindegütungen aufgehört haben, eben infolge der Separation. Es wird jetzt meist alles Land bestellt. Der Acker kriegt auch mehr Dung, weil die Stallfütterung ist. „So wird mehr Streu gewonnen, und mehr untergestreut.“ Deshalb giebt es mehr Dung und durch Dung wird mehr gewonnen. So wurde ein mir bekanntes sandiges Grundstück, an einem

Kieferngehölz gelegen, früher nur alle zwölf Jahre besät und lag elf Jahre brach. Jetzt wird ein Jahr über das andere, also alle zwei Jahr, darauf gesät. Der Acker ist durch den Dung eben viel besser geworden. Es sind auch viel mehr Menschen jetzt. Ingleichen war früher die ganze Lebensweise viel einfacher. Eine belegte Stulle zum Hallewarter, wie jetzt, gab es nicht. Im Sommer, z. B. beim Flachswieten gab es eine (trockne) Stulle und witten Käse, in einem Topf mit ein bisschen Wasser angerührt, weiter nichts. „Jetzt nehmen sie immer schon einen Kober voll mit.“ Beim Pflügen gab es kein Hallewarter. Was früher brach lag, wird jetzt alles mit Lupinen bestellt, die dann als Dung untergepflügt werden. Allerdings ist auch in den letzten Jahrzehnten hier und da, wie z. B. beim Dorfe Gadsdorf, viel leichter Boden, der früher brach gelegen hat, wieder zu Kiefernwald gemacht worden. Es hat also da der vormalige Ackerbestand abgenommen. So sind allein von dem Lehnschulgute in Gadsdorf nach Angaben des Besitzers mehr als 150 Morgen Acker wieder zu Wald und 50 Morgen Acker zu Wiese gemacht worden, weil unter den heutigen Verhältnissen die Bestellung sich nicht mehr verlohnt. Es darf auch nicht übersehen werden, dass der Vorteil der Stallfütterung, der reichliche Dung, vielfach verloren geht, weil die Landleute, wenigstens die kleinen und mittleren, das Stroh verkaufen, um Geld zu bekommen, da der Roggen selbst, die Körnerfrucht, nichts mehr einbringt. Dadurch geht dann dem Lande die Strohstreu als Dung wieder verloren. Ebenso ist der Viehstand geringer als früher in der Zeit der gemeinsamen Hütung.

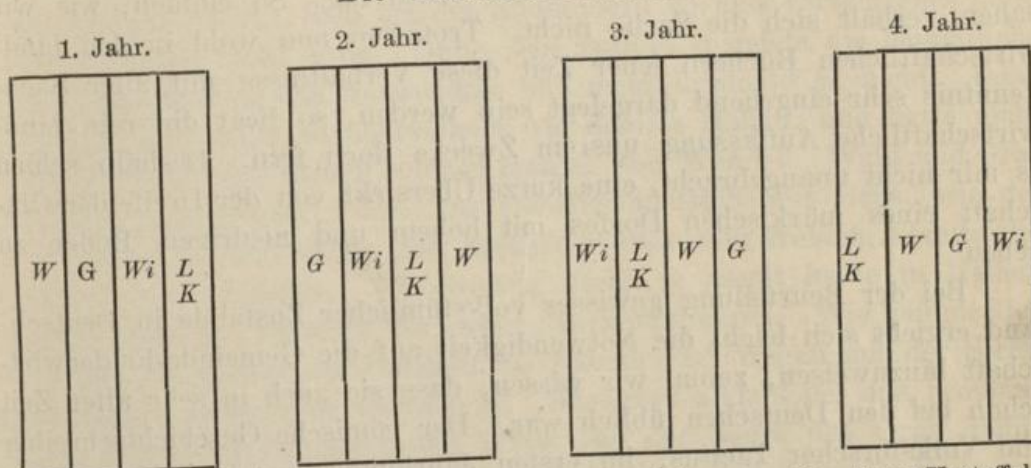
Was bei der Dreifelderwirtschaft die Fruchtfolge im einzelnen anbetrifft, so kam hinter Winterroggen immer Hafer und Sommerroggen. Wo Hafer und Sommerroggen gewesen, da kamen Kartoffeln und Pferdefutter. Je Sommerroggen und Hafer, und je Kartoffeln und Pferdefutter wechselten wieder jedes Jahr miteinander, so dass sie nach sechs Jahren, also im siebenten Jahre, wieder auf demselben Fleck standen. Die beigefügten Zeichnungen werden das klarmachen. Das erwähnte Pferdefutter bestand aus Sommerroggen und Erbsen, un Wicken wat mang, auch Linsen.

Nach der Brache hiess im Volke der sechste Monat im Jahre Brachmonat, während er in „gebildeten“ Kreisen „christlich-deutsch“ Juni nach der Frau Juno genannt wird, einer heidnischen Göttin bei den alten Römern, oder nach dem Junius Brutus, einem heidnischen Staatsbeamten ebenda. Winterfeld ist ein ziemlich verbreiteter adliger, wie bürgerlicher, Eigenname geworden. In Berlin heisst nach dem berühmten Feldmarschall Friedrich des Grossen der Winterfeldplatz. Ebenso ist Sommerfeld adliger, wie bürgerlicher, Eigenname und in der Niederlausitz heisst eine Stadt so. Wir können mit ziemlicher Gewissheit sagen, dass diese Namen uralt sind und noch aus heidnischer

Zeit stammen, da die Germanen schon die Gemeinde-Felderwirtschaft hatten. Ihre Träger können, wo die Namen alt in der Familie sind, dann im Geiste auf mindestens sechsig Ahnen zurücksehen.

Vor Ost, wie erwähnt, wurde die eine Brache jestriekt. „Den 10. Juli, sieben Brüder, ist überall Ost“, d. h. dann beginnt der Ost. Den 13. Juli ist Margarethe, da ging das Harken los. Darum war eine Redensart: „Sieben Brüder, die mähen, und Margarethe, die harkt.“ Ebenso wie man sagte in bezug auf das Strieken: „Jut stocken is so jut wie schlecht jemesst“, d. h. das Kraut und die Stoppeln stocken in der Erde, wenn der Boden durch das Pflügen umgekehrt ist.

Die Vierfelderwirtschaft.



W = Weizen. G = Gerste. Wi = Wicken. L = Leinsamen. K = Etwas Kartoffeln.

Das Beiland bei Wittstock bestand aus folgenden einzelnen Landstücken: die H_on (Hohen, Hoh'n, Ho'n)¹⁸, zwölf Ru_odn, Ruden¹⁹, twär Engene²⁰; Möllnstückene²¹; Lüseberge, Luseberge²²; Wischengene²³; Jeren²⁴.

¹⁸ Hufenstückene, Hufe = H_o, Hufen = H_on, gesprochen wie Ho'n, aber das o ganz voll. Trotz der scheinbaren Ähnlichkeit bedeutet der Name nicht die Hohen (von hoch). ¹⁹ zwölf Ruthen. Jeder Bauer hatte hier soviel Landstücke als er Hufen hatte. ²⁰ Landstücke vor quer gelegen. ²¹ Landstücke an der Mühle oder im Besitze des Müllers oder beides. ²² „Hochdeutsch wurden sie mehr Lauseberg genannt“ von den dortigen Bewohnern. Der Name kommt her von dem wendischen Iug, Sumpf, Luch. Aus dem Namen Luseberg war sofort zu ersehen, dass diese Erhebung an einen Sumpf oder an einer Wiese muss gelegen haben, was mir auch der Augenschein bezeugte (ähnlich wie anderwärts in der Mark Erhebungen Kiebitzberge heißen, weil in der Nähe Kiebitze im Sumpf waren). Übrigens besteht der Lauseberg bei Wittstock nur aus einer ganz sanften Erhebung. Ein Lausefenn ist, oder war wenigstens, an der Jungfernheide bei Berlin. Wo indessen slavischer Einfluss nicht geltend war, deutet der Zusatz Lause —, zu dem Namen einer Örtlichkeit irgendwelche für den Menschen schlechte Beschaffenheit an. ²³ Wiesenenden, obwohl Wiese platt jetzt Wäse hier heisst. ²⁴ sind Äcker, die auf beiden Seiten vom Wege liegen. Es wäre

Der zusammenhängende leje Boden wurde in vier Felder geteilt und regelmässig beackert. Das war die Vierfelderwirtschaft. Die Früchte, die hier gebaut wurden, waren Weizen, Gerste, Wicken, Leinsamen und etwas Knollen. Die beigefügten Abbildungen zeigen die Verteilung. Abweichungen kamen hier, je nach den örtlichen Umständen, vor. Für unsre volkstümliche Betrachtung hat die Vierfelderwirtschaft weniger Bedeutung.

Die Gemeindefelderwirtschaft der Bauern gehört bei uns hier bereits der Geschichte an. Viele von denen, die erst der Zeit nach 1848 angehören und ausserdem nicht Landwirte von Beruf sind, haben die Vorstellung, dass bei der „Dreifelderwirtschaft“ der Acker ein Jahr bebaut wurde und dann zwei Jahre brach lag. So einfach, wie wir sahen, verhält sich die Sache nicht. Trotzdem nun wohl in den landwirtschaftlichen Büchern jener Zeit diese Verhältnisse mit aller Sachkenntnis sehr eingehend dargelegt sein werden, so liegt die rein landwirtschaftliche Auffassung unsrem Zwecke doch fern. Deshalb schien es mir nicht unangebracht, eine kurze Übersicht von der Dreifelderwirtschaft eines märkischen Dorfes mit hohem und niedrigem Boden zu geben.

Bei der Beurteilung gewisser volkstümlicher Zustände in Deutschland ergibt sich leicht die Notwendigkeit auf die Gemeinde-Felderwirtschaft hinzuweisen, zumal wir wissen, dass sie auch in sehr alter Zeit schon bei den Deutschen üblich war. Der römische Geschichtschreiber und Volksforscher Tacitus, im ersten Jahrhundert nach Christus, sagt in seiner Beschreibung von Deutschland, wo er von der Landwirtschaft der Germanen spricht (*Germania*. XXVI): „*Agri pro numero cultorum ab universis in vice occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur: facilitatem partiendi camporum spatia praebent. Arva per annos mutant et superest ager. Nec enim cum ubertate et amplitudine soli labores contendunt, ut pomaria conserant et prata separent et hortos rigent: sola terrae seges imperatur.*“ Diese Worte in Hinsicht auf unser Dorf Wittstock übersetzt, würden lauten: „Der gesamte Acker wird abwechselnd von den Bauern in Besitz genommen und zwar im Verhältnis zu ihrer Anzahl. Dazu teilen sie ihn unter sich ein, je nach der Stellung, die sie so in der Gemeinde haben. Das Einteilen macht sich leicht, weil die Feldmarken weit ausgedehnt sind. Die Felder wechselt man jährlich (wegen der Fruchtfolge!) und lässt Brachland liegen. Aber sie nutzen den Boden, der ihnen in solcher Menge zur Verfügung steht, keineswegs sorgfältig aus. Da werden keine geregelten Obstpflanzungen

möglich, dass Jeren (mit langem e) vom slavischen gora, Berg, kommt (gore, Gören, Jeren = die Berge). In der Niederlausitz ist wendisch Gorki das deutsche Görigk und Gehren ein Dorf bei Luckau.

angelegt, da werden keine Wiesen „abgegränzt“, keine Gärten künstlich bewässert, nur der Erde wird das Korn abverlangt.“

Was nun die letzten Sätze anbetrifft, so hatte Tacitus bei seinem Vergleich die Zustände Italiens vor Augen, das damals in der höchsten Blüte äusserer Entwicklung sich befand, innerlich allerdings bereits durch und durch faul war.

Noch heute sind in Italien die Fruchtgärten von grosser Bedeutung und erfordern deshalb eine besondere Pflege. Zur höheren Ausnützung der Gärten und weil die Luft heisser ist und trockner, musste man in Italien die Gärten und Felder vielfach künstlich bewässern. Man sieht die künstliche Bewässerung noch heute im Süden. Aber das brauchte der Germane nicht. Sein bei den Südländern so übel verschrienes Land hatte das alles nicht nötig. Ohne sein Zuthun spendete die heimatliche Erde ihm reichlich das Notwendige und mehr brauchte er nicht. Denn das Land war nicht so übervölkert wie damals Italien, und hatte nicht solchen Verbrauch, keinen solchen Handel und Wandel. Wald und Gras bot es in unendlicher Fülle. So verschwenderisch mit Gras, wie der Germane bei seinen vielen und üppigen Wiesen und Weiden, konnte der Römer nicht umgehen. Wie traurig steht es damit heute in Italien! Wiesen sieht der flüchtige Wanderer überhaupt kaum. Wie kümmerlich schneidet oft genug der Italiener an Rainen und Wegen mit der Sichel sein bisschen Grünfutter zusammen! Wie ganz anders bei uns, wenn in vollen Schwaden auf der fetten Wiese vor der Sense das Gras dahinsinkt! Ich glaube, jeder Deutsche, der mit vollen Zügen von Jugend auf draussen auf dem Lande, in der Freiheit, die heimatliche Luft eingesogen, wird sich trotz aller Herrlichkeiten auf die Dauer in Italien nicht wohl fühlen. Überall fehlen ihm da unsre grünen Wiesen, die das Auge so wohlthuend berühren und Herz und Gemüt erfrischen, überall fast die Pracht unsrer schattigen Wälder. Welcher Anblick im deutschen Gebirgswald ein einziger bemooster Steinblock mit seinem leuchtenden Farbenschimmer, und wo fände man ihn im Süden, wo alles ausgedörret von der Sonne. Ich weiss, wie enttäuscht schon manche zurückkehrten, die da unten dieses frische Leben suchten und nicht fanden.

Also was hatten die alten Deutschen nötig, viele Künsteleien zu treiben, wo ihnen Frau Holla und Harke mit vollen Armen ihre Gaben ausstreuten. Gartenwirtschaft wie in Italien allerdings war nicht. Wein und Olive, Feigen und Mandeln und Pfirsich, Apfelsinen und Zitronen sind wertvolle Früchte, aber davon wusste Deutschland nichts. Noch heute, auch grade bei uns in der Mark, findet man unzählige Landleute, die vom höheren Obstbau nichts verstehen, selbst viele, die überhaupt nichts davon wissen wollen. Und viel ärger sah es noch aus vor 50—60 Jahren! Wiesen abgrenzen bei den Germanen! Wozu? Das waren ja, wenigstens vorherrschend, alles Gemeinde-Hutungen. Denn

wo Gemeindefelder und Gemeindebrachwirtschaft war, da waren auch gemeinsame Hütewiesen, Anger und Weiden. Wir selbst haben alles noch so gehabt bis zur „Separation“. Erst nach 1848 wurden bei uns auch die Gemeinde-Weiden „separirt“, das heisst auseinandergelegt, jedem Bauern sein besonderes Land abgegrenzt. Dasselbe Wort seiner Sprache, *separent*, das der Römer vor 1800 Jahren niederschrieb, brachten unsre heimatlichen „Bürokraten“ in der Mark, allerdings unberechtigt, wieder zu unverdienten Ehren. Sicherlich hat mancher frische „Bua“ der deutschen Berge, wenn man ihn damals nach Italien führte, dort zwischen den überall künstlich abgegrenzten Gärten und beengendem Gemäuer, seine Heimat schmerzlich vermisst und voller Sehnsucht nach den grünen Wiesen und Wäldern, wo er noch heute als kühner Sohn der Freiheit über die Berge steigt, ebenso gesprochen: „Des mog i net“, wie heute so mancher das Gleiche sagt von Berlin und anderen Grossstädten mit ihrem Wagengerassel und Fabrikgehämmer und dem Rauch der qualmenden Schloten. Nun gar künstliche Bewässerung! Das alte Deutschland war feucht und überreich an Gewässern. Künstliche Bewässerung werden erst unsere Nachkommen nötig haben, wenn man fortfährt wie bisher das Laubholz und die Teiche und Seen zu vertilgen.

Schon aus dem Ausdruck *ubertas* in dem Satze: *nec enim cum ubertate et amplitudine soli labores contendunt*, dürfte hervorgehen, dass Tacitus dabei nicht grade an den leichten Sandboden der Mark und anderer Gegenden gedacht hat, wenn er den alten deutschen Bauern der vorgeschichtlichen Zeit Mangel an Leistungsfähigkeit in ihrem landwirtschaftlichen Betriebe vorwarf, eben in Hinblick auf die damals in hoher Entwicklung befindliche Gartenwirtschaft Italiens. Dazu kommt, dass die Germanen noch emsig die Jagd und Fischerei und Bienenzucht betrieben. Andererseits ist nicht zu vergessen, dass in kleinen und mittleren Wirtschaften bei uns noch bis in dieses Jahrhundert der Boden sehr viel weniger ausgenutzt wurde als heute.

Nur das Getreide, das Korn, wird der Erde abverlangt, auferlegt, sagt Tacitus. Zu dieser Stelle bemerkt ein hervorragender Gelehrter und Erklärer der *Germania*: „Eine tiefere Niedrigkeit des Feldbaues giebt es nicht.“ Darüber werden unsre Landleute mit dem Kopf schütteln und sie müssen es verstehen, denn sie sind Sachverständige. Sie möchten Gott danken, wenn sie nur recht viel Getreide bauen könnten, dann liessen sie gern manches Nebensächliche beiseite. Aber weil sie nicht mehr genug Roggen bauen kann auf Grund der heutigen Verhältnisse, darum geht unsre Landwirtschaft zurück und greift zu allerhand Notbehelf.

Wie aus allem ersichtlich ist, hat Tacitus sehr sorgfältige Nachforschungen angestellt über das alte Deutschland und seine Bewohner. Ausserdem steht sein Bericht über den damaligen Ackerbau im all-

gemeinen Teil der Germania. In diesem Teile bespricht er Dinge, die für das gesamte Deutschland gelten. Es ist deshalb mit Sicherheit anzunehmen, dass die Gemeinde-Felderwirtschaft über ganz Deutschland sich erstreckte, und dies um so mehr, als das Volkstum der Germanen, frei von Fremdentum, gleichmässig und vollkommen in seiner kräftigen Eigenart sich entwickelt hatte. Immerhin hat Tacitus, wie es auch im Wesen der Sache liegt, wohl sehr viel eingehender die Verhältnisse des damaligen Süd- und Westdeutschland kennen gelernt als die des östlichen Norddeutschland. Dort im heutigen Süd- und Westdeutschland liegen die Verhältnisse etwas anders wie im norddeutschen Tieflande, aber die Unterschiede werden damals geringer gewesen sein als heute. Zum Teil ist die Landschaft auch bergig. Doch kann Tacitus nicht Bauernwirtschaften höher im Gebirge gemeint haben. Denn da liegen die Verhältnisse ganz anders. So besteht z. B. in Oberbayern, allerdings bei 2000 Fuss Höhe, wo ich es kennen lernte, der Ackergrund, von dem eine Anzahl Tagewerk Gschnoad, d. h. oamodige (einmadige) Wiesen ausgeschieden sind, aus Bergwiesen. Von diesen wird alle Jahr ein Teil umgepflügt, besät und geeggt. Dann ist das Landstück ein Jahr Acker und bleibt danach zwei Jahre als Wiese liegen, auf der das Vieh weidet, so lange es nicht auf der Alm ist. Ebenso wenig wird die gemeinsame Felderwirtschaft bei einzelnen weit auseinander gelegenen Weilern gewesen sein. Es spricht aber das Vorhandensein der streng geregelten Gemeinde-Feldwirtschaft in jener vorgeschichtlichen Zeit für das allgemeine Vorhandensein von wohlgeordneten Dorfgemeinden, ohne dass wir dabei, wie heute fast immer, an zusammenhängende Gehöfte zu denken brauchen. Denn die alten Deutschen liebten es, ihre Gehöfte für sich zu haben. Indessen mögen auch Unterschiede gewesen sein zwischen dem Osten und Westen. Hier und da sind in Norddeutschland für jene Vorzeit, und sogar für die Jahrhunderte vor Christus, doch etwas zusammenhängend gebaute Dörfer nachweisbar, mögen sie auch noch so kleinen Umfanges gewesen sein. So erwähne ich, auf Grund meiner eignen Nachforschungen, die germanischen Dörfer Müschen und Burg im Spreewald. Beide Namen gelten zwar als slavisch. Müschen ist es sicher, von Burg, wendisch Borkowy, i. J. 1315 bei den Deutschen Borek, muss es zweifelhaft sein. Allein wendische Namen führen heute unzählige im Altertum germanische Ortschaften, eben aus der spätern, slavischen Zeit, aus der Zeit des früheren Mittelalters her. Wie die einstöckigen Häuser in den Dörfern unsrer Zeit, so waren die Häuser der Germanen wenigstens teilweise Giebelhäuser mit hohem Dachboden (Speicher, Söller), auf dem das Getreide u. d. untergebracht werden konnte. Wir wissen deshalb genau, wie sie aussahen, weil mehre germanische Hausurnen aus vorchristlicher Zeit erhalten sind, die aus heidnischen Gräbern stammen. Dass man solche Häuser hatte so

vorzeitig, und eine solche geregelte Landwirtschaft der Dorfgemeinden bestand im ersten Jahrhundert nach Christus, beweist, wie alt die „Kultur“ der Germanen in Deutschland war. Von allgemeinem Nomadentum und beständigem Herumziehen im Lande ist keine Rede.

Wie bereits erwähnt, finden sich auch in der Gemeinde-Felderwirtschaft der neusten Zeit gewisse Unterschiede je nach Boden und Örtlichkeit. Wenn nun auch die urdeutsche, germanische Gemeinde-Felderwirtschaft von der neueren Gemeinde-Felderwirtschaft, im besondern auch der Dreifelderwirtschaft, abgewichen ist und abgewichen sein mag, in der Hauptsache gleicht sie doch der unsern in der Mark.

Ein wesentlicher Unterschied aber war, wie aus der Angabe des Tacitus hervorgeht, vorausgesetzt: die Auffassung dieser Stelle ist richtig, dass die Ackerstücke (die Hufen) der Gemeindefelderwirtschaft nicht festes erbliches Eigentum der Hofbesitzer waren. Es war Gemeindeland und jedes Jahr wurden die Ackerstücke der Reihe nach verteilt, jedenfalls wohl aus Gerechtigkeit, dass nicht einer oder bestimmte Leute immer nur den besten Boden hatten. Aber es herrschte keineswegs Gütergemeinschaft, auch nicht Standesgleichheit. Einzelne Leute von höherem Ansehen oder Herkommen, die „Vornehmen“, wie unsre Landleute sagen, bekamen mehr Hufen vom Gemeindeland zur Bestellung als die andern. Denn das bedeuten die Worte „quos mox inter se secundum dignationem partiuntur“. Wir sprechen ja auch heute noch von ländlichen „Würdenträgern“, sogenannten „Honoratioren“, dazu gehören Schulze, Beisitzer, Gerichtsmann, Kirchväter u. d., auch reichere Bauern, Kossäten, Müller, Gutsbesitzer u. a. Damals in der Vorzeit gehörten noch ganz andre höhere Leute, selbst die Fürstlichkeiten, den Landgemeinden an. Denn Städte wie jetzt oder im Mittelalter gab es nicht. Alles lebte draussen im Freien, auf dem Lande, darum waren die Menschen auch urkräftig und gesund.

Worin die höhere Stellung oder der höhere Rang bestand, wird von Tacitus nicht ausdrücklich angegeben. Sicherlich hat sie nicht ausschliesslich auf grösserem Besitz oder Vermögen beruht. Die „Reichen“ besaßen, nach jener Angabe des Tacitus, nicht bestimmte Hufen in den Gemeindefeldern als Eigentum, aber sie hatten doch die Nutzniessung davon. Jedes Jahr wurden die „Engene“ (agri), die Ackerstücke verteilt. Wer seinen Verhältnissen gemäss mehr Land bekam, konnte wohlhabender werden. Gerade wie es auch in Wittstock, und sonstwo, Bauern gab, die vier Hufen Ackerland hatten in der Dreifelderwirtschaft, andre dagegen nur zwei. Mit dem grösseren Besitz war wie meist immer eine höhere einflussreichere Stellung in der Gemeinde verbunden. So hatten noch bis in unsere Zeit die Bauern in der Gemeinde eine höhere Stellung als die Kossäten, nicht zu reden von ihrem Verhältnis zu Büdnern und Tagelöhnern. Oder auch umgekehrt, die höhere, oft wohl durch eignes

persönliches Verdienst erst erworbene Stellung ergab grössern Besitz. So sind in der Mark noch unter Friedrich dem Grossen, wenigstens vereinzelt, grössere Lehnshulzengüter an verdiente Krieger zum Lohn für ihre Tapferkeit verliehen worden. Der „Schulte“ war dann, in der Neuzeit, öfter der reichste Mann im Dorf und nahm gleichzeitig die erste Würdenstellung (dignationem) ein. Er war das Haupt der Gemeinde, wie ein Häuptling früherer Zeit.

Ausser ihrem Anteil an den Gemeindefeldern und ihrem beweglichen Vermögen hatten die germanischen Dorfbewohner aber auch unbewegliches. Dazu gehörte der Hof mit Grund und Boden, Feld oder Wiese um das Haus herum, der Obstanger und dergl. mehr. Aber sie werden ebenso noch „Beiland“ gehabt haben, wie die Wittstocker, einzelne Landstücke, die nicht in den grossen Rahmen der gemeinsamen Felderwirtschaft hineinpassten. Das Vermögen war ebenfalls, wenngleich weniger als heute, Schwankungen unterworfen. Denn unter den Germanen gab es grosse „Spieler“ vorm Wodan. Es wird grade vom Tacitus ausdrücklich berichtet, dass solche in ihrer Leidenschaft für das Spiel, „jeu“, alles dransetzten, so zu sagen alles auf einen Wurf, und manche ihr ganzes Vermögen verspielten; „verzöten“, wie heute der Kunstaussdruck lautet. Sie gaben beim Spiel ihr „Ehrenwort“, dass sie die Verluste nachher „baar und richtig“ bezahlen würden. „Ehrenwort“, die wörtliche Versicherung auf Treu und Glauben, übersetzt der Römer sehr zutreffend mit fides. „Parole d'honneur“ sagen Neuere und stellen im papiernen Zeitalter einen „Ehrenschein“ aus. Denn es kommt auch in unserer Zeit hin und wieder vor, dass vornehme junge Leute, infolge schlechter Erziehung, dem schändlichen Spiel verfallen und oft dann ihr Hab und Gut, sich selbst und ihre Familien zu Grunde richten. Wenn sie auch nicht, wie die Germanen, sich als Leibeigene verkaufen, so gehen sie doch in die notgedrungene Knechtschaft nach Amerika. Die Sache ist gleich, nur die Form eine andere.

Zum Schluss bemerke ich, dass eine sehr klar geschriebene Übersetzung der Germania des Tacitus, der Beschreibung vom alten Deutschland und seiner Bewohner, von Max Oberbreier, im Verlage von Reclam, für 20 Pfennig käuflich zu haben ist.

Die Kirche von Riedebeck

von R. Scharnweber.

(Hierzu: Seitenansicht und Grundriss.)

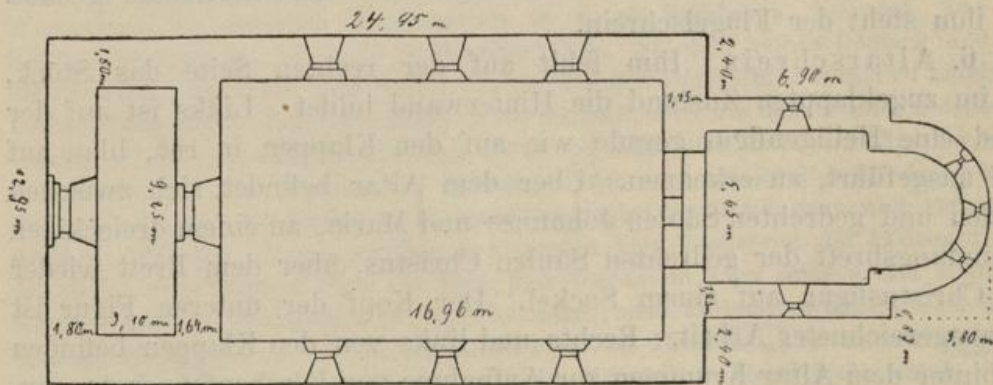
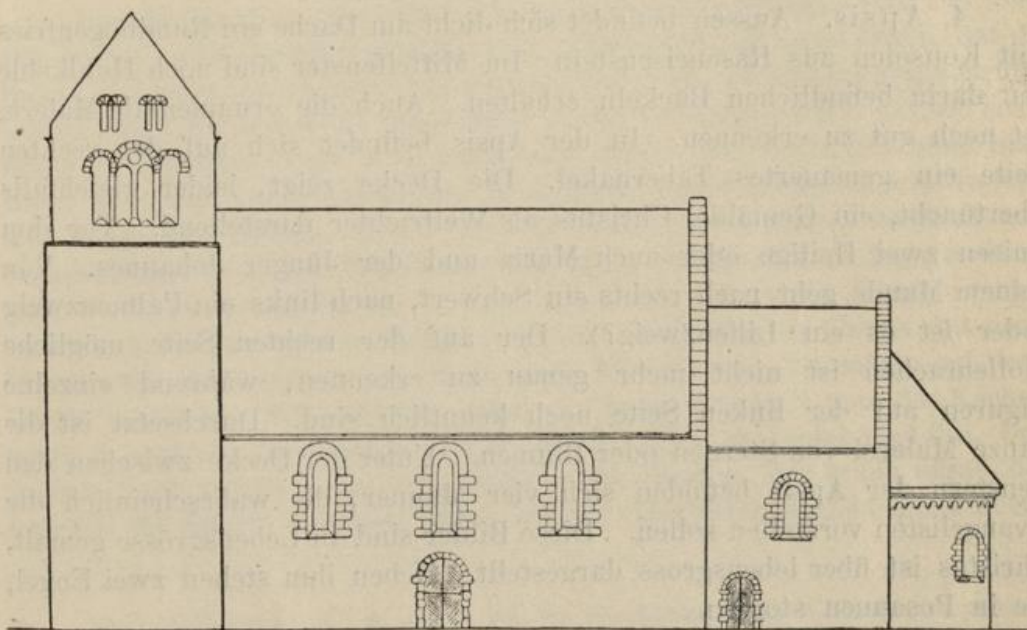
1. Der Turm. Er ist aus Feld- und Eisensteinen, die zu Quadern gearbeitet sind, erbaut. Seine Breite beträgt 12,95 m. Das Satteldach ist ohne Dachreiter. Die Schalllöcher im oberen Turmgeschoss sind maasswerkartig geteilt. Zwischen ihnen sind spitzbogige Nischen. An der Westseite befindet sich die Uhr. Am oberen Absatz unterm Dach sehen wir rechts und links je ein Medaillon. (Im rechten das Cisterzienser-Kreuz.) An den äusseren Seiten der Westfenster je ein Gesicht, in schwärzlichem Stein ausgeführt. Turm und Kirche wurden 1892 renoviert. 1893 ward durch Blitzschlag die Turmwand der Westseite und die Thür zerstört.

Eine breite mit Geländer versehene Treppe führt zum Glockenstuhl. In diesen ist die Zahl 1631 eingebrannt. Hier befinden sich zwei Glocken: Die grosse sogenannte Schweineglocke (angeblich 1649 von Schweinen am Burgwall ausgewühlt, wohin man sie vor den Schweden geflüchtet hatte), auch Schlangenglocke genannt, weil ihr Klang die Schlangen vertreiben soll. Sie wurde 1453 gegossen und trägt folgende Inschrift: O rex glorie veni cum pace in nomine domine (domne) osan (o sante) in (en) exsselcis. M. C. C. C. L. III. J. a. (jar). Die Buchstaben sind deutsch und stehen zum teil auf dem Kopfe. Die kleine Glocke ist ein Geschenk des Patrons Herrn Baron v. Thermo und wurde 1849 in Hoyerswerda von Handank & Sohn gegossen. Ihre Inschrift lautet: Macht euch gern zu dem Herrn, der euch durch uns ruft. Die Buchstaben sind lateinisch.

2. Das Langhaus ist modern ausgebaut, der Südeingang vermauert. Es ist 16,96 m lang, 9,95 m breit. In ihm befindet sich ein dem Stil nach ins 17. Jahrhundert gehörender Holzaltar mit Ölbildern, die (von unten nach oben gerechnet) das Abendmahl, die Kreuzigung, Christus (Kniebild) und die Himmelfahrt darstellen. Über dem Taufstein hängt ein aus Holz geschnittener und polychrom bemalter Engel. Hinter dem Altar rechts ist ein Predigerstuhl (Beichtstuhl), die Kanzel ist mit dem Altargebäude verbunden.

3. Der Chor ist vom Langhause am Triumphbogen durch eine Wand aus Feldsteinen getrennt. Er empfängt sein Licht durch zwei Fenster. Die Wände zeigen doppelte Malerei; einmal Reste älterer, von der einzelne gotischen Buchstaben ähnliche Verzierungen sichtbar sind; dann darüber neuere, figürliche und ornamentale. Diese ist besonders

auf einem Pfeiler noch erkennbar; die ganze Malerei aber ist stark über-
tüncht. An der Nordwand des Chores hängt eine Holztafel mit der
Inscription: Epitaphium. „Allhier vor dem Chor liegt begraben und
schläft in Christo des Hoched. und Gestrengen Wilhelms von Stutterheim
Söhnlein Namens Friedrich Wilhelm, welches sein Erlöser Christus Jesus
An. 1654 am 19. Oktob. von dieser Welt zu sich in sein ewiges
Freudenreich abgefördert, und weil es aus Antrieb des H. Geistes seinem



lieben Gott mit sonderlichen Geberden und schönen Gebetlein jederzeit
gehret und gepreiset, ist es ihm lieb gewesen und hat mit ihm aus
dieser verführerischen Welt geeilet, da es alt worden 2 Jahr und
33 Wochen. Gott verleihe dem Leibe in der Erde eine sanfte Ruhe und
am jüngsten Tage eine fröhliche Auferstehung zum ewigen Leben. Johann:
am 6. Cap. Ich werde ihm am jüngsten Tage auferwecken.“ Im Chor
befindet sich ferner auf der rechten Seite eine Lade, die eine Altardecke

in blau mit Goldstickerei und ein Chorknabengewand in rot mit gelben Mustern enthält. Auf der linken Seite steht ein sehr auffälliger Predigtstuhl mit Kanzel, zu der 6 Stufen führen. Sie ist aus Holz geschnitzt und hat 4 Felder, die durch Säulen getrennt sind. Auf den Säulen stehen die Buchstaben S. L. J. S., oben die Inschrift: „Diese Kanzel hat Gott Verstorbene Jungfrau Maria Katens vofr ancke Hayn zu Ehren erbauen lasse die seelig Anno 1687; unten steht: Erhalt uns Herr Dein liebes Wort, dass wir Dich preisen hier und dort.“

4. Apsis. Aussen befindet sich dicht am Dache ein Rundbogenfries mit Konsolen aus Raseneisenstein. Im Mittelfenster sind noch Hohlkehle mit darin befindlichen Buckeln erhalten. Auch die ornamentale Malerei ist noch gut zu erkennen. In der Apsis befindet sich auf der rechten Seite ein gemauertes Tabernakel. Die Decke zeigt, leider gleichfalls übertüncht, ein Gemälde, Christus als Weltrichter darstellend. Vor ihm knieen zwei Heilige oder auch Maria und der Jünger Johannes. Von seinem Munde geht nach rechts ein Schwert, nach links ein Palmenzweig (oder ist es ein Lilienzweig?). Der auf der rechten Seite mögliche Höllenrachen ist nicht mehr genau zu erkennen, während einzelne Figuren auf der linken Seite noch kenntlich sind. Durchsetzt ist die ganze Malerei von Sternen oder Blumen. Unter der Decke zwischen den Fenstern der Apsis befinden sich vier Männer, die wahrscheinlich die Evangelisten vorstellen sollen. Diese Bilder sind in Lebensgrösse gemalt, Christus ist über lebensgross dargestellt. Neben ihm stehen zwei Engel, die in Posaunen stossen.

5. Altar. Der Altar ist aus Ziegel und Raseneisenstein gebaut. Auf ihm steht der Flügelschrein.

6. Altarschrein. Ihm fehlt auf der rechten Seite das Stück, das im zugeklappten Zustand die Hinterwand bildet. Links ist auf der Wand eine Heiligenfigur gerade wie auf den Klappen in rot, blau auf Gold ausgeführt, zu erkennen. Über dem Altar befindet sich zwischen geraden und gedrehten Säulen Johannes und Maria, an einem dreieckigen Verbindungsbrett der gedrehten Säulen Christus, über dem Brett wieder eine Christusfigur auf einem Sockel. Der Kopf der unteren Figur ist von ausgezeichneter Arbeit. Rechts und links von den Klappen befinden sich hinter dem Altar Krammen zur Aufnahme von Kirchenfahnenstangen. Vor dem Schrein stehen rechts und links von dem Christus Engel mit Kreuz und Scepter. Im Schrein stehen Anna, Barbara, Martha; in den Flügeln sind 6 Heilige dargestellt und die Anbetung, in der Predella 5 Märtyrer. Sämtliche Figuren sind in Holz geschnitzt und polychrom bemalt.

Wolborgen und der Wolborgbauer.

Platt aus dem Kreise Teltow, zwischen Zossen und Trebbin.

Von W. v. Schulenburg.

Upp Wollborjen¹ den Önd² vörrha wurde Krüzkümmel un Dill vörr alle Porten³ un Dorwäh⁴ jestreut und Krüzen jemockt an de Dören, det de Hexen nich säln rōa kōamen⁵ in de Öndstun'n⁶, wenn de Schackelstann turüjje kämen von'n Blocksberch. Bei Stülpe⁷ is da olle Jolmberch⁸, det soll sonn Berch jwest sinn. Unn et is währ, den Dach vörr Wollborjen sieht man keene Krae un keene Schackelsta so trecken, utnahmswiese de ö're Nestere med Junge dā⁹ hebben. Den¹⁰ Dach int Feld is Alles stille. De Kran un Schackelstann sinn den Wollborechsdach uppn Blocksberch — ängere seien: man bloss de Schackelstann — un kären de Hexen de Stiegen reene. Dadrumme hebben sei den langen Schwanz. Denn sinn de Hexen futt nōan Blocksberch un dänzen de Nacht uppn Blocksberch. Dā müten sei doch Quatäl¹¹ hebben. Wei müssten imma de Kachelkrücke¹² un de Kachelmicke¹³ vastäken, süss setten sich de Hexen drupp un rieden med futt. Den ängern Dach müsste mann een Beddelmann kōamen, der kräch nüsich, oer jemand, der Kese¹⁴ oa sowat köpen wollde. Den Dach hebben imma keene

¹ Auf Wolborgen. W. ist der 1. Mai, im Kirchenkalender Walburga, so genannt nach der heiligen Walburgis (Walburga) der römisch katholischen Kirche. Die deutsche Wortendung für derartige Frauennamen ist a, so Nothburga, KEBURGA. Die jetzt beliebte Endung ia, wie z. B. in Brandenburgia, ist nicht reines Deutsch und wird unangenehm empfunden vom Gehör dessen, der den Unterschied zwischen Latein und Deutsch heraushört. Sagt doch schon (1575) Fischart, einer der bedeutendsten deutschen Geister, in seiner Geschichtsklitterung: „Was soll dann diese Lateinische Tirannei mit vs vndt Esels ja?“ Er empfand die Endung ia also auch als störend für das deutsche Gehör. ² Abend. Um dieses o zu sprechen, muss der Mund ganz weit aufgemacht werden. ³ Pforten. Damit wurden und werden hier bezeichnet die kleinen Thüren, die neben dem grossen Thor für Vieh und Wagen im Zaun oder in der Mauer des Hofes, nach der Dorfstrasse zu, sich befinden; auch Portendöre genannt, im Gegensatz zur Hingendöre, Thüre an der Hinterwand des Hauses. „Kuh an de Hingendöre“ hiess in den alten Häusern die Kuh, die im Kuhstall an dieser Ecke stand. ⁴ Thorweg ist die breite Doppelthüre für Wagen. ⁵ kommen, habe ich von ganz alten Leuten fast wie quamen (kwamen) sprechen hören. ⁶ Abendstunden, auch genannt Schummerlinge. ⁷ ein Dorf bei Luckenwalde. ⁸ Golmberg, einer der höchsten Berge der Mark Brandenburg. ⁹ da, d. h. im Dorfe oder da, wo man sie täglich sieht. ¹⁰ den ist hier Fürwort, = diesen. ¹¹ Quartal (Vierteljahr) heisst die Vierteljahrsfeier der Handwerker. ¹² die Ofenkrücke, dient dazu, um die Glut im Backofen hin und her zu stöten (stossen). ¹³ die Ofengabel, um „det Für upluckerne“ (aufzulockern); früher diente die „Ofengabel“ auch andrem Zwecke. Micke heisst ein gabelig gewachsener Zweig. ¹⁴ hier der weiche, weisse Käse, anderwärts in der Mark genannt Quark

Handelslüde jekoamen. Upp Wollborjen wurde nüsch verborjet unn ok nüsch verköfft. Wenn an Wollborjen det Veih in de Öndstun'n turüjje kamm unn wer¹⁸ denn uppn Krüzwech dörch de Äde¹⁶ käk, sah de Hexen manke Kö lopen.

Vörr Wollborjen sitt dä Büre upp een'n Schämel, noa Wollborjen upp zwee Schämele. Det is 'ne olle Rede. Sei seien ok: het sitten zwee Bu're upp eenen Stul unn noa Wollborjen sitt jida Bu're alleene drupp. Noa Wollborjen is doch de Noth nich mehr so jrot, denn is doch wedder Hoffnunge. Im Winta is Alles vertärt. Denn freut man sich, det der Somma anjeht. Deshalb säd die Schwalle: „As ick futjink, dä lit ick Hus unn Hof hier. As ick weddakamm, woa Alles verquiest unn verquast¹⁷.“

Von Mareien¹⁸ bess Johanne, det hit det Kuckucksvürteljoa. Denn is Alles knapp. De Knulln¹⁹ sinn all²⁰, det Brot is all, det Jeld is all, det Veih is alles klapprich²¹. Nu sitt da Bu're upp een'n Schämel. Kommt äbba Wollborjen, denn wärrd ha wea flügge²². Denn jeht det Veih upp et Jras²³, denn fangen de Köe bessa an tu melkene, denn wären²⁴ de Jänse flügge unn wurr'n vaköfft²⁵, denn sinn se all²⁶ Wochener sechse old. Denn hädden sei 'n pär Klucken med junge Hühndere, denn jaff et frisch Jeld²⁷. Utjangs Mai wurr'n all de Schäpe jewascht, unn denn²⁸ wurden se geschärt. Denn jaff et wär Jeld. Denn säden se: „Nu werdden de Bu're all wedda lustich.“ Nanu rupt da Kuckuck unn da Bu're sitt wea upp zwee Schämele. Det is det Kuckucksvürteljahr unn da Wollborchsüre.

Utjangs Mai kämen zwee Bu're tu Marcht noa Lucknwolle²⁹ med Wulle³⁰. Det Jeschäft jink ju'd unn as sei färich wären, mockten³¹ sei näd'n Kroch³². Nu sän sei, det de ängere Lüde alle Mossdreck³³ vörr sich hädden. Denn säde der eene tun ängern: „Wat äten wei nu? Nä“, säd der ängere tu den Kröa unn wes med de Hand uppen Mossdreck hen: „Bringen Sei uns vörrn Dälda³⁴ sonnt.“

Feiadach wä nich upp Wollborjen, sei hebben alle jeärbeedet, äbba jida vörr sich, ok de kleene Lüde. Denn sinn jrote Klumpe³⁵ ö'rall uppt Feld tu si'ne. Opp Wollborjen hadden de Ossen unn Päre Sunddach. Keen

(lausitz-serbisch twarok), der in seiner „kulturgeschichtlichen“ Bedeutung noch viel zu wenig gewürdigt ist. ¹⁵ volkstümlich, = wenn einer, wenn jemand. ¹⁶ Egge. ¹⁷ aufgebraucht; eigentlich: liederlich und zwecklos verbraucht. ¹⁸ Marien, 25. März. ¹⁹ Kartoffeln. ²⁰ zu Ende, nichts mehr da, aufgebraucht. All hat im volkstümlichen Deutsch noch einen vollen Gegensinn, es heisst alles und nichts. ²¹ ohne Kraft, weil nicht mehr genügend genährt. ²² d. h. beweglich, dann wird er wieder lebendig (wie das Leben auf Bewegung beruht), kann wieder die Flügel heben, wird munter, froh. ²³ d. h. auf die Weide. ²⁴ waren. Jetzt ist die Gänsezucht hier eingegangen. Die Gänse kommen in Unmassen mit der Eisenbahn im Herbst aus Russland und Polen, werden von den Landleuten den Händlern ziemlich teuer abgekauft, dann fett gemacht und an die Städter verkauft, so dass der Verdienst der Landleute dabei nur gering ist. ²⁵ sie wurden jung verkauft. ²⁶ bereits, schon. ²⁷ von Neuem Geld. ²⁸ hochdeutsch dann. Volkstümlich ist denn noch zeitlich und ursächlich. ²⁹ Stadt Luckenwalde. ³⁰ Wolle. ³¹ machten = gingen. ³² Krug, = Schänke, Gastwirtschaft, Gasthof. ³³ Mostrich (Senf). ³⁴ Thaler = 3 Mark. ³⁵ Klumpen, Haufen von Menschen überall, die

Knecht hädd nich bruken tu führene³⁶ unn nich tu plö'ne, nüsch. Dá hebbn se alle mü'ten jrâ'n tu Lien³⁷. Vörrha hebbn se etwas jejr'o't unn den Dach wurde't färích jemockt. Se säden ok: „Hüt hädd det Veih alles Sunndach, hüt mü'ten de Knechte alle ärbeeden.“ Det Amt wá ok jeschlóaten. Da Amtmann in Büthen³⁸ hädde zwee Jüdere in Thüre³⁹ unn den siene⁴⁰ Árbeeds-lüde hebbn ok nich tu Hó jeje'n.

Uppen hundertsten Dach int Jähr soll man Flass sä'n, denn friertet nich af. In Jrot-Schultendörp⁴¹ dá sinn se so von de Langsamem jewest, von die Schpäden. Dá hebbn se früa upp Wollborjen Flass jesät, äbba ok hüt säen sei noch in Joasdörp⁴² un ängere Dörpa Flass upp Wollborjen. Alle du'n se't já ok nich, äbba den írschten Mai soll man doch det Flass säen, denn wärrd't am besten, so seien sei doch imma. Beit Liensän tut Hallewachta⁴³ kräch jí'da Knecht 'n pár jekochte Eiere unn de Schälén wurden kleen jeschürt unn kämen manket Lien mank unn wurr'n denn med utjesät. De Mäkens hebbn ok Eire jekrä'n. Süss is et ok in Joasdörp unn ängere Dörpere Bruk, det sei tu Ostann fann de Ostacire de Schälén upphäwen, die jlatt unn leicht vont Ei afjehen. Die werr'n denn upp Wollborjen manket Lien jemockt unn medjesät. Wie de Eiaschälén sich glatt apfellen, so jlatt sälen de Schälén afjehen vont Flass beit Schwingeln⁴⁴.

Allein aus diesen Volksberichten über Wolborgen, wenn wir ausschliesslich an sie uns halten und von sonst Bekanntem absehen, dürfte hervorgehen, dass in alter Zeit eine Art Feier stattfand am 1. Mai und dass der fromme Sinn des Landvolks auch die Thiere feiern liess. Zur Ehre Gottes sollten auch sie teilhaben an der grossen Freude über das Grünen und Blühen, wie sie Geschöpfe waren der Erde, ebenso wie der Mensch. Es muss auch der 1. Mai seine besondere Bedeutung gehabt haben für den Flachsbau, sei es aus allgemeineren Gründen oder, wie wahrscheinlich ist, weil er einer Gottheit geweiht war, der zu Ehren der Tag gefeiert wurde. Diese Sitte muss uralt sein. Denn wenn der Flachs gewietet war, war es in Dörfern des Kreises Teltow Sitte, dass eine nackte Jungfrau dreimal um das Flachsfeld herum laufen musste und dabei ein noch erhaltenes heidnisches Gebet hersagte. Der Gottheit zu Ehren sollte sie in ihrer reinen Erscheinung die Weihe vollziehen, ohne menschliche Zuthat und Tand, nackt wie sie einst „das Licht der Welt“, d. h. die Welt, erblickte (wendisch-slavisch swětlo, das Licht und swět, die Welt). Denn das grosse Weltall war göttlich

arbeiten. ³⁶ fahren. ³⁷ zu Lein, richtiger: zu Leinsaat. ³⁸ Dorf Beuthen. ³⁹ Dorf Thürow. ⁴⁰ den seine, = seine. ⁴¹ Grossschulzendorf. ⁴² Gadsdorf. ⁴³ = zu das Hallewarter. So heisst das Frühstück und auch das „Vesper“, der Imbiss des Nachmittags (in Oberbaiern am Inn, bei Brannenburg, genannt: Untern, z. B. „Gehts zum Untern“, ebenso „zum Drei-Brotessen“, und „zum Marienessen“. In der Ramsau (vergl. mein Bauernhaus im Berchtesgadener Ländchen, Mitteilungen d. Wiener anthr. Ges. XXVI (XVI), 1896, 66, 67) ebenso Untern des Vor- und Nachmittags, schon gotisch (nach Schmeller) undaurnimats, angelsächsisch undernmete). Man sagte; „Nu wird gehallewartert; nu will'n wei man hallewartern.“⁴⁴ beim Schwingen, auf dem Schwingelblock.

wie „die Mutter Erde“, die Göttin „Nerthus“ oder „Herta“ (Erda) selbst es war, aus deren dunklen Schosse Alles hervorging, alle „Wunder“ und alle „Gottesgeheimnisse“ und in die wir alle wieder, als in die „grosse Heimath“, „zurückkehren“ von der „irdischen Wanderfahrt.“

Was jetzt im Landvolk die „Kräuterfrauen“ sind, die „klugen Frauen“, mitunter auch die „Hexen“, das waren in unsrem Altertum bei grösserer Wissenschaft und Weisheit und bei grösserer Achtung des Volkes die „weisen Frauen“, die Allraunen oder „Albrunen“, wie sie schon zu Christi Zeiten in Deutschland hiessen. Eine solche „kluge Frau“ war einst mit drohendem Blick entgegengetreten dem Befehlshaber eines römischen Heeres, das, im Jahre 9 nach Christi Geburt, bis an die Elbe vorgedrungen war, nämlich dem Drusus, einem Bruder des Kaisers Tiberius. Ihre Unheil verkündenden Worte beugten das Gemüt des furchtlosen Prinzen tief nieder, der abergläubisch war wie alle Römer des Altertums. Ihr Aberglaube wird ja noch auf den deutschen Schulen mit Wohlgefallen gelehrt, als Bildungsmittel! Noch haben wir das Wort raunen, jemandem etwas geheimnisvoll sagen. Zu Wolborgen, wenn der Lenz sein Füllhorn wieder ausschüttet in Wald und Wiesen, auf Feld und Flur, werden sie sich versammelt haben auf Bergeshöhen, wo man an heiligen Stätten Gottesdienst abhielt, und werden dort ihre Reigen unter feierlichem Gesang getanzt, d. h. anmutvoll und würdig gegangen haben, wie die Kinder auf dem Lande von Alters im Reigen gehen und singen und wie in der Sage die ausgelassenen Hexen tanzen auf den Berghöhen der Blocksberge. Was da ausserdem noch ursprünglich „Mythisches“ hindurchspielt, kommt hier nicht in Betracht. Ursprüngliches, was nebenbei immer wieder von Neuem hervortritt, in die spätere Entwicklung hineinragen, hiesse nur: ein bestimmtes Zeitbild verdunkeln.

Aber es bestand auch Baumdienst bei den Alten. Nicht dass man ein Stück Holz als göttlich verehrt hätte, sondern schöne alte Bäume regten durch die Erhabenheit ihrer gewaltigen Grösse die menschliche Seele zur Verehrung der Gottheit an und an ihnen ersah man schöne Stätten zu Opfer und Gebet, zur Gottesverehrung. Auf jeden gemütvollen Menschen macht auch heute noch ein schöner alter Baum einen „erhebenden Eindruck“, nur „wer mit verhärtetem Gemüthe den Dank erstickt, der ihm gebührt“ lässt ihn kalten Herzens niederschlagen. So finden wir auch noch an den Gränzen der Mark die Sage, dass die Hexen auf gewissen alten Bäumen sich versammelten zur Maifeier. Wenn unsere Berghöhen in der Mark einst wieder werden bewaldet sein, worauf der Gang der Dinge hinweist, dann werden auch von neuem dankbare Pilgerscharen dort ihre Naturfeier abhalten.

Die Göttin Harke im Kreise Teltow in ihren letzten Spuren.

Von W. v. Schulenburg.

Die nachfolgenden Mitteilungen gebe ich, wie ich sie während eines längeren wiederholten Aufenthalts in Teltow aus dem Munde von Leuten aus den betreffenden Ortschaften erfuhr während der Jahre 1894 und 1895.

Christinendorf. Zu Weihnachten sollte man den Wocken abgesponnen haben, sonst kam Frau Harke und beschmutzte den Wocken. Eine Frau steckte Pfefferkuchen in den Wocken und dann sagte man den Kindern: „Das hat Frau Harke für Euch reingesteckt.“ Es ist auch vorgekommen, dass Dienstmägde nicht den Wocken abgesponnen haben, damit sie auch Pfefferkuchen fänden. Bauer Schulze.

Märtensmühle. Zu Weihnachten kam die Frau Herksten. Die Mutter oder Wirtin that, wenn die Töchter oder Magd zu „heelich Ohnd“ (heilig Abend) nicht abgesponnen hatten, Pfefferkuchen, Äpfel oder Nüsse in den Wocken. Wenn sie dann wieder anfangen zu spinnen, nach den Dreetechn, dann fanden sie sie im Wocken. Die Dreetechn waren „vierzehn“ Tage. Grossmutter Weber.

Thyrow. „Heelich Ohnd“ mussten alle abgesponnen haben, denn bis dahin spannen sie für die „Herrschaft“ (die Wirtin, Bäurin). Von heelich Ohnd an, „in de Dreetechn“ (dreizehn Tage) haben nur die „kleenen Dienstmäken“, von Jahren funfzehn, sechzehn an, gesponnen, die noch nichts bis dahin für sich gesponnen hatten. Sie mussten spinnen, um was für sich zu haben, weil sie eben sonst keine Zeit hatten. Wenn aber die Dreetechn vorbei waren, dann ging es wieder für den Wirt loss. Nicht gesponnen haben in den Dreetechn die Wirtin (die Bäurin) und die „eejen Döchter“. Heelich Ohnd wurden von den Dienstmädchen die Wocken „afjetreckt“ (abgezogen). Wenn also die Dienstmäken heelich Ohnd, das, was noch für den Wirt war, nicht abgesponnen hatten, da hat dann die „Wirthinne“ den Wocken lossgewickelt und „jedräute Plumen“ (getrocknete Pflaumen) oder „Kodden drinjemoekt“ (hineingethan) und dann den Wocken wieder umgewickelt. Da sagten sie: „Die Frau Harke hed da wat drin $\gamma\kappa\upsilon\upsilon\kappa\epsilon\lambda\tau$ “. Grossmutter Becker.

Kodden heissen die kleinen runden herben alteinheimischen Birnen.

Stücken (östlich von Trebbin gelegen). Frau Harke kommt „in de Dreetechn“. An heilig Abend musste der Wocken abgesponnen sein, sonst machte die Harke Pferdederung hinein. Dieser Wocken war noch von dem Flachs, „das“ für die Herrschaft (Bäurin) gesponnen wurde von der Magd. Die Dienstmägde können in den Dreetechn für sich spinnen und nähen. Grossmutter Imme.

Gadsdorf. Wenn man zwischen Weihnachten und Neujahr auf dem Kuzel was stehen lässt, sagte man und sagt noch: „Lass nichts auf dem Kuzel stehen, sonst kommt Frau Harke und wohnt drin.“ — Wer zwischen Weihnachten und Neujahr Flachs am Wocken hat, „dem thut Frau Harfen einen Jungen in den Wocken“ (d. h. die Spinnerin wird ein Kind kriegen).

In der Zeit soll man keinen Flachs auf dem Wocken haben. Wird man nicht fertig vor Weihnachten, soll man den Flachs abnehmen. — Frau Harfen kommt. Verschiedene alte und jüngere Frauen.

Die Frau Herkstre, die Herkstern wurde gesagt. Die [besudelte] den Wocken. — Grossvater Köppen. Der Erzähler erklärte den Namen: „Herkstern ist so wie in der Ärente die Härkstern.“ Dazu bemerke ich (W. v. S.): Herkster, platt gesprochen Herksta, heisst, wer Korn zusammenharkt (Harker), wenn es gemäht ist, gleichgültig ob Mann, ob Frau oder Mädchen. Meist sind es Mädchen und Frauen. Ebenso wie Mähster ist, wer mäht (Mäher).

Die Hexe verunreinigte den Wocken oder Läuse kamen. — Vereinzelte Aussage.

Dergischow. An heilig Abend mussten alle abgesponnen haben. Man sagte: „In de Dreetehn lässt nich stehen [den Wocken], sonst kommt de Harke drin.“ Grossvater Schulze.

Rabenstein bei Niemeck, im Kreise Zauch-Belzig. Wer Weihnacht heulich Ohnd nicht „afjesponnen“ hat, sei es Magd oder Frau, alle, dem [beschmutzt] die Moarche (Moerche) den Wocken, oder: sie legt sich 'rein in den Wocken und macht ihn voll“. „Det“ (ihr Thun und Treiben) soll Hexerei sein. Grossmutter Bussler.

Grossschulzendorf. Zu Weihnachten kam Frau Harfen.

Heiligensee (Kreis Niederbarnim). Zwischen Weihnachten und Neujahr thut Frau Harfen Koth in den Rocken, wenn jemand spinnt. Alte Frauen. Vergleiche mein „Wendisches Volksthum“ (Berlin 1882), 134.

Kummersdorf. Zu W. kommt Frau Harche, mit (?) Schafen und Zicken. Frauen und junge Mädchen.

Alexanderdorf. Frau Harche.

Wittstock. Frau Harfen, Frau Harfe. Vereinzelte Aussage Mutter (?) Harfen.

Trämsdorf. Zu W. kommt die Hexe.

Ich bemerke, dass diese Namen in manchen Ortschaften nur noch einzelnen alten Leuten bekannt zu sein scheinen, namentlich alten Frauen, weil diese eben mit dem Spinnen zu thun hatten. Die Kreise Zauche-Belzig und Nieder-Barnim stossen an den Kreis Teltow an. Ich füge zum Schluss noch einige andere Angaben aus der Provinz Brandenburg wie Hannover und Pommern hinzu.

Lenzen an der Elbe (Kreis Westpriegnitz). „Die Frau Johl treckt“, wie man sagte: „De Drak treckt“. Vergleiche meine ausführlicheren Angaben in den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. 1893. 62.

Lenzen. Fru Go-el. Vergleiche ebenda.

Pewestorf, jenseit der Elbe (Provinz Hannover). „Zu Weihnachten oder Neujahr, wenn sie die Hede vom Wocken nicht aufgesponnen haben, sagt man: „Nu kömmt die Fru Gauen“. Vergleiche ebenda.

Korswant auf der Insel Usedom (Provinz Pommern). „In den Zwölften soll man nicht spinnen, sonst kommen die alte Wul ein“ (d. h. in den Rocken). Vergleiche ebenda.

Ursachen des Fischsterbens und Fischmangels in der Spree und Havel.

Von Karl Poetters.

I.

Das vorjährige September- und Oktober-Heft der Monatsschrift bringt mehrere Berichte des Berliner Tageblattes aus den Jahren 1885, 1886 u. s. w. über Fische und Fischerei der Provinz Brandenburg sowie über das massenhafte Absterben der Fische in Spree und Havel. Als Ursache hierfür werden in erster Linie Elektrizitätserscheinungen und Blitzschläge mit vorausgegangener unnatürlicher Hitze genannt; dann nimmt man auch an, dass die Verunreinigung des Wassers die Schuld treffe.

Ich habe, früher noch mehr als jetzt, seit etwa 30 Jahren Gelegenheit gehabt, mich mit den Fischereieinrichtungen und dem Fischfang sowohl auf der Ostsee, als auch auf Binnengewässern näher zu beschäftigen, und glaube nach den bisher gesammelten Erfahrungen der Behauptung entgegenzutreten zu können, dass das massenhafte Absterben der Fische in Spree und Havel nach Gewittern auf elektrische Entladungen in diese Gewässer zurückzuführen ist.

Mehr wie einmal sah ich den elektrischen Strahl aus gewitterschwangeren Wolken in das Wasser fahren, oft in solcher Nähe, dass meine Augen von der Schärfe des elektrischen Lichtes geblendet waren, nie aber sah ich darauf ein so massenhaftes Absterben der Fische, wie es hier in Berlin nach jedem Gewitter der Fall ist.

Ich habe nur bemerkt, dass sich bei den Fischen, wie man dies auch bei den Landtieren vielfach findet, eine gewisse Unruhe bemerkbar macht, wenn, wie die Volksrede lautet, ein Gewitter in der Luft liegt; sonst aber schützt das wässrige Element seine Bewohner in vorzüglicher Weise und dies wissen die Fische auch, denn sie suchen bei Gewittern stets die tieferen Stellen auf, wie wir Menschen Schutz in unsern Häusern suchen.

Weil man bei Gewittern an grösseren Binnenseen, z. B. bei Gransee, Lychen etc., so wird man vergeblich auf ein Fischsterben nach dem Gewitter — und diese sind hier ziemlich heftig — warten, auch wenn man sah, wie ein oder mehrere Blitze in den See fuhren

Die Schuld an dem Massentod unter den Fischen in Spree und Havel trägt ganz allein die Verunreinigung der Gewässer durch Zuführung von Schmutzstoffen und den Fischen schädlichen Chemikalien. Eine Ahnung von den ungeheuren Mengen Schmutz, welche die Spree thalwärts führt, bekommt man an der Spreemündung bei Spandau und auf der Havelstrecke zwischen Spandau und Pichelswerder. Hier lagern sich zwischen den Buhnen die vom Strome mitgeführten Stoffe ab, vergeblich sucht man in diesem Sumpf nach festem Grund, hier ist im Hochsommer von Wasser nicht viel zu sehen, dagegen bilden krustenartige Moderstücke eine dichte Decke, zwischen

welcher fortwährend Sumpfbblasen aufsteigend Zeugnis von der kaum glaublichen Menge des abgelagerten Schmutzes ablegen. Dieser Schmutz, vom Strome fortgeführt, ist es ausschliesslich, in dem die Fische ersticken. —

Wie nun kommt dieser Schmutz in die Flüsse?

Für Fabriken an fliessenden Gewässern besteht die Vorschrift, dass ihre Abwässer durch eine Art Filter oder Senkgrube, in welchen sich die Abfallstoffe sammeln sollen, geführt werden. Sonderbarerweise findet man nun aber, dass die nächste Umgebung der das Fabrikwasser in den Fluss führenden Röhren stets verschmutzt ist; fettglänzend erscheint die Oberfläche des Wassers. Schmutz bildet den sumpfigen Boden, dem auch hier schlechte Gase entsteigen. Vergeblich sucht hier der Fischer sein Wild. Die fettglänzende Wasseroberfläche ist doch aber nur ein Beweis dafür, dass das darunter befindliche Wasser auch infiziert ist, da Fett bekanntlich oben schwimmt. Dies Fett stürzt aus dem Leitungsrohr mit dem Abflusswasser in die Tiefe. Steigt nun ein Gewitter mit heftigen Niederschlägen auf, so ist dies die beste Gelegenheit, die Filter oder Senkgruben zu reinigen; der aufgesammelte Schmutz fliesst aus der Filter resp. Senkgrube mit dem Regenwasser in den Fluss oder, was auch vorkommt, die Filter oder Senkgrube wird geöffnet, um die günstige Gelegenheit einer bequemen Reinigung nicht ungenützt vorübergehen zu lassen.

Vielleicht glaubt man, die Fische werden ebenso wie wir Berliner mit zugehaltenen Nasen durch die mit Carbol- und sonstigen Desinfektionsstoffen verpesteten Strassen wandern, um frische Luft zu schöpfen, sich auch nur in rein bleibendes Wasser flüchten, denn sonst ist es schwer zu verstehen, dass in Berlin bei starkem Gewitterregen die in die Spree führenden Notauslässe geöffnet werden, um den mit Carbol etc. durchsetzten, vom Regen in den Strassen zusammengespülten Schmutz in die Spree abzuführen, oder wie z. B. in den Landwehrkanal die Abwässer der Latrinen von Kasernen etc. zu führen, ohne Rücksicht auf die hierdurch eintretende Verpestung und Versumpfung des Flussbettes.

Leider ist der Fisch diesen Liebenswürdigkeiten gegenüber zu dumm, um für sich Vortheil daraus zu ziehen; in der Hoffnung, dass irgendwo noch ein Tröpfchen reines Wasser ist, schwimmt er, seinem Wesen entsprechend, immer weiter gegen den Strom, immer weiter in den Schmutz und sein Verderben hinein, bis er ermattet und halb erstickt, mit dem Bauch nach oben treibend, in den Tod geht.

Und wie leicht ist diesem Übelstande abzuhelfen, wie einfach das Mittel hierzu!

Ich will es beweisen.

Die Spree wird bei Berlin in Ober- und Unterlauf durch Schleusen getrennt; ist es nun erforderlich, dass bei Gewitterregen die Notauslässe in der Stadt geöffnet werden, warum öffnet man denn nicht für kurze Zeit auch die das Wasser sperrenden Schleusenthore, um eine grössere Zufuhr frischen Wassers und eine schnellere Strömung herbeizuführen? Geschähe dies, dann bliebe uns das widerwärtige Schauspiel des Massentodes unter den Fischen erspart. Gerade dieser Massentod ist doch Beweis genug dafür, dass das die Freiarchen passirende Quantum Wasser allein dem Übel-

stande nicht Abhülfe schafft, oder wo von mehreren Schützen in einer Freiarche nur eine läuft, da gebe man mehrere Schützen frei, und auch dann tritt Hülfe ein.

Für die Richtigkeit dieser Behauptung werde ich wieder den Beweis erbringen.

Bekanntlich sind die Ufer der Havel unterhalb Potsdam bis zur Havelmündung von zum Theil unter dem Wasserspiegel liegenden Wiesen umsäumt, welche durch Austreten der Havel im Herbst und Frühjahr überflutet werden; ferner ist bekannt, dass der Havelfluss bei Brandenburg und Rathenow durch Schleusen und Freiarchen gesperrt ist. Je nachdem nun im Interesse der Schifffahrt der Wasserstand der Havel ein hoher oder niedriger genannt wird, werden an beiden Orten durch Strombeamte die Schützen in den Freiarchen geöffnet oder geschlossen.

Bei beiden Städten haben wir nun dasselbe Schauspiel des Massenmordes unter den Fischen wie hier in Berlin, wenn, wie dies im Frühjahr geschieht die Schützen der Freiarchen eingelassen werden. Durch diese Absperrung staut das Wasser aufwärts und fließt über die Wiesen ab in Gräben etc., welche mit der Havel in Verbindung stehen.

Das bei diesem Abfluss von den Wiesen mitgeführte verdorbene Gras, Grassamen etc. ruft nun unter den Fischen dieselbe Erscheinung hervor wie hier in Berlin der Schmutz. Auch bei Brandenburg und Rathenow kann man die Fische zu tausenden auf dem Rücken treibend sehen, zum Theil tot, zum Theil mit dem Tode kämpfend.

Hilfesuchend wenden sich die Fischer in solchen Fällen an den betreffenden Strombeamten, und dankbar zeigen sie sich, wenn dieser Beamte Einsicht genug besitzt, ihren Bitten nachzugeben und die betreffenden Freiarchen auf kurze Zeit wieder öffnet, um frisches Wasser in den gesperrten Gräben zu lassen, damit eine starke Strömung das verpestete Wasser wieder reinigt.

Der Erfolg dieses Mittels macht sich dann stets auch bemerkbar. Denn die noch nicht toten oder nicht ganz betäubten Fische werden in ihren Bewegungen lebendiger, sie erholen sich und suchen in schleunigster Flucht aus dem gefahrdrohenden Element ihre Rettung, nicht aber, dass sie nun mit dem Strome schwimmen sollten, sondern alles, was sich aufzuraffen noch imstande ist schwimmt dorthin, woher das frische Wasser kommt. Dies Schauspiel kann man, wie bereits gesagt, alljährlich beobachten.

Würden die Schützen nach und nach eingelassen, sodass ein ordnungsmässiger Abfluss stattfinden könnte, dann bliebe auch hier, sowohl in Brandenburg wie in Rathenow, den Fischern das widerwärtige Schauspiel eines Massentodes unter den Fischen erspart.

Aber gewaltsamer Massentod ist an der Verarmung des Fischbestandes in Spree und Havel Schuld, wobei die Verunreinigung der Gewässer nicht einmal in erster Reihe steht.

Ich erinnere mich, dass auf diese Fehler seitens interessirter Kreise (auch vom Vorstand der im Jahre 1876 abgehaltenen Fischerei-Ausstellung) aufmerksam gemacht ist, ohne dass bisher Abhülfe geschaffen wurde — dagegen ging das Kopfzerbrechen über die Ursachen der Verarmung des Fischbestandes in Spree und Havel weiter.

II.

Wie ich glaube nachgewiesen zu haben, ist das Mittel zur Beseitigung der bei Gewittern in Berlin eintretenden Verunreinigung der Spree ein sehr einfaches, denn die durch das Öffnen der Schützen hervorgerufene stärkere Strömung des Wassers drückt den aus den Kanälen in die Spree abfließenden Schmutz nach unten, der vom Schmutz im Wasser überraschte Fisch steigt nach oben, kommt bei der Strömung in reines, frisches Wasser und ist gerettet. Natürlich muss bei diesem Verfahren, wenn z. B. die Freiarche bei der Oberbaumschleuse des Landwehr-Kanals, oder diese selber geöffnet wird, auch die Schleuse im Thiergarten oder die Schützen der daneben belegenen Freiarche geöffnet werden, um eine Hemmung des Wassers zu vermeiden.

Doch ein bedeutend grösserer Feind erwächst dem Fisch in der Industrie. Dort, wo Merkur sein Scepter schwingt, muss Neptun weichen, ausser stande, die Bewohner seines Elementes in nachdrücklicher Weise gegen die Gefahren, welche die Industrie und der Verkehr für die Wasserbewohner mit sich bringen, zu schützen.

Wie auf dem Lande, so schwindet auch im Wasser jede Idylle, wo die Industrie sich zeigt.

Wenn wir an Sonn- oder Wochentagen in einem Lokal an der Oberspree sitzen, oder auf dem Karlsberge bei Schildhorn ein Picknick veranstalten, dann wird das Auge durch den überaus reichen Schiffsverkehr auf Spree und Havel erfreut. Grosse und kleine Dampfer fahren bergauf oder thalwärts, lange Reihen grosser Schleppschiffe hinter sich. Vergnügungsdampfer kreuzen Fluss und Seen und Ruderboote schiessen pfeilschnell über die Oberfläche des Wassers dahin in alle Windrichtungen. Ist dies, das Auge und Herz erfreuende Bild ein Zeichen, dass Handel und Wandel im Lande blühen, so bildet dieses Bild doch gleichsam den Deckmantel für das, was unter der Oberfläche des Wassers vor sich geht und wie oben Freude herrscht, so führt unten die Trauer das Regiment.

Wie das ganze Dasein ein Kampf ist, in dem der Schwächere unterliegt, so bereiten hier, auf dem Wasser, Verkehr und Industrie dem Fischer und den Fischen den Untergang.

Tief graben sich die sogenannten Schraubendampfer in das Wasser ein, oft sogar noch den Grund resp. Boden des Flussbettes aufwühlend; in meterlangen Wellen stürzt das Wasser, welches bei Annäherung der Dampfer und infolge der Schiffsschrauben diesem zufluss zum Ufer zurück, dieses oft in Fetzen zerreissend, um sich hier nach wuchtigem Anprall wieder zu beruhigen.

Es wäre nun grundfalsch, eine solche durch einen Dampfer hervorgerufene Welle mit der vom Winde verursachten vergleichen zu wollen, Denn, während erstere durch die Schraube des Dampfers in der Tiefe des Flussbettes hervorgerufen, in überstürzender Hast dem Ufer zueilt, setzt die letztere das Wasser in eine tänzelnde Bewegung, in welcher der Fisch sich ebenso wohl fühlt, wie wir in einem Bade bei bewegtem Wasser. Und wie der Fisch sich in diesem, vom Winde bewegten Wasser tummelt, so flieht er, um sein Leben kämpfend, das durch Dampfer aufgewühlte Wasser. Er will Schutz im Schilfe oder Gebinse suchen, doch vergeblich ist oft sein

Bemühen, denn öde und kahl starren ihm die Ufer der Spree und Havel bei Berlin entgegen, immer weiter flieht er, bis er in den seenartigen Erweiterungen beider Flüsse hier und dort noch eine schützende Schilfinfel findet. Doch auch hier scheucht ihn die Welle des Dampfers wieder auf, denn wie vom Wirbelsturme erfasst dreht sich in diesem Aufruhr das Schilf oft um sich selber.

Ein Tag und Nacht währendes Treibjagen verdrängt den Fisch aus unsern Gewässern. — Doch weiter, noch grössere Feinde des Fisches, wie die bisher geschilderten giebt es!

Wer kennt nicht die Rathenower Mauersteine — sie bilden ein Industrie-Produkt, welches sich durch seine Güte einen Weltruf erworben hat. Daher sehen wir denn auch unterhalb Potsdam beginnend, die Ufer der Havel von Ziegeleien umsäumt. Schornstein an Schornstein giebt uns Kunde davon, dass des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse besser ist als ihr Ruf und die alte, sagenumwobene Havelgegend Schätze birgt, wie sie kein Mensch hier vermutete.

Doch gerade diese Ziegeleien, insbesondere aber die zu ihnen gehörenden Thongrübereien, also Gruben, in welchen das Material zur Steinfabrikation gewonnen wird, sowie die vorhandenen Torfgruben und Torfmoore bilden meiner Meinung nach die grössten Feinde des Fisches, denn in diesen Gruben gehen alljährlich nicht Tausende sondern Milliarden von Fischen — vom kleinen Laich bis zum altbemosten Haupte zu Grunde.

Man sehe sich doch im Frühjahr auf dem Lande um, wo Menschen und Vieh ausser Stande sind, die in diesen Gruben gefangenen Fische als Nahrung zu bewältigen. Grosse Gruben werden gegraben, in welche man die in den Thongruben etc. gefangenen Fische begräbt, damit ihr Verwesungsgeruch die Luft nicht allzusehr verpeste. Man erkundige sich hierüber nur bei den Arbeitern, die in den Thongruben beschäftigt sind und schauernd wird man sich von dem Massenmord abwenden, der den Untergang eines seit Anbeginn der Welt bestehenden Nahrungszweiges der Menschen bildet.

Auch auf diese Mängel ist in früheren Jahren bereits hingewiesen worden, leider aber vergeblich!

Wie aber wird in diesen Gruben den Fischen der Untergang bereitet? wird man fragen.

Hier die Antwort:

Wie ich schon früher bemerkte, sind die die Flussufer der Havel umsäumenden Wiesen häufig niedriger als jene, in jedem Falle aber so niedrig, dass bei Hochwasser im Herbst und Frühjahr sämtliche Wiesen mit den darauf befindlichen Thon- und Torfgruben oft meterhoch unter Wasser gesetzt werden. Das Frühjahr bildet die Laichzeit des Fisches; um den Laichprozess vornehmen zu können, sucht sich der Fisch seichtes, von der Sonne durchwärmtes, ruhiges Wasser auf und da das Wasser im Flussbett infolge der vorhandenen Strömung sich nicht so leicht durchwärmt, auch nicht ruhig ist, so folgt er, vielleicht der Strophe jenes Studentenliedes *ubi bene ibi patria* gedenkend, insofern dem Wasser, als er singt: „*ubi aqua ibi bene*“ und läuft in sein Verderben. Er geht mit dem ausgetretenen Wasser auf die Wiesen, liegt hier seinem Laichgeschäft ob, unbekümmert darum, dass das Wasser

wieder fällt, dafür giebt es ja noch tiefere Stellen. Leider aber kann er nicht wieder heraus, denn die Tiefe war Täuschung. Sie bildet sein Gefängnis. Es ist eine Thon- oder Torfgrube, aber kein Fluss oder Graben, in welchen er gerathen ist. Bald sind die Ziegelei- und Torfarbeiter da, um mit Hand- und Dampfschnecken das Wasser aus den Gruben zu schnecken und bald zappelt unser Fisch mit hunderttausenden seiner Genossen auf dem trocknen Boden in einer einzigen Grube.

Wie denkt man sich wohl diesem Massentod gegenüber die Abhülfe, die man durch zeitweises Einsetzen einiger tausend Stück sogenannter künstlich in Fischbrutanstalten ausgebrüteter Edelfische zu finden geglaubt hat? Man kann doch nicht behaupten wollen, dass diese künstlich ausgebrüteten Fische klüger seien wie ihre in der Freiheit — wenn ich so sagen darf — gross gewordenen Kameraden und dass diese künstlich ausgebrüteten Fische infolge höherer Intelligenz, nachdem sie in Freiheit gesetzt sind, das Befahren der Gewässer und die hierdurch hervorgerufene Unruhe des Wassers als etwas selbstverständliches hinnehmen, und dass sie die oben geschilderten Thon- und Torfgruben bei ihrem Laichgeschäft in der Freiheit vermeiden werden. Leider sind diese Fische ebenso dumm wie ihre freigeborenen Kameraden, und unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, erscheint das an sich nützliche Experiment mit dem Einsetzen der Sämlinge in Spree und Havel wie der Versuch, ein Sieb mit Wasser zu füllen.

Wie diesem Übelstande bezüglich der Thon- und Torfgruben abzuhelfen ist, ist allerdings schwer zu sagen. Eine Erhöhung der Spree- und Havelufer, um das Übertreten des Wassers und der Fische auf die angrenzenden Wiesen und Äcker zu vermeiden, ist nicht durchzuführen. Es bliebe daher nur eine Umwallung der Thon- und Torfgruben übrig, dies aber dürfte die betr. Grubenbesitzer schädigen.

So sehen wir auch hier, wie der Fisch unserer Heimathgewässer unrettbar dem Untergange verfallen ist.

Alles, was sich sonst noch als Feind des Fisches zeigt, Mensch oder Tier, kann Schäden, wie oben geschildert, nicht anrichten, worauf ich noch zum Schluss aufmerksam machen möchte.

Das alte Fischereigesetz kannte, wie das jetzt bestehende, eine Schonzeit, nur war nach dem alten Gesetz die sogenannte Raubfischerei, d. h. das Fischen mit Zugnetzen innerhalb der Schonzeit verboten, während das neue Gesetz diese letztere Fangweise an bestimmt festzusetzenden Tagen gestattet. Das alte Fischereigesetz kannte auch keine besonderen Laichschonreviere, wie das jetzt bestehende. Wie nun, wenn der Fisch in der Laichzeit das Gesetz übertritt und dort laicht, wo es ihm gefällt, so kann doch der Fischer dem Fisch an der freiwillig gewählten Laichstelle mit dem Zugnetz nachstellen, ohne sich hierdurch strafbar zu machen. Schädigt er sich und sein Gewerbe hierdurch auch selbst, so ist ihm der augenblickliche Gewinn, den er durch einen reichlichen Fang erzielt lieber, als später die dürftige Einnahme durch mühevoll nachstellen des Fisches. Denn mühevoll und voller Gefahren ist der Beruf des Fischers, gering und unbedeutend, ihn oft kaum nährend, sein Verdienst. Dabei muss er fast stets Grundstückseigentümer sein, da mit diesem, nicht mit seiner Person die Fischereigerechtigkeit ver-

bunden ist. Der Zweck der sogenannten Laichschonreviere wird aber auch durch den auf Spree und Havel herrschenden Schiffsverkehr illusorisch, denn das durch die Drehungen der Dampferschrauben verursachte Fortsaugen des Wassers von den Ufern und das gewaltsam sich überstürzende Zurück-schnellen desselben zerreisst die von den Fischen gebildeten Fäden mit welchen sie den Rogen befestigen und zerstört so den Brutprozess.

Sollte man durch Einrichtung der Laichschonreviere in unseren Flüssen auch nur das Gute gewollt haben? praktisch ist es nicht.

Wenn Herr Dr. Graebner behauptet, dass unsere märkische Heide mit der Zeit Äcker und Felder verwüsten wird — bis jetzt sind ihr viele Wanderer der Mark dafür dankbar, dass sie den losen Sand verdeckt und so das Wandern erleichtert —, so dürfte diese Prophezeiung vielleicht nicht so schnell in Erfüllung gehen wie die, dass unter den obwaltenden Verhältnissen Fische und Fischerei in den Flussläufen der Nähe Berlins bald der Sage angehören werden, ebenso wie der frühere Fischreichtum beider Flüsse bereits der Sage angehört. Denn wenn hier oder dort noch ein Zug mit reichlichem Erfolge gethan wird, so ist dies mehr einem Zufall zuzuschreiben, der nie als Massstab für den Fischreichtum der Spree oder Havel gelten kann.

Der oft gezogene Vergleich der Fischerei mit der Jagd ist ebenso hinfällig. Jagd ist Sport, Vergnügen etc. der wohlhabenden, besitzenden Klasse; Fischerei ist Gewerbe, Broterwerb der ärmeren Klasse. Bedauerlicherweise wird nun der Sport, die Jagd durch die Strafgesetze bedeutend mehr geschützt wie der Broterwerb, die Fischerei, trotzdem bekannt ist, dass der Fischer oft 100 Mark und noch mehr wertvolle Netze allen Unbilden der Witterung, des Verkehrs, insbesondere aber den Wilddieben in der Fischerei preisgeben muss, ohne im Stande zu sein sich hiergegen zu schützen.

Mögen deshalb alle diejenigen, welchen an der Erhaltung des Fischbestandes in Spree und Havel gelegen ist, dazu beitragen, dass Fisch und Fischerei nach Kräften geschützt werden.

Restauration der Klosterkirche zu Zinna.

Die schöne Klosterkirche zu Zinna, eines der hervorragendsten Denkmäler frühmittelalterlicher Baukunst in der Provinz Brandenburg, bietet in architektonischer und kunsthistorischer Beziehung ein besonderes Interesse, weil sie von allen Kirchen in der Mark die einzige ist, welche aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts stammend in grossartigen Verhältnissen in Granitquadern errichtet, mit einem Querschiffe versehen und mit Apsiden im Chorschlusse ausgestattet ist. Sowohl das Mittelschiff, wie die gegen dasselbe niedrigeren Seitenschiffe und das Querschiff sind mit Kreuzgewölben überdeckt.

Der bauliche Zustand dieses altherwürdigen Gebäudes war schon seit einer Reihe von Jahren ein mangelhafter; aber die Bemühungen der Freunde

mittelalterlicher Denkmäler um die Beschaffung der für eine Wiederinstandsetzung und Restauration dieses von hervorragenden Kennern — v. Quast, Soller, Persius u. a. — hochgeschätzten Kirchengebäudes erforderlichen Mittel waren bis in die neuere Zeit ohne den gewünschten Erfolg. Die zur Unterhaltung der Kirche verpflichtete Gemeinde — die Kirche selbst verfügt über kein Vermögen — ist nicht im Stande, die für die Instandsetzung erforderlichen sehr erheblichen Mittel, zu welcher die Staatsregierung nur den Patronatsbeitrag zu leisten hat, sonst noch aufzuwendenden Kosten zu übernehmen.

Mit dem langsam fortschreitenden Verfall des Gebäudes wurde aber auch der Wunsch, das Denkmal vor einem solchen zu bewahren und es in seinem Bestande für die Nachwelt zu erhalten, ein immer regerer und insbesondere brachten die Herren Oberpräsident Dr. von Achenbach, der Conservator der Denkmäler, Geh. Ober-Regierungsrat Persius und der Geheime Oberbaurat Adler u. a. m. diesem Bestreben ein lebhaftes Interesse entgegen, welchem es zu danken ist, dass zunächst ein Plan und Kostenanschlag für die Restauration ausgearbeitet wurde. Nach diesem Entwurfe soll das Dach der Kirche neu gedeckt, das Mauerwerk in seinem schadhaften Stellen durch Mauerwerk in der Technik des alten ergänzt, auch sollen die Thüröffnungen wieder an die Stellen zurückversetzt werden, an welchen sie ehemals angelegt waren. Zugleich wurde die Wiederherstellung der alten schönen Thüren, die Sicherung der Verglasung in den Fenstern und die Herstellung einer Blitzableiteranlage in Aussicht genommen. Auch das Innere der Kirche soll einem Umbau unterzogen werden, wobei die in späterer Zeit eingebauten unpassenden Emporen und Loggien beseitigt werden, die südliche, jetzt vermauerte Chorkapelle gegen die Kirche geöffnet, das Gestühl erneuert, der Fussboden als Fliesenbelag hergestellt, der Wandputz ordnungsmässig ergänzt und mit angemessener Bemalung versehen wird. Der aus dem vorigen Jahrhundert stammende Altaraufsatz wird eine stilgemässe Renovation erfahren; die jetzt vorhandene für die Kirche nicht passende Orgelempore und das Orgelgehäuse werden erneuert, auch die in den Fenstern des Chores vorhandene alte Glasmalerei ergänzt werden. Einige vorhandene wertvolle Seitenwangen des Gestühles sollen für die im Chorraum anzubringenden Wandbänke Verwendung finden.

Dieser Entwurf wurde der Provinzial-Commission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg auf Veranlassung des Herrn Oberpräsidenten von dem Provinzial-Conservator vorgelegt und fand in dieser Commission lebhaftige Zustimmung.

Für die Durchführung des Entwurfes sind nach dem Kostenanschlage 19000 M. erforderlich, zu welchen der Fiskus als Patron 6000 M. herzugeben hat. Das an den Brandenburgischen Provinzialausschuss gerichtete Gesuch um Bewilligung einer namhaften Beihilfe für die Ausführung des Restaurationsbaues hatte den Erfolg, dass dieser sich bereit erklärte, aus dem ihm für derartige Zwecke zur Verfügung stehenden Fonds zu denjenigen Kosten einen Beitrag zu gewähren, welche zur Wiederherstellung der mittelalterlichen Architekturteile, der Ausstattungsgegenstände und der ornamentalen Teile aufzuwenden seien, während er eine Beteiligung an den für die Instandsetzung der constructiven

Teile des Gotteshauses erforderlichen Kosten ablehnte. Die für den erstgenannten Zweck nach dem Kostenanschlage benötigten Mittel betragen 8400 M., von denen der Provinzialausschuss 4200 M. bewilligte, indem er annahm, dass der Klosterkirche zu Zinna in architektonischer und kunsthistorischer Beziehung eine über die Grenzen der Provinz hinausreichende Bedeutung beizumessen sei und dass daher auch die Königliche Staatsregierung Veranlassung haben werde, Mittel für die Restauration der Architekturteile des Gotteshauses zur Verfügung zu stellen.

Erfreulicherweise sind die bisher noch nicht gedeckt gewesenen Kosten für den Restaurationsbau nunmehr als gesichert anzusehn, nachdem die Kirchengemeinde davon 3600 M. übernommen und für den Restbetrag von 5200 M. von Allerhöchster Stelle ein Gnadengeschenk in diesem Betrage in Aussicht gestellt worden ist.

Somit ist nun sichere Aussicht vorhanden, dass die so wünschenswerte Restauration dieses hervorragenden Denkmals frühmittelalterlicher Baukunst in würdiger Weise bewirkt und dass dasselbe in den Formen und der Gestalt erhalten werden wird, in welchen es im Anfange des XIII. Jahrhunderts errichtet wurde. B.

Kleine Mitteilungen.

Die Fee und die drei Wünsche. Mal wärn' 'n pör² junge Lüde, Mann unnn Fraue, unnn säten³ bei't Öhnbrot⁴ unnn wünschten sich so dörchinnenga⁵ der eene det, der engere⁶ jen't⁷. Med⁸ eenmal steh't 'ne Person anne Stauendöre⁹ unnn säd¹⁰, sei¹¹ säl'n sich bedenken, innerhalb vier Wochen säl'n¹² ö'r¹³ drei Wünsche jewährt wer'n. Nu wüsst'n sei äbba¹⁴ doch nich, welchen Dach¹⁵ jrade, unnn nu sitt'n¹⁶ sei wea¹⁷ een'n Dach bei't Öhnbrot unnn denn säd de Fraue tu'n¹⁸ Mann: „Weetste¹⁹, wat ick mei²⁰ nu so wünschte tu de Knüll'n²¹? Na wat'n²²?“ säd ha²³. „Eene rechte schöne Leboworscht²⁴.“ Doch dā²⁵ med eenmāl leit²⁶ se²⁷ dā. Nanu wurde äbba da²⁸ Mann upgebracht²⁹ unnn säd: „So wünsche ick, det Dei³⁰ de Worscht foots³¹ anne Nese³² hackt³³,“ unnn³⁴ med eenmāl hackt se dran. Nu wār jud'n³⁵ Rath düre³⁶. Wat nu! Zwee Wünsche wār'n all wech³⁷ unnn de Fraue mette³⁸ Worscht anne Nese loat'n³⁹ rumlop'n⁴⁰, det jink⁴¹ ok⁴² nich, also müsst'n sei wünsch'n, det de Worscht fanne⁴³ Nese wedda⁴⁴ affjinge⁴⁵. Nu hädd'n sei nüsch⁴⁶ as⁴⁷ eene Leboworscht von ö're⁴⁸ drei Wünsche.

Kreis Teltow. Dörfer zwischen Zossen und Trebbin.

W. v. Schulenburg.

¹ waren. ² paar. ³ sassen. ⁴ bei das Abendbrot. ⁵ durcheinander. ⁶ andere. ⁷ jenes. ⁸ mit. ⁹ Stubenthüre. ¹⁰ sagt. ¹¹ sie. ¹² sollen. ¹³ ihnen. ¹⁴ aber. ¹⁵ Tag. ¹⁶ sitzen. ¹⁷ = wedder, wieder. ¹⁸ zu den. ¹⁹ weisst Du. ²⁰ mir. ²¹ zu die Kartoffeln. ²² was denn. ²³ er. ²⁴ Leberworscht. ²⁵ da. ²⁶ liegt. ²⁷ sie. ²⁸ der. ²⁹ aufgebracht. ³⁰ Dir. ³¹ sogleich. ³² an die Nase. ³³ festsitzt, festhängt. ³⁴ und. ³⁵ guten, guter. ³⁶ teuer. ³⁷ weg. ³⁸ mit die. ³⁹ lassen. ⁴⁰ herumlaufen. ⁴¹ ging. ⁴² auch. ⁴³ von die. ⁴⁴ wedder, = wieder. ⁴⁵ abginge. ⁴⁶ nischt, = nichts. ⁴⁷ als. ⁴⁸ ihre.

Der Krebs im Rudower See. Bei Lenzen in der Westprieignitz liegt der grosse Rudower See und etwa eine Viertelmeile landeinwärts vom See das Dorf Verbitz. Die Verbitzer haben immer im Rudower See gefischt und mal einen grossen Krebs dabei gefangen. Nun wussten sie gar nicht, was sie mit dem Tiere anfangen sollten. Sie hörten dann, dass Krebse gekocht werden müssen, und thaten den Krebs in einen grossen Kessel mit Wasser und setzten ihn aufs Feuer. Wie das Wasser nun warm wurde, wurde es dem Krebs unheimlich darin und er ging weiter nach oben und setzte sich auf die Stange oberhalb des Kessels. Denn in den alten Häusern hingen die Kessel an einer Kette über dem Feuerherd, oder an einem eisernen Haken und der an einer Querstange. Die Verbitzer blieben aber beim Kochen und nach Verlauf von ein paar Stunden sagten sie: „Nun wird der Krebs wohl gar sein.“ Dann nahmen sie den Kessel vom Feuer, fanden aber den Krebs nicht darin. Schliesslich zuletzt wurde einer gewahr, dass der Krebs oben auf der Stange sass. Aus Verdruss darüber haben sie den Krebs genommen und ihn nach dem Rudower See getragen und ihn wieder versäuft und seit der Zeit ist der Krebs noch immer im See.

So wurde mir (1890) von Fischern erzählt am Rudower See.

W. v. Schulenburg.

Der heilig Christ. In dem Tagebuch der Gräfin Linar, geborene de Montot (abschriftlich in der Handschriften-Sammlung Nicolai 225 der Königlichen Bibliothek zu Berlin), von 1564—1583, von ihr selbst genannt „memoires pour ma posterité: en silence et patience (Anne de montot)“ finden sich folgende bemerkenswerte Angaben über Geschenke zu Weihnachten und zu Neujahr.

1. „La veille de noel le heilig christ enuoya a mes deux filz deux bonnets de velours avec 24 roses dor a chacun.

A ma fille anne vng avec 4. douzaines

A sabine vne noyrotte vne chaine dor pesant 100 fleurins dor avec la medale du prince

2. „... le heilig christ enuoia a monseigneur le comte de linar vng bracelet dor pesant 25 escus avec vn R. A et vne foy ...“

3. „Monsieur menvoya de berline pour nouel an vng bracelet dor esmaillé de noyr avec des rosettes d esmaill bleud et an dedens des R. A.“

4. „le iour du nouel an 1580 monsieur a donné de novel an a ses troys plus grans anfans chacun six dalars, et a sa petite sabine. 2 Rdor, et vn dalar.“

5. „Le. 6. de decembre 1580 monseigr le conte, mes deux filz et moy avontz esté a berline visiter madame l electrice, iay ioué et perdu contre son eccelence vn heilig christ, paie en vne bague dor avec vne perle faite en forme dune tortue.“

6. „Monseigneur et mary ma donne vn tonnelet dargent faisant. 2. goubeletz vn a mes filles pour nostre nouuel an.“

7. „Le 4. de feurier iay enuoye a madame lelectrice pour payement du heilig christ...“

Aus diesen Angaben erhellt, dass damals zu Weihnachten Geschenke gegeben wurden unter dem Namen „der heilig Christ“, dass ebenso, wie

noch heute im Gebiete der römisch-katholischen Kirche, Geschenke gegeben wurden, auch unter dem Namen „der heilig Christ“ am 6. Dezember, St. Niklas, dem katholischen Bescheertag, und dass man sich, wenigstens in der Familie des Grafen Linar, Geschenke zu Neujahr machte, und dass der Bescheerchrist damals genannt wurde „der heilig Christ“.

Der Graf und die Gräfin lebten damals in Spandau.

W. v. Schulenburg.

In der kleinen Kirche zu Milow, in der Umgegend der Stadt Lenzen in der Westpriegnitz, finden sich (1890) am Altar wie auf den Bänken folgende Holzinschriften in niederdeutscher Sprache, was immerhin bei uns zu den Seltenheiten gehören dürfte.

Auf der Brüstung des Altars:

Hans Gäde Gottes
Hausmann den 5.
September 1691.

Auf vier Bänken rechts:

Rop Mi An In Der Not
So Wil Ick Dier Hören
Und Du Schalt Mi
Pri
Ore Gades Wort
Joa. 6.

Auf fünf Bänken links:

Also Hefdt Godt De
Welt Gelevet Up
Dadt He S
Jhesu Du Sohn
Gots Bis
Uns Gnedich Und
Bar
Or Trewen Js De
Wor

W. v. Schulenburg.

Alte Erwähnung des Meerschweinchens (*Cavia cobaya*). Anknüpfend an die auf Seite 141 unter Nr. 5 des Monatsblattes Jahrg. IV befindliche Notiz Nr. 24 gestatte ich mir zur Sache folgendes anzuführen:

In Fischart Gargantua (Ausgabe von 1579) ist über das Meerschweinchen folgendes bemerkt.

„Dan er war (nämlich das Reittier des Gargantua, 19. Kapitel) ain litzel klaines gröser als der Pfeiler zu Sanct Marx bei Langres vnd der gestutzt Judenthurn zu Prag, auch geästelet vnd geschärtelet auf alle eck (wie die ähern am Korn) vnd des Moerschweins Federn.“ Unser kleines Haustierchen war also damals schon so bekannt in Deutschland, dass es Schriftsteller zur Verdeutlichung einer Beschreibung anführten.

H. Maurer.

„Reise“ und „Reuse“. Herr Oberbergrat Viedenz in Eberswalde macht (vergl. Jahrg. IV. S. 150) in dankenswerter Weise darauf aufmerksam, dass der Volksausdruck „Reise“ für einen Wasserriss in einem Felsen, auch in der Mark vorkomme. Dieser Ausdruck ist mir in älteren Schriften aus unserer Gegend und auch im Volksmunde hier nicht vorgekommen, auch kann er in der eigentlichen Mark nur in den Rüdersdorfer Kalkbergen und in den Spereberger Gypsbrüchen erwartet werden, da nur dort wirkliche Felsen in der Mark vorhanden sind. Vermutlich ist er in Rüdersdorf durch süd-deutsche Bergleute eingeführt worden. Die im Steilgelände unsers Schwemmlands vorkommenden, oft jäh abfallenden Wasserrisse werden im Volksmunde „Kehlen“ genannt, so in der Märkischen Schweiz bei Buckow die Silberkehle, die Junker Hansens-Kehle, im Grunewald bei Berlin die Teufelskehle und die Hundekehle.

Anlangend die sprachliche Ableitung, so ist es nach Grimm's Wörterbuch nicht gerade notwendig, „Reise“ von „Riss“ und „Reissen“ abzuleiten, da „Reise“ sowohl eine sich fortbewegende, rutschende Masse wie Steine, Kalk, Holz bezeichnen kann, als auch daneben den Begriff, den Akt des Gleitens, des Rutschens etc. selbst.

Die Versuchung „Reise“ mit „Reuse“ zu identifizieren, liegt nahe, da nach Grimm „Reuse“ ausser dem bekannten Fischfangsgerät als Nebenform zu „Rause“ einen kleinen Wasserlauf bedeutet; Reuse weist aber wohl mehr auf „Rinne“ und den im Gebirge geläufigen Ausdruck „Runse“ und es ist, wie schon gesagt, nicht nötig, das Wort „Reise“ in der Bedeutung als ausgenagter Felseinschnitt, anders als mit dem Wort „reisen“ überhaupt in Verbindung zu bringen.

E. Fr.

Sagen aus der Uckermark. Der Hirtenstein bei Polzow. In der Uckermark bei dem Dorfe Polssen an der Strasse von Gramzow nach Greifenberg, eine Meile östlich vom Ober-Uckersee liegt an einem Bergabhänge ein grosser Stein mit einem breiten Spalt. Über diesen Stein und Spalt erzählt man sich folgende Sage: Ein Hütsjunge, welcher die Schweine des Ortes hütete, bekam als Frühstück immer ein Stück Brot und einen Käse. Gewöhnlich setzte er sich auf besagten Stein, wenn er sein einfaches Mahl verzehrte. Als er eines Tages wieder auf dem Steine sass und in seinem Kober als Frühstück ein Stück Brot und einen Käse fand, nahm er erst den Käse und rollte ihn den Abhang hinab und dann desgleichen das Stück Brot, indem er rief: „Deubel rönn, de leef Herrgott kriecht Di!“ Kaum hatte er diese Lästerworte gesprochen, da öffnete sich der Stein und er verschwand in die Tiefe. Man hörte ihn noch schreien, aber keiner konnte ihn retten. Hiervon hat der Stein den Spalt.

Der Pferdekopf bei Spitzerort. Südlich von dem Dorfe Seehausen in der Uckermark liegt im Ober-Uckersee eine Halbinsel, welche, weil sich früher daselbst ein Kloster befand, kurzweg Kloster genannt wird. Auf der östlichen Seite dieser Halbinsel liegt eine kleine Landzunge, welche Spitzerort heisst. Von der äussersten Spitze dieser Landzunge bis zur gegenüberliegenden Seite, wo sich ebenfalls ein kleiner Landvorsprung befindet, ist der Uckersee etwa 150 bis 200 Schritt breit und ziemlich tief. Nach Er-

zählungen meiner Urgrossmutter ist in früheren Jahren der See hier so schmal gewesen, dass die dortigen Bewohner, wenn sie von einem Ufer zum andern wollten, diese schmale Rinne, unter Benutzung eines Pferdekopfes, welchen man mitten in die Rinne gelegt hatte, überschreiten konnten. Durch Verschwinden eines Sees in der Randau soll der Uckersee erst seine jetzige Grösse erhalten haben.

Ritter Kurt und der Bauer. Im Ober-Uckersee in der Uckermark, südlich von den Dörfern Warnitz und Fergitz liegen zwei kleine Inseln, welche grosser und kleiner Burgwall heissen. Auf dem grossen Burgwall wohnte früher ein Ritter, welcher der wilde Kurt genannt wurde. Wenn derselbe von seiner Insel nach dem Festlande wollte, so gebrauchte er keine Fähre oder Kahn, sondern er fuhr mit seinem Rappen über das Wasser. Als er einst auf diesem Wege nach Prenzlau fuhr, sah ihn ein Bauer, welcher mit seinen schlechten Pferden Hafer zur Stadt fahren wollte. Er sprach: „Wat de kann, kann ick ok,“ bog vom Wege ab und folgte dem Ritter über das Wasser. Der Bauer verkaufte in Prenzlau seinen Hafer und kehrte in demselben Gasthof ein, in welchem der Ritter eingekehrt war. Der Ritter hatte sich zu Mittag ein Gericht grosser Fische geben lassen. Er löste das Fleisch sauber von den Gräten ab, warf diese in eine Schüssel mit Wasser, und siehe da, aus den Gräten der grossen Fische wurden lauter lebende kleine Fische. Als der Bauer dies sah, sprach er; „Wat de kann, kann ick ok.“ Er liess sich ein Gericht kleiner Fische geben, kaute dieselben tüchtig durch und warf die Überbleibsel ebenfalls in eine Schüssel mit Wasser. Aus diesen zerkaute Fischresten wurden lauter grosse Fische. Als dies der wilde Kurt sah, liess er sofort anspringen und jagte wie wild die Ucker hinauf seiner Burg zu. Plötzlich erhob sich ein grosses Ungewitter. Die ganze Gegend war in dichten Rauch und Qualm gehüllt, so dass die umliegenden Bewohner glaubten, die Welt ginge unter. Als sich nach einigen Tagen das Wetter wieder klärte, war die Burg verschwunden und mit ihr der wilde Kurt. Auf dem Burgwall fand man vor etwa dreissig Jahren und findet man vielleicht auch heute noch Steine, welche, wenn man sie ins Wasser wirft, schwimmen.

Erzählt von Herrn Koch aus der Uckermark und nach seiner Angabe aus Volksmunde.

Was die „Steine“ anbetrifft, die, ins Wasser geworfen, schwimmen sollen, so handelt es sich vielleicht um vorgeschichtliche Scherben. Ich fand solche, und zwar deutsch-germanische, auf dem Schlossberg zu Burg im Spreewald, die in starkem Feuer ausgebrannt, und meiner Erinnerung nach blasig aufgetrieben aussergewöhnlich leicht waren. Ich habe mehre seiner Zeit der vaterländischen Abteilung des jetzigen Museums für Völkerkunde übergeben, sie sind aber dort fortgeworfen worden, so dass eine nachträgliche Prüfung nicht möglich ist. Über gleiche Scherben ist meines Wissens auch von anderen Burgwällen berichtet worden.

W. v. Schulenburg.

Meine Vermutung betreffs **Kunsche** (Märk. Kräuterei, S. 197) wird bestätigt durch eine Mitteilung an mich von Herrn Kauper Werchosch zu

Burg-Spreewald, dass, nach Herrn Lehrer Broddack, in dem wendischen Eichow „Kunschauky“ oder „Kunschky“ genannt werden junge, noch mit Nadeln versehene Zweige der Kiefer, die man zum Feueranmachen braucht, und deutsch dort „Kunschzacken“, auch (nach Herrn Werchosch) sonst bekannt sei, dass diese Zacken in „Fichtengegenden“ Kunschauky heissen.
W. v. Schulenburg.

Weihnachtsgebäck und Verwandtes. Herr F. Kunze hat in der Nr. 51 des Sonntagsblatts des Nordhäuser Courier „Aus der Heimath“ vom 22. December 1895, einer Zeitschrift von anerkannt kulturgeschichtlichem Wert, einen interessanten Aufsatz über Weihnachtsgebäck veröffentlicht, welcher mich in der Nr. 1 vom 5. Januar 1896 zu Bemerkungen veranlasst hat, die ich in etwas erweiterter und auf unsere engere Heimat bezogener Form nachstehend mittheile.

1. **Stolle.** Der Ausdruck Weihnachts-Stolle, Christ-Stolle ist auch in Berlin althergebracht. Es wird darunter allemal ein fettgebackenes, kuchenartiges, halbflaches, halbhohes, langgestrecktes Ding verstanden, im Gegensatz zu „Stulle“, worunter man einen länglichen Abschnitt vom Tischbrot oder Hausbrot versteht, ein Begriff, der zu „Butter-Stulle“ erweitert in der ganzen Mark Brandenburg eine grosse Rolle spielt, während man in anderen Teilen des nordöstlichen Deutschlands stets „Butterbrot“ für Butterstulle“ hört. Dass Stolle nur eine Nebenform von Stulle oder umgekehrt diese eine solche von jener ist, braucht nicht besonders aufgeführt zu werden.

Der Ausdruck „Stolle“ scheint in den westlichen an Mecklenburg und Hannover angrenzenden Teilen sowie in der Altmark weniger üblich zu sein. Ein bedeutender Handel mit Christstollen nach Berlin wird besonders von Kottbus, Krossen a. O., namentlich aber von Dresden aus betrieben.

2. **Wecken.** Der Ausdruck ist in der Alt- und Mittel-Mark im Mittelalter verbreiteter gewesen, als jetzt. Herr Kunze erwähnt unter dem weihnachtlichen und überhaupt festlichen Backwerk auch die von ihm sogenannten „Heiden-Wecken.“ Er scheint sie als ein Überlebsel aus der heidnischen Vorzeit, als wirkliche vom christlichen Kultus übernommene Opferkuchen zu halten. Es ist dies nach meiner Überzeugung ein Irrtum, der daraus entstanden ist, dass man die plattdeutsche Bezeichnung falsch verhochdeutsch hat. Der plattdeutsche Ausdruck ist **Heet-Wecken** (nicht etwa Hed-Wecken) und Heet-Wecken ergiebt auf Hochdeutsch „Heiss-Wecken.“ Diese Heiss-Wecken sind allerdings eine Besonderheit, weil man die gewöhnlichen Wecken, wie unsere Semmeln und Milchbrötchen (sächsisch Bemmen; hamburgisch, mecklenburgisch und neuvorpommerisch Rundstückchen), nicht heiss zu verzehren pflegt. Die Heiss-Wecken bilden nun für die heilige Zeit, die sich von Weihnachten bis Fastnacht erstreckt, ein Ausnahme-Gericht, das insbesondere auf der Insel Rügen, in Neuvorpommern und in beiden Mecklenburg beliebt ist. Beispielsweise in Greifswald werden sie zwei Tage vor Fastnacht gebacken. Es sind flachrundliche Gebäcke von der Beschaffenheit der ungerösteten (weichen) Zwiebacke oder Kuchensemmeln und von der Grösse eines Rundstückchens. Diese Wecken werden durch-

schnitten, ausgehöhlt und mit Butter, Zucker, gestossenem Zimmt und Korinthen gefüllt. Darüber wird kochendheisse Milch gegossen und die aufgeweichte Masse mit dem Löffel gegessen. Eben wegen dieser heissen Milch heissen die Brötchen Heiss-Wecken. Auch in Greifswald ist im übrigen der in früheren Jahrhunderten üblich gewesene Name „Wecke“, „Wecken“ verschollen. An manchen Orten stellen erfinderische Bäcker diese Wecken aber auch schon ab Weihnachten her.

3. Striezel (Strietzel, Stritzel, in Berlin aber stets mit langem „i“). In den ebengenannten plattdeutschen Gebieten und in der westlichen Mark nicht herkömmlich. Die Striezel ist seit Alters in Berlin, den östlichen Teilen der Mark und in den zur Niederlausitz gehörig gewesenen Teilen der Provinz Brandenburg üblich, so viel ich weiss, eigentlich wohl immer in Verbindung mit dem Glück und Schlaf bringenden Mohn als „Mohn-Striezel“. Der Gebrauch des Mohnes ist echt wendisch, ebenso verbreitet als im ganzen weitesten Wendland das Backen der Striezel. Es ist daher nicht nötig, wie es in dem beregten Aufsatz geschieht, dies wendische Wort im besonderen aus dem Böhmischem (Tschechischen) abzuleiten.

Für die gewöhnlichen Striezeln nimmt man zum Bestreuen weisse oder blaue (schwarzgraue) Mohnkörner. Früher hat man die Striezel auch mit gefärbten Mohnkörnern bestreut. Seit vielen Jahren wird der bunte Mohn jedoch einfach durch buntgefärbte Zuckerkügelchen ersetzt. Das Charakteristische bei der Striezel als Weihnachts- oder Neujahrs-Gebäck ist gerade diese Bestreuung mit möglichst vielen Glückskörnchen. Dies führt uns von selbst auf ein weiteres Weihnachts-, Sylvester- und Neujahrs-Gericht, die Mohn-Pielen.

4. Mohn-Pielen. Wenn der gelehrte Professor Paulus Cassel „Mohn-Pillen“ schreibt und auf diese Weise das Wort mit dem Erzeugnis der Apothekerkunst, welches niemand gern schluckt, in Verbindung bringt, so kann ich darauf nur sagen, dass niemand in Berlin oder der Provinz Brandenburg anders wie „Pielen“ bzw. „Mohnpielen“ spricht, also mit langem „i“. Piele und Pille mögen immerhin sinnverwandt sein wie „Stulle“ und „Stolle“, denn „Piele“ bedeutet ein Körnchen oder ähnliches, z. B. ein Mohnkörnchen, ein Fischroogenkörnchen, die kleinen noch ganz jungen Erbsen in der Schoote. Das Zeitwort „paalen“ ist mit Piele verwandt und besagt dementsprechend auskörnchen, so in der Mark Brandenburg „Schooten auspaalen“, d. h. die vorerwähnten noch sehr kleinen Erbsen aus der Hülle herausstreifen. Da Körner, wie unter Nr. 3 angedeutet, Glück, Geld und dergl. bedeuten, so wird Mohn, wie Karpfen-Roogen und Kaviar (hergestellt aus dem Roogen des Hausen und anderer Acipenser-Arten) an den gedachten Feiertagen verschenkt und verzehrt.

5. Pfannkuchen. Das in Berlin immer nur also, ausserhalb Berlins dagegen stets „Berliner Pfannkuchen“ oder „Krapfen“ genannte Gebäck, dessen Teig mit Bärme (Gest) eingerührt und in Schmalz schwimmend gebacken wird, ist „bereits“, unter die Weihnachtsgebäcke zu zählen. Da aber dort die ungezählten anderen Gebäcke (Stollen, Striezel, Baumkuchen, Lebkuchen, Honigkuchen, Pfefferkuchen, Leckerli u. s. w.) in Mitbewerb treten,

um Alt und Jung den Magen zu verderben, so kommt der Berliner Pfannkuchen erst in der Zeit nach Weihnachten, zum Sylvester, zu Neujahr, so recht eigentlich zur Geltung. Seine grössten Triumphe und Orgien feiert er zu Fastnacht. Bemerkenswert muss noch werden, dass man in vielen Teilen Norddeutschlands, z. B. Schleswig Holstein, Lauenburg, Hamburg, Bremen, Lübeck, Mecklenburg, Pommern, unter „Pfannkuchen“ schlechthin, ganz etwas anderes, namentlich die in der Pfanne gebackenen dünnen Fladen versteht, die man in Berlin und vielen anderen Orten Deutschlands „Eierkuchen“ nennt (wer nobel sein will sagt „Omelette“, Omelette aux confitures, Omelette aux fines herbes u. dergl. m.). Der eigentliche traditionelle Eierkuchen wird nicht mit Kompot, sondern mit Sahne, Speck, Eiern, Salat, Wurststückchen etc. garniert und verzehrt. Das Süssen des Eierkuchens und die Zugabe von geschmortem Obst, Fruchtgallert, Marmelade etc. dürfte erst spätere Uebung sein. Im angelsächsischen England und in den Teilen der Vereinigten Staaten, wo angelsächsische Küche herrscht, kennt man die Berliner Pfannkuchen seit unvordenklicher Zeit ebenfalls, jedoch unter dem Namen „dough nuts“ (Teignüsse). Diese Gebäcke sind kugelig, mehr kartoffelförmig, während der Berliner Pfannkuchen, um mich mit Lieutenant Reiff-Reiffenstein mathematisch auszudrücken, ein Rotations-Sphäroid darstellt. Diese amerikanischen Weihnachts-Pfannkuchen sind nach meinem Geschmack entsetzlich schwer, fett und unverdaulich, so dass ich nur durchaus einer der erfahrensten amerikanischen Hausfrauen, der Frau Colonel Miller in New York, die selbst ein Kochbuch verfasst hat, beitreten kann, welche mir von den nordamerikanischen Pfannkuchen sagte: they are more for farmer-daughters („sie sind mehr für Bauern-Töchter“).

Ernst Friedel.

Bücherschau.

Karl Meyer: Führer über das Kyffhäusergebirge sowie durch Stolberg und Umgebung. Nordhausen 1896. Verlag von Fr. Eberhardt. Die Einweihung des von den Kriegervereinen (Vorsitzender unser verehrtes Mitglied Stadtverordneter Carl Diersch) gestifteten, am 18. Juni d. J. unter Teilnahme des Kaisers, hat die Aufmerksamkeit nach der Kyffhäuserruine, einem wahren Heiligtum des Deutschen Volks, gelenkt und heissen wir den mit Karten und Abbildungen sowie mit geschichtlichen Nachrichten bestens ausgestatteten Führer, der in Karl Meyer den berufensten Verfasser gefunden, gern willkommen. Meyer unterscheidet einen dreifachen Sagenniederschlag. Der Berg ist zunächst eine den germanischen Göttern gewidmete Kultusstätte gewesen, unter denen der rotbärtige Donar am deutlichsten hervortritt. In der Zeit des staatlichen und sittlichen Zerfalls wird hierauf zunächst die Heldenfigur des im Morgenlande ertrunkenen, für das Volk verschöllenen Kaisers Rotbart (Friedrich I. von Hohenstaufen), gewissermassen auf-

gepfropft. Dann tritt an seine Stelle der grosse Papst- und Pfaffenfeind, Kaiser Friedrich II., an dessen Tod das Volk auch nicht glauben wollte, wie die mehrfachen Betrüger erweisen, die sich unter seiner Maske als falsche Friedrichs aufwarfen und grossen Anhang bis zu ihrer Entlarvung um sich sammelten. Vom Anfang des 14. Jahrhunderts an erscheint die allgemeine Sage von der Wiederkehr Kaiser Friedrichs II. in Verbindung mit dem Kyffhäuser. Nachmals werden beide Kaiser zu Einer Sagengestalt verschmolzen, so bei dem Schaffhausener Arzt Johann Adelphi in seiner Schrift „Wahrhaftige history von Kaiser Friedrich dem ersten seines Namens, mit einem langen rotten Bart, den die Walsen nenten Barbarossa“. (Lands-hut 1519).

In unserm Jahrhundert, namentlich durch den Einfluss unserer roman-tischen Dichter, tritt in der Kyffhäuser Sage Kaiser Rotbart (seit 1870/71 im Gegensatz zu ihm unser Kaiser Wilhelm I. als Kaiser Weissbart) allein-herrschend auf, so dass der Denkmalsausschuss und der Künstler Recht gethan haben, figürlich im Kyffhäuser-Denkmal den dem Volke übrigens auch viel näher als Kaiser Friedrich II. stehenden Kaiser Barbarossa zur Darstellung zu bringen.

E. Friedel. 23. 6. 1896.

Geologische Ausflüge in die Umgegend von Berlin von Dr. Max Fiebelkorn. Mit 2 Karten und 40 Abbildungen. Berlin 1896. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser betont in der Vorrede, dass er es während seiner Studienzeit schmerzlich empfunden habe, keinen geologischen Führer durch die Umgebung von Berlin zu besitzen. Diesem Übelstande hat er nun durch sein Buch abgeholfen. Vom Standpunkt der Heimatkunde begrüßen wir dieses Werk mit Freuden und empfehlen es unseren Mitgliedern auf das wärmste. Haben wir doch selbst auf unseren gemeinschaftlichen Ausflügen der Zusammensetzung und Entstehung unseres Bodens die grösste Aufmerksam-keit gewidmet. Ich erinnere nur an Rixdorf (II 95) und (IV 160) und an die Rauenschen Berge (II 119). Und es steht zu hoffen, dass wir im Laufe der Zeit auch den weiteren im Buche beschriebenen Örtlichkeiten unseren Besuch machen werden, so vor allem Rüdersdorf, Buckow, Sperenberg und Glindow.

Für den oberflächlichen Beobachter bietet unsere Mark und speziell die nähere Umgebung von Berlin wenig auffallende Unterschiede in den Boden-arten. Es tritt uns überall unverfestigtes Material, Sand, Thon und Lehm entgegen; die einzigen Örtlichkeiten mit festem Gestein sind Rüdersdorf und Sperenberg. Und doch besteht zwischen jenen so gleichartigen Sanden, Thonen und Lehmen ein durchgreifender Unterschied. Ein Teil derselben, die älteren, sind auf dem üblichen Wege durch Absatz im Meere entstanden, während ein anderer, die jüngeren, das Produkt der Vergletscherung der norddeutschen Tiefebene sind.

In der ersten Hälfte des Buches werden die älteren Schichtgesteine er-ledigt, Sperenberg und Rüdersdorf, sodann der Untergrund von Berlin, Rauen und Buckow. Alsdann folgt eine umfangreiche Darstellung der Inland-Eistheorie, und hieran schliessen sich die Besprechungen der Exkursionen

nach Glindow, Rixdorf, Eberswalde, Liepe-Oderberg, Chorin, welche in das jüngere Gebirge einführen.

Was nun die Behandlung betrifft, so ist dieselbe sehr sorgfältig, klar und verständlich und erstreckt sich sowohl auf eine genaue Beschreibung der Örtlichkeiten wie auf eine eingehende Besprechung der geologischen Thatsachen. Der Verfasser vermeidet es meist, auf Meinungsverschiedenheiten einzugehen und beschränkt sich darauf, die Ansichten der hervorragenden Geologen wiederzugeben.

Zache.

Alte Nachricht über die Grabhügel unserer germanischen Vorfahren. Der Theologe H. T. Stiller im Anhang zu Pastor Lehmanns Beyträgen zur Untersuchung der Alterthümer bey Welbsleben (Halle, 1789) schreibt S. 100:

„Dass die Priester der alten Deutschen die Unsterblichkeit der Seele und eine Seelenwanderung gelehrt haben, bestätigen uns verschiedene Schriftsteller, dass ihre Beerdigungsgebräuche darauf Rücksicht nehmen, bleibt mir nun noch übrig näher zu erläutern. Die Eingänge der Gräber waren gegen Süden. Hierin finde ich den ersten Belag zu meinem Satze. Alle nördl. Völker setzten ihren Aufenthalt nach dem Tode in den südl. Theil des Himmels, weil sie glaubten, dass die südl. Völker weit besser daran wären als sie, und sich eines steten Frühlings und eines immerwährenden heitern Himmels zu erfreuen hätten.“

„Die Gräber liegen auf Anhöhen, und allemal in Gegenden, wo die schönste Aussicht ist. Es ist wirklich hier unverkennbar, dass das Begraben an solche Orte in Rücksicht auf den Glauben der Fortdauer nach dem Tode geschah. Man machte sich die Vorstellung, dass die Seelen der Verstorbenen nach einiger Zeit — ehe sie in ein besseres Leben oder in einen andern Körper übergingen — um ihre Grabstelle sich aufhielten, und nun wollte man ihnen den besten Platz in der Gegend zu ihrem Aufenthalte anweisen. Wirklich ein Gedanke, der für die Lebenden und Sterbenden schmeichelhaft sein müsste. Nehm ich die Gegend, wo das zuerst beschriebene Grabmal ist, so überzeugt mich dies immermehr hiervon. — Eine Anhöhe erhebt sich da sanft, am Fusse derselben fließt stille und heiter der Fluss. Zur rechten Hand sieht man eine Bergkette und auf den Bergen viele Todtenhügel. Links sind Büsche und Wiesen und soweit das Auge reicht, ist eine entzückende Mannigfaltigkeit. Ich bin es überzeugt, dass mancher, der die Auferstehung des Leibes glaubt, lieber hier, wo er bis ihm Gott eine fröhl. Auferstehung ertheilet, ruhig schlafen, und dann am Tage des Wiederauflebens die neue Welt mit einem Blick einige Meilen weit übersehen könnte, als auf einem Kirchhofe, wo seine Gebeine oft nach Verlauf weniger Jahre wieder ausgegraben werden; lieber unter einem Rasenhügel, den der Allgütige jeden Frühling mit neuem Grün bekleidet, mitten in Gottes freyer Natur, als unter einem Monument, begraben sein möchte.“

Als fernere Beläge führt er an: das Verbrennen der Waffen zugleich mit den Todten und das Zusammenbegraben mehrerer Todten, oder die Familienbegräbnisse.

Grade im Gegensatz hierzu verhielten sich die ersten Christen, die als Juden an die Erdbestattung gewöhnt, vor der Leichenverbrennung zurückschreckten. Daher sagt Minutius Felix in seinem Gespräche: Octavius, von den Christen: *Inde videlicet (weil sie einer Auferstehung harren) et exsecrantur rogos et damnant ignium sepulturas, quasi non omne corpus etsi flammis subtrahatur, annis tamen et aetatibus in terram resolvatur.*
 c. II. edit. Cellarii. E. Friedel.

Eduard Zache: Die Geologische Wand im Humboldthain zu Berlin. Ein Anschauungsmittel zur Einführung in die Lehre von dem Bau und den Schätzen der Erdrinde in unserem Vaterlande. Im Auftrage der städtischen Park- und Garten-Deputation erbaut und erläutert. Mit einer Tafel. 1896. Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei. 96 S. 8°. Preis 1 Mark. Die von Herrn Dr. Zache in verdienstlichster Weise zur populären Einführung in das geologische Studium unserer Heimat erbaute Geologische Wand, für welche ein ähnliches Unternehmen in Halle a. S. die Anregung geboten hat, ist in unserer Gesellschaft wiederholt besprochen*) und gelegentlich einer Wanderversammlung an Ort und Stelle am 26. Juni 1895 besichtigt worden. In knapper, aber durchaus gemeinverständlicher Weise erörtert nun der vorliegende Führer den Zweck der Wand, die Wand als Ganzes (Baustoffe der Erdrinde und das Gefüge der Erdrinde) und die Schichten und Felder der Wand (zur Geschichte der Erdrinde). Eine Tafel mit Nummerierung erleichtert das Auffinden der einzelnen Bestandteile der Wand auf das zweckmässigste. Da die Geologie leider bei weitem nicht so viele Liebhaber als die Zoologie und Botanik zählt, so ist dringend zu wünschen, dass ihre Zahl sich vermehren möge. Die Geologische Wand und das vorliegende allen Naturfreunden hiermit bestens empfohlene Büchlein mögen in diesem Sinne wirksam sein.
 E. Fr.

Hugo Schroeder: Goethe in Berlin und Potsdam. (Westermanns Illustr. d. Monatshefte f. d. gesamte geist. Leben der Gegenwart. 40. Jahrg. Juli 1896. S. 465—479). Geschichte Zusammenstellung des bekannt gewordenen Thatsächlichen. Herzog Karl August versuchte i. J. 1778, als Friedrich der Grosse die Aufsaugung Bayerns durch Österreich mit dem Schwert zu hindern beschloss, in Berlin zu vermitteln, während der König sich bereits zum Heer nach Schönwalde bei Silberberg begeben hatte. Goethe wurde zur Mitfahrt eingeladen und entschloss sich nach kurzem Bedenken zu dieser. Am 13. Mai früh wurde aufgebrochen; nach einer Rast in Wörlitz und Treuenbrietzen langte man am 15. Mai in Potsdam an. Der kurze Aufenthalt von 10 bis 4 Uhr wurde zu einer Betrachtung einiger Bauten, Waisenhaus, Marstall und des Parkes von Sans-souci verwandt. S. 468 fig. heisst es: „Goethe nennt den Kastellan von Sanssouci einen Flegel,

*) Vgl. Monatsblatt I, S. 66—73; III, S. 108—114 und 175—177.

allein möglicherweise kann der Kastellan des Neuen Palais seinem Kollegen diese Ehre der Berücksichtigung durch den Dichterstürzen streitig machen, denn die von Goethe neben jenem Unglücklichen erwähnten Engelsköpfe befinden sich am Neuen Palais, das ja auch im Park von Sanssouci liegt. Hoffentlich gelingt es den Goethephilologen, diese wichtige Frage zum Abschluss zu bringen. — Eine ähnlich bedeutende Streitfrage, ob nämlich Goethe in Berlin im Fürstenhause Kurstrasse 52/53, oder Gasthof Zur goldenen Sonne, dem späteren Hôtel de Russie, Unter den Linden 23, gewohnt habe, ist ja bereits glücklich dahin entschieden, dass er in beiden logiert habe. *)

Goethes erster Ausgang galt der Kgl. Porzellanmanufaktur; auch Wegeli, der zuerst eigentliches Porzellan in Berlin fabrizierte, wurde von Goethe besucht. Am selben Tage sprach Goethe bei dem berühmten Porträtmaler Anton Graff und dem Kupferstecher Daniel Chodowiecki vor, bei letzterem zweimal, am 16. Mai allein, am 20. in Begleitung Karl Augusts. Namentlich Chodowiecki, von dem Verf. sagt, wer seine Radierungen nicht kenne, dem bleibe das Verständnis der geistigen und gesellschaftlichen Zustände des fridericianischen Zeitalters verschlossen, wurde von Goethe hochgeschätzt. Man ersieht dies beiläufig aus einem Schreiben des letzteren vom September 1776 an die Luise Karschin, worin es heisst: „Gehen Sie doch einmal zu Chodowiecki, und räumen Sie bei ihm auf, was so von alten Abdrücken seiner Sachen herumfährt. Schicken Sie mir's und stehlen ihm etwa eine Zeichnung. Es wird mir wohl, wenn ich ihn nennen höre, oder ein Schnizzel Papier finde, worauf er das Zeichen seines lebhaften Daseyns gestempelt hat.“

Am 17. suchte Goethe den Johann André auf, einen ihm von Offenbach her befreundeten dilettantischen Dichter und Komponisten, dann den theologisch berühmten Probst an St. Nicolai Johann Joachim Spalding.

Zwischen der Kirche und der Tafel beim Prinzen Heinrich ging Goethe zu dem Maler Johann Christoph Frisch (geb. zu Berlin 1737, † daselbst 1815), von dem u. a. Deckengemälde mythologischen Inhalts in den Schlössern zu Potsdam und Berlin herrühren. Der berühmte Stratege des siebenjährigen Krieges, Prinz Heinrich, der allerdings, wenn möglich, noch mehr als sein königlicher Bruder der französischen Bildung zugewendet war, scheint sich nicht viel um den literarischen Chorführer aus Weimar gekümmert zu haben, wenigstens schweigt sich dieser über den Prinzen gänzlich aus.

Nach der Tafel Spaziergang im Tiergarten. Am 18. machte Goethe wiederum Besuche u. a. bei dem Dichter-Sonderling Gottlob Wilhelm Burmann, und bei Moses Mendelssohn; warum dieser letztere unsern Goethe nicht empfing, scheint nicht mit Sicherheit aufgeklärt werden zu können.

Die Karschin, mit welcher Goethe seit 1776 gelegentlich gebriefwechselt hatte, suchte ihn auf und Goethe, der für die wunderliche Person ein gewisses faible hatte, erwiderte den Besuch. Am 20. Mai fuhren unsere

*) Alle drei Gebäulichkeiten sind längst der Bauwut zum Opfer gefallen. Fr.

Reisenden von Berlin über Schönhausen nach Tegel, das mit seinem Geister-
spuk und dem in diesen verwickelten Friedrich Nicolai bekanntlich seine
Stelle im Faust gefunden hat.

Von Tegel ging's über Charlottenburg und Zehlendorf wieder
nach Potsdam, wo Goethe wiederum (oder zum ersten Male) das Schloss
Sans-souci und das Stadtschloss, sowie die Garnisonkirche, die Gewehr-
fabrik und selbst das von Friedrich Wilhelm I. erbaute kleine Jagd-
schlösschen, den Stern, in Augenschein nahm. Eine Parade beendete den
Besuch, der zu keinem diplomatischen Ergebnis führte. Über Dessau, Wörlitz
und Leipzig erfolgte die Rückkehr nach Weimar. —

Dass H. Schroeder überall den politischen, kulturgeschichtlichen und
literarischen Hintergrund hervorhebt, auf dem die geschilderten an sich sehr
einfachen Erlebnisse Goethes abspielen, verleiht dem Aufsatz das richtige
Milieu. E. Fr.

Dr. P. Engelhardt: Industriekarte der Provinz Brandenburg,
1:400000, in 8 Sekt. 5 M., geb. 5 M. 70 Pf. Herausg. vom Geographischen
Institut in Gross-Lichterfelde. Die sehr übersichtlichen Sektionen enthalten
nur die Namen derjenigen Ortschaften, in denen ein Industriezweig gepflegt
wird (bis einschliesslich der Torfgräbereien, Molkereien und Brennereien).
In den gedruckten Anlagen werden die Betriebe nach Kreisen und innerhalb
derselben nach dem Ortschaften-Register alphabetisch aufgeführt; auch die
Namen der Unternehmer fehlen nicht und sollen von Jahr zu Jahr revidiert
werden. Abgesehen von der allgemeinen Nützlichkeit entspricht das Unter-
nehmen auch in vollem Masse der Heimatkunde und füllt eine längst empfun-
dene Lücke angemessen aus; es kann dasselbe daher in weitesten Kreisen
nur bestens empfohlen werden, zumal es auch sehr preiswert ist.

E. Friedel.

Dr. Paul Dinse: Ein schwedischer Kartograph der Mark
Brandenburg aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges. Zeitschr.
der Ges. für Erdkunde zu Berlin, Bd. XXXI. 1896. S. 98—105. Verf. hat
die Lebensschicksale und kartographische Thätigkeit des Olaus Jhannis
Gothus, richtiger Olof Hansson Svart, geb. 1600, † 1644 (1634 durch
Oxenstierna unter dem Namen Örnehufoud [Adlerhaupt] in den Adel-
stand erhoben; aus schwedischen Quellen ermittelt und, soweit zur Zeit
angänglich, in dankenswerter Weise dargestellt. Svart, schwedischer General-
quartiermeister und Generalstabschef, war ein gewandter Kartenzeichner,
und haben für unsere Heimatkunde 3 bezügliche Arbeiten von ihm Wert:
1. *Marchionatus Brandenburgici Partes duae, Nova Marchia et
Uckerana.* — 2. *Marchionatus Brandenburgici Partes duae,
Ruppin Comitatus et Prignits Regiuncula.* — 3. *Marchionatus
Brandenburgicus.* „Über den Wert der Kartenzeichnungen Olofs ist
naturgemäss wenig zu sagen (bemerkt Dinse). Es sind Karten wie alle
anderen dieser Zeit, die durchweg nicht auf Messungen, sondern auf An-
schauung des Geländes und Itinerar-Berechnungen beruhen. Immerhin sind

es aber doch Karten eines im allgemeinen ortskundigen gewandten Zeichners, eines Feldkartographen, und nicht nur Verarbeitungen von anderen gesammelten Materialien in den Zeichenstuben Amsterdams. Im besonderen geben die Karten von Brandenburg ein recht gutes Bild der Topographie des Landes und bezeichnen einen wesentlichen Fortschritt gegen die älteren Karten, welche alle auf die Zeichnung des Elias Camerarius zurückzuführen sind. Mit den Karten Olof Örnehofouds beginnt ein zweites Geschlecht topographischer Karten der Mark, welches sich bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fortpflanzt und erst dann der von Johann Baptista Homann veröffentlichten Karte J. P. Gundlings für immer unterliegt.“

E. Friedel.

Clara von Förster: St. Nicolai. Eine Erzählung aus alter Zeit. Mit Original-Illustrationen. Jüterbog, 1895, Verlag von Humboldt & Liese. 112 S. — Die Erzählerin schildert uns die Schicksale der Familie des Thürmers der ehrwürdigen Nicolaikirche zu Jüterbog in den Jahren 1806 bis 1815 und weiss damit anschaulich und geschickt die Geschieke der alten Wendenstadt vom Übergang aus der kursächsischen bis in die preussische Zeit zu verflechten. Zeichnungen und Skizzen interessanter Gebäude und Prospekte, an denen Jüterbog noch jetzt reich ist, unterstützen den Lokaltönen, welchen die Verfasserin anschlägt, in angenehmer und wirksamer Weise. Allen Verehrern vaterländischer Erzählungen kann das Büchlein bestens empfohlen werden.

F.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

In Sachen des Brunold-Denkmal zu Joachimsthal

teilen wir nachfolgend das wohlgetroffene Bildnis unsers märkischen Dichters F. Brunold (August Ferdinand Meyer) nach dem Cliché mit, welches der „Brandenburgia“ von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart durch freundliche Vermittelung des Herrn Schriftstellers H. Müller-Bohn in Steglitz überlassen worden ist.



Wir verweisen auf unsere bezüglichen Mitteilungen im Monatsblatt Bd. III, S. 5 und den Aufruf a. a. O. Bd. IV, S. 374.

In Folge dieses Aufrufs sind beim Unterzeichneten bis jetzt 357 Mark 75 Pf. eingegangen, eine Summe, die für ein würdiges Denkmal unzureichend erscheint. Es wird deshalb um weitere Spenden im Interesse des edlen vaterländischen Unternehmens gebeten.

Berlin, den 15. Juni 1896.

Vorstand der „Brandenburgia“
i. V. Friedel.

Im Besitz des Märkischen Museums befindet sich unter anderen Handschriften F. Brunolds ein interessanter landeskundlicher Beitrag, den wir aus diesem Grunde, aber auch um das Interesse, welches der Verewigte für die Erforschung seiner engsten Heimat hegte, darzuthun, hiermit veröffentlichen. Ein Abdruck ist im „Bär“ vom 15. Oktober 1878 vorhanden.

Sagen, Meinungen und Gebräuche aus Stadt Joachimsthal und Umgegend.

Von F. Brunold.

1. Links ab vom Wege, der von Joachimsthal nach Dorf Friedrichswalde führt, liegt in der Heide das sogenannte „witte Hüseken“ (weisse Häuschen). Drei ziemlich starke und mässig hohe gemauerte Pfeiler stehen wenige Schritte, einen rechten Winkel bildend, von einander entfernt. Der vierte Pfeiler, wodurch das Ganze einen quadratartigen Raum umschloss, ist nicht mehr vorhanden. Die Pfeiler sind durch hölzerne Querbalken verbunden gewesen. Ob das Ganze überdacht und mit Seitenwänden versehen gewesen ist, weiss niemand mehr zu sagen; wie denn auch niemand anzugeben vermag, wozu das Gemäuer gedient habe und zu welchem Zwecke es erbaut wurde. Der innere Raum zwischen den Pfeilern, das Erdreich, ist in etwas eingesunken — und die Sage, die Meinung ist: es habe von Schloss Grimnitz am Grimnitzsee, welches bekanntlich von Markgraf Johann 1247 als Grenzfestung gegen die Uckermark erbaut wurde — ein unterirdischer Gang bis zu diesem „witten Hüseken“ geführt. Der Ausgang des Ganges wurde zum Teil verschüttet, zum Teil ist er eingesunken. Daher die Vertiefung zwischen den Pfeilern.

2. Aus der versunkenen Stadt im Werbellin steigt von Zeit zu Zeit noch eine Jungfrau auf — um ihre Erlösung aus der wegen ihrer Üppigkeit und Sündhaftigkeit der Einwohner versunkenen Stadt zu erwerben. War da ein Fischer mit Namen M. — der fand die Jungfrau auf einem Stein am Ufer sitzen. Sie rief und klagte, als sie ihn kommen sah: Bist ein Sonntagskind, bist zur rechten Stunde im Mondwechsel geboren. Gehe hin nach dem Ort, den ich dir sage und bezeichne. Grabe stillschweigend dort — und du wirst ein gar wundersames Ding finden. Nimm's mit nach Haus', verbirg es dort. Es wird dein Glück sein. Und ich, ich bin — und werde erlöst. Dem Fischer graute. Er wollte den Ort nicht wissen, wo er graben sollte — oder vielleicht verstand er das Wort auch nicht, das die Jungfrau ihm gesagt. Er lief davon — während er ihren Klageruf noch vernahm: Wehe, wehe dir — und mir. Hundert Jahre muss ich nun wieder der Erlösung harren. Andern Tages, es war Johannistag, ritt der Fischer in den Werbellin

mit zween Pferden zur Schwemme. Die Pferde versanken — der Fischer ertrank. — Die Leute sagten: Es will der See sein Opfer haben.

3. Ein anderes Mal ging ein Mann am Ufer des Werbellin entlang — und kam bis zu jener Stelle, wo ehemals die sogenannte Feldziegelei, zur königlichen Ziegelei gehörig, gestanden — und wo die Berge sich so abschüssig steil zu dem See hinabsenken. Er fand eine Jungfrau dort, die lud ihn ein, mitzukommen. Es solle sein Glück sein. Aber, was er auch sehe und höre — es dürfe kein Wort über seine Lippen kommen. — Und sie stiegen den Berg hinan. Und in der Mitte des Abhanges des Berges schlug die Jungfrau an einen mächtigen Stein. Und der Stein that wie eine Thür sich auf. Sie fanden einen Gang und gingen denselben entlang. Sie traten darauf in ein grosses, grosses Gemach. Dort sassen an einem mächtigen Tisch drei Greise, die schrieben gar fleissig in ihre grossen Bücher. Was sie geschrieben, weiss niemand. Der Mann verwunderte sich gar sehr — und hätte gern gefragt; aber er bezwang sich und folgte schweigend der Jungfrau. Die aber, die führte ihn weiter. Und sie kamen in ein grosses, grosses Gemach, wo mächtige Truhen voll Gold und Silber standen, wo Edelstein an Edelstein funkelte und glitzerte. Dem Manne wurden die Augen gross; aber er unterdrückte das Ach!, das auf seiner Lippe laut werden wollte. Doch in diesem Augenblicke traten schnuppernd zwei schwarze Hunde heran: deren Augen glühten wie Kohlen und ihr Athem schien züngelndes Feuer. Und die Angst erfasste ihn und er musste laut rufen: Gott hilf! Natürlich war sofort Alles, Alles verschwunden. Der Mann fand sich draussen am Berge liegen. Aber er war wie sinnverwirrt geworden; er ging wie ein Träumender umher, der vergebens nach dem Eingang zum Berge suchte, und nach dreien Tagen war er tot.

4. Auch in der sogenannten gebrannten Eiche, so genannt, weil der Stamm dicht über der Wurzel durch Feuer so tief und hoch ausgebrannt war, dass ein Mann bequem dort stehen konnte, und welche auf dem Kreuzwege stand, der links nach Eberswalde und geradeaus nach Lichterfelde führte, soll eine weisse Frau sich aufgehalten haben und dem Wanderer, der nachts durch den Wald schritt, auf den Rücken gesprungen sein, um sich eine Strecke weit tragen zu lassen. Jetzt ist die Eiche längst umgehauen, wie auch die Chaussee eine andere Richtung als jener alte Weg nach Eberswalde einschlägt, und man weiss daher nicht, ob jene weisse Frau dort noch ihr Wesen treibt oder ob sie bereits zur Ruhe eingegangen.

5. Ebenso soll sich an den Wassersümpfen auf den Lehmbergen, dicht bei Joachimsthal, wie auch an einem See auf dem Wege nach Dorf Golzow zuweilen eine weisse Gestalt zeigen, ohne dass man weiss, was die Erscheinung zu besagen habe. Gleiches ist auch mit dem

schwarzen Hunde ohne Kopf der Fall, der am Kirchhof von Dorf Grimnitz oftmals erscheint und den viele gesehen haben wollen, ohne dass einer weiss, was sein Erscheinen bedeute und welches Ursprungs er sei.

8. (7. ausserordentliche) Versammlung des 5. Vereinsjahres,

Sonntag, den 30. August 1896,

Wanderfahrt nach Templin.

Der frühe Zug und die voraufgegangenen Regentage waren wohl zum grössten Teil Schuld daran, dass sich nur einige zwanzig Teilnehmer auf dem Stettiner Bahnhof versammelt hatten. Die Fahrt bis Templin verlief fahrplanmässig.

Auf dem Bahnhofe wurden wir von den Mitgliedern der städtischen Behörden in liebenswürdigster Weise in Empfang genommen. Herr Bürgermeister Nitzschke, Herr Stadtverordnetenvorsteher Bundfuss, Herr Beigeordneter Colas, Herr Ratsherr Conrad, sowie die Herren Stadtverordneten Ahlenstiel, Ihrke und Fröhlich geleiteten uns in die Stadt, indem sie uns auf dem Wege auf die Merkwürdigkeiten der Landschaft und die Lage der Stadt aufmerksam machten. Die Stadt lehnt sich mit drei Vierteln ihres Umfanges an die Niederung, in welcher heute der von Friedrich dem Grossen angelegte Kanal zwischen Templiner See und Havel hinzieht. Wir sahen über den Kanal weg den Bürgergarten mit dem Schützenhause.

Im Hotel Fürstenberg wurde das Frühstück eingenommen, während desselben besprach Herr Mielke einige in Gräbern mit Steinsetzung ausgegrabene vorgeschichtliche Altertümer, welche auf dem städtischen Forstgelände von Templin ausgegraben worden waren und vorgezeigt wurden. Wir werden die Ausführungen des Herrn Redners weiter unten aus seiner eigenen Feder bringen. Herr Bürgermeister Nitzschke überwies diese neuen wie die früheren Fundstücke von dort dem Märkischen Provinzial-Museum der Stadt Berlin, wofür namens des letztern Herr Geheimrat Friedel, als Dirigent des Museums, unter Hinzufügung von Angaben über die archäologische Stellung der betreffenden Steingräber, auf das wärmste dankte.

Danach begann der Rundgang durch die Stadt. Dieselbe ist sehr regelmässig gebaut, da sie nach einem grossen Brande im Jahre 1735

neu aufgebaut worden ist. Die Strassen sind äussert sauber gehalten und die Häuser im guten Stande. Die elektrische Strassenbeleuchtung war schon fertig gestellt und sollte in den nächsten Tagen in Gang gesetzt werden. Prächtig ist der Marktplatz mit dem Rathaus, dem Lindenweg und dem Kriegerdenkmal. Letzteres ist von einem einheimischen Künstler geschaffen und besteht aus einem Obelisk, an dessen Fusse sich die mosaikartige Inschrift befindet: „Gott die Ehr, Jugendwehr, Weiser Rat, Mannesthat“. In der Königstrasse, welche durch das Berliner Thor nach dem Bahnhof hinausführt, steht die St. Georgenkapelle, ein gotischer Bau aus dem 14. Jahrhundert, welcher bei dem erwähnten Brande verschont blieb. In dem daneben befindlichen Hospital sind einige alte Holzschnitzereien aufbewahrt. An dem Ziegelmauerwerk der Kapelle sind die vielbesprochenen eingeriebenen Näpfchen und Rillen vielfach zu finden, deren Zweck noch immer nicht überzeugend aufgeklärt ist. Die beachtenswerteste Sehenswürdigkeit der Stadt bildet die Mauer mit ihren Thoren und Türmen. Die Königstrasse schliesst mit dem Berliner Thor, dasselbe ist dreistöckig mit spitzbogiger Durchfahrt. Nach der Stadtseite ragen über der Einfahrt aus der Mauer zwei Feldsteine heraus, über deren Zweck die Meinungen ebenfalls auseinander gehen. Nach einer in der Stadt verbreiteten Meinung sollen auf den Steinen, die unregelmässig verwittert sind, Götzenbilder gestanden haben und waren die Steine als Kuriosität in dieser Weise aufbewahrt. Wahrscheinlicher ist die Annahme, dass die Steine zur Ausrüstung des Turmes dienten und mit der Befestigung bzw. mit der Bedienung des letztern zusammenhängen. Die Mauer ist in ihrem ganzen Umfange sehr schön erhalten, sie ist aus Feldsteinen aufgeführt, an ihrem Grunde 1,50 m stark und reicht etwa bis an die Dachtraufe der Häuser. Auffallend ist in derselben ein eingefügter Mahlstein, ein trogartiger Granit, wie ihn die Ureinwohner in der vorwendischen Zeit vielfach zum Zerkleinern des Getreides brauchten. In der Volksmeinung gilt derselbe für den Fusstapfen eines Riesen. Diese Mahltröge werden im plattdeutschen Gebiet „Hünenhacken“ genannt. Die Maria-Magdalenenkirche bildet den Mittelpunkt der Stadt; sie ist, abgesehen von dem Granitgemäuer des Turms, im Jahre 1749 neu erbaut und 1878 restauriert worden. Das Innere derselben ist schlicht und einfach. Neben der Kirche ist vor fünf Jahren dem Kaiser Friedrich ein Standbild aus bronziertem Hartguss errichtet worden, das die Umschrift trägt: „Dem Vaterland starbst Du zu früh, das deutsche Volk vergisst Dich nie.“ Vor dem Prenzlauer Thor, das aus zwei Türmen besteht, die durch einen verdeckten Gang mit einander verbunden sind, liegt der Eichwerder. Er bildet einen basteiartigen Vorsprung vor der Mauer und reicht bis an den Kanal heran. Es haben sich hier vielfach Scherben des 12. bis 14. Jahrhunderts gefunden, so dass der Vorsprung auf eine

alte Burgstätte deutet, an die sich vielleicht später die Stadt anlehnte. Der Sage nach verband ein unterirdischer Gang die Burg mit der Stadt. Dieser Platz gehört der Weberinnung, er dient heutiges Tages als Gartenland, während er in früheren Zeiten, als die Handweberei in Templin blühte, der Bleichplatz war.

Damit war die Tischzeit herangerückt. Wir begaben uns deshalb durch das Mühlenthor nach dem Schützenhaus. In dem Bürgergarten, der in diesem Teil aus prächtigen alten Bäumen besteht, fiel eine Schwarzpappel auf, die in Manneshöhe einen Umfang von 6.50 m hat. Das Mittagessen verlief sehr heiter. Viel zur frohen Stimmung trug bei, dass noch eine grössere Anzahl Herren und Damen der Stadt an demselben teilnahmen. Herr Bürgermeister Nitzschke brachte den Kaisertoast aus und Herr Geheimrat Friedel betonte in seiner Rede zunächst die Aufgabe unserer Gesellschaft, die darin bestände, mit der Provinz Fühlung zu suchen und eine Centralstelle zu werden für alle Bestrebungen bezüglich der Heimatkunde, sodann dankte er für die liebenswürdige Aufnahme und forderte die Mitglieder der Gesellschaft auf, dem Wohle der Stadt und ihrer Bewohner ein Glas zu weihen. Hierauf folgte der Toast des Herrn Stadtverordneten-Vorstehers Bundfuss auf das Wohl der Brandenburgia. Den Schluss der Redner machte Herr Körner mit einem Trinkspruch auf die Damen.

Nach Tisch wurde ein Rundgang durch den Bürgergarten unternommen. In demselben ist dem grossen Kaiser Wilhelm I. eine Büste errichtet worden. Der Park selber ist in eine Nadelholzschonung hinein angelegt. Steige und Gebüsch sind sehr hübsch gruppiert, und es finden sich eine grosse Anzahl verschiedenartiger Sträucher. Vom Rande des Bürgergartens aus hat man einen schönen Blick auf die Stadt; über die Niederung mit dem Kanal sieht man die Mauer mit ihren Türmen und darüber die Dächer der Stadt und die hochragende Magdalenenkirche.

Den Beschluss des Tages endlich machte noch ein Ausflug nach dem Fährkrug. Für die Damen hatte Herr Ihrke und Frau Trieloff Wagen zur Verfügung gestellt, während die Herren den schattigen Waldweg längs der Chaussee nach Prenzlau benutzten. Der Fährkrug ist ein Forsthaus mit Restauration zwischen der Bruchsee genannten nördlichsten Ausbuchtung des Templiner Sees und dem stattlichen Fährsee. Von der Brücke zwischen beiden bietet sich ein prachtvoller Blick auf den letzten See, welcher durch vortretende Landzungen mit Gebüsch scheinbar in eine Kette von mehreren zerlegt wird. Der Stadt-Förster bereitete uns noch durch ein Waldhornsolo einen entzückenden Genuss. Die Töne zogen auf dem Wasser des Sees entlang und kehrten am Waldsaum zurück.

Auch die Rückfahrt wurde zum Teil auf Wagen bewerkstelligt,

darauf im Hotel das Abendbrot eingenommen und der Weg nach dem Bahnhof angetreten. Da unsere liebenswürdigen Wirte uns das Geleit gaben, so fand der Abschied erst auf dem Bahnhof statt, und es ist sicher, dass dieser schöne Tag bei allen Theilnehmern noch lange in erfreulicher Erinnerung bleiben wird.

9. (8.) ausserordentl. Versammlung des V. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 19. September 1896.

Wanderfahrt nach Klein-Machnow.

In der offenen Veranda des Weberschen Wirtshauses hatten sich trotz des regnerischen Wetters, das den ganzen Vormittag geherrscht hatte, eine stattliche Anzahl Teilnehmer eingefunden.

Herr Oberlehrer Dr. Graupe nahm hier das Wort zu einem kleinen Vortrage und führte etwa folgendes aus:

Klein-Machnow, so genannt zum Unterschiede von dem an der Chaussee nach Zossen belägerten Gross-Machnow, hiess im 17. Jahrhundert Sand-Machnow oder Machnow auf dem Sande. Dem Besucher des schmucken Ortes erscheint es rätselhaft, wie derselbe zu einer so böartigen Benennung hat kommen können. Denn was märkische Landschaft an Reiz und Anmut überhaupt zu bieten vermag, findet sich hier auf kleinem Raume so ziemlich alles vereinigt; besonders erfreut die Fülle des Wassers und der herrliche Baumwuchs.

Das Ortspaar Stahnsdorf-Klein-Machnow gehört zu einer Reihe von Ansiedlungen längs einer Senke in der Teltower Hochfläche. Das überall hübsche, zum Teil ansehnlich breite Wiesenthal misst etwa $22\frac{1}{2}$ km, von denen gegen $5\frac{1}{2}$ km von langgestreckten Seebecken eingenommen werden. Wer auf dem Südrande die Dampfbahn von Gross-Lichterfelde über Giesensdorf, Seehof und Teltow hierher benützt, übersieht einen beträchtlichen Teil desselben. Ein unter dem Fichtenberg im Steglitzer Schlosspark beginnender Bach, das Teltefliess oder die Beke, schlängelt sich durch das Thal zunächst in südlicher, dann in westlicher Richtung, um gegenüber von Schloss Babelsberg in der Glienicker Lake zu enden. In Klein-Machnow treibt das Fliess eine Wassermühle, die unter dem Schutze des festen Schlosses hier seit alten Zeiten vorhanden war und, wie Inschrifttafeln lehren, 1695 und 1856 durch Neubauten ersetzt wurde. Wassermühlen sind um Berlin, das seine letzte, die bekannte Gesundbrunner Wassermühle, 1891 eingehen liess, überaus rar geworden; auf dem Teltow ist die Machnower

die erste, die nächste trifft man erst anderthalb Stunden vor Trebbin in Klein-Beuthen.

Über das südlich von der Beke gelegene, wohlhabende Bauerndorf Stahnsdorf, auf dessen Feldmark auch die bekannten Teltower Rübchen gebaut werden, ist nicht viel zu sagen. Es wird zuerst 1234 erwähnt, muss aber nach Ausweis der um den Mühlberg gefundenen altgermanischen Urnen, die zum Teil auf dem Machnower Schlosse aufbewahrt werden, bereits in Urzeiten besiedelt gewesen sein. Man unterschied ursprünglich ein Deutsch-St. und ein Wendisch-St. Um 1450 hatten die Herren von Hake den deutschen Teil vom Landesherrn, den wendischen vom Brandenburger Bischof zu Lehen. Jetzt besitzen sie nur noch das Patronat über die Kirche.

Die Stahnsdorfer Kirche ist, wie viele mittelalterlichen Dorfkirchen der Mark, aus ziemlich sorgfältig behauenen Feldsteinen hergestellt und zeigt den in der Umgegend von Berlin üblichen Grundriss: dem Langhaus ist ein schmalerer Chor vorgelegt, der seinerseits durch eine halbrunde, mit alten Hohlziegeln gedeckte Apsis erweitert wird. Die flache Decke und die beiden hoch gelegenen, übrigens wohl auch schon erweiterten Fenster der Nordseite des Langhauses entsprechen durchaus den Vorstellungen, die wir uns von der ältesten Bauweise zu machen haben. Leider fehlt der breite Westturm, der durch einen hölzernen Aufbau ersetzt ist, und den man sich zur Vervollständigung des normalen Typus nach dem Muster von Marienfelde oder Heinersdorf, also mit Satteldach zwischen Süd- und Nordgiebel, hinzudenken muss. Während ein rein romanisches Portal an der Nordseite vermauert ist, führt ein spitzbogiges Südportal in das an sich nicht sehr sehenswerte, völlig schmucklose Innere. Bemerkenswert ist ein auf dem Altar aufgestellter spätmittelalterlicher Schrein mit 5 Schnitzfiguren. Ferner die messingne Taufschüssel, Nürnberger Arbeit des 16. oder 17. Jahrhunderts mit der beliebten Darstellung der beiden aus dem Heiligen Lande zurückkehrenden Kundschafter, welche die Traube tragen. Links im Chor ist ein Epitaph des kurfürstlichen Rates Otto v. Hake († 1590) angebracht. Auch bemerkt man 5 von den Totenkränzen, mit denen viele märkische Dorfkirchen — beispielsweise die von Gross-Glienicke — reich ausgestattet sind. Eine Inschrift an dem südlichen Sakristeianbau nennt Ernst Ludwig von Hake als denjenigen, der das verfallene Gotteshaus 1696 wieder herstellen liess. Derselbe kehrt auf den Bauinschriften an der Mühle und dem Friedhofsportale in Kl.-Machnow wieder; er starb 1713 als Vice-Kommandant von Berlin.

Die erwähnte Mühle, sowie das Gasthaus davor, dessen Garten eine Anzahl starker Eichen aufzuweisen hat und einen hübschen Blick auf das Herrenhaus gestattet, gehören zu dem nördlich von der Beke sich ausdehnenden Rittergute Klein-Machnow. Vor dem 30jährigen

Kriege, der es gleich Stahnsdorf gründlich ruinierte, war es ein Dorf und hatte mehr Bauern- als Ritterhufen. 1400 erscheint hier zuerst die Familie v. Hake, welche drei Gemshaken im Wappen führt und der noch heute das Gut gehört. Von den älteren Hakes ist einer der bekanntesten Joachim, der sich 1539 an der Spitze mehrerer Teltower Junker zur Reformation bekannte. Einem Hake wird von der Sage bekanntlich die Beraubung Tetzels in der Nähe des Hohen Golms zugeschrieben. Mit dem Major Adam Friedrich v. Hake starb 1743 die alte Linie aus, worauf die Flatower Linie in den Besitz des Gutes gelangte. Leider fehlt es noch immer an einer urkundlichen Geschichte der Familie, obgleich dafür reiches Material vorhanden sein soll.

Auf dem Gut, dessen baulicher Zustand nicht den günstigsten Eindruck macht, befindet sich ausser dem Vereinen nicht mehr zugänglichen, 1803 vollendeten Herrnhause ein Ueberrest des alten Schlosses. Derselbe enthält wahrscheinlich einen mittelalterlichen Kern und giebt trotz einer durchgreifenden Umgestaltung im 18. Jahrhundert eine Vorstellung von den anspruchlosen Behausungen märkischer Junker früherer Zeiten. Die Gewölbe des zweigeschossigen, wenig umfangreichen Baues ruhen im Erdgeschoss auf einem Mittelpfeiler; davor steht ein Seckiger Treppenturm, der an den ähnlichen in Königs-Wusterhausen erinnert. Jetzt werden die Räume z. T. als Speicher benützt und sind augenscheinlich dem Verfall preisgegeben. An der Nordseite des Hofes befindet sich das Hauptportal, zu dessen Schmuck militärische Ornamentstücke aus Sandstein verwendet sind: ein einen Gewölbebogen-Schlussstein bildendes Haupt der Minerva mit der Aegis, die Dorfsage sieht darin die Darstellung eines hartherzigen Schlossherrn, den Schlangen töteten, ferner oben rechts und links brennende Granaten, das Ganze mutmasslich aus dem Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts von einem der Berliner Festungswerke herrührend. An der Nordostecke des Gehöfts ist aussen in eine Stallmauer ein kalksteinernes Sühnekreuz eingelassen, das ehemals frei stand. Ausser einem unkenntlich gewordenen Wappen zeigt es ein zweites, vertieft eingegrabenes Kreuz und bezieht sich nach der Ueberlieferung auf ein Duell, in dem ein nicht näher bekannter Herr von Hake einen Schlabrendorf auf der Dorfstrasse erstach. Mit letzterem bringt man auch den Degen und die Sporen in Verbindung, die in der Kirche rechts vom Altare zu sehen sind.

Dem Gute gegenüber erhebt sich auf einem malerisch vernachlässigten Friedhofe, von alten Bäumen beschattet, die Klein-Machnower Kirche, eine Filiale der Stahnsdorfer. Sie ist ein ansehnlicher spätgotischer Bau, allerdings von sehr einfachem Grundriss: westlich ein massiger, breiter Turm mit eigentümlichen runden Öffnungen, östlich das Langhaus ohne Chor unmittelbar polygon geschlossen, mit einem hübschen Formsteinfries geziert und von trefflichen

Sterngewölben gedeckt. Die Kirche verdient in zweifacher Hinsicht Beachtung. Zunächst als eines der wenigen gottesdienstlichen Gebäude aus dem Jahrhundert der Reformation, also aus einer Zeit, wo man im allgemeinen eher geneigt war, die Zahl der Gotteshäuser zu verringern, als noch neue dazu zu schaffen. Nach einer Inschrift auf der Orgelempore wurde sie 1597 von Kaspar Jacke aus Potsdam vollendet. Diese späte Bauzeit erklärt auch den Umstand, dass wir es nicht mehr mit einer Feldsteinkirche zu thun haben, sondern dass sie vollständig aus Ziegeln errichtet ist. Denn bereits um 1470 wurde die Dahlemer Kirche in Backsteinmaterial umgestaltet und erweitert. Als reiner Ziegelbau tritt uns dann die Wallfahrtskirche in Alt-Krüssow bei Pritzwalk entgegen, die 1520 geweiht ist; jedoch ist diese nicht mehr völlig zu den blossen Dorfkirchen zu rechnen. Der auffällige Unterschied in der Farbe der Ziegel, den das Aeussere der Machnower Kirche zeigt, hat übrigens zu der Sage Veranlassung gegeben, zwei Fräulein v. Hake, die gemeinschaftlichen Erbauerinnen, hätten durch die Wahl hellerer beziehungsweise dunklerer Steine jede ihren Anteil am Bau augenfällig kennzeichnen wollen. Auf die zahlreichen Erinnerungen an die Familie derer v. Hake, welche des Innere birgt, ging der Redner nicht ein. Er erwähnte von sonstigen Altertümern nur den Schnitzaltar, nicht etwa wegen seines besonderen Kunstwertes — älteren märkischen Werken gegenüber ist er durchaus roh — sondern weil er eine Probe des Berliner Kunsthandwerks ist; 1599 schnitzte und malte ihn Hans Zinkeisen aus Berlin.

Hinter der Kirche trennt sich der am Gut vorüberführende Weg in zwei aus stattlichen Linden, Kastanien und Platanen bestehende Alleen. An ihnen liegen die wenigen Beamtenhäuser und baufälligen Tagelöhnerhütten; in ihrem Schatten findet man gar oft Maler mit dem Studium der herrlichen Baumgruppen beschäftigt. Die linke führt in ihrem weiteren Verlaufe nach Wannsee, die rechte geht durch hübschen Wald nach Zehlendorf. Jenseits eines freundlichen Sees, den sie auf zwei Seiten einschliessen, verbindet sie eine reizende Uferpromenade, deren Betreten nur mit Erlaubniss des Försters gestattet ist. Wer von ihr aus den bewaldeten Abhang des Seeberges, eines ehemaligen Weinberges, hinaufsteigt, geniesst vom Rande des hohen Holzes die Aussicht auf ein ausgedehntes Waldgebiet und die Türme von Potsdam, Lichterfelde und Steglitz.

Nachdem die Gesellschaft durch diese Belehrung auf die Sehenswürdigkeiten vorbereitet war, wurde der Rundgang angetreten.

Im Innern der Kirche von Klein-Machnow übernahm Herr Lehrer Koch in dankenswerter Weise die Erklärung. Er berichtete von den vielen Sagen, welche über fast alle Gegenstände der Kirche wie über-

haupt über die Mitglieder der Familie Hake in Umlauf sind. So erzählte er von einem Siegelringe, den eine Komtesse von Hake wenige Tage vor der Schlacht von Fehrbellin verlor, als sie sich von ihrem Bräutigam verabschiedete, welcher dann in der Schlacht fiel. Der verlorene Ring wurde zweihundert Jahre später wiedergefunden und befindet sich noch heute im Besitz einer Angehörigen der Familie.

Die Fahnen, welche einst die Kirche schmückten, sind bis auf zwei verfallen. Es sind zum grössten Teil Beutestücke aus den Türkenkriegen; nur eine von ihnen stammte von Fehrbellin.

Hinter dem Altar befinden sich der Degen und die Sporen des oben erwähnten Herrn von Schlabrendorf. In der einen Längsseite ist ein grosses figurenreiches Epitaphium des Obersten Friedrich von Hake, gest. 1734 und ein zweites kleineres des Kapitäns Ehrenreich v. Hake, gest. 1704 bei Hochstädt, eingefügt. Vor dem Altar ruht ein Grabstein des 1677 in Leipzig als Student verstorbenen Kaspar Joachim v. Hake. Hinter dem Altar sieht man an der Wand zwei grosse Wappentafeln. An den Längswänden, einander gegenüber, hängen zwei Bilder von Melanchthon und Luther, die 1546 in den Besitz der Hakes gekommen sind und wahrscheinlich von Schülern L. von Cranachs nach den bekannten Bildern des Meisters angefertigt worden sind. Die Orgel ist ein Geschenk der Kaiserin Friedrich, sie war das Hochzeitsgeschenk des englischen Gesandten Lord Bloomsfield für die Kaiserin und stand vorher in Monbijou. Links neben dem Altar ruht auf einer Console eine geflochtene Krone aus künstlichen Blumen, diese soll von einem wahnsinnigen Fräulein v. Hake für ihren verstorbenen Bräutigam angefertigt worden sein. Daneben steht ein urnenartiges Gefäss, das aber von den Herren E. Friedel und Kustos Buchholz für ein Wirtschaftsgefäss aus den letzten Jahrhunderten erklärt wurde. Dasselbe ist aus hartgebranntem Thon, ähnlich der Masse unserer gewöhnlichen Blumentöpfe, auf der Töpferdrehscheibe hergestellt. Vor dem Altar ist noch das messingne Taufbecken, Beckenschlägerarbeit aus dem 16. oder 17. Jahrhundert, zu erwähnen; der zugehörige Stein ist echte Renaissance-Arbeit.

Im dreissigjährigen Kriege haben die Schweden ihre Pferde in der Kirche gefüttert, und 1806 haben die Franzosen sie geplündert, wobei sie auch das Kirchenbuch stahlen, es aber nachher wieder fortwarfen, sodass es noch heute im Gebrauch ist. —

Zum Schluss versammelten sich die Teilnehmer in dem Türk'schen Gasthause zu Klein-Machnow, von wo aus in vorgerückter Abendstunde der Heimweg angetreten wurde.

10. (I. öffentliche) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 14. Oktober 1896, abends 7^{1/2} Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses
unter Vorsitz des Herrn Oberbürgermeisters Zelle.

1. Der Vorstand begrüsst die Mitglieder zum Beginne des Winterhalbjahrs, entwickelt das Programm für die nächsten Sitzungen und ladet zu recht eifriger Teilnahme ein.

2. Zur Auslage gelangen:

- a) Gaillard's Abbildungen Berlins, 64 Photogravüren mit Angabe der Künstler der auf den Bildern dargestellten Bauwerke, Denkmäler pp., bereits S. 107 erwähnt.
- b) Die 4. Auflage des Straube'schen Denkmalsplans von Berlin, welcher in übersichtlicher Weise über die vielen architektonisch wichtigen Gebäulichkeiten und die Monumente der Reichshauptstadt orientiert.
- c) die bereits S. 255 erwähnte Engelhardt'sche Industriekarte der Provinz Brandenburg sowie
- d) die S. 253 besprochene Erläuterung der Geologischen Wand des Humboldthains von Dr. Eduard Zache.

3. Herr Direktor Seide überreicht Exemplare von der Bluthirse (*Panicum sanguinale* Linné), welche auf dem hiesigen Grundstück der Norddeutschen Lagerhausgesellschaft nahe der Triftstrasse gewachsen sind und die von Professor Ascherson Bd. IV. S. 37 des Monatsblatts ausgesprochene Vermutung, dass die Pflanze noch innerhalb Berlins zu finden sei, bestätigen.

4. Vorgelegt wird ferner als Geschenk das von der Firma W. Spindler, gelegentlich der Gewerbe-Ausstellung 1896 herausgegebene Prachtwerk: „Berlin und Spindlersfeld bei Cöpenick. Färberei, Druckerei, Appretur, Wasch- und chemische Waschanstalt“, Querfolio 70 S. und 14 vortreffliche Abbildungen, davon 12 in Photogravüre und Kupferdruck von H. Riffarth nach Gemälden von R. Dammeier.

5. Herr Friedel legt die bereits gelegentlich der Wanderfahrt nach Templin am 30. August d. J. daselbst teilweise gezeigten Bronzen und Thongefässe, germanischer Herkunft, aus Steingräbern der Templiner Stadtfurst, vollständig vor. Die Erläuterungen und Abbildungen hierzu werden im Monatsblatt veröffentlicht werden.

6. Herr Friedel besprach anlehnend an die Legende von der Heiligen Gertrud die sogen. Gertrudslinden und andere Verkehrtbäume. Auch dieser Vortrag wird in den Vereinsschriften erscheinen.

7. Herr Friedel legt ein künstlerisch vollendetes Brustbild des bekannten Pfarrers und Dichters Schmidt von Werneuchen vor, welches die Enkelin desselben, Frau Hedwig von Massow geb. Schmidt in Nieder-Lössnitz bei Dresden dem Märkischen Museum zum Geschenk gemacht hat. Dasselbe ist 25 cm hoch und 20 cm breit, in Pastellfarben hergestellt. Friedrich Wilhelm August Schmidt, den 23. Mai 1764 zu Fahrland bei Potsdam geboren, erst Invalidenhausprediger in Berlin, dann bis zum Lebensende Pfarrer in unserm Nachbarstädtchen Werneuchen, welches demnächst gelegentlich des Baues der Berlin-Wriezener Bahn Eisenbahnstation werden wird, gestorben 26. April 1838, ist durch den bekannten litterarischen Angriff Goethe's mehr als verdient in Missachtung gekommen. Der Vortragende hofft, dass sich ein Mitglied der Gesellschaft finden werde, um auch die grossen Verdienste des wackeren Schmidt, namentlich um unsre engste Heimat in das gebührende Licht zu setzen. Das Mitglied Herr Gotthilf Weissstein, der sich mit Schmidt-Werneuchen eingehender beschäftigt hat, stellt hierauf eine Arbeit über denselben für die Gesellschaft in baldige Aussicht.

Kustos Buchholz bespricht 4 Vorlagen (No. 8—11) aus dem Märk. Museum.

8. Die Grundstein-Dokumente zur Schleuse am Friedrichswerder zu Berlin.

Bei den Grundarbeiten zum Nationaldenkmal musste ein grosser Teil der rechtsseitigen gemauerten Uferschälung unterhalb der Schleuse abgebrochen werden. Dabei fand sich in einer Höhlung der Mauer eine grössere Zinnkapsel, in der drei kupferne, mit eingravierter Inschrift versehene Tafeln lagen. Es waren die bei jedem der 3maligen Neu- bzw. Umbauten der Schleuse dort niedergelegten Grundstein-Dokumente und zwar aus den Jahren 1657, 1694 und 1863. Da die drei Tafeln, nebst einer vierten von diesem Jahre, auf welcher von der Auffindung gelegentlich des Baues des Nationaldenkmals die Rede ist, mit Allerhöchster Zustimmung wieder eingemauert werden sollten, so wurden von den beiden älteren auf dem Niederschlag-Wege den Originalen völlig gleichende Copien hergestellt, die Sie hier sehen. Die älteste, viereckige, hat folgende Inschrift:

Anno 1657 hat der Durchl. Churfürst undt Herr, Herr Friderich Wilhelm, Marggraf zu Brandenb., des Heyl. Röm. Reichs Ertz Cämmerer und Chur-Fürst zu Magdeburgk in Preussen, zu Gülich, Cleue, Berge, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, auch in Schlesien zu Crossen

und Jägerndorf, Herzogk, Burggraf zur Nürnbergk, Fürsten zu Halberstadt und Minden, Graf zu der Marck und Rauensberg, Herr zu Rauenstein!

Diese Schleuse aus den Grundt aufs Neu bauen lassen, nachdem vorher anno 1654 eine Schleuse von Kalksteiner an diesen Ort ist erbauet worden, weil aber durch Verwahrlosung desselben Meisters, welcher 3000 Thaler vor diese steinerne Schleuse empfangen, entlich entlaufen, 2 $\frac{1}{2}$ Jahr nach diesen hat wieder müssen abgetragen undt an dessen stadt diese höltzerne Schleuse gesetzt werden, welche in allen mit Aufnehmen der alten und Setzen der neuen gekostet hat: zwei tausendt acht hundert sechs und achzigk Thaler 22 Gl. darunter die verdungene Zimmerarbeit, welche mit dem Wasser Ausgiesser allein gekostet hat elf hundert Thaler.

Die Zahlung zwei Schleusen Davor hat Herr Doct. Johann Torno Churfürstl. Geheimer Raht und Lehn-Secretar durch Herr Wolf öffentl. Churfl. Müntzschreiber thun lassen.

Dieser Zeit war Baumeister Johann George Memhart von Lintz, Bauschreiber Johann Schlundt, gebürtig von Rüdersdorf, Hoffzimmermann, welcher diese Schleuse gebauet hat, Michael Mathias Schmits von Breda aus Brabandt.

Abgesehen von der Schleusen-Geschichte finden wir in dieser Inschrift eine für die Biographie des so hervorragend wirksam gewesenen kurfürstlichen Baumeisters Memhart wichtige Notiz über seine Herkunft. Er war also, wie auch schon von unserm Mitglied, Herrn Galland, entgegen anderen Angaben, immer behauptet worden war, kein Holländer, sondern, wie diese Inschrift sagt, „aus Lintz“ und die Zweifel darüber, ob Lintz in der Rheinprovinz oder Lintz in Oberösterreich gemeint sei, sind zu Gunsten der letzteren Stadt gehoben, da hier zur Jugendzeit Memhart's solche Religionsverfolgungen stattfanden, denen Memhart selbst in einem noch erhaltenen Schreiben an den Kurfürsten die Ursache des Verlassens seiner Heimat zuschreibt.

Die zweite herzförmige Tafel hat folgende Inschrift:

Anno 1694 hatt Friedrich der III., Marggraff und Churfürst zu Brandenburg, bey noch wehrenden schweren Kriege wieder Frankreich in welchen der Höchste seine Waffen sonderlich geseget nachdem Er in eben dem Jahre die Academie zu Halle aufgerichtet, die erste steinerne Schleuse zu Trota, die Saale Schiffbahr zu machen, gebauen, in dieser Churfürstl. Residentz die grosse Steynerne Brücke und den Hetzgarten zur perfection gebracht. Diese Schleuse, nachdem die Fundamenta der vorigen höltzernen mit grosser Mühe herausz gearbeitet worden durch schwere Kosten ausz Quader Stücken, wie sie zu

sehen ist glücklich vollführet. Und haben die aufsicht über diese Gebäude gehabt Sein Churfl. durchl. Geheimder Etats Rath Herr Eberhardt von Danckelmann, Johann Arnold Nering, Arch. und Ober Bau-Dir. Hoff-Maurermeister Leonard Braun. Hoff und Fortifikations - Zimmerleute Nicolas und Bernhard Reichmann.

Während der erste kalksteinerne Bau von 1654 wegen „Verwahrlosung“ seitens des Baumeisters kaum ein halbes Jahr, der Holzbau von 1657 nur 37 Jahre vorgehalten hatte, hielt die 1694 unter Nehrings Leitung erneuerte Schleuse volle 160 Jahre; ja sie hätte wohl noch länger ihrem Zweck gedient, wenn nicht eine Umänderung in Folge der 1863 erforderlich gewordenen Verbreiterung der Werderstrasse eintreten musste.

Bei dieser Umänderung im Jahre 1863 fand man die beiden alten Tafeln. Man mauerte sie unter Zufügung einer dritten wieder ein, die, wie sich jetzt ergab, folgende Inschrift hatte:

Diese Schleuse mit der Brücke und den ober- und unterhalb sich anschliessenden Schälungsmauern ist in den Jahren 1861—1863 unter der segensreichen Regierung seiner Majestät des Königs Wilhelm I. von Preussen neu erbaut worden. Der Entwurf und die Kostenanschläge sind namens der Abtheilung für das Bauwesen im Königlichen Ministerium für Handel, Gewerbe, und öffentliche Arbeiten durch den Ober-Bau-Director Hübener und den Geheimen Baurath Wiebe festgestellt und ist der Bau nach den Anweisungen dieses Ministerii unter den Ministern Freiherr von der Heydt, von Holzbringk und Grafen von Itzenplitz durch die Ministerial-Bau-Commission, vertreten durch den Geheimen Regierungs-Rath Schlemann und den Regierungs- und Baurath Nietz unter der Leitung des Bauinspectors Schrobitz ausgeführt worden. Die anschlagsmässigen Kosten haben — ohne die Kosten für die Erwerbung der auf der rechtsseitigen Schälungsmauer unterhalb gestandenen drei Budenhäuser im Betrage von 15,500 Thaler — die Höhe von 172,992 Thaler erreicht.

Berlin, den 29. August 1863.

Die Bauarbeiten zur Schleuse und Brücke haben gefertigt: Die Maurerarbeiten der Raths-Mauermeister Dammeier, die Zimmerarbeiten der Hof-Zimmermeister Pardow, die Steinmetzarbeiten der Steinmetzmeister Zeidler, die Eisenarbeiten der Fabrikbesitzer Wöhlert und der Hof-Schmiedemeister Raabe. Die Beaufsichtigung der Arbeiten haben der Bauführer Strahlenbrecher und der Bauaufseher Berger geführt.

Berlin, den 29. August 1863.

Von der Auffindung der beiden alten Tafeln im Jahre 1863 und deren Wiedereinmauerung nebst einer neuen dritten Tafel ist in der Hauptstädtischen Lokalchronik nirgends etwas erwähnt, noch weniger waren die nach verschiedenen Richtungen hin zuverlässige Nachrichten bietenden Inschriften bekannt. Der Fall lehrt, wie notwendig eine amtliche Stelle ist, die solche Thatsachen zu registrieren und dauernd für die Geschichtsschreibung nutzbar zu machen hat.

In der Inschrift von 1863 ist von dem Ankauf dreier den Bauten hinderlicher „Budenhäuser“ die Rede und diese Budenhäuser sehen Sie auf den beiden hier vorliegenden Photographien von circa 1862, M. M. XI. 2145/46.

9. Ein Ed. Gärtner'sches Bild der Spittelkirche zu Berlin.

Das Märkische Museum hat Gelegenheit gehabt, eine zuverlässige Farbenskizze der ehemaligen Berliner Gertraudten-Kirche oder, wie sie nach dem damit verbunden gewesenen Hospital gewöhnlich genannt wurde „Spittelkirche“ aus der Zeit vor dem letzten, 1833 erfolgten Umbau zu erwerben. Das Bild ist von dem bekannten Berliner Maler Eduard Gärtner gemalt und zwar auf Bestellung eines Berliner Kaufmanns, der in seinem familiengeschichtlichen Interesse den Kramladen verewigt sehen wollte, in welchem seine Mutter einst allerlei Hausgerät verkauft hatte.

Eduard Gärtner, der als Architekturmaler zu einer Berühmtheit gelangt ist, war ein Berliner Kind, 1801 geboren, zuerst in der Königlichen Porzellanfabrik, dann in Paris für die Kunst vorgebildet und von 1821 an durch den Anschluss an Gropius weiter entwickelt. Er starb nach einer auch für die Erhaltung von Alt-Berliner Ansichten sehr fruchtbaren Thätigkeit im Jahre 1877.

Was die „Spittelkirche“ anbetriift, so ist bekannt, dass sie 1405 als eine den vier Heiligen, Matthäus, Bartholomäus, Elisabeth und Gertrudis, geweihte Kapelle gebaut wurde. Der Kürze halber hat man sich im Laufe der Zeit daran gewöhnt, nur den letzteren Namen mit der Kapelle in Verbindung zu bringen und damit zugleich den Namen der aus Alt-Kölln zu ihr führenden Strasse und Brücke. Bezüglich des auf dieser Brücke gegenwärtig errichteten Standbildes der Heiligen Gertrud glaube ich bei dieser Gelegenheit der Erklärung des dem beschauenden Publikum unverständlichen und zu Missdeutungen Anlass gebenden Beiwerks anführen zu müssen, dass die Heilige Gertrud, 626 als Tochter Pipins von Landen geboren und 659 als Aebtissin zu Nivelles gestorben, in dem Rufe stand, dass sie durch ihr Gebet die den Saatefeldern schädlichen Mäuse vertrieben habe und dass sie deshalb immer in der Gesellschaft dieser Nager dargestellt wird. Bilder der im gotischen Stil, jedoch ohne besondere Kunstformen erbauten Kapelle sind auf einzelnen Stadtplänen, z. B. dem perspektivischen Schultz'schen von 1688

und dem Schleuen'schen, insbesondere aber in den Stridbeck'schen Berliner Ansichten von 1690, erhalten, von denen ich eine im 19. Jahrhundert gefertigte Nachbildung hier vorlege. Im Jahre 1739 wurde die Kapelle wegen ihrer Baufähigkeit im Barockstil ausgebaut und zu einer Kirche vergrössert, auch mit einem ansehnlicheren Turm versehen, wie Sie das zunächst hier auf dem Rosenberg'schen Stich von 1783 und dann nach geringen Veränderungen auf dieser Kopie einer Zeichnung von circa 1830, zugleich mit der Umgebung, näher sehen. Dieser letzteren Zeichnung entspricht auch unser neuerworbenes Bild, das indess die Einzelheiten viel genauer wiedergibt. Im Jahre 1833, also nach noch nicht 100 Jahren, wurde auch der Barockbau hinfällig, ein von Schinkel geleiteter Ausbau erhielt die bescheidene Form mit halb-romanisch, halb gotischen Reminiscenzen, wie sie Ihnen diese noch kurz vor dem 1881 erfolgten Abbruch aufgenommene Photographie vor Augen führt und wie Sie sie wohl noch alle im Gedächtnis haben.

10. Berliner Ausrufer-Bilder von circa 1780—1790.

Während des letzten Viertels des 18. Jahrhunderts waren im Verlage von Johann Morino & Co., 12 von Rosenberg gezeichnete und von Beeskow gestochene Bilder in Querquart-Format erschienen, unter dem Titel: „Les cris de Berlin. Zwölf merkwürdige Ausrufer von Berlin mit ihrem Geschrey“. Das Märkische Museum besass davon nur 7 einzelne Blätter; es war bisher nicht möglich gewesen, die fehlenden 5 zu erhalten. Vor einiger Zeit kam endlich die ganze Serie der Bilder nebst Titelblatt und Inhaltsverzeichnis auf der Lepke'schen Auktion zum Verkauf; der Preis wurde so hoch getrieben, dass das Museum nicht mehr mitzubieten vermochte. Da hat denn ein Gönner des Museums, Herr Valentin Weisbach, das Meistgebot erzielt und in hochherziger Weise die erstandene Serie dem Museum geschenkt. Die Bilder stellen die einzelnen Berliner Strassenverkäufer mit den ausgerufenen Waaren dar und darunter sind die Worte gesetzt, mit denen die Anregung zum Kauf in der Regel ausgesprochen wurde:

- Blatt 1: „Kauffen Sie mir doch von meinen Bildern ab“,
 2: „Bürschte wer kauft Bürschte“,
 3: „Paaurischen waer kauft Paaurischen“,
 (Filz-Pariser, Hausschuhe),
 4: „Kauffen sie nicht schöne Spandosche Zimtpretzeln?“
 5: „Stiefelblöck' wer kauft?“

(Unter diesem Ausdruck sind die hölzernen Formen zu verstehen, auf welche die hohen Stiefel aufgezogen wurden, wenn man sie putzen wollte; daneben führten die Ausrufer auch Stiefelknechte.)

6: „Aepel Aepel Aepel Aepel Aep“

7: „Wachholter-Saaft“,

8: „Limburger Keassz“,

9: „Kohfen se keene Kwerl“ (Quirle und anderes Küchen-
geräth),

10: „Koff koff allerang wolfeil Spielwerg vor Kinde“. (Auf
einem grossen Gestell führt der Ausrufer Hampel-
männer, Hängevögelchen u. dgl.)

11: „Ferkelbucksche Hänekens aus Kummer Land 't Stück en
Fennig“,

12: „Haekel Musefall koof, Brill, Neinadel koof“.

Abgesehen von dem Berliner Strassenleben vor mehr als 100 Jahren sind auf den Bildern auch als Hintergrund einige Häuser-Ansichten wiedergegeben, allerdings meistens auch anderweitig in Abbildungen erhaltene Bauwerke, doch befinden sich darunter auch seltenere Darstellungen wie: eine Seite des Hack'schen Marktes, die Südseite des Pariser Platzes, ein Haus der Burgstrasse, ein Teil der Wilhelmstrasse und des Wilhelmplatzes.

11. Volkstrachten in der Gegend von Ziebingen und Grimnitz, Kreis West-Sternberg.

Gelegentlich einer Forschungstour durch Rampitz erfuhr ich, dass dort zwei Dienstmädchen des Herrn Amtsrat Augustin, von denen eine aus Ziebingen, die andere aus Grimnitz gebürtig ist, die in diesen Ortschaften gebräuchliche Tracht besitzen. Beide Mädchen wurden darauf veranlasst, ihre sorgfältig in der Truhe verwahrten heimatlichen Kleider anzulegen, wobei sich herausstellte, dass es sich um wirklich malerische Volkstrachten handelte.

Ein kurzer, gross gefalteter, nicht ganz so weit wie bei den Spreewälderinnen ausgebreiteter Rock aus bunt gestreiftem Werpstoff bedeckt den Unterkörper; der Rand des Rocks ist mit einem breiten Streifen besetzt, der in Ziebingen aus himmelblauem Wollenstoff, in Grimnitz aus schwarzem Sammet besteht, so dass die Frauen aus beiden Dörfern daran zu unterscheiden sind. Das Leibchen aus schwarzem Sammet mit bunt gestepptem Band besetzt, ist tief ausgeschnitten; den Ausschnitt füllt das Oberhemd bis an den Hals aus und die reich gestickten weiten Hemdsärmel sind bis über den Ellbogen aufgeschlagen. Den Kopf bedeckt zur Hälfte ein knappes, haubenartiges weisses Mützchen, das von einer Schleife aus weissem, rot gerändertem Bande gekrönt ist. Ein rotwollenes, bunt geblühtes leichtes Tuch dient als Umhang. Moderne kurze Schnürstiefel umschliessen die Füsse bis über die Knöchel und die weissen Strümpfe sind bis nahe an die Kniee sichtbar. Eine grosse, über den Rock hinausreichende, weisse oder blaue Schürze, sowie Perlketten und bunte Schleifen vollenden das recht anmutige Trachtenbild. Der Kirch-Anzug ist zwar von denselben Formen, aber ganz schwarz.

Durch Vermittelung des Herrn Amtsrat Augustin gelang es mir, die bunte Ziebingener Tracht für das Märkische Museum zu erwerben. Der Bezirk, in dem diese Volkstrachten im Sternberger Kreise noch im Gebrauche sind, beschränkt sich auf die Bruchdörfer Rampitz, Kloppitz, Grimnitz, Balkow, Ziebingen, die gegenwärtig den Rampitz-Aurither Deichverband bilden. Vgl. Abbildung, auf der schon die gegenwärtige Modernisierung der Tracht in Bezug auf Kopf- und Fussbekleidung zur Erscheinung kommt.



Das Gebiet des Vorkommens maleischer Volkstrachten innerhalb der Provinz Brandenburg beschränkt sich während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf die Wendei (Spreewald), auf das Dorf Neu-Hardenberg im Oderbruch und auf den hier gedachten Deichverband. Da das völlige Verschwinden, namentlich an den beiden letztgenannten Stellen zu besorgen ist, so hat das Märkische Museum es sich angelegen sein lassen, Original-Trachten für die Nachwelt zu erhalten.

12. Vortrag des Fräulein Josephine Freytag: Aus dem Reich der Pilze.

Der interessante Vortrag, welcher durch Vorlegung einer grossen Zahl frischer Exemplare auf das beste unterstützt wurde, erntete den lebhaftesten Beifall. Derselbe wird später abgedruckt werden.

Nach der Sitzung fand eine zwanglose Vereinigung in dem Restaurant „Zum Schultheiss“ statt.

Kleine Mitteilungen.

Eine wendische Kräuterfrau. Angeregt durch die Arbeit des Herrn von Schulenburg in No. 5 d. Jhrgs. unserer Zeitschrift erlaube ich mir, meine Erlebnisse und Erfahrungen auf diesem Gebiet mitzuteilen.

Ich hatte das Vergnügen, eine wirkliche und echte Kräuterfran in Britz bei Berlin kennen zu lernen. Es war dies die Wittwe Gärtner, welche im Jahre 1884 trotz ihrer 72 Jahre nach Amerika zu ihrer in Niles Centre bei Chicago wohnenden verheirateten Tochter auswanderte. Besagte Mutter Gaertner, eine rüstige Wendin aus Grüneberg oder Guben, genau weiss ich

es nicht, genoss eines grossen Rufes als „Kräuter- und kluge Frau.“ Man sagte, die Alte versteht es, denn sie hat ein „Buch“. Mancherlei uneigennützig erwiesene Gefälligkeiten erwarben mir das Vertrauen der alten Frau in dem Grade, dass ich es wagen konnte, mit dem Gegenstand meiner Neugier herauszurücken und um leihweise Ueberlassung des „Buches“ zu bitten. Langsam und zögernd kam sie meinem Verlangen nach. Nie werde ich den zugleich furchtsamen und misstrauischen Blick vergessen, als sie mir das köstliche Objekt überreichte. Meine kühnsten Erwartungen waren übertroffen. In meinen Händen hielt ich einen absonderlich illustrierten Schmöcker, dem zur Vollständigkeit nur Anfang und Ende fehlte. So bin ich auch leider nicht in der Lage, den Verfasser, Drucker, Druckort und Jahreszahl anzugeben. Nach dem Format, Papier und Druck ist das Werk ungefähr nach 1750 bis ev. 70 gedruckt worden. Als ich von dem Inhalt des vorhandenen Restes Kenntnis genommen hatte, bedauerte ich tief, dass Anfang und Ende verloren gegangen, denn ich fand schon in dem Rest Mittel gegen alle möglichen und unmöglichen Krankheiten; was für herrliche Recepte müssen erst in den verlorenen Teilen gestanden haben. Kurz heraus, es war ein Kräuterbuch und zwar ein richtiges. Da konnte man schauen, dass das gewöhnlichste, miserabelste und unnützlichste Unkraut gegen mindestens siebenlei Krankheiten half. Man musste nur zur richtigen Tages- und Jahreszeit pflücken. Zum besseren Verständnis war jeder Pflanze eine Abbildung derselben, das heisst ein sparriges und sperriges Ding, welches eher einem schlecht gebundenen Besen denn einer von unserem Herrgott erschaffenen Pflanze ähnlich sah, beige gedruckt. Hoch befriedigt gab ich den Schatz der aufatmenden Eigentümerin zurück, die ihn eilig wieder verbarg. Wahrscheinlich hatte sie geglaubt, ich würde das Zauberbuch einfach behalten. Ein Zauberbuch, richtiger Talisman, war es auch wirklich, denn die gute Alte konnte weder lesen noch schreiben, weder gedruckte noch geschriebene Schrift entziffern, was mir genau bekannt war. Es war also lediglich der Besitz des „Buches“, denn aus den Abbildungen wäre der grösste Botaniker nicht klug geworden, der ihr die Macht verlieh, die guten von den schlechten Kräutern zu unterscheiden und wunderbare Kuren zu thun. Aus diesem Gesichtswinkel musste auch die Klientel der alten Dame die Sache ansehen, denn allen Hülfesuchenden war bekannt, dass Mutter G. zwar ein „Buch“ besass, sonst aber totale Analphabetin war. Wenn sie inzwischen nicht gestorben ist, mag sie wohl noch jetzt jenseits des grossen Wassers, wo der Aberglaube wie in der Heimath weiter blüht, ihre dortigen Landsleute als erfahrene wendische Kräuterfrau weiter kurieren.

H. Maurer.

Brannibor und Sgorzelica. Ein Beitrag zur Geschichte des Namens der Stadt Brandenburg. Von Otto Tschirch.

Es ist schwer, gegen eingeleitete Volksirrtümer zu kämpfen. Man mag noch so oft gegen sie mit dem schweren Geschütz wissenschaftlicher Gründe feuern, sie bleiben doch unausrottbar und verzüngen sich wie die Köpfe der Hydra. Solch ein Irrtum scheint in Bezug auf den Namen der alten Kurstadt Brandenburg sich zäh halten zu wollen; wenigstens begegnet

man in populären Schriften, ja selbst in wissenschaftlichen Darstellungen immer wieder denselben haltlosen Annahmen. Zwei Ansichten sind es, die da mit einander abwechseln. Nach der einen hat der Name von Brandenburg ursprünglich Brennabor oder Brannibor gelautet, ist also, wie der Augenschein beweist, slavischer Herkunft. Der Form Brennabor begegnet man oft genug in der Litteratur, und der Weltruf der Fahrradfabrik von Reichstein hat das Seinige dazu beigetragen, um die falsche Form aufs neue im Volke zu verbreiten. Nach der andern ist das Wort Brandenburg zwar wohl deutsch, aber nur die Übersetzung des alten wendischen Namens der Havelstadt, den die Einwohner in der frühesten Zeit allein kannten. Beide Auffassungen sind, wie ich zeigen will, durchaus irrtümlich. Die ältesten Formen des Namens, die uns in Chroniken und Urkunden des früheren Mittelalters begegnen, sind von ganz deutschem Klange. In der Gründungsurkunde des Bistums Brandenburg vom 1. Oktober 949, die sich im Domarchiv zu Brandenburg befindet und u. a. in Berner's preussischer Geschichte nach einer Photographie abgebildet ist, lautet der Name: Brendanburg, und der Chronist der ersten sächsischen Herrscher, der um das Jahr 967 schrieb, Widukind von Corvey, nennt die Stadt, die Heinrich I. „durch Kälte, Schwert und Hunger“ bezwang, Brennaburg. Diese Formen, die heutige: Brandenburg und ähnliche begegnen uns durch das ganze Mittelalter, und erst die neuere Zeit hat das klare Verhältniß durch etymologische Spielereien verdunkelt. Dass die märkischen Chronisten des 16. Jahrhunderts in Namenableitungen grosses leisteten, ist bekannt, und ihrer Neigung für das klassische Altertum entsprechend, führten sie den Ursprung deutscher Städte gern auf die Römer zurück. So schreibt Georg Sabinus, selbst ein Brandenburger Bürgermeisterssohn, in seiner bekannten Beschreibung Brandenburgs: (Scriptores rer. Brand. T. II. pg. 274 ed. Kleyb. Frankf. 1751) Brandenburg besteht aus zwei Städten, deren eine als ihren Gründer Brennus rühmt, unter dessen Führung die Gallischen Senonen Rom 416 v. Chr. (sic!) plünderten, deren andere von dem Frankenherzog Brandus, des Marcomirus Sohn, um 270 gegründet worden sein soll. Und weil beider Gründer Namen mit einander verwandt sind, wurden beide Städte abwechselnd Brenniburg und Brandeburg genannt“.

Seit Sabinus spielt denn bis in unser Jahrhundert der fabelhafte Urahn Brennus in der patriotischen Mythologie eine grosse Rolle, und so kommen die Märker und Preussen im Munde der Poeten zu dem geschmackvollen Namen der Brennen. — Aber von Brennabor ist auch im ganzen 16. Jahrhundert noch keine Rede. Derjenige, der diese Form zuerst aufgebracht hat, ist ein gelehrter czechischer Jesuit Bohuslaus Balbinus, der 1677 eine nicht unkritische böhmische Geschichte herausgab. (Boh. Balbinus, epitome historica rerum Bohemiarum. Prag 1677. Lib. I. pg. 23.) Er erzählt, wie Heinrich der Finkler über das Eis heranziehend Brandenburg eingenommen habe, vergleicht damit voll Bewunderung den kühnen Zug Carl Gustavs X. v. Schweden über den gefrorenen Belt nach Fünen und fügt hinzu: Brandenburg wurde in jener Zeit von den Slaven Branny Bor (d. h. silvae custodia, Wache des Waldes) genannt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Ableitung von dem czechischen Geistlichen selbst her stammt und dass sie von ihm in der Absicht gemacht ist, um Brandenburgs slavischen Ursprung zu

bekräftigen. Von ihm aber entlehnte sie Gottschling in seiner Beschreibung Brandenburgs (1729) und führte sie so in die eigentliche märkische Litteratur ein, in der sie seitdem lange geherrscht hat. —

Die zweite Annahme, die den Namen Brandenburg durch Übersetzung aus dem ältern einheimischen Namen Sgorzelice entstehen lässt, ist ebenso haltlos.

Wie schon erwähnt, wissen unsere ältesten Quellen durchaus nichts von einem zweiten wendischen Namen der Stadt, und nur der deutsche wird immer wieder genannt. Der Name Sgorzelice begegnet uns erst in einer polnischen Chronik, die in der vorliegenden Form wohl nicht einmal dem 13., sondern erst dem 14. Jahrhundert angehört. Diese Chronik geht gewöhnlich unter dem Namen Boguphals II., Bischofs von Posen, der um 1253 starb, ist aber jedenfalls zunächst fortgesetzt und umgearbeitet von dem Domherrn Baczko in Gnesen, der am Ende des 13. Jahrhunderts schrieb und bald darauf starb. Diese Chronik hat noch später, also im 14. Jahrhundert von einer gelehrten Hand verschiedene Einschaltungen mit fabelhaften Genealogien im Geschmack jener Zeit erhalten. Dieser Überarbeiter hat die krankhafte Neigung, alle auch unzweifelhaft deutschen Ortsnamen aus der polnischen Sprache zu erklären, um die ehemals weite Ausdehnung des polnischen Reiches nach Westen zu beweisen. Wie er erzählt, dass der Bauer Piast und seine Nachkommen, die Piasten bis über die Elbe nach Westen geherrscht hätten, so leitet er Meydborg d. h. Magdeburg aus der slavischen Urform Miedzyborzye, Bremen aus dem Polnischen, Lüneburg vom slavischen luna=Feuerschein ab. Bardewik, Schleswig, muss im zweiten Teil die slavische Wurzel wies = Dorf enthalten und der erste Teil von Schleswig soll von sledz polnisch = Häring kommen. Auch Mecklenburg (deutsch = Grosse Burg) kann sich der polonisierenden Erklärung nicht entziehen. Inmitten dieser Fabeleien ist von dem Lande Brandenburg die Rede. Der Chronist nennt es „Sgorzelicia, welches jetzt Brandenburg genannt wird“, (*Monumenta Poloniae Histor. ed. Bielowski II, 480.*) und an anderen Stellen nennt er den Markgrafen von Brandenburg auch von Sgorzelicz (*marchio de Brandeborg alias de Sgorzelicz pg. 586 und pg. 593 marchio Brandeburgensis sive de Sgorzelicz*). So wenig nun auf die übrigen törichtten Konjekturen des Chronisten etwas zu geben ist, so ist auch an unserer Stelle mehr als wahrscheinlich, dass der polnische Verfasser Brandenburg mit Hilfe des polnischen Wortes gorz, Brand, lediglich übersetzt hat, der zu allen Zeiten bewiesenen Neigung der Polen folgend, die deutschen Orte zu polonisieren. Wäre der Ausdruck Sgorzelitca in der wendischen Bevölkerung neben oder gar statt Brandenburg üblich gewesen, so stände zu erwarten, dass diese Namensform namentlich zur Zeit der wiederhergestellten Slavenherrschaft 983—1150 irgend wann in Chroniken oder Urkunden begegnete, was keineswegs der Fall ist.

Es ist somit kein Grund vorhanden, an die slavische Herkunft des Namens Brandenburg zu glauben oder dem Namen eine ältere slavische Form zu substituieren, vielmehr ist die merkwürdige Thatsache festzustellen, dass mitten im Slavenlande, durch Jahrhunderte wendischer Herrschaft hindurch, der urdeutsche Name Brandenburg sich aus der Germanenzeit her erhalten hat. Mit vollem Rechte darf man annehmen, dass hier schon in

germanischer Zeit eine Ansiedelung bestand, worauf ja auch die zahlreichen in der Stadt gehobenen Urnenfunde der Bronzeperiode hinweisen. In der Slavenzeit aber muss, wenn man nicht eine germanische Sprachinsel in dem Orte annehmen will, jedenfalls der Verkehr mit dem nahen deutschen Nachbarlande lebhaft genug gewesen sein, um der Stadt den germanischen Namen zu erhalten. Auf uralte germanische Ueberlieferung weist ja auch der Name Harlungenberg hin, der schon 1173 gleich nach dem Tode Albrechts des Bären zum ersten Male erscheint. Der Berg, der früher den Triglavtempel getragen hatte und jetzt mit einer Marienkapelle gekrönt war, wäre in einer bischöflichen Urkunde wohl nicht mit einem auf germanische Götter- und Heldensage hindeutenden Namen bezeichnet worden, wenn dieser nicht ein altes historisches Recht gehabt hätte. — Also mag man in Zukunft im Namen der Brandenburg (= der auf dem Boden gebrannter Rodung errichteten Burg) ohne Bedenken einen Gruss aus der germanischen Vorzeit unserer Heimat sehen.

Bücherschau.

Geologische Karte von Preussen und den Thüringischen Staaten. Im Massstabe 1:25 000. Herausgegeben von der Königlich Preussischen Geologischen Landes-Anstalt und Bergakademie. 73. Lieferung. Blatt: Prötzel, Möglin, Strausberg, Müncheberg. Nebst Erläuterungen.

Die geologische Kartierung ist ausgeführt worden von dem Königlich Landes-Geologen, Herrn Professor Dr. Wahnschaffe.

Die Blätter umfassen den interessanten Strich längs der Grenze von Barnim und Lebus. Auf ihnen sind die landschaftlich schönsten Stellen in der näheren Umgebung von Berlin zu finden, wie die Märkische Schweiz, Buckow und der Blumenthal bei Prötzel.

Von den drei Formationen, dem Tertiär, dem Diluvium und dem Alluvium, ist das Tertiär am wenigsten verbreitet; es tritt ganz vereinzelt an der Oberfläche hervor, und nur zwei Braunkohlengruben, die Gruben Blitz bei Herzhorn und Willenbücher bei Bollersdorf haben es in grösserer Tiefe aufgeschlossen.

Alsdann ist bei Buckow eine Grube im Septarienthon zu erwähnen, deren geologische Bedeutung schon in einer besonderen Arbeit gewürdigt worden ist.¹⁾ Das Diluvium setzt sich zusammen aus dem Unteren Geschiebelehm, dem Unteren Sand, dem Oberen Geschiebelehm und dem Thalsand. Der Untere Geschiebelehm tritt nur in den tiefen Schluchten als schmales Band zu Tage, wie im Gamengrunde und im Bütznitz-Thal bei Möglin. Der Untere Sand hat auf den Blättern Strausberg, Prötzel und Müncheberg die grösste Ausdehnung, hier bleiben für den Oberen Geschiebelehm nur einige Inseln in der Nachbarschaft der Dörfer übrig. Der Untere Sand ist der Träger der Forsten z. B. der grossen Prötzler Forst und der Strausberger Stadtforst. Auf Blatt Müncheberg liefert auch der Thal-

¹⁾ Mtsb. III, S. 236.

sand Forstterrain. Auf dem Blatt Möglin ist hingegen der Obere Geschiebelehm die herrschende Bodenart und der Untere Sand tritt hier in schmalen Streifen und Inseln auf. So ist der Strich zwischen Frankenfelde, Reichnow, Batzlow und Reichenberg eine fast zusammenhängende Decke von Oberen Geschiebelehm. Hier ist das Gelände schwach coupiert, es fehlen grössere Rinnen und Seen fast gänzlich. Anders verhält es sich nach dieser Richtung mit den übrigen Blättern; hier treten die Abschmelzrinnen der Gletscherwässer auf das deutlichste hervor. Am interessantesten ist die Grenzrinne zwischen Lebus und Barnim, sie setzt sich zusammen aus dem 1 $\frac{1}{4}$ km breiten Roten Luch, dem Stobber und zahlreichen Seen, welche die Umgebung von Buckow auszeichnen. Welche Terrain-Unterschiede sich dabei finden, ist auffällig. Der Spiegel des kleinen Tornow-Sees liegt 37,6 m über dem Meeresspiegel und der des grossen 20,4 m. Ein anderes Beispiel ähnlicher Art ist ein Fliess, welches östlich neben Strausberg entspringt und in den Stienitz-See mündet, es besitzt auf dieser Strecke von 4,5 km Länge ein Gefälle von 23,9 m. Zache.

Brunold-Denkmal.

An Beiträgen zur Errichtung eines „Brunold-Denkmal“ sind bisher eingegangen von: Karl Marschner 100 M.; W. Schwartz 5 M.; Friedel 5 M. Neisch 2.50 M.; Lüdecke 10 M.; Lüdecke 5 M.; Mahn-Leipzig 3 M.; Schwarzmeier-Wrietzen 15 M.; Heese 4 M.; Schleyen-Anclam 20 M.; Ebeling und Gen. 8 M.; Kuhls 20 M.; Thielbörge 3 M.; Nawrocki u. Gen. 9.50 M.; Lehrerverein Lauban 3 M.; Touristen-Club für die Mark Brandenburg 41 M.; Pollähhamburg 4 M.; H. B.-Meran 30 M., 3. Schöneberger Gemeindeschule 3 M.; Berliner Gemeinde-Schulen: 2. 1 M.; 11. 2 M.; 68. 6,75 M.; 96. 4 M.; 105. 3 M.; 130. 4.50 M.; 155. 3 M.; 166. 4 15 M.; 169. 2 M.; 176. 4,30 M., 187. 2.05 M. Zusammen 327.75 M. Den freundlichen Gebern verbindlichsten Dank. Weitere gütige Beiträge nimmt entgegen

Friedel, Geheimer Regierungs- und Stadtrath,
Berlin NW., Paulstr. 4.

Berichtigung.

Statt des Druckfehlers „in Teltow“ (d. h. in der Stadt Teltow), muss es heissen, Seite 233, „im Teltow“ (d. h. im Kreise Teltow, auf dem Lande).

Ferner Seite 158 statt Ribes nigrum, unter Hehnderschkene, Ribes nigrum Ascherson. W. v. Sch.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Gesamtverein für Deutsche Landeskunde.

Die in unserer Brandenburgia mehrfach*) erörterte Angelegenheit der Begründung eines die sämtlichen heimatkundlichen Vereine bez. der allgemeinen Gesichtspunkte zusammenfassenden Gesamtvereins für Deutsche Landeskunde scheint ihrer Verwirklichung näher zu treten. Es dürfte noch vor Weihnachten ein vorläufiger Ausschuss in's Leben treten, welcher die Sache für den Deutschen Geographentag, der um Ostern 1897 in Jena tagen wird, vorbereitet. Gegen Neujahr 1897 ist ein allgemeiner Aufruf zu erwarten. Ein Jahresbeitrag dürfte bis auf weiteres nur in einer sehr geringen Summe (zwei Mark) erhoben werden. Vorläufig hat sich die hierselbst im Verlage von Hermann Paetel unter Redaktion des Herrn Rudolf Fitzner, Berlin W., Elssholz Str. 22 erscheinende Zeitschrift „Aus allen Weltteilen“ den Arbeiten für das Zustandekommen unseres Gesamtvereins speziell gewidmet. Mit dem im Oktober d. J. begonnenen 28. Jahrgang hat zu diesem Zweck die genannte Zeitschrift sowohl ihren Titel wie ihren Inhalt geändert. Sie bezeichnet sich als „Deutsch-nationale Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde“. Ihr Inhalt ist fortan 3 fach gegliedert: 1. Deutsche Land- und Volkskunde. 2. Das Deutschtum im Auslande. 3. Unabhängige Deutsche Kolonialschau.

Vom Standpunkt unserer Heimatkunde der Provinz Brandenburg interessiert uns das 1. Thema am meisten. Die uns vorliegenden Hefte bringen bereits entsprechende Aufsätze: „Deutschlands natürliche Gliederung und seine geschichtliche Grenzverengung“ von Alfred Kirchhoff-Halle; „Das älteste Musikinstrument der Provinz Sachsen und seine heutige Verbreitung“ von G. Reischel-Oschersleben (thönerne Trommeln, welche auch in den altgermanischen Gräberfeldern der brandenburgischen Lausitz vorkommen).

Wir wünschen beiden Unternehmungen, dem Gesamtverein und der Zeitschrift, ein befriedigendes Gedeihen.

*) Vgl. Monatsblatt II. S. 30; III. S. 1 flg., insbesondere V. S. 6 bis 11.

II. (2. öffentl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. November 1896, abends 7^{1/2} Uhr,
im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses,
Matthäikirchstrasse 20/21.

Der Ehrenpräsident, Wirkliche Geheimrat von Levetzow leitete die Sitzung. Zur Auslage gelangten und wurden vom II. Vorsitzenden, Stadtrat E. Friedel, besprochen:

1. Straube's Verkehrs-Handbuch Berlin und Umgebung in Karten, Wort und Bild 1896. Auskunftsbuch und Wegweiser durch die Reichshauptstadt, ihre Kunstschatze, Sehenswürdigkeiten, Vergnügungen und hervorragenden Geschäftshäuser. — Geographisches Institut und Landkarten-Verlag Jul. Straube, Berlin. — 96 S. Fol. in Prachtband. Ein vorzügliches Orientierungswerk, wie alle ähnlichen Unternehmungen der Firma, gut und zuverlässig ausgestattet und daher ebenso sehr Auswärtigen wie Heimischen zu empfehlen.

2. Das Prachtwerk: Berlin und seine Eisenbahnen 1846—1896. Herausgegeben im Auftrage des K. Preuss. Ministers der öffentlichen Arbeiten. 2 Bde. gr. 4°. Mit 15 Bildern in Kupferätzung, 34 Tafeln und Plänen und zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen. — Am 10. November 1846 vereinigten sich in Berlin zehn preussische Eisenbahnverwaltungen zu dem Verbands der Preussischen Eisenbahnen. Die Aufgabe, die sich dieser Verband stellte, war einmütiges Handeln zur Förderung der Interessen der Eisenbahnen und des Publikums. Ein Jahr später ist hieraus der Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen geworden. Am 28. Juli 1896 hat derselbe auf eine ebenso lange wie gedeihliche und rühmliche Entwicklungsgeschichte bei der Feier in unseren Mauern zurückblicken können. Zu den Gaben, die die Preussische Staatseisenbahnverwaltung dem Verein bei seiner fünfzigjährigen Jubelfeier dargebracht hat, gehört die Denkschrift, von der Herr Geheimrat Dr. Paul Schubart, unser verehrtes Mitglied und Mitverfasser des kostbaren Werks, unserer Gesellschaft ein hierdurch mit verbindlichstem Danke angenommenes Exemplar überweist. — Der I. Teil umfasst die Entwicklung des Berliner Stadtbildes hauptsächlich nach der verkehrlichen Seite, Teil II. die geschichtliche Entwicklung der Berliner Eisenbahnen, von der Entstehung der ersten Eisenbahnen

bis zum Erwerb der Berliner Eisenbahnen durch den Staat; — die Berliner Ring- und Stadtbahn; — die bauliche Entwicklung der Berliner Fern- und Vorortbahnen bis zur Gegenwart. Teil III. ist der geschichtlichen Entwicklung des Personenverkehrs gewidmet (Fernverkehr und innerer Personenverkehr). — Teil IV.: Die Entwicklung des Güterverkehrs mit interessanten Spezialangaben über die Hauptverbrauchsgegenstände der Reichshauptstadt. — Teil V. behandelt die Betriebsleistungen der Berliner Eisenbahnen (die Personenfernzüge [Bergland- und Flachland-Gruppe]. — Oertlicher Zugverkehr. — Die Güterzüge unter spezieller Berücksichtigung des Zentralviehhofs, der städtischen Zentralmarkthallen am Alexanderplatz und der Packhofsanlagen). Eine Zeittafel, alle wichtigeren einschlägigen Ereignisse in chronologischer Folge aufführend, ist für den sich schnell zu orientieren genötigten Leser eine angenehme Beigabe.

3. Berlin und seine Bauten, bearbeitet und herausgegeben vom Architekten-Verein zu Berlin und der Vereinigung Berliner Architekten. Berlin 1896. Wilhelm Ernst & Sohn. Drei Bände Fol. Mit vielen Plänen und Abbildungen.

Im Jahr 1877 gab der Architekten-Verein allein die erste zwei-bändige Auflage dieses Werks mit 609 Holzschnitten nebst 8 Kupfer- und Karten-Beilagen im Verlage von Ernst & Korn hierselbst heraus. Kaiser Wilhelm I. gewidmet, zählte jene Ausgabe X + 487 bzw. 301 S., während das neue mit seinen Zielen gewachsene Standard-Work LXXXVIII + 680 bzw. VIII + 577 + 296 S. zählt. Die Anordnung war dort: erst der Tief-, dann der Hochbau. Die diesmalige umgekehrte Anordnung ist die offenbar zweckmässigere. Band I. enthält: A. Einleitendes (Baugeschichte). B. Die Baubehörden (technischer Unterricht und technisch-wissenschaftliche Anstalten). C. Die Ingenieurbauten, von denen namentlich die Brücken das heimatliche Interesse in Anspruch nehmen. D. Baustoffe und Baukonstruktionen. E. Feuerlöschwesen und Strassenreinigung. G. Die Industrieanlagen. Naturgemäss heimelt den Laien der II. und III. Band des vortrefflichen Werkes am meisten an. Der ungemein angeschwollene Stoff ist hier unter XXIX Nummern untergebracht: I. Die Schlösser und Palais. — II. Die öffentlichen Denkmäler. — III. Reichstags- und Landtags-Gebäude. — IV. Gebäude für die Verwaltungsbehörden des Deutschen Reiches. — V. Post und Telegraphie. — VI. Verwaltungsbehörden des Preussischen Staates. — VII. Gebäude der Gemeindeverwaltung. — VIII. Gebäude der Provinzial- und Kreisverwaltung. — IX. Thore und Brückenhallen. — X. Kirchen. — XI. Die Museen, Bibliothek und Archiv. — XII. Ausstellungspark und Ausstellungsgebäude. — XIII. Sammlungen lebender Tiere und Pflanzen. — XIV. Hochschulen. — XV. Unterrichtsanstalten. — XVI. Justizverwaltung. — XVII. Börse, Banken, Münze. — XVIII. Militärverwaltung

— XIX. Heilanstalten. — XX. Besserungsanstalten. — XXI. Waisen-, Versorgungs- und Unterkunfts-Anstalten. — XXII. Theater und Circus. — XXIII. Saalbauten. — XXIV. Vergnügungsanlagen. — XXV. Panoramen. — XXVI. Badeanstalten. — XXVII. Die Städtischen Markthallen. — XXVIII. Desinfektionsanstalten. Ratswagen. — XXIX. Der Städtische Central-Vieh- und Schlachthof. Band III. beschäftigt sich mit den eigentlichen Privatbauten: I. Bier- und Kaffeehäuser. — II. Hôtelbauten. III. Reitbahnen. — IV. Geschäftshäuser. — V. Wohnhausbauten. — VI. Künstler-Werkstätten. — VII. Gebäude für Vereine.

Der Vergleich des modernsten Berlins mit dem von 1877 muss unsere Verwunderung erregen. Dies Staunen bezieht sich weniger auf die Ausdehnung und die Vermehrung der eigentlichen Architektur-Bauten, denn ein solches Anschwellen entspricht naturgemäss dem Anwachsen Berlins und seiner in die Darstellung miteinbezogenen Vororte. Viel grösser ist vielmehr der Unterschied gegen vor zwanzig Jahren, sobald man die gesteigerten Ansprüche an Wohnlichkeit und äusserer Annehmlichkeit ins Auge fasst. Das drückt sich auch in der stilistischen Erscheinung aus. In der Periode bis 1877 gewahren wir überall noch die Anklänge an die voraufgegangene Periode der Klassizität Schinkels und an die mehr heiteren Formen der italienischen Renaissance, deren Vorbilder Stüler aus der Umgebung von Florenz zuerst nach Potsdam verpflanzte und deren Leitmotive sich in zahlreichen Bauten Berlins und seiner Vororte bis in die siebziger Jahre hinein vorfinden. Wie anders jetzt. Deutsche Renaissance, soweit das Auge reicht. Schon von weither zeigen die ragenden Dächer, dass man zu den Prototypen der ansehnlichen älteren deutschen Hausbauten zurückgreift, indem man die Vorbilder tastend und eklektisch bald in Norddeutschland, bald in Süddeutschland und bis Oesterreich hinein sucht, alles dem modernen Bedürfniss nach Licht und Luft, nach Bequemlichkeit und Pracht angepasst. Zu einem einheitlichen Stil hat sich freilich noch immer nicht die Reichshauptstadt mit ihren Umgebungen durchzuringen vermocht und es wird dazu auch im kommenden Jahrhundert, allem Anschein nach, so bald nicht kommen.

4. Herr E. Friedel bringt die hier folgenden

Nachträge zu den Verkehrtbäumen, welche von ihm in der Oktobersitzung besprochen wurden. Mitglied Herr August Förster hat in dankenswerter Weise eine Menge Angaben gesammelt, welche dem zu erwartenden gedruckten Hauptbericht angeschlossen werden sollen. Ein eigentlicher und zweifellos als solcher zu bezeichnender Verkehrtbaum ist bisher trotzdem noch nicht ermittelt. In der Stadt Oldenburg läuft fast dieselbe, an die Legende der Heiligen Gertrud erinnernde Sage um, wie in Berlin. Am alten Kirchhof daselbst steht eine vielhundertjährige Linde, deren Zweige nach

unten hängen, und deren Stamm oben merkwürdig knorrig ausgebildet ist. Ein junges Mädchen soll auf dem Wege zur Richtstelle von einer Linde einen Zweig abgerissen und mit den Worten verkehrt in die Erde gepflanzt haben, dass sie, sowahr jener weiterwachsen werde, unschuldig wäre. Daraus sei im Lauf der Zeiten jener mächtige Verkehrt-Lindenbaum, der noch heute die Verwunderung des Beschauers erregt, erwachsen.

Am 25. Oktober d. J. habe ich mehrere der sogenannten Verkehrt-Bäume des Neuen Gartens in Potsdam mit Hülfe der Mitglieder Herren H. Maurer, E. Schenk und A. Glöe photographiert. Ich lege Ihnen zunächst eine Photographie der prachtvollen Linde vor, welche sich dicht neben dem Marmorpalais, Angesichts links, befindet. Leider ist die charakteristische Verdünnung des Baumes, der Hals der Flasche, welche gewissermassen die Gestalt des Stammes der sogen. Verkehrt-Bäume darstellt, durch die Lehne der den Stamm umschliessenden Ruhebänk einigermassen verdeckt. Weiterhin an einer Wegekreuzung ein einzelner schöner typischer derartiger Lindenbaum; es folgen dann nahe dem Heiligen-See zwei weitere solche Linden, bei der einen ist die Stammverdünnung nur kurz, bei der anderen dagegen länger, und tritt bei diesem Baum der typische verkehrtflaschenförmige Aufbau des Stammes ganz zweifellos in die Erscheinung. Mehr als sechs Exemplare haben wir im Neuen Garten nicht ermittelt, sie sind also seltener, als wir vermuteten. Alle diese Bäume sind offenbar als besondere Raritäten an hervorragenden Stellen und zur Schau gepflanzt, denn anderweitig finden sich solche Bäume durchaus nicht, obwohl der Neue Garten ganze Alleen von Lindenbäumen und Linden auch im Gebüsch enthält. Es zeigen sich bei diesen sogen. Verkehrt-Bäumen zuunterst kleinblättrige Winter- oder Spätlinden (*Tilia ulmifolia* Scop. = *T. parvifolia* Ehrh.), die Blätter beiderseits kahl, unterseits graugrün, denen man alsdann eine rascher und umfänglicher wachsende Sommer- oder Frühlinde (*Tilia platyphylla* Scop. = *T. grandifolia* Ehrh.), Blätter grösser, unten wollhaarig, beiderseits grün, zum Teil auch die ungarische Silberlinde (*Tilia argentea* Desf.), Blätter oben fast kahl, unterseits dicht weissfilzig, aufgepfropft hat. Der Wirth ist zurückgeblieben, dagegen hat sich das Pfropfreis ungemein stattlich entwickelt: daher eben das ungekehrt flaschenförmige Aussehen des Stammes, welches dem Volke auffällt und es veranlasst, die Ueberlieferung von den wirklich verkehrten Bäumen auf diese gartenkünstlerische Spielereien zu übertragen.

Diese sogen. Verkehrtbäume des Neuen Gartens, wie überhaupt die der Königlichen Schlossgärten, sind ausnahmslos Linden. Sie stammen aus den achtziger oder neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wobei zu bemerken, dass das Marmorpalais, zu dessen Ausstattung der

Neue Garten gehört, 1786 bis 1790 von Gontard und Langhaus gebaut, der Garten aber im englischen Stil von Eiserbeck zwischen 1786 und 1794 angelegt wurde.

Am 1. November d. J. photographierte Herr Maures in meiner und des Ihnen allen von dem Brandenburgia-Ausflug nach der Pfaueninsel am 10. Juni d. J. erinnerlichen freundlichen Herrn Oberhofgärtners Reuter's Gegenwart die grosse Silberlinde, welche nahe dem von Friedrich Wilhelm II. angelegten Schlösschen auf dem Eilande steht, jedoch trotz ihres ungemein kräftigen Wuchses, welcher aus der hiermit vorgelegten Photographie deutlich erhellt, dennoch nicht viel über 100 Jahr alt ist. Typischer als bei dieser sogen. Verkehrtlinde kann man die Ausbildung, die umgekehrt flaschenförmige Verbildung des Stammes sich kaum denken. Der zurückgebliebene Mutterstamm ist auch hier die kleinblättrige Winterlinde. Nach Herrn Reuter ist es der einzige derartige Baum auf dem Kaninchenwerder, den der König Friedrich Wilhelm II. Pfaueninsel umtaufte. Derartige Pfropfungsversuche sind nur noch bis etwa in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts fortgesetzt worden und seitdem unterlassen, weil man aus Holland schnellwüchsige und grossblättrige Linden beziehen konnte, welche das Pfropfen und die damit immerhin verbundene Missbildung des Unterstammes entbehrlich bzw. vermeidlich machen. Seitdem stehen dort also auch die fälschlich sogenannten Verkehrt-Linden sozusagen auf dem Aussterbe-Etat.

Bemerkenswert ist an diesem merkwürdigen Lindenbaum, dass ein Ast sich auf die Erde senkt, dort Wurzel getrieben und aus diesem einen mit dem Mutterstamm in Verbindung stehenden neuen jungen Lindenbaum, der auch schon ganz ansehnlich ist, hervorgebracht hat. Herr Reuter teilte mir mit, dass man auf diese Weise die Linden aus umgebogenen Zweigen nicht selten gärtnerisch vermehre. Damit nähert man sich schon etwas den eigentlichen Verkehrtbäumen insofern, als hier die Spitzen des Zweiges sich der Erde nähern und aus ihnen sich selbständige Bäume entwickeln. Es ist aber klar, dass, da diese natürliche Ableger mit dem Mutterstamm in organischer Verbindung bleiben, hier von einer Umkehr der biologischen Verhältnisse, dass die Spitze Wurzel und die Wurzel Krone werde, doch gar keine Rede sein kann; auch fasst die eigentliche weiche Spitze nicht Wurzel, sondern nur die mehr zurückliegenden holzigen Teile des Zweiges.

Ein ähnliches Verhältnis haben wir auf der Pfaueninsel nicht weit von dieser Linde auf dem grossen Rasenplatz am 10. Juni d. J. an der grossen Rottanne oder Fichte (*Picea excelsa* [Lmk.] Lk.) gesehen, deren photographische Aufnahme wir am selbigen Tage bewirkten. Sie sehen den wiederholt vom Blitzschlag abgesplitterten pfahlartigen Stamm. Verschiedene grosse Aeste haben sich von ihm niedergebogen, Wurzel gefasst und wahren stattlichen jungen Fichten das Dasein geschenkt,

welche ein förmliches Tannendickicht, ein sogen. Tannicht, bilden, das an den Urwald erinnert.

So mag es in den germanischen Urwäldern, besonders in den Grenz- und Bannwäldern, ausgesehen haben mit ihren natürlichen Gebücken, die dadurch entstanden, dass die Zweige der Linden, Fichten und anderen Bäume zur Erde geneigt selbstständige Bäume bildeten, die vermischt mit Unterholz, Dornen und Gestrüpp den altdeutschen Hain unpassirbar und nach Seneca, Plinius und Tacitus zu einem Schreckniss für die römischen Legionen und Ansiedler machten.

Beiläufig sei erwähnt, dass Sie neben der Fichtengruppe noch ein Berberitzen-Gebüsch (von *Berberis vulgaris* L.) gewahr werden, welches mehrere klumpenförmige Hexenbesen zeigt, wobei ich auf das verweise, was ich Bd. 4 des Monatsblattes S. 289 flg. über dies interessante Thema mitgeteilt habe.

Weitere Thatsachen und Angaben über die Verkehrt-Bäume nehme ich übrigens, wie ich ausdrücklich bemerke, auch fernerhin noch dankend entgegen. —

Bei der sich an die interessanten Mitteilungen anknüpfenden Diskussion bemerkt Herr Dr. Bolle bezüglich dieser eben näher erörterten sogenannten (lediglich auf Aufpfropfungen beruhenden) Verkehrtlinden, wie er bezweifle, dass sich der moderne Volksglaube auf sie beziehe, weil das Pflöpfen der Bäume nicht viel über 100 Jahre bekannt sei, das Volk also zur Legendenbildung keine Zeit gehabt habe.

Herr Friedel ist an der Hand vieler Thatsachen vom Gegenteil überzeugt. Herr Rittmeister Krug hat ihm im Garten von Haus Jessen bei Gassen in der Niederlausitz eine Anzahl absichtlich im Halbkreis gepflanzter Pflöpf-Linden der beschriebenen Art gezeigt und dabei erzählt, das Volk und die Ueberlieferung sage, dass diese Bäume verkehrt gepflanzt seien. Das Alter derselben sei auf etwa 80 Jahr zu schätzen. Geheimrat Dr. Wilhelm Schwartz entsinne sich von seiner Jugend ähnlicher Linden, welche in der Nähe des verschütteten Grünen Grabens in dem damals noch viel grössern Garten der Loge zu den 3 Weltkugeln in Berlin gepflanzt gewesen und im Volksmunde allgemein als Verkehrtbäume bezeichnet worden seien. Diese Bäume, welche jetzt verschwunden, mochten etwa aus der Zeit Friedrich Wilhelm I. stammen. Am Wall in Neuruppin steht eine Linde, welche im Volksmunde die Verkehrtlinde heisst. Fräulein Clara von Förster teilt mit, dass im Schlossgarten zu Schwedt nahe der Oder eine doppelte Reihe eigentümlich gestalteter Linden stehe, welche so verschnitten und gebogen sind, dass sie einen schattigen Laubgang bilden. Der Volksmund erzähle von diesen Bäumen, die vielleicht auf 100 Jahre zu schätzen, dass sie verkehrt gepflanzt worden seien.

Auch bemerkt Herr Friedel noch, dass die Kunst des Pfropfens bereits im 17. Jahrhundert allgemein bei uns bekannt gewesen sei und dass beispielsweise der gartenverständige Grosse Kurfürst dieselbe eigenhändig geübt habe.

Hiernächst fügt Herr Wirkl. Geheimrat von Levetzow hinzu, dass die Sage von den Verkehrtbäumen ihm auch aus der Neumark, insbesondere aus dem Kreise Königsberg daselbst, wo er angesessen, bekannt sei. So stünde im Gutsgarten zu Bärfelde bei Neudamm eine merkwürdig verschnittene Linde, deren zur Erde hängende Zweige eine Laube ringsum bildeten. Der Stamm sei verkehrt flaschenförmig. Der Baum wäre wohl keine 100 Jahre alt. Er heisse allgemein die Verkehrt-Linde.

Herr Bureau-Vorsteher Storbeck hierselbst teilt durch Herrn Sonnenburg mit, dass vor einigen Jahren ein Gärtner in seinem (Storbecks) Garten auf eine gewöhnliche Linde eine andere Spezies gepfropft, dem Besitzer aber gleich dabei bemerkt habe, wie sich der aufgepfropfte Stamm monströs und ganz anders als der Mutterstamm entwickeln werde. Die Fabrikation, sozusagen, der vom Volk irrtümlich als verkehrt gepflanzt angesehenen Bäume ist also noch im Schwange.

Nachdem Herr Friedel noch darauf verwiesen, dass ein typischer vielleicht 80 Jahr alter sogen. Verkehrt-Lindenbaum, ebenfalls eine Pfropflinde, sich in unserem Vorortstädtchen Werder befinde, in dem Garten, welcher an dem Treffpunkt der Bahnhofsstrasse mit der Glin-dower Strasse liege, schliesst er mit dem Bemerkten, dass die mythenbildende Kraft unseres gegenwärtigen Volks, welche Herr Dr. Bolle bezweifle, glücklicher Weise noch vorhanden sei; dies bewiesen z. B. die vielen völlig legendären Erzählungen, die sich an den französischen Krieg, insbesondere an die Person des Prinzen Friedrich Karl anknüpfen.*)

5. Alte Bäume: Eichen, Zirbelkiefer, Sumpfcypresse.

Ich benutze die Gelegenheit, noch die photographischen Aufnahmen einiger anderer, für die Heimatkunde hoch bedeutsamer, besonders ansehnlicher Bäume ebenfalls am 1. November d. J. auf der Pfaueninsel durch Herrn H. Maurer veranlasst, vorzulegen:

- a) Die isoliert stehende Rieseneiche, deren Umfang 1 m über Terrain, 6 m beträgt und die von Sachverständigen auf das ehrwürdige Alter von 1000 bis 1200 Jahren geschätzt wird.
- b) Die Priestereiche am Priesterfelde. Dieselbe, weniger stark, wird auf immerhin mindestens 800 Jahr geschätzt und mit dem wendischen Kultus in Verbindung gebracht. Deutlich erkennbar ist der sonderbar breite, erhabene, ringförmige Wulst,

*) Vgl. die interessanten Mitteilungen des Fr. Elisabeth Lemke, die Hohenzollern in neuester Mythenbildung. Monatsblatt II, S. 207 flg.

welcher in etwa 2 m Höhe den Baum umgiebt und oben eine rinnenförmige Vertiefung hat. Beides, Wulst und Rinne, hat zweifellos Menschenhand durch langjährige Einwirkung auf den Stamm der Eiche erzeugt.

e) Eine ebenfalls vielhundertjährige Eiche, eine Ruine, der Stamm von den gefräßigen Larven des Eichenbock-Käfers (*Cerambyx heros* L.) seltsam ringförmig und schuppig durchlöchert.

d. Die prächtige Zirbelkiefer oder Arve (*Pinus cembra* L.) ein Solitärbaum von gebietender Pracht, wie er in den höheren Waldregionen der Alpen nicht schöner sein kann. Er trägt Zapfen mit reifen Samen auf der Pfaueninsel und dürfte etwa hundertjährig sein.

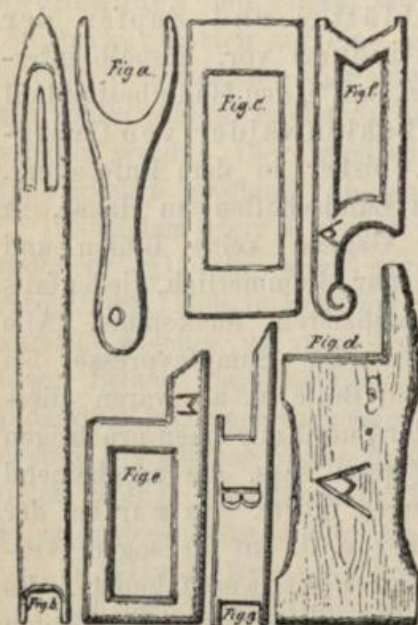
e) Ich lege ferner Zweige, Nadelblätter und Zapfen der Sumpfcypresse (*Taxodium distichum*) vor, deshalb interessant, weil dieser Baum, der, wie bekannt*), den Hauptbestandteil der fossilen (tertiären) Braunkohlenwälder von Gross-Räschen, Kreis Calau, bildet, bisher in dem Rufe stand, dass er, eigentlich in subtropischen Landschaften zu Hause, in unserem Klima und in unserer Gegend keine Blüten und Früchte mehr hervorbringe und nur kümmerlich, jedenfalls unvollkommen, d. h. ohne zu fruktifizieren, fortkomme. Alle Bemühungen nach hiesigen Zapfen der Sumpfcypresse bei namhaften Dendrologen, wie Freund Bolle u. a. waren diesbezüglich bislang ohne Erfolg, bis der Zufall mir einen prächtigen Sumpfcypressenbaum, der voller Zapfen sass, die anscheinend reife Samen enthalten, vor die Augen führte. Es war bei der Gelegenheit, als ich am 25. Oktober v. J. auf die sogen. Verkehrt-Linden im Neuen Garten zu Potsdam fahndete. Es ragten nahe der einen Verkehrtlindengruppe beim sog. Roten Hause Gegenstände dicht an dem Wasser des Heiligen Sees im Ufersaum heraus, die ich aus der Entfernung für unordentlich hingeworfene gelbe Mauersteine hielt. Herantretend gewährte ich, dass es die merkwürdigen tafelförmigen Luftwurzeln der genannten Cypresse waren. Die Zapfen erinnern in Form und Grösse an die unserer südeuropäischen gemeinen Cypresse (*Cupressus sempervirens*). Mir erscheint diese Thatsache bei dem ca. 100jährigen Baum nicht ohne Interesse, zumal er vollkommen ungeschützt am Wasserrande die rauhesten Winterstürme und eine Minustemperatur bis zu 25° R. ertragen hat, ohne zu leiden. Man darf also aus den miocänen Sumpf-

*) Vgl. meine Angaben im Monatsblatt III. S. 212 fig. u. 271 fig.

cypressen von Gross-Raeschen allein wohl nicht ohne Weiteres darauf schliessen, dass dort, als sie lebten, ein besonders warmes Klima während der ganzen Periode geherrscht habe. Vielleicht hat zunehmende Trockenheit des Untergrundes den dortigen Sumpfcypressen-Bestand vernichtet. — Herr Prof. Dr. Ascher-son bemerkt hierzu, dass eine Sumpfcypresse im hiesigen botanischen Garten ebenfalls in diesem Jahre zum ersten Male Zapfen, allerdings mit anscheinend nicht ganz ausgereiften Samen getragen habe.

Herr E. Friedel legt ferner vor und bespricht:

6. Primitive Strick-Gerätschaften, die sich im Volksgebrauch erhalten haben. Seitens des Fräulein Gertrud Schwartz, Tochter unseres Ehrenmitgliedes, ist mir für das Märkische Museum eine sog. Schnur-



Gabel verehrt worden (Fig. a), aus Berlin stammend, welche zur Herstellung vierkantiger, im Durchschnitt quadratischer Schnüre gebraucht wird, wie das angefangene Exemplar einer Schnur zeigt. Die Gabel erinnert ungefähr an den Griff eines Handspiegels. An einem 10 cm langen Griff, der am unteren Ende ein Loch hat, durch welches die Schnur bequem passieren kann, sitzt eine zweizinkige Gabel ca. 5 cm lang, deren beide Enden etwa 4 cm von einander entfernt sind. Durch Hin- und Herschlingen des Fadens mit 2 Fingern und Drehen der Gabel wird die Verschnürung für den Kundigen mit grosser Leichtigkeit und Schnelligkeit erzeugt. — Einigermassen verwandt, aber komplizierter sind die in der Provinz Brandenburg und in vielen Teilen Europas üblichen Netzstricknadeln (Fig. b), von denen ich ihnen 7 Exemplare des Märkischen Museums vorlege: B. VI. 2419 aus Berlin von Eisen, VI. 194 von 1808 aus Oderberg i. M., VI 1952 ebendaher vom Jahr 1794, VI 1952 ebendaher von 1835, VI 8631 aus Ostpreussen, VI 8632 ebendaher und III 601 aus der französischen Kolonie Gabon in Afrika. Immer handelt es sich um einen langen Spahn, meist aus Holz, der unten wie die Schnurgabel ausgeschnitten ist, während er sich oben sanft zuspitzt. In der Zuspitzung ist der Netzstricker ausgeschnitten, so zwar, dass eine Zinke genau in der Mitte stehen bleibt, welche beim Filieren eine wichtige Rolle spielt.

Ganz primitiv muten uns die folgenden fünf Netzstrick-Apparate an. Zunächst ein viereckiger Rahmen (VI 191 Märk. M.) aus

Oderberg i. M., ein sog. Ledderings-Rahmen, zum Stricken grosser Netze für den Blei- oder Brachsen-Fang (Fig. c). Die folgenden 4 Geräte hat der Fischer C. Wroost in Rostock die Güte gehabt, dem Märkischen Museum gelegentlich der diesjährigen Gewerbe-Ausstellung hierselbst zu schenken. Mit A bezeichnet ein Ledderingsstock (Fig. d). Derselbe gehört zur Aalnetz-Leddering, die vier eingeschnittenen Kerben am oberen Ende bedeuten die Maschenhöhe, wie der dabei befindliche Netzes-Anfang zeigt. Das übrige sind drei Netzstrick-Stöcke. Der mit M bezeichnete Netzstrickstock (Fig. e) ähnelt dem Rahmen des Oderberger Ledderingsbretts, nur dass die eine Längsseite etwas verlängert ist. Der besseren Haltbarkeit wegen hat der Fischer hierzu Dattelholz verwendet. Hiermit werden Blei- (Brachsen-) Netze gestrickt, deren Maschenweite 65 mm, von Knoten zu Knoten gemessen, beträgt. Der mit A (Fig. f) bezeichnete, einem Geigenbogen ähnelnde Strickstock wird für Hecht-Netze mit 40 mm Maschenweite und der mit B bezeichnete Netzstrickstock (Fig. g) zu Barsch-Netzen von 28 mm Maschenweite verwendet. Dies geschieht in Mecklenburg.

Ich richte nun an die Versammlung und an alle diejenigen, welche diese Mitteilung hören oder lesen, die Bitte, gefälligst dem Märkischen Museum mitzuteilen, ob und wo innerhalb der Provinz Brandenburg dergleichen Schnur-Gabeln und Netzstrick-Vorrichtungen üblich sind oder doch früher im Gebrauch waren. — Eine Dame bemerkte hierauf, dass ihr die Schnurgabel (Fig. a) von ihrer Kindheit her als ein bei Schülerinnen in Berlin beliebt gewesenes Webegerät bekannt sei.

Nachträglich wird mir noch mitgeteilt, dass die Schnurgabel als primitives Haus- und Spiel-Gerät anderweitig bekannt ist in Hannover (Direktor Walden), in West- und Ost-Preussen (Fr. El. Lemke) und in Westfalen (Frau Sökeland).

7. Kustos Buchholz bespricht Vorlagen aus dem Märkischen Provinzial-Museum.

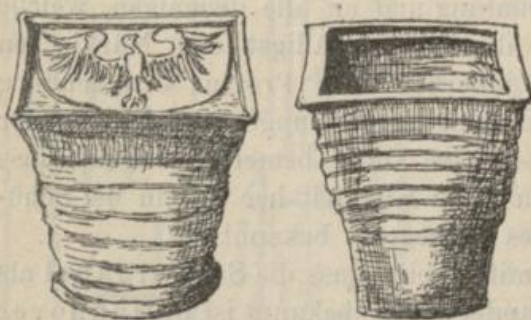
a) Bilder aus Wittstock.

Das Märkische Museum verdankt Herrn Hofsteinsetzmeister Rasche eine Reihe märkischer Städte-Ansichten, von denen Ihnen hier 5 das Städtchen Wittstock betreffende Blätter zur Ansicht vorgeführt werden, weil diese mancherlei den Berlinern wenig bekannte mittelalterliche Bauwerke und historische Erinnerungen darstellen. Es sind photographische Kopien von Zeichnungen und Aquarellen, die von W. Herwarth 1889 gefertigt sind. Auf einem Sammelbilde 9 Ansichten: die alte Bischofsburg, die schon seit Jahrhunderten nur noch als Ruine besteht, die Kirche, das Rathaus, dessen Mauerwerk aus dem 16. Jahrhundert herrührt, der imposante „Gröperthorturm“, das Bergthor, einige Strassenbilder, auf denen das Haus an der „neuen Post- und Kuh-Strassen-Ecke“ als ein wohl 300jähriges beachtenswert erscheint und der „historische

Baum“. Von diesem Baum, einer uralten Pappel, die wegen Altersschwäche schon längst verkrüppelt ist, so dass der Stamm nur noch in einigen Teilen der Peripherie fortvegetiert, bekundet die Ueberlieferung, dass in der Schlacht von Wittstock im September 1636 der schwedische General Banér neben ihm Stellung nahm, als er seine Truppen gegen das sächsisch-kaiserliche Heer mit Erfolg leitete. Die 4 anderen Blätter zeigen uns die Bischofsburg, die Kirche, sowie eine innere und eine äussere Partie an der Stadtmauer.

b) Mittelalterliche Ofenkacheln aus Kloster Neu-Zelle.

Aus den alten Ueberresten der jetzt wieder hergestellten Gebäude des Cistercienser Stifts Neu-Zelle bei Guben sind ausreichend viel Ofenkacheln gewonnen worden, um die Wandung eines neuen Zimmers paneelartig damit zu bekleiden. Diese Kacheln, von denen drei in das Märkische Museum gelangt sind und die nach dem spätgotischen Kunststil der Verzierungen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts herrühren, sind ebenso durch ihre Form, wie durch die Reliefbilder, von kulturgeschichtlichem Interesse.



a.

b.

Ihre Form (Fig. a), die nur kurze Zeit, etwa 50 Jahr, üblich gewesen ist, lässt den Uebergang von den ursprünglichen mittelalterlichen Ofenkacheln (Fig. b) zu der der Renaissance-Kacheln, die sich mit unwesentlichen Veränderungen bis auf den heutigen Tag erhalten hat, erkennen. Die bis gegen Mitte des 15. Jahr-

hunderts gebräuchlich gewesenen Ofenkacheln hatten die Form eines ziemlich tiefen Topfes mit rundem Boden und etwas grösserer quadratischer Mündung, wie Fig. b zeigt. Diese Form war zweifellos aus der praktischen Erwägung hervorgegangen, dass der Ofen um so wirksamer ist, je grösser seine Oberfläche und dass jede Kachel zugleich als eine Ofenröhre zum Wärmen und Trocknen von Früchten pp. nutzbar zu machen sei. Die Verjüngung der Kacheln nach dem Boden hin ermöglichte zugleich den pyramidalen Aufbau des Ofens. Gegen Mitte des 15. Jahrhunderts, als die Glasur auch in der Kacheltöpferei zur Anwendung kam und unter dem Einfluss geordneter friedlicher Zeiten der Schönheitssinn sich allgemeiner entwickelte, begann man, Wert darauf zu legen, dass der Ofen zugleich das Zimmer schmückt. Die bisherige Kachelform bot keine Fläche, um durch Verzierungen dem neuen Geschmack Rechnung zu tragen. Der Töpfer rückte deshalb beim Formen der Kachel den Boden näher an die Mündung, machte ihn dadurch zu einer besser in die Augen fallenden Schafläche und zierte diese mit

einigen kranzförmig gestellten Linien oder Eindrücken. Immerhin blieb die Form, abgesehen von der geringeren Tiefe, noch dieselbe, wie vordem. Als dann aber ein mächtig anstrebender Kunstsinn seinen Einfluss auf alle Gewerbe ausübte, entzieht sich ihm auch die Töpferei nicht mehr. Sie entnimmt dem Formenschatz der Spätgotik eine Fülle von Modellen zur flacherhabenen Ausführung an den Kacheln und um diese künstlerischen Ornamente voll zur Schau zu bringen, wird die bisherige Bodenfläche der Kacheln vollständig vorgeschoben, so dass sie zur Kopffläche wird. Die ursprüngliche topfförmige Kachel hat damit eine, zwar in den Umrisslinien noch gleiche, aber im Abschluss völlig umgekehrte Gestaltung erfahren, wie Fig. b im Vergleich zu Fig. a zeigt; das Zweckmässigkeits-Prinzip ist dem verfeinerten Geschmack geopfert. Bald verliert sich dann auch die alte Kachelform. Während der Ofen bisher durch die Tiefe der Kacheln, bezw. der Wandung, seine Festigkeit erhielt, dabei aber von unnötig grossen Dimensionen war, begann man in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts diese Kolosse etwas einzuschränken, indem man die Kacheln flach, mit niedrigen Falzen, zugleich grösser formte und die Festigkeit des Ofens durch Eisenstäbe und Eisenplatten unterstützte. In jener Form des 16. Jahrhunderts haben sich die Ofenkacheln im allgemeinen noch bis jetzt erhalten.

Die Ornamente dieser 3 Kacheln, wie auch der in Neu-Zelle wieder verwendeten, sind alle flach relief gehalten und zeigen die verschiedensten Motive in spätgotischer Auffassung. Die eine zielt ein gotischer Wappenschild mit einem Adler; da der Adler kein Attribut hat, so ist es schwer, zu entscheiden, ob es der Polnische oder Schlesische oder Brandenburgische oder der Reichsadler sein soll. Nach den lokalen Verhältnissen ist vielleicht der Schlesische gemeint. Die zweite zeigt zwei Papageien, im Gezweige einer Eiche sitzend; ein ähnliches Motiv, noch bereichert durch Putten, findet sich auf einem Kachelscherben, der im Spreegrunde am Mühlendamm zu Berlin gefunden ist und den ich im vorigen Jahre mit anderen Spreegrundfunden vorlegte (cfr. Brandenburgia, 1895 S. 219 Nr. 11837). Das Bild der dritten Kachel ist schwieriger zu erkennen. Es scheint einen Turm oder Kirche, Lade, Reliquarium darzustellen, zu dessen beiden Seiten eine männliche und eine weibliche Figur sitzen, die ein Spruchband vor sich haben. Im Hintergrunde der beiden Figuren erscheinen je 2 flügelförmige Aufsätze, welche die Figuren auch als Engel erscheinen lassen könnten. Unten ist ein schmales Feld mit gotischem Rankenwerk angebracht.

c) Die Hacksilberfunde von Gralow.

Kaum hatte das Märkische Provinzial-Museum im vergangenen Winter eine Schrift über die Hacksilberfunde, speciell über die im Museum befindlichen, veröffentlicht, als wiederum ein solcher Fund von Herrn Rittergutsbesitzer Honig als hochherziges Geschenk einging, der

bei Pflanzkultur-Arbeiten in der Gralower Gutsforst, Kreis Landsberg a. d. W. ausgehoben worden ist.

Wenn dieser Fund auch einen den anderen ziemlich ähnlichen Inhalt hat, so ist es zur Ergänzung der gedachten Schrift doch erforderlich, ihn hier zur Ansicht zu bringen und in seinen Einzelheiten zu beschreiben. Es muss dabei bemerkt werden, dass hier zwar alles das vorliegt, was von dem Funde durch die Arbeiter Herrn Honig überbracht und was gleich darauf bei der Nachsuchung durch Herrn Honig und Herrn Stabsarzt Dr. Rother in Landsberg a. d. W., sowie später bei der örtlichen Feststellung von mir selbst noch gefunden wurde, dass aber grade die grössten und vielleicht schönsten Stücke daraus vorweg anderweitig heimlich geborgen sein dürften. Hierfür sprechen nicht allein die an Ort und Stelle mir gemachten Andeutungen, sondern auch der Umstand, dass sonst immer auch einige unzerbrochene Schmucksachen, namentlich Halsringe aus Silberdraht, Ohrgehänge Fingerringe u. dgl. in den Funden vorkommen, während ganze oder grössere Zierstücke hier gänzlich fehlen.

Der Fund war in einem Topf von ausgesprochen wendischer Töpferei-Technik vergraben, dessen Scherben Sie hier sehen. Der Thon ist mit grobem Steingruss vermengt, die Formung ist mittels der Töpferscheibe bewirkt; die glasureartige Glättung, wie sie die altgermanische Poterie zeigt, fehlt; das Ornament ist in Zickzack- bzw. Wellenlinien-Form roh eingeritzt; der Brand hat noch nicht die Vollkommenheit erreicht, wie sie der Töpferwaare des 12. und 13. Jahrhunderts eigentümlich ist.

Jrgend ein äusseres Merkmal der Fundstelle war nicht erkennbar. Sie befindet sich 4,5 km nördlich vom Mittelpunkt des Dorfes (Kirche), etwa in der halben Höhe des in nordöstlicher Richtung nach dem „Krebsfluss“ zu sanft abfallenden Abhanges, zwischen dem „Faulen Teich“ und dem Griebensee. Beläge für das gleichzeitige Bestehen einer Ortschaft oder einer Wohnstätte in der Nähe sind bisher nicht gefunden.

Der in dem Museum, also überhaupt zur Kenntniss gelangte Silberinhalt des Fundes, von dem ich einige Teile hier vorlege (Fig.) wiegt im ganzen 650 Gramm.

Darunter befinden sich:

- a) Barren-Stückchen; viereckige flache Stücke und viereckige, auch runde Stab-Stücke mit denselben zahlreichen Hack-Kerben, wie sie in der Beschreibung des Leissower Fundes näher hervorgehoben werden, 90 Gramm.
- b) Schmucksachen-Stückchen; von Drahtgeflecht-Halsringen, Anhängern, Ohrgehängen, Perlen, Ringen, Gewandschliessen, Beschlägen u. s. w., darunter sehr zierliche Filigran-Arbeiten, 92 Gramm. Eine kleine Auswahl dieser Bruchstücke zeigt bei folgende Abbildung.

- c) Zerhackte Arabische Münzen, samanidische und abbassidische Dirhems aus dem 9.—10. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, 205 Gramm.
- d) Zerhackte Europäische Münzen, deutsche, dänische u. a. aus dem 10. Jahrhundert, 230 Gramm.
- e) Bestimmbare Münzen und Münzfragmente:
1. Deutsche: Schwaben, Salzburg, Augsburg, Regensburg, Constanz, Breisach, Mainz, Nabburg, Köln, Otto und Adelheid u. a., im ganzen 92 verschiedene Stempel, aus der Zeit von 900 bis 982.
 2. Andere Europäische Münzen: Böhmen, Dänemark, England, Pavia, Joh. Zimisce, im ganzen 23 verschiedene Stempel aus der Zeit von 936—990.
 3. Arabische Gepräge, 15 verschiedene aus der Zeit von 870—980.



Die numismatischen Feststellungen sind durch unser, auf diesem Gebiete hervorragend bewandertes Mitglied, Herrn Dr. Bahrfeldt erfolgt, der die Münzen dieses Fundes in einem soeben im Druck erschienenen Heftchen besonders behandelt hat.

Da die Ortschaft Gralow bereits unter den bekannten Fundstellen von Hacksilber figurierte (ein früherer Fund war schon im Jahre 1818 ausgegraben und in das Königliche Münzkabinet gelangt, ohne dass die Lage der Fundstelle und die Fundumstände genauer aufgenommen

worden waren), so habe ich gelegentlich der örtlichen Feststellungen wegen des diesjährigen Fundes auch über den alten Fund näheres zu ermitteln gesucht.

Ueber diesen liegt die gerichtlich zu Protokoll genommene Aussage des Finders vor, deren Mitteilung wir dem Direktor der vorgeschichtlichen Abteilung des Königlichen Museums für Völkerkunde, Herrn Dr. Voss, verdanken:

„der Topf, in welchem die Münzen waren, stand allein und ich habe bei dem nochmaligen Nachgraben am 23. Dezember 1818 eine ganze Strecke herumvisitiert, aber kein dergleichen Geschirr oder sonstige merkwürdige Dinge gefunden, auch sonst bei dem Funde gar keine besonderen Umstände bemerkt. Johann Meyer, Hausmann.“

Es galt nun zu ermitteln, ob nicht Nachkommen des p. Meyer im Dorfe vorhanden sind, die durch mündliche Ueberlieferung Kenntnis von der Fundstelle haben, da diese nicht näher angegeben war. Durch Vermittelung des Herrn Honig fand sich denn auch ein Enkel jenes Meyer, der von dem Schatzfunde seines Grossvaters oft gehört hatte und damit den „Ziegelberg“ als Fundstelle in Verbindung brachte. Diesen Berg habe ich dann unter gütiger Führung durch Herrn Honig aufgesucht. Es ist die Stelle einer seit etwa 50 Jahren eingegangenen und dann überforsteten Ziegelei, die genau 1,5 km nordnordöstlich von der oben beschriebenen neuen Fundstelle liegt. Andere Merkwürdigkeiten, als eine von dem Ziegeleibetriebe herrührende ziemliche Zerrissenheit der Oberfläche, zeigt die Stelle nicht; vorgeschichtliche Ueberreste liessen sich wegen der Bedeckung mit kräftiger Waldvegetation nicht feststellen. Nur beiläufig sei hier erwähnt, dass die Stelle nach einer schmalen Thalsenkung hin abfällt, die zwar auch mit Kiefern bepflanzt, aber seit einigen Jahren seeartig mit Wasser gefüllt ist, sodass die Kiefern tief im Wasser stehen und nicht gedeihen. Der Besitzer, Herr Honig, erklärte, dass der See sich gebildet habe, nachdem der umgebende Hochwaldbestand abgeschlagen worden sei und dass er allmählich im Laufe der Jahrzehnte wieder in demselben Verhältnis verschwinden würde, in welchem die neuen Anpflanzungen aufwachsen. Wir haben hier einen sichtbaren Beweis für die in der National-Oekonomie massgebende Theorie, dass Waldbestände grosse Wassermassen in sich aufnehmen und zurückhalten, während das Fehlen der ersteren die Ansammlung des freien Wassers begünstigt. Ungefähr 27 km nordwestlich von dieser Stelle liegt wiederum eine bekannte Hacksilberfundstelle, Tempelhof, Kreis Soldin, und weiter im Norden ist Wollin (das alte Julin) als ein wahres Depot von Silberschätzen aus dem 10. und 11. Jahrhundert bekannt. Diese vier Fundstellen markieren nach ihrer Lage eine Handelsstrasse, die aus der Provinz Posen ungefähr im Zuge der Warthe, mit dem Warthe-Ueber-

gang bei Zantoch, zuerst in nördlicher Richtung über die beiden Gralower Fundstellen, dann nordwestlich über Tempelhof-Soldin und dann wiederum nördlich nach Wollin führte. Denn dass diese Massen von unbrauchbar gemachten Silbersachen nicht etwa örtlich angesammelte Familienschätze darstellen, sondern aus einem weit gehenden Handels- und Tauschverkehr resultierten, den fremde, vermutlich orientalische Handelsleute betrieben, ist ebenso aus der geographischen Lage der Fundstellen, wie aus den verschiedenartigen Bestandteilen der Funde mit Wahrscheinlichkeit zu schliessen.

Was nun den Inhalt dieses Fundes von 1818 anlangt, so führt darüber eine vermutlich v. Ledebur'sche Aufnahme folgendes an:

1. An entzifferten Münzen:

„Von König Otto I. in Köln geprägt, mit Atrahel, mit Bruno Archiepisc., mit Amen, mit Worms, mit unleserlichen Prägorthen — Boleslaus der Grausame in Böhmen mit Praga civitas, Henricus I. von Bayern, zum Teil mit Regina civitas, Ethelred von Engelland, Wendische Münzen, noch nicht ganz entzifferte aus Otto's Zeitalter 9¹/₂ Loth

2. Noch nicht entzifferte Bracteaten 1/2 „

3. Fragmente, die zur Entzifferung dienen können 2¹/₄ „

4. Noch nicht bekannte, vermutlich ungarische 3/4 „

5. Kufische Fragmente 5¹/₂ „

6. Byzantinische 1/4 „

7. Gehämmertes, zum Bearbeiten vorbereitetes Silber . 8 „

8. Gezogener Silberdraht in mannigfaltigsten Formen . 12 „

9. Kunstvolle Goldschmiede-Arbeit, sehr fein verschlungene Ketten, Berlocks etc. 11¹/₄ „

10. Klein gehackte Münzen 4 „

Der ganze Inhalt wog demnach 1¹/₃ Pfund und zeigte eine ziemliche Uebereinstimmung mit den anderen Hacksilberfunden.

Rud. Buchholz.

8.

Land und Leute von Lebus

von Dr. Eduard Zache.

Land und Leute, diese Verbindung besagt, dass beide zusammen gehören, dass es Beziehungen zwischen beiden giebt, und dass eines auf das andere einwirkt.

Die Grenzen eines Landes, die geschichtlichen Begebenheiten eines Abschnittes, die Lage der Städte und Dörfer, die Beschäftigung ihrer Bewohner, die Verteilung von Wald und Feld, das alles hängt ab von der äusseren Gestalt und den inneren Schätzen des Bodens. Und diese beiden Faktoren wiederum sind das Ergebnis einer Reihe von Natur-

begebenheiten, welche sich in der Geschichte der Erdrinde abgespielt haben.

Das Land Lebus teilt nun freilich seine Geschichte, sowohl die menschliche als die geologische, mit der gesamten Norddeutschen Tiefebene. Trotzdem aber werden sich einige Züge auffinden lassen, welche nach beiden Richtungen hin diesem Abschnitt seine besonderen Eigentümlichkeiten verleihen.

Wie so mancher Strich in Preussen, so hat auch dieses Stück märkischer Erde seine strategische Weihe erhalten. Hier war es, wo Friedrich der Grosse in den bitteren Jahren 1758 und 59 seine Armee zusammenzog. Hier im Schutze der Oder und der steilen Abhänge des Lebuser Plateaus führte er die Flankenmärsche aus, durch welche er, wenn auch nicht jedesmal den Sieg, so doch die Rettung seiner Hauptstadt erzielte. Nach der Schlacht von Kunersdorf ging er quer über die Lebuser Hochfläche zurück und bezog bei Fürstenwalde ein verschanztes Lager, weil er annehmen musste, der Feind werde einen Stoss gegen Berlin unternehmen.

Diese Situationen des siebenjährigen Krieges waren allein durch die Beschaffenheit des Geländes an dieser Stelle gegeben.

Von ähnlicher Bedeutung war das Oderdefilé mehrere Jahrhunderte früher schon einmal gewesen. Es war dies in den Kämpfen der Askanier mit den schlesischen Piasten. Um diese Zeit tritt uns zum ersten Mal ein Ortsname entgegen. Es ist das magnum castrum Lubus im Jahre 1109. Lebus war damals Sitz der Bischöfe und des Domkapitels. Während der Kämpfe nun sahen sich die geistlichen Herren genötigt, ihren Sitz zeitweise auf das andere Oderufer nach Göritz zu verlegen.

Die schlesischen Piasten hatten die Kulturarbeit schon begonnen. Sie wurde nun von Westen her durch die Askanier noch energischer in Angriff genommen. Die Kolonisation führte zur Mischung des deutschen und des wendischen Stammes und schuf den heutigen Menschenschlag.

Die Charakterzüge dieser Rasse hier am Höhenrande von Lebus hat „unser“ Dichter Theodor Fontane in seinem Romane „Vor dem Sturm“ geschildert. Damals 1812 bildete Friedrich der Grosse das unerschöpfliche Thema für die Unterhaltungen der Bauern, und heute Prinz Friedrich Karl. In seinen „Wanderungen“ giebt der Dichter indessen auch ein Stück Wirklichkeit. Er schildert hier einige Glieder der Familie von der Marwitz, die auf dem Höhenrande von Seelow grossgeworden waren und die an Charakter und an Vaterlandsliebe keinem nachstehen. Da ist der Hubertusburg-Marwitz, wie Fontane ihn nennt, „der Ungnade wählte, wo Gehorsam nicht Ehre brachte“ und dann jener Friedrich August Ludwig von der Marwitz, zu dem König Friedrich Wilhelm III. die Worte sagte: „Immer nach Grundsätzen gehandelt haben“. Diese Familie hat in 150 Jahren mehrere hundert Offiziere,

darunter acht Generale in den Dienst des Vaterlandes gestellt. Sie ist nicht die älteste in dieser Gegend. Die Pfuel auf Jahnsfelde und die Burgsdorf auf Hohen Jesar sind älter.

Die eigentliche Kolonisationsarbeit übernahmen die Mönchs- und Ritterorden: die Cistercienser, die Tempelherrn und die Johanniter. Von den ersteren wurde 1232 Müncheberg gegründet, auf die Templer ist Comturei Lietzen, Tempelberg und Neuen Tempel zurückzuführen und an die Johanniter erinnert das achteckige Kreuz an der Kirche zu Marxdorf. Die Markgrafen Johann I. und Otto III. gründeten 1253 Frankfurt, das von nun an die Hauptstadt des Landes wurde.

Von den heidnischen Vorfahren hat sich noch manches erhalten. Zunächst erinnern durch ihren Klang an sie einige Ortsnamen z. B. Wulkow, Platkow, Gusow, Seelow, Dolgeln, Lietzen, Libbenichen, Karzig, Jesar, Malnow, Lebus, Boosen, Cliestow und Buckow. Mit Ausnahme von Buckow, Jesar und Lietzen liegen diese Ortschaften am östlichen Rande der Hochfläche. Buckow, Jesar und Lietzen sind an Seen gelegen und lehren wohl auch für die übrigen, dass es das Wasser mit seinem Fischreichtum war, welches die wendischen Ureinwohner ange lockt hatte. Die übrigen Dörfer der Hochfläche führen deutsche Namen z. B. Heinersdorf, Falkenhagen, Petersdorf, Eggersdorf u. s. w.

Neben den Ueberresten der Sprache finden sich auch noch eine grosse Anzahl Gebrauchsgegenstände. Es haben sich z. B. an vielen Stellen Urnen oder doch Scherbenreste gefunden z. B. in Trepplin Karzig, Schönfliess, Seelow u. a. O. Ferner hat man eine Anzahl Bronze- und Eisengeräte zu Tage gefördert z. B. in Karzig, Arnisdorf, Müncheberg und Steinhöfel, endlich auch Steinwerkzeuge bei Boosen und Diedersdorf. Das Märkische Provinzial-Museum beherbergt eine stattliche Sammlung aus dieser Gegend.

Nachdem so einige wichtige historische und kulturgeschichtliche Daten aufgeführt worden sind, welche in offenbarem Zusammenhange mit dem Relief des Landes stehen, ist es nun Zeit genauer auf den Bau der Landschaft selbst einzugehen.

Das Land Lebus ist die Hochfläche zwischen dem Oderthal und dem Spreethal, freilich wird der äusserste Südostzipfel nicht mehr vom Spreethal sondern vom Thal der Schlaube begrenzt. Im Nordwesten wird es gleichfalls durch eine Bodendepression von Barnim geschieden. Am deutlichsten ausgeprägt ist diese Thalfurche in dem Abschnitt, der das Rote Luch heisst. In ihm nehmen zwei Bäche ihren Ursprung: die Löcknitz und der Stobber. Erstere fliesst zur Spree und letzterer zur Oder.

Dass auch die Rinne geschichtlich eine Rolle gespielt hat, lehren die Namen der Landschaften zu beiden Seiten, welche schon von Altersher im Gebrauch sind.

Die Lebuser Hochfläche wird nun durch eine, allerdings viel unbedeutendere Rinne als es die bisher genannten sind, in zwei Abschnitte geteilt. Zwischen Falkenhagen und Petershagen ist der Scheitelpunkt dieser Rinne. Nach Norden und nach Süden schliesst sich hier in einem Grunde eine Reihe von Seen aneinander, denen ähnlich, wie wir sie von Grunewald her kennen.

Der westliche Abschnitt hat bei Heinersdorf etwa seinen Mittelpunkt. Hier findet sich neben dem Heinersdorfer See eine Meereshöhe vom 101 m, die höchste Erhebung des Lebuser Plateaus. Nach allen Seiten dacht sich das Gelände ab, am gleichmässigsten nach Süden zum Spreethal. In dieser Himmelsrichtung hat man hier einen unbeschreiblich schönen Blick: weite Ackerfelder, Dörfer, Strassen, Busch, Wald und Seen und endlich im Süden als Abschluss die dunkle Kuppe der Rauenschen Berge. Im Nordosten nach Müncheberg hin bewahrt das Gelände noch 80 bis 90 m Meereshöhe und flacht sich zum Roten Luch hin ganz allmählich ab. Während diese Abdachung überall mit einer Einebnung des Bodens verbunden ist, treten am nordwestlichen Rande in der Umgebung von Buckow ganz ausserordentlich zerrissene Oberflächenformen auf, die dem Abschnitt den Namen der Märkischen Schweiz eingetragen haben.

Mit der Höhenlage und der Gliederung hängt auch die Beschaffenheit des Bodens zusammen. Im Mittelpunkte findet sich ein tragbarer Lehnboden. Der Grundsteuerreinertrag beträgt z. B. in Heinersdorf und dem benachbarten Arnsdorf pro Hectar 16,84 M. Je näher die Dörfer dem südlichen und westlichen Rande liegen, desto sandiger wird der Boden und desto mehr sinkt der Grundsteuerreinertrag. Bei Müncheberg beträgt derselbe noch 14,88 M., bei Marxdorf 12,53 M., bei Falkenhagen 13,32 M., bei Eggersdorf 12,92 M., bei Tempelberg 13,14 M. und bei Steinhöfel 12,92 M. Noch näher dem Rande nimmt der Grundsteuerreinertrag weiter ab. Bei Dahmsdorf erreicht er 10,57 M., bei Münchehofe 9,40 und bei Trebus 9,76 M. Wo der Sand endlich allein herrscht, wie an der ganzen westlichen Grenze, dort hört der Ackerbau gänzlich auf und die Kiefernhaide stellt sich ein. Auch in der Nähe der kleinen Rinne inmitten der Hochfläche tritt der Wald auf, obwohl nur in geringer Ausdehnung, ein Zeichen, dass hier der Boden tragbar ist.

Was nun den östlichen Abschnitt der Hochfläche betrifft, so ist an diesem der Steilrand neben der Oder der merkwürdigste Bestandteil. Auf der ganzen Linie ist der Hang derartig schroff, dass er eine Beackerung nicht mehr zulässt. Oft sind auch steile Schluchten ausgewaschen, so namentlich bei Lebus, wo einige Kegel und schmale Plateaus stehen geblieben sind, welche zur Anlage von Befestigungen aufordern mussten, wie die Trachytkegel des Siebengebirges am Rhein.

Der Rand erhebt sich einige sechzig Meter über den Meeresspiegel, und da das Oderthal etwa 10 Meter Meereshöhe besitzt, so beherrscht ein Blick von hier oben das Oderbruch in seinem ganzen Umfange. Hier an diesem westlichen Höhenrande, sagt Fontane, war es, dass der grosse König über die goldenen Felder hinblickend, die Worte sprach: „Hier habe ich im Frieden eine Provinz erobert“. Da fast alljährlich das Hochwasser bei Lebus und Brieskow den Rand unterspült, so entstehen hier Abstürze, welche es erlauben, einen Einblick in die Zusammensetzung des Bodens zu thun. Die kahlen, senkrechten Wände bestehen aus Lehm. Dieser Lehm bildet auch die Ackerkrume der Felder in dem ganzen Strich neben der Oder. Hier liegen die stattlichsten Dörfer der Hochfläche; wie die Perlen auf einer Schnur reihen sie sich auf der grossen Chaussee zwischen Seelow und Frankfurt aneinander. Es sind die alten wendischen Ortschaften, die schon anfangs aufgezählt worden sind; aus den Fischern sind Bauern geworden. Der Grundsteuerreinertrag beträgt z. B. in Dolgeln 21,15 M., in Libbenichen 19,19 M., in Friedersdorf 21,93 M. und in Karzig 25,07 M. Auch nach dem Innern zu erhält sich dieser Stand des Bodens. Den besten Aufschluss gewährt eine Rinne, welche vom Hohen Jesarschen See aus über Schönfliess und Wüst Kunersdorf zum Oderthal führt. Die Böschung dieser Rinne besteht durchweg aus Lehm.

Hohen Jesar hat noch einen Grundsteuerreinertrag von 18,41 M. In den südöstlichen Zipfel hinein macht sich ganz allmählich wieder eine Verschlechterung des Bodens geltend. Bei Cliestow beträgt der Grundsteuerreinertrag noch 15,67 M. und bei Boosen nur noch 10,79 M. Auch der Wald fehlt auf diesem fruchtbaren Streifen gänzlich und erst bei Boosen stellt er sich wieder ein.

Damit wäre nun eine weitere Gruppe von Beziehungen erörtert worden, nämlich die Abhängigkeit der Bodenbenutzung, also die Verteilung von Wald und Feld, von der Gliederung der Landschaft und der Bodenzusammensetzung. Es bleibt nun noch übrig, die Herausbildung dieser beiden wichtigen Faktoren zu erklären, d. h. eine Darstellung der Geologie dieses Abschnittes zu geben.

Zwei Gesteinsarten sind es, welche sich an der Bodenbildung beteiligen: der Lehm und der Sand. Beide sind die Ueberbleibsel des Inlandeises, welches in der Diluvialzeit die Norddeutsche Tiefebene bedeckte. Der Lehm, der Geschiebelehm der Geologen, ist die Moräne derselben, d. h. die Schuttmasse, welche der Gletscher auf seinem Wege in sich hineingearbeitet hatte und die er beim Abschmelzen zurückliess. Neben dem Thon und Sand sind es vor allem die grossen und kleinen Steine, die Findlinge, die ihn charakterisieren. Die Geologen haben sie Geschiebe genannt, weil sie auf ihrer Oberfläche deutlich die Spuren

des Geschobenseins zeigen, sie sind an ihren Kanten und Ecken abgerundet, und viele zeigen auf ihren Flächen deutliche Politur. Diese grossen Steine haben von Anfang an auch hier im Lebuser Lande ein wichtiges Baumaterial geliefert. Die heidnischen Vorfahren haben hieraus ihre Steingräber, die Kolonisten ihre Stadtmauern und Kirchen und die heutigen Besitzer ihre Wirtschaftsgebäude errichtet. In der Regel sind es Gneise und Granite, doch findet sich daneben festeres Material z. B. Diorit und Feuerstein, aus denen die Steinwerkzeuge hergestellt wurden. Auch trifft man häufig genug Versteinerungen, vor allem Seeigel und Donnerkeile, diese stammen aber aus älteren, tieferen Schichten und sind vom Gletscher auf seinem Wege aufgelesen worden ebenso wie die Findlinge. Der Lebuser Steilrand von 50 m Mächtigkeit giebt eine ungefähre Vorstellung von dem Umfange, den das Gletschereis gehabt haben muss, um diese Masse zu transportieren.

Wie kommt es nun aber, dass hier am Lebuser Steilrande die Moräne eine solche Mächtigkeit besitzt, während sie am Rande des Roten Luches gänzlich fehlt?

Es ist klar, dass das abschmelzende Eis ganz ungeheure Wassermassen erzeugte, welche sich einen Abfluss verschaffen mussten. In den Thälern der grossen Ströme und kleinen Flüsse erkennen wir die Betten der Gletscherbäche wieder. Alle diese Rinnen; auch die kleinsten, sind für die heutigen Wasseradern viel zu weit und zu tief. Das Thal der Oder ist natürlich nicht von dem Schmelzwasser allein ausgewählt worden, das in seiner Nachbarschaft entstand; in den grossen Strömen sammelte sich vielmehr das Wasser von weit entlegenen Gebieten. In unserem Strich sind nur die Rinne des Roten Luches und die kleinen Gründe des Plateaus von dem Schmelzwasser dieses Stückes Inland-eises, das hier lagerte, ausgehöhlt worden.

Die Verteilung der Abschmelzwässer ist daher der Hauptfaktor gewesen bei der Herausmodellierung des Bodenreliefs. Nach der Spree und nach dem Roten Luch hin fehlen die Rinnen und Seen, hier muss daher das Schmelzwasser als ein breiter, aber seichter und langsamer Strom geflossen sein. Nördlich von Müncheberg, in der Nachbarschaft von Buckow, finden sich dagegen tiefe Schluchten, mit steilen Rändern, Seen mit schroffen Hängen, kurz zerrissenes Gelände, hier muss das Eiswasser eine grosse Kraft besessen haben und auch in grösserer Masse aufgetreten sein.

Weiterhin ist klar, dass dort, wo das Gletscherwasser spülte, die Moräne leiden musste. Sie wurde entweder gänzlich zerstört oder mehr oder weniger stark ausgeschlänmt. Namentlich die feinsten und somit für die Pflanzenernährung wichtigsten Bestandteile, vor allem der Thon, wurden ihr am ersten entzogen. In dem zentralen Teile und im östlichen Randstrich haben die Schmelzwässer nur eine sehr geringe Thätig-

keit entfaltet; es wird wohl der grösste Teil des Eises durch Verdunstung entfernt worden sein, deshalb ist hier die Fruchtbarkeit des Bodens eine grössere als gegen die Ränder hin. Selbstverständlich wird neben dem Angriff der Schmelzwässer auch die Mächtigkeit des Geschiebelehm von Einfluss bei seiner Erhaltung gewesen sein. Am Ostrande, wo seine Decke offenbar von Anfang an sehr stark war, ist er daher in grossem Umfange stehen geblieben.

Somit bildete sich in der Abschmelzperiode des Inland-eises sowohl die Gestalt unseres Bodens als auch seine Zusammensetzung heraus. Wir können eine Abschmelzzone und ein Moränengebiet unterscheiden.

Damit ist aber die bodenbildende Thätigkeit des Gletschers noch nicht erschöpft. Die Zeit des Abschmelzens ist nur die letzte Phase seines Daseins. Ebenso wichtig ist die Zeit des Vorrückens, hier ist er gleichsam lebendig und entwickelt Kraft.

Auch in der Zeit des Vorrückens spielte das Wasser schon eine Rolle, denn es entströmten auch dann dem Eisrande überall Gletscherbäche. Diese werden der Moräne, dem Schutt, das das Eis einschliesst, schon eine Menge Material entführt haben, so namentlich Thon, Sand und Kies. An passenden Oertlichkeiten setzten sie diese Materialien wieder ab, sodass beim Vorrücken das Gletschereis auf solchen Sand- bzw. Thonlagern zu liegen kam. Ueberall findet sich im Vergletscherungsgebiet unter dem Geschiebelehm der Sand, bzw. Thon; die Geologen haben diesem Sand den Namen Unterer Sand gegeben.

Wo daher der Geschiebelehm durch die Schmelzwässer gänzlich zerstört worden ist, dort bildet Sand die Oberfläche. Dieser Untere Sand, oft noch mit einer Decke von Geschieben, dem Rest der Moräne bedeckt, ist die herrschende Bodenart der Abschmelzzone.

Das waren die geologischen Begebenheiten, welche sich in der jüngsten Vergangenheit der Erde, dem Diluvium oder der Eiszeit, abgespielt haben.

Es bleibt nun zum Schluss noch übrig, die Gründe aufzusuchen, warum gerade an dieser Stelle eine derartige topographische und geologische Herausbildung des Bodens eintreten musste.

Bevor das Inlandeis von Skandinavien aus in unsere Heimat vordrang, war die Mark und die gesamte Norddeutsche Tiefebene Festland. Ein sandiges, thoniges Material, nicht unähnlich dem heutigen, bildete den Boden. Auch das Relief wird nicht viel anders gewesen sein als das heutige.

Aber dieses Material war doch in einer ganz anderen Weise entstanden. Der Thon und der Sand sind gebildet worden auf dem Grunde eines Meeres; dafür sprechen die Schneckenschalen, die sich in ihnen finden, und deren Verwandte noch heutiges Tages die Meere bewohnen. Und

in den Buchten dieses Meeres entstanden die Braunkohlen. Es waren, wie wir dies von Gr. Räschen kennen gelernt haben, eigentümliche Sumpfwälder, die untergingen und allmählich von Sand und Schlamm eingebettet wurden.

Braunkohlengruben finden sich auch in unserem Gebiet. Es ist die Grube Waldeck bei Müncheberg und die Gruben westlich von Frankfurt. In den genannten Gruben nun liegt die Braunkohlenformation sehr flach. Bei Cliestow trifft man sie schon nach 2—8 m Tiefe, und in der Grube Waldeck hat ein Schacht sie in 30 m Tiefe und ein zweiter, ein wenig östlich daneben gelegener, sie allerdings erst in 111,25 m Tiefe getroffen.

Diese Zahlen bestätigen die obige Annahme, dass in der Braunkohlenzeit die Oberfläche des Landes Höhenunterschiede hatte, wie die heutige.

Für den anrückenden Gletscher konnten diese Täler und Höhen nicht ohne Bedeutung sein. Die Höhen werden sein Vorrücken verzögert und die Abhänge werden ihm das Vordringen erleichtert haben. So wird er mit seinen Ausläufern erst die Tiefen ausgefüllt und allmählich bei genügender Mächtigkeit an passenden Stellen die Ränder der Mulden überschritten haben. In den Depressionen wird sich daher das Gletschereis angehäuft haben. Die Mächtigkeit des Lehm̄es am Lebuser Steilrande spricht dafür, dass die aufragende Höhe der Frankfurter Braunkohlenbildungen ein solches Hemmnis war, vor dem sich das Eis mit seinem Schuttmaterial auftürmte.

Die Braunkohlenflöze der Boosen - Cliestower Gruben befinden sich nicht mehr in ihrer natürlichen Lagerung, und Herr Geheimer Bergrat Berendt hat diese Störungen erklärt durch den Druck, den das vorrückende Inlandeis auf sie ausgeübt hat, dieser Druck konnte aber nur hervorgerufen worden sein durch die Schubkraft des vorrückenden Eisrandes gegen dies aufragende Hindernis.

Eine andere ähnliche Störung in den Schichten der Braunkohlenformation bespricht Herr Professor Wahnschaffe. Bei Buckow befindet sich eine Thongrube im Septarienthon, einer Gesteinsart der Braunkohlenformation. Der Thon und die begleitenden Sandschichten sind zu einer Falte zusammengelegt worden, diese Falte ist ausserdem noch ein Stück vorwärts geschoben worden, wobei diluviale Findlinge in den Thon eingepresst worden sind.

Dies ist ein Zeichen dafür, dass sich hier bei Buckow dem Gletscher bei seinem Vorrücken gleichfalls Hindernisse in den Weg stellten, sodass wohl auch hier eine Anhäufung von Eis sich bilden musste.

Auf dieser Ansammlung von Eis in der Umgegend von Buckow, bedingt durch die Beschaffenheit des Gletscherbettes am Ende der Braunkohlenformation, beruht nun wieder die Entstehung einer grösseren

Masse von Schmelzwasser, dieses schuf hier die Landschaftsformen, welche wir als Märkische Schweiz so sehr bewundern.

Da das Buckower Hindernis nicht so bedeutend war als das Boosen-Cliestower, so treten auch die begleitenden Folgen nicht so stark ausgeprägt hervor.

9. Nach der Sitzung fand eine zwanglose Vereinigung in dem Restaurant „Zum Schultheiss“ statt.

Volkstümliche Soldatenlieder.

(Nachtrag zu No. 11, 1896; S. 336.)

von E. Lemke.

Es sei mir gestattet, Einiges von den mir — nach dem Vortrage vom 22. Januar 1896 — zugesandten Mitteilungen und Liedern hier wiederzugeben, indem ich damit zugleich den geehrten Einsendern meinen Dank sage.

Den Anfang mache das Schreiben eines höheren Offiziers! „Als junger Kompagnie-Chef versuchte ich, von idealen Bestrebungen erfüllt, auch den Gesang meiner Kompagnie zu heben und zu bessern. Ich wählte alte deutsche Volksweisen und hübsche militärisch-patriotische Lieder aus, engagierte einen tüchtigen Lehrer und war beim Unterricht oft selbst zugegen, mich erfreuend an den guten Leistungen und dem Eifer, mit dem die Leute anscheinend bei der Sache waren. Nur zu bald aber wurde mir eine Enttäuschung zu Teil, denn als die Kompagnie hinausmarschierte, sangen die Mannschaften nur ihre eigenen Lieder, und ich lernte erkennen, dass man auch im militärischen Leben oft vergeblich gegen Unverstand und Dummheit kämpft. Später ist es wohl mal vorgekommen, dass die Leute mir unaufgefordert am Biwakfeuer, wenn ich in ihren Kreis trat, ein hübsches Lied sangen; — aber sie thaten das nur, um mir damit eine Freude zu machen, nicht zu eigenem Vergnügen. Die Lieder, welche eine Kompagnie auf dem Marsch singt, sind entweder unglaublich thöricht, ohne jede Pointe, oder — wenn die Disziplin nicht scharf gehandhabt wird — roh und gemein. Beide Arten eignen sich nicht zur Wiedergabe; und daran ändern auch alle Soldatenlieder-Bücher nichts, wie jede Buchhandlung sie in den hübschesten Ausführungen in den Handel bringt.“

Allen so Urteilenden wäre zunächst zu empfehlen: für ein paar Jahre Mitglied eines Vereins für Volkskunde zu werden, da man ihnen ja nicht verschaffen kann, recht lange und vorurteilsfrei beobachtend

„unterm Volke“ zu leben, z. B. auf dem Lande. Im übrigen muss ich auf das in genanntem Vortrage Gesagte verweisen.

Das in Köhler's „Deutschem Taschen-Liederbuch“ angeführte Lied „Ich bin ein lust'ger Grenadier“ (in welchem die 2. Strophe beginnt: „Des Morgens, wenn ich früh' aufsteh'“), wird in Berliner Kasernen gesungen:

1. Wenn ich des Morgens früh' aufsteh'
Und zu meinem Braunen geh',
Dann beseh' ich erst vorher,
Ob an ihm was Neues wär'.

6. Auf dem Kreuzberg angekommen,
Wird die Lanz' auf Land genommen.
Augen rechts! wird kommandiert
Und in Zügen aufmarschiert.

(15 Strophen.)

Herr Direktor H. Seide-Berlin schrieb mir: „dass viele einzelne Kompagnien ihre besonderen Lieder hätten, wie das nachstehende Lied, welches schon vor einigen dreissig Jahren in der 11. Kompagnie des Kaiser Alexander-Regiments gesungen wurde und welches auch wohl noch heute gesungen wird:

Wir alle unter 'nander
Sind Garde-Grenadier
Vom Kaiser Alexander
Und dabei Füsilier.

Wer ist es denn, der sie nicht kennt,
Die immer spät und früh',
Die man nur die mobile nennt,
Die eilfte Kompagnie?“

Ferner teilte mir Herr Direktor Seide das sogenannte „Maikäferlied“ mit, das nach der Melodie „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein“ gesungen wird:

1. Hört, Kameraden! Sum, sum, sum,
So geht's auch hier im Kreise.
Sagt, Kameraden, — sum, sum, sum —
Kennt Ihr die neue Weise?
Maikäfer scheinen's mir zu sein,
Die lustigsten von allen,
Die allen Leuten, gross und klein,
In ganz Berlin gefallen.

2. Schwirrt einer mal die Strasse lang,
Bleibt jedes Mädchen stehen,

Um uns're Knöpfe, silberblank,
 Bewundernd anzusehen.
 Sie äugelt nach dem Adler dann
 Und nach des Koppels Schwärze,
 Bestellt sich gleich beim Weihnachtsmann
 Ein echt' Maikäferherze.

3. Auch unser König ehrt uns sehr,
 Davon will ich Euch sagen;
 Schickt' er doch unserm Kommandeur
 In schönen Maientagen
 In einer Schachtel, zierlich fein,
 Mit Löchern wohl versehen,
 Ein munteres Maikäferlein,
 Das er zuerst gesehen.

4. So kennt uns denn auch jedes Kind
 Beinah' schon in der Wiege.
 Bei unserm Anblick singt geschwind
 Der Bub': „Maikäfer fliege!“
 Folgt, Kameraden, seinem Wort,
 Regt Eure Flügel heute
 Und surrt und summt in Einem fort
 Vor lauter Lust und Freude!

In einem Soldatenliede heisst es:

Es hat die reitende Artillerie
 Der alte Fritz erschaffen;
 Und seit der Zeit, da nemmt man sie
 Die Krone aller Waffen. U. s. w.

Die Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ brachte in No. 20, Bd. 75, eine Notiz, welche nicht uninteressant sein dürfte. „Wegen des bekannten, auch zum Spitznamen gewordenen „Schlachtrufes“ — „Lehm op“ — der Bonner Königshusaren haben wir nähere Erkundigungen eingezogen und geben im folgenden wieder, was unser geschätzter Mitarbeiter A. Bacciocco uns schreibt. Das Wort stammt nicht aus den sechziger Jahren, sondern ist weit älter, und sein Ursprung dürfte in Aachen zu suchen sein. Prof. Schrader („Der Bilderschmuck der deutschen Sprache“) bezieht sich auf Hackländer, der in dem Roman „Ein Schloss in den Ardennen“ den Ursprung nach Bonn verlegt. Aber die Bonner Husaren hatten den Ruf- und Spitznamen „Lehm op“ von der Kölner Garnison, und diese hatte ihn aus Aachen. Der Ruf gehört nämlich zum „Lehmoplied“, welches schon vor etwa fünfzig Jahren von den Reservisten des 28. Infanterie-Regiments gesungen wurde und welches lautet:

Hoss (bald) treecke für (wir) dat Wölleche (Rock) us
 Aen losse stohn dat Schelderhus;
 Dann schaffe für os 'ne Wagel an
 Aen fangen 'ne Lehm-op-Handel an.

Dann folgt der Refrain:

Hat ur Lehm nüdig?
 Ofen huch!
 Boven op . . . Lehm op!
 Kommt erop!

Der Sinn des Gesanges ist der, dass die Reservisten, die nicht zur elterlichen Scholle oder Werkstätte zurückkehren können, sich einen Wagen anschaffen wollen, um einen Handel mit Lehm, der billig zu haben ist, zu treiben. Einer singt die erste Strophe vor, und die anderen Soldaten fallen mit dem Refrain ein. Die letzten Worte „Kommt erop! — Lehm op!“ ruft eine Stimme aus dem Chor, als wenn sie von oben käme. Und dieser Ruf eines Husaren war die Veranlassung zu der ersten Erklärung. Wahrscheinlich wird heute noch von den Aachener und Kölner Reserveleuten dieses Lied gesungen.“

Zum Schlusse sei noch einmal das a. a. O. erwähnte Buch von F. W. Freiherr von Ditfurth („Einhundert historische Volkslieder des Preussischen Heeres von 1675—1866“; Berlin, E. S. Mittler & Sohn) herangezogen, wo es heisst: „Hauptquellen der älteren historischen Volkslieder sind Chroniken, handschriftliche Aufzeichnungen und Flugblätter, wie sie Bibliotheken und Archive vielfach bewahren; dort leichter zugänglich, als die fast allein im Volke sparsam überall zerstreuten der Neuzeit in geschriebenen Liederbüchern, Flugblättern und dem Volksmunde selbst. Das historische Volkslied, namentlich das Kriegslied, geht entweder von Selbstbeteiligten aus oder von Dritten, gewöhnlich überall vorkommenden Volksdichtern, die nach anderweitigen Mitteilungen ihr Erzeugnis meist aus lukrativen Rücksichten, schnell in's Volk zu bringen suchen. Erstere leben entweder traditionell fort oder gehen in fliegende Blätter über. Sie sind dabei fast immer die besseren, weil frischer, kecker, gedrängter, gleich auf That und Ziel losgehend, zugleich auch liedförmiger, mundgerechter zum Singen. Die andere Art ist mehrenteils weitläufiger, poetisch abgeschwächter, dürrer Relationsstyl, Zeitungslied. — Je mehr sich die Tagespresse ausbreitete, je tiefer zog sich das Flugblatt, namentlich aber das Relationslied, in die unteren Klassen zurück. Der artistische Wert in Illustration durch Kupfer und Holzschnitt früherer Blätter, als sie noch für gebildeteren Kreise berechnet waren, verschwand im alleinigen Hinblick auf die ungebildeteren allmählig ganz und so blieben sie kein Gegenstand mehr für Bibliotheken und sammelnde Liebhaber. Daher die Erscheinung, dass überall bedeuten-

dere Bibliotheken grössere Massen fliegender Blätter älterer Zeit besitzen, aus der neueren Zeit aber fast gar nichts aufzuweisen haben. In den Händen der niederen Klassen, in welchen man fast allein noch das hierher gehörige Flugblatt der neueren Zeit finden kann, erhält es sich aber bei deren Sorglosigkeit nicht sehr lange. So kommt schon gegenwärtig nur wenig aus den Zeiten Napoleons (I.) vor.“*)

Kleine Mitteilungen.

Die Berliner Mittwochsgesellschaft „Freunde der Aufklärung.“ Es sei hier auf einen für die Geschichte Berlins nicht unwichtigen Aufsatz aufmerksam gemacht, der an einer Stelle abgedruckt ist, die den Freunden der Heimatkunde unserer Provinz ohne diesen Hinweis verborgen bleiben möchte.

In der in diesem Jahre erschienenen Festschrift zur fünfzigjährigen Doktorjubelfeier des Berliner Germanisten Karl Weinhold, zu der sich 11 Gelehrte voreinigt haben (Strassburg, Karl J. Trübner), behandelt Heinrich Meisner S. 43 ff. jene geheimnisvolle Vereinigung der „Freunde der Aufklärung“, die 1783 gegründet wurde und 1798 mit dem Erscheinen des Ediktes gegen die geheimen Gesellschaften einging. Als ihr Gründer darf wohl der Arzt und Historiker J. C. W. Moehsen angesehen werden. Ihr Sekretär war Biester. Zu ihren Mitgliedern zählten Joh. Jacob Engel, Moses Mendelssohn, Fr. Nicolai, der Jurist Svarez und andere Männer, die die Litteratur- und Kulturgeschichte als Führer der Berliner Aufklärung nennt.

Meisner, der in einem, im Besitz der Königlichen Bibliothek befindlichen Konvolut Möhsenscher Schriften neues Material zur Kenntnis der Gesellschaft fand, teilt a. a. O. die Ergebnisse seiner Prüfung der Papiere mit, nachdem er kurz alle Stellen angeführt hat, an denen bisher über die Vereinigung gehandelt wurde. So wird denn das Geheimnis, das bisher noch über ihr geschwebt hat, gelüftet. Meisner ist in der Lage sämtliche Theilnehmer zu nennen und vermag auch über die Vereinsthätigkeit, den Verlauf der Sitzungen, den Verkehr der Mitglieder mit einander u. s. w. Auskunft zu geben. Auch über die Statuten berichtet er. Zu ihnen gehört die seltsame, aber für die Zeit bezeichnende Bestimmung, dass Exzellenzen nicht aufgenommen werden dürften. Ferner musste strenge Verschwiegenheit über alles in der Gesellschaft Vorgetragene beobachtet werden, was dann den Anlass zu allerlei Verdächtigungen ihrer Bestrebungen gab, von denen sich selbst ein Mann wie der bekannte Arzt und Philosoph J. G. Zimmermann nicht ausschloss. Die höchste Zahl der Mitglieder war auf 24 festgesetzt. Der Zweck der Vereinigung ist schon in ihrem Namen ausgesprochen: Aufklärung und Wissen wollte sie in die Kreise des Volkes tragen. Was sie that, um dieses Ziel zu erreichen, war freilich, wie Meisner ausführt, nicht erheblich und die Gründung einer Lesegesellschaft blieb ihr einziger praktischer Erfolg. Im

*) S. in No. 11, S. 343 Klaus und das Lied von Napoleon, „dem Schustergesellen.“

übrigen geschah nicht viel mehr, als dass die Mitglieder in den Sitzungen Vorträge hielten, über die man sich besprach und von denen, die nicht anwesend waren, schriftliche Gutachten einholte. Gewöhnlich wurden sie dann in dem Aufklärungsorgan jener Zeit, der von F. Gedike und J.C. Biester herausgegebenen „Berlinischen Monatsschrift“ gedruckt. Hauptsächlich also auf Anregungen, die die Mitglieder für ihr eignes Schaffen empfangen, liefen die Bestrebungen jenes mysteriösen Bundes hinaus, der das Licht der Oeffentlichkeit wahrlich nicht zu scheuen brauchte.

Otto Pniower.

Aus der Geschichte der Standesherrschaft Drehna. Es ist von jeher eine schöne Gepflogenheit gewesen, die Geschichte der engeren Heimat zu schreiben. Derartige Chroniken steuern wesentlich bei zum Gesamtbild der Geschichte. So ist auch mit Freuden zu begrüßen die „Festschrift zur Einweihung der Drehnaer Kirche am 12. Nov. 1895“, welche vor kurzem im Druck erschienen ist und Herrn Pfarrer H. Stollbrock in Fürstl. Drehna zum Verfasser hat. Dieselbe kommt uns, die wir die Aufhellung der Prähistorie und der Geschichte unserer Niederlausitz anstreben, sehr willkommen und gewährt in mannigfacher Beziehung Einblick in die Zustände früherer Jahrhunderte. Stollbrock hat sich der mühsamen Arbeit unterzogen, auf Grund von alten in der herrschaftlichen Rentei befindlichen Akten und Urkunden die verschiedenen Schicksale der dortigen Standesherrschaft und Kirche zu schreiben; im weiteren Sinne gestaltet sich seine klare und interessante Broschüre zu einer Schilderung der Hauptereignisse des Ortes überhaupt. Der Name Drehna ist slavischen Ursprungs; er soll früher Drjenjow gelautet haben und mit Drjewo=Holz zusammenhängen. In der Mitte des 18. Jahrhunderts hiess er Drehow. Wir Niederlausitzer Altertumsforscher haben jedoch öfters die Erfahrung gemacht, dass trotz des anscheinend slavischen Namens manches Dorfes Ursprung bis in die germanische Zeit zurückreicht, gemäss der einstigen germanischen und später folgenden slavischen Bevölkerung unserer Heimat. So verhält es sich auch mit Drehna, wo in der Nähe vielfach germanische Urnen gefunden worden sind. Bis zum Mittelalter sind die Nachrichten dunkel, erst aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammen sichere Urkunden. Damals besass die Standesherrschaft das erlauchte Geschlecht derer von Minkwitz. Es gehörten dazu 22 Ortschaften, auch die Herrschaft Sonnewalde, welche jedoch 1537 an die Grafen Solms kam. Der erste Minkwitz und seine drei Söhne waren schon frühzeitig der Reformation zugethan, die nach den vom Superintendent Tzscharan gemachten Feststellungen bereits 1521 in der Niederlausitz Eingang fand. (Vergl. Dr. M. Luthers Verbindung mit der Niederlausitz, S. 33.) Die Minkwitzer werden gute Lutheraner genannt. Caspar erliess 1567 eine Kirchenordnung, erbaute auch eine Mauer um den Kirchhof, was eine lateinische Inschrift bezeugte. Dieses Geschlecht, dessen Mitglieder zum Teil in der Kirche begraben sind, zeichnete sich überhaupt durch rege Opferfreudigkeit in kirchlicher Beziehung aus und erfreute sich grosser Liebe seitens der Gemeinde. Der 30jährige Krieg brachte viel Elend über den Ort und die Standesherrschaft. Letztere verschuldete sehr; im Jahre 1640 wurde dieselbe von den

Gläubigern für 30,000 Thaler an Johann Friedrich verkauft, der sie seinem Vetter Lott Gotthard überliess. Er baute Pfarrhaus und Schulhaus wieder auf und suchte die Schäden des Krieges zu heilen. Der letzte Minkwitz war Caspar Ehrenreich, der im Jahre 1697 die Herrschaft an Balthasar Erdmann, Graf von Promnitz, für 82,000 Thaler verkaufte. Damit beginnt die II. Periode der Besitzer. Diese hatten die Herrschaft bis 1793 inne. In ihre Zeit fällt der 7jährige Krieg, welcher für den Ort wiederum viele Leiden schuf. Auch dieses Geschlecht zeichnete sich durch reges Verständniss für religiöses Leben und gottesfürchtigen Sinn aus. 1793 wurde die Herrschaft an den Grafen Moritz zu Lynar verkauft. 1806 erfolgte die Erhebung in den Fürstenstand. In die Lynarsche Zeit fallen die Kriegsstürme der Freiheitskriege, von vielem Elend begleitet. In dieser III. Periode lag nach Verfassers Angabe das kirchliche Leben der Gemeinde sehr darnieder. Mit dem Tode des alten Fürsten Otto wurde Frau von Gollmitz Universalerbin, die sich 1861 mit dem Baron von Eckardstein verheiratete. 1877 wurde die Standesherrschaft von dem Rheder und Handelsherrn Christian Heinrich Wätjen gekauft, dessen Familie sie heute noch inne hat und wie allbekannt eine fast einzig dastehende Opferfreudigkeit und Liebeshätigkeit in pietätvoller Erinnerung an den Tag legt. — Dies ist in grossen Umrissen die Folge der besitzenden Geschlechter. Parallel damit schildert Verfasser im speziellen die Kirchengeschichte von Drehna und der umliegenden Ortschaften, er bespricht die verschiedenen Schicksale derselben im Verlauf der Jahrhunderte, ihre Umbauten, Veränderungen, Schenkungen etc. Wir erfahren die Namen sämtlicher Prediger, die dort seit 1584 gewirkt haben. Es sind dies der Reihe nach Rahbach, Bauer, Jesäus, Dietrich, Grössmann, Mitius, Keck, Kümmel, Hecht, Roscius, Crusius, Lippack, Druschke, Alherti, Mirius, Hoffmann, Korn, Petrenz, Siedler, Schulze, Stappenbeck, Kozlowski, Hildebrandt, Charlier. Auch hierin ist die Schrift wichtig. Wie man zur Aufhellung der Vorgeschichte und Geschichte unserer Landschaft ausser den Funden auch die Sagen, Namen, Hausbau, Flureinteilungen, Gerätschaften herangezogen hat, so legt man neuerdings auch Gewicht auf das Alter und den Bestand der Kirchenbücher, ein Punkt, den jetzt Herr Amtsvorsteher Krieg in Schlieben näher verfolgt. Aber wir ersehen aus Stollbrocks Chronik auch sonst noch interessante Einzelheiten über Zustände in früherer Zeit. Sonderbare kirchliche Zustände müssen im 16. Jahrhundert geherrscht haben. Als „Frau Barbara“ 1596 den Pfarrer Jesäus berief, gab sie unter anderen folgende Instruktion: „2) Soll er aus der Pfarre kein Schankhaus machen, wie von etlichen seiner Vorfahren geschehen ist. 10) Soll er keine Predigt über eine Stunde lang machen und nicht sagen eine lange Predigt sei besser als zehn kurze; wie bisher oft erfahren.“ — An vielen Orten unserer Gegend finden sich auch Weinberge, die mit wenigen Ausnahmen noch im Betrieb sind. Meistens sind sie heute beackert oder anderweitig bestellt. Aus unserer Schrift lesen wir, wie die Besitzerin Emilie Agnes (in der Promnitz'schen Zeit) den Weinberg bei Drehna sehr kultivierte und in guten Jahren reiche Ernten machte. Damals also trank man noch inländischen Lausitzer Naturwein. Auch beutete Emilie Agnes besonders im Rehayner Revier den Kalk aus, der sich auch in einer nordwestwärts ziehenden Linie findet. Bei Gahro

nennt man noch heute derartige Vertiefungen die Kalkkütten. Schliesslich gedenkt Stollbrock auch der bekannten „wüsten Kirche“, eines der merkwürdigsten Baudenkmäler der Provinz, die auch in „Bergaus Kunstdenkmäler der Mark Brandenburg“ erwähnt ist. Diese Kirche ist noch in allgemeinen Umrissen erhalten, während von der Bornsdorfer an dem Kirchhof stehenden Ruine nur der Westgiebel, welcher mit zwei Rosetten geziert ist, dasteht. Noch ist nicht ganz klar, aus welcher Zeit die Drehnaer Ruine stammt. Manche sind der Ansicht, dass es eine Wallfahrtskirche gewesen sei in katholischer Zeit, namentlich wegen der Nische über der Sakristei. Denn für diese gäbe es in einer katholischen Kirche keine andere Erklärung, als dass dort ein Heiligenbild gestanden habe. Andere glauben, dass dort früher das Dorf gelegen habe, obwohl sichere Beweise für diese Erklärung nicht erbracht sind. Das wäre immerhin möglich. Denn wir haben in verschiedenen Orten den Ausdruck „Altes Dorf“. Auch von Bornsdorf sagt man, dass früher das Dorf bei der Kirche sich befand. Wir wissen, dass in den mittelalter-Kriegszeiten, zu den Zeiten der Pest, viele Dörfer ganz untergegangen und später zum teil an anderer Stelle wieder aufgebaut sind. Der darüber gehende Pflug verwischte sehr bald die alten Hofstellen. Bei Grünswalde stiess man schon mehrmals auf einstige Höfe. Eine von Herrn Sanitätsrat Siehe vor einigen Jahren im Innern vorgenommene Ausgrabung ergab keine näheren chronologischen Anhaltspunkte. Sicher aber steht fest, dass diese Kirche schon lange vor der Reformation wüste gewesen ist. In den Akten wird erwähnt, dass bereits im 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts mit Calau zusammen Curia Dannerode genannt werde und dies die wüste Kirche bei Drehna bezeichne. Man wird nicht fehl gehen, wenn man ihre Zerstörung in die Zeit der Hussitenkriege verlegt. Die Hussiten sind thatsächlich nach Veters Chronik von Luckau bis in unsre Gegend gekommen. Besonders haben sie auch das Kloster Dobrilugk schwer heimgesucht.

Wenden wir uns vom Alten zum Neuen, so ist unter der jetzigen Herrschaft Drehna sehr verbessert und verschönert worden. Seit langer Zeit ist es ein beliebter Ausflugsort für die Umgegend, im Sommer ein liebliches Idyll, dessen Naturschönheit auch Trinius in seinen Streifzügen durch die Mark einen begeisterten Artikel widmet. Wer immer aber dorthin wandert, den schöngepflegten, grossartigen von seltenen Bäumen und Pflanzen bestandenen Park beschreitet, die Erinnerungen dieses altertümlichen Schlosses an sich vorüberziehen lässt und dann nach der wüsten Kirche hinaufpilgert, der unterlasse nicht, auch die Neuschöpfungen in Augenschein zu nehmen, darunter ein Werk hochherziger Opferfreudigkeit, die im neuen schönen Gewande prangende Kirche, welche eine Zierde bildet des Ortes und der ganzen Gegend.

Luckau, den 29. Februar 1896.

Robert Behla.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

12. (3. öffentl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 9. Dezember 1896, abends 7^{1/2} Uhr,

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses,
Matthäikirchstrasse 20/21.

Der Vorsitzende Herr Stadtrat Ernst Friedel trug folgendes vor:

1. Amtsgerichtsrat Franz Kuchenbuch, der Senior der brandenburgischen Altertums- und Heimats-Forschung ist am 27. November d. J. in der Stadt Müncheberg, deren Ehrenbürger er war, im 85. Lebensjahre verstorben. Geboren während der Beschiessung Erfurt's durch die Franzosen am 4. September 1812 im säkularisierten Neuwerks-Kloster daselbst, wo sein Vater Rentmeister war, besuchte er die Gymnasien zu Erfurt und Heiligenstadt und studierte in Halle, Bonn und Berlin die Rechte. Als besoldeter Assessor kam er nach Fürstenberg a. O., wo er sich verheiratete, und von da 1850 als Kreisrichter nach Müncheberg. Er sammelte Altertümer bei Freienwalde und Wriezen, namentlich aber auf dem Töpferberg bei Belzig. Mit Herrn Apotheker Hermann Arendts zusammen, seinem treuen Freunde und Studien-genossen, kam er auf die Idee, 1865 in Müncheberg einen eigenen Verein für Heimatkunde zu begründen, dessen I. Vorsitzender er bis zu seinem Lebensende geblieben ist. Zu den ältesten derartigen Vereinen unserer Provinz gehörig, veranstaltete dieser Verein im Jahre 1880 auf der in Verbindung mit der XI. Allgemeinen Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Berlin vom 5. bis 21. August 1880 ins Werk gesetzten grossartigen Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde Deutschlands, eine für ein so kleines Gebiet, innerhalb des von unserm II. Schriftwart Dr. Zache in unserer letzten Sitzung so anschaulich geschilderten Ländchens Lebus, überraschend reichhaltige und wertvolle Sonderausstellung, deren sachverständige Beschreibung im Katalog S. 105 flg. wir unserm Kuchenbuch verdanken. Dieser hervorragende Kenner unserer Heimat hat im Dienste der Erforschung derselben Jahrzehnte verwendet. Das alte Sprüchwort „fortes fortuna adjuvat“ hat sich hier glänzend bewährt. Ungemein zahlreiche Funde von der Steinzeit ab bis in das Mittelalter haben den wissenschaftlichen Eifer der Müncheberger Forscher reichlich belohnt und zieren die dortige Vereinsammlung sowie die Privatsammlungen der genannten Herren Arendts und Kuchenbuch. Weltberühmt ist aus der Vereinssammlung die der

Völkerwanderungszeit angehörige stählerne Speerspitze, ausgelegt mit silbernen Charakteren und germanischen Runen; 16,5 cm lang, das Silber zum Teil ausgelaufen, da der Speer aufrecht dem Feuer ausgesetzt war. Das unersetzliche, kostbare Stück wurde beim Abtragen des Ackers zum Auffüllen des Bahnhofs auf dem Acker des Gutsbesitzers Templin mit daneben stehenden Schildresten, Urnen und Leichenbrand gefunden. (Vgl. Kat. S. 76 u. 113, sowie „Anzeiger für Kunde der Deutschen Vorzeit, Nürnberg 1877 und „Bär“ 1877 Nr. 4, ein Abguss vom Kustos Buchholz im Zusammenhange mit dem Zacheschen Vortrag in der Brandenburgia am 25. v. M. vorgelegt.) Der treue Mithüter dieser Schätze, der zu wissenschaftlicher Auskunft und Führung an Ort und Stelle stets bereite Helfer, Franz Kuchenbuch, hat seine treuen Augen nunmehr nach langem thatenreichen, gesegneten Leben, zum ewigen Schlummer geschlossen. Unsere Brandenburgia wird das Andenken des wackern Müncheberger Altmeisters der Heimatkunde stets in Ehren halten.

2. Märkisches Liederbuch. Im Auftrage des Touristen-Clubs für die Mark Brandenburg zu Berlin gesammelt und herausgegeben von Fritz Eichberg, Mitglied des Touristenklubs. Berlin W. F. Fontane & Cö. 1897. Taschenformat 144 Seiten (242 Lieder). Fritz Eichberg, dessen „Markgraf Otto der Minnesänger, ein vaterländisches Gedicht“ und „Mark Brandenburg in Sage und Lied“ in unserer Brandenburgia beifällig besprochen und freundlich aufgenommen worden sind (Monatsblatt I. S. 203 u. III. S. 57) macht ein Exemplar dieser der uns nahestehenden und befreundeten Vereinigung von Verehrern unserer Mark gewidmeten Liedersammlung unserer Büchersammlung zum Geschenk. Das Liederbuch, welches sich von wenigen Ausnahmen abgesehen, auf die eigentliche Mark beschränkt, enthält in guter Auswahl meist vortreffliche und entsprechende, allemal sangbare Gedichte, I. Teil „Sängerstimmen aus der Mark“ (Heimats- und Vaterlandslieder, Wander- und Liebeslieder, Gesellschafts-, Trinklieder und Schwänke). Dieser I. Teil geht uns am meisten an, weil er unsere Heimat feiert, der II. Teil „Aus deutschem Liederschatz“ giebt eine angenehme Zugabe aus dem lyrischen Gesamtbesitz unseres Volks. Viele der Gedichte rühren von unserm Eichberg selbst her. Wir wünschen dem Büchlein eine recht weite Verbreitung in unseren Kreisen. Der ungemein billige Preis 50 Pf. pro Exemplar, bei grösseren Partien noch wohlfeiler, möge zu derselben mit beitragen. Hierbei kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, dass auch unsere Brandenburgia ein eigenes, sangbares Liederbuch für ihre Zwecke herausgeben möge.

3. Demnächst spricht der Vorsitzende Ernst Friedel: Über die Christmette und den Christbaum in Berlin und der Provinz Brandenburg.

Das wieder bevorstehende schönste kirchliche Volks-Fest in unserm

h. ang.
p. 386
430

christlichen Jahr legt es mir nahe, aus dem Archiv des Märkischen Provinzial-Museums das nachfolgende aus dem Kreise Luckau eingegangene Schriftstück in unserer Brandenburgia mitzuteilen.

„Dem verehrlichen Märkischen Provinzial-Museum übersende ich hiermit ein altes Wachslight als Geschenk.

Hier in Kirchhain in der Nieder-Lausitz besteht seit uralten Zeiten die Einrichtung der Christmesse. Dieselbe beginnt am 1. Weihnachtsfeiertag frühmorgens 6 Uhr und es werden dabei die sogenannten „Leuchter“ (grosse pyramidenförmige Gestelle mit zahllosen Lichten), welche alljährlich von den „Leuchterbauer-Gesellschaften“ schon mehrere Wochen vor dem Feste hergerichtet werden, angezündet. Zu dieser Messe strömt die Bevölkerung viele Meilen in der Runde hier zusammen; die Kirche ist gedrängt voll, die Andacht abgelenkt und gering.

Die Geistlichen und der Gemeindegemeinderat erhalten alljährlich zu Weihnachten und zwar zur Benutzung bei der Christmesse von der Kirchengemeinde Wachslighte als Geschenk. Auch der Amtsrichter erhält nach alter Gepflogenheit ein solches Licht. Während dieselben jetzt ganz einfach aus weissem Wachs hergestellt sind, waren sie früher, d. h. vor etwa 75 Jahren, häufig reich verziert und bemalt. Ein solches altes Licht ist das beifolgende der Frau Wittwe Hauptvogel hieselbst, gehörig gewesene, welche dasselbe von den Eltern ihres verstorbenen Ehemannes im Jahre 1856 als etwas schon sehr Altes bekommen hat.“

Kirchhain N.-L., den 13. Januar 1895.

gez. Dr. Philippi, Amtsrichter.

Das noch ungebrauchte Wachslight ist 29,05 cm lang und hat 1,07 cm Durchmesser. Unten, wo es eingesteckt wird, ist es braun wie lackirt. Die Malerei besteht aus dem Bilde eines Landmädchens, das einen Tragebalken auf den Schultern führt, an dem je ein Henkelkörbchen rechts und links an einer Schnur hängt. Nach der Hutmode möchte man auf die zwanziger oder dreissiger Jahre dieses Jahrhunderts schliessen. Über dem Mädchen eine gepflückte rote Rose, darunter eine andere Blume, auf der Rückseite noch 2 dergleichen.

Diese Mitteilung des Herrn Philippi hat wegen der in manchen Kreisen noch immer für dunkel gehaltenen Herkunft unserer heimischen Weihnachtsfeier und unsers heimischen Christ- oder Weihnachtsbaums besonderes Interesse. Bei einer geschichtlichen Entwicklung und Erklärung aber des Christfests, der Christmette und des Christbaums sind primitive Anschauungen, wie sie den Ariern und Semiten von jeher eignen, daneben aber speziell Jüdische, Römische, Germanische, sowie Slavische Elemente und Einflüsse, welche vom christlichen Kultus übernommen wurden, zu unterscheiden.

Jedes Element hat beigesteuert. So kann man, nach Mannhardt: „Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme“

(Berlin 1875 S. 232) geneigt sein, sich den Weihnachtsbaum aus christlichen Anschauungen zu erklären. Der 24. Dezember ist der Tag Adams und Evae. Die Kirche hatte durch die Wahl dieses Namens die Idee ausdrücken wollen, dass Christus als der zweite Adam den Verlust des ersten wieder einbringe. Denselben Gedanken drückte die Legende so aus, dass Adam einen Apfel oder Ableger des Baumes der Erkenntnis aus dem Paradiese mit sich nahm und einpflanzte; daraus spross ein Baum, aus dessen Holze das Kreuz gemacht wurde, an dem der Erlöser hing. Oder man sagte, dass auf Adams Grabe ein Reis vom Baum des Lebens wuchs, von dem Christus die Frucht der Erlösung brach. Demnach wird das Kreuz in der altchristlichen Vorstellung und Poesie als der neugepflanzte, fruchttragende, himmlisch nährnde Paradiesbaum inmitten der erlösten Menschheit aufgefasst. Dies ging, nachweislich seit dem 12. Jahrhundert, in die Weihnachtsspiele über. So erspriesst der Ideenkreis, nach welchem der Weihnachtsbaum samt seinen Äpfeln und Lichtern als der zum Lebensbaum gewordene Erkenntnisbaum und Christus selbst, welcher ja auch seinen Stammbaum von David, aus der Wurzel Jesse, herleitet, als Baum des Lebens und Licht der Welt erscheint.

Dennoch ist, wie schon angedeutet, dies nur eine der vielfachen Stützen des Weihnachtskults. Vorweg will ich bemerken, dass man die Lösung der zweifelhaften Fragen da, wo man sie in dem 355 Seiten starken, i. J. 1893 in Leipzig bei E. Keils Nachfolger erschienenen Werk „Die Geschichte der deutschen Weihnacht“ von Alexander Tille, z. Z. Dozent des Deutschen an der Universität zu Glasgow, erwartet, nicht durchweg findet. Tille hat zwar mit Bienenfleiss eine Menge geschichtlicher Nachrichten gesammelt, aber wie Karl Weinhold (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, IV. 1894 S. 100) bemerkt, die Verarbeitung des Stoffes durch unrichtige Annahmen und unsichere Beweisführung geschädigt. Auch ist das Schlussergebnis völlig verfehlt. Weinhold fügt S. 101 hinzu: „Um ein Wort über den Weihnachts- oder Christbaum zu sagen, so ist derselbe ursprünglich Symbol des frischen Naturlebens, so gut als die Bäumchen oder Zweige bei der Lenzverkündigung und als der Maibaum. Solche Bäumchen oder Bäume waren und sind daher auch bei Hochzeiten (z. B. in Oststeiermark, Schwaben, im lüneburgischen Wendland) Brauch. Der Aufputz fand sich allmählich von selbst hinzu. Die Lichter des Weihnachtsbaums sind wahrscheinlich von den Lichtern der Christmesse entlehnt.“ Auch diese Erklärung erschöpft nur einen Teil der Entstehungsursachen. Was den Uranfang des Lichterbaumes anlangt, so kann ich einem anderen unserer kundigsten Altmeister der Mythologie und des Folklore, unserm verehrten Wilhelm Schwartz („Der Weihnachtsbaum. Auch ein Stück Praehistorie in christlicher Form.“ „Bär“ VII. 1881 S. 197 u. 198) nur durchaus beipflichten. „Es ergibt sich als ein

prähistorischer alter Glaube, der nicht bloss die Arier, sondern auch die Semiten der Urzeit umfasst hat, eine Vorstellung, nach der man in dem täglich, zunächst wie eine Lichtsäule aufsteigenden und sich dann über die Welt ausbreitenden und durch die Wolken verästelnden Sonnenlicht, einen wunderbaren himmlischen Lichtbaum erblickte, der Vormittags aufsteige und Nachmittags sich wieder in sich gleichsam zurückzöge. Der Talmud bietet uns noch das einfache Bild, wenn er bei der Morgenröte an eine aufsteigende und sich durch die Wolken verästelnde Palme denkt, im Gegensatz zur Lichtsäule des Mondes, welche säulenartig aufsteige. Dementsprechend redet auch Rückert noch von der Sonne goldenem Baum, der im Blauen unbegrenzt blüht, und volksthümlich wird das Bild reproduziert, wenn es in einem kleinrussischen Volksrätsel heisst: Es steht ein Baum in jedem Dorfe, in jeder Hütte wird er sichtbar; und die Auflösung ist: „Die Sonne und ihr Licht.“

Dem Weihnachtsbaum unmittelbar nähert es sich bei unseren Germanen, wenn es auf Island (nach Maurer) bezüglich des Vogelbeerbaums*) heisst, dass man früher in der Weihnachtsnacht alle seine Zweige mit brennenden Lichtern besetzt gefunden habe, welche nicht erloschen seien, mochte der Wind auch noch so stark wehen.

Bei Tille a. a. O. S. 1—36 ist das Weihnachtsfest entstanden aus dem christlichen Jesusgeburtstfest, den römischen Januarkalenden und den deutschen Winteranfangsfeiern, wozu aber Jahrhunderte gehört haben, denn erst das Jahr 354 sah das erste Jesusgeburtstfest am 25. Dezember und zwar in Rom selbst. In Konstantinopel wurde das erste Weihnachtsfest 379 gefeiert. Während das Gesetz des Kaisers Valentinian über die gerichtsfreien Tage vom Jahr 389 ein Jesusgeburtstfest noch nicht kennt, nennen bereits die Erläuterungen zum Gesetzbuch des Westgotenkönigs Alarich, mit dem dieses gleich bei seiner Entstehung 406 ausgestattet wurde, Jesusgeburtstfest und Erscheinungstfest als gerichtsfrei. Dies ist in den Codex Justinianus von 534 aufgenommen. Zwischen dem alten und neuen Christgeburtstfest liegt ein Zwischenraum von zwölf Tagen, den der Syrer Ephraim schon im 4. Jahrhundert als heilig bezeichnete und dessen besondere Verehrungswürdigkeit die Synode von Tours als Dodekahemeron als „Zwölften“**) anerkannte. Wie viel die Vorstellung von der altgermanischen heiligen Zeit der Zwölften, die bis zum 6. Januar d. J. bis Grossneujahr reicht, hierzu beigetragen haben

*) *Sorbus aucuparia*. Vgl. meine Mitt. in Monatsblatt IV. S. 288. — Der Artikel von W. Schwartz ist in dessen Prähistorisch-anthropologischen Studien Berlin 1884 S. 464 fig. wieder abgedruckt. Siehe von demselben Verfasser: Sonntagsbl. des Posener Tageblatts Weihnachten 1881, ferner: Der (rote) Sonnenphallos der Urzeit (Berl. Zeitschrift f. Ethn. 1874 S. 180 und Zur indogerm. Mythologie I. Der himmlische Lichtbaum in Sage und Kultus (a. a. O. 1881 S. 139 fig.).

**) Vgl. über die Zwölften meine Angaben im Monatsblatt Brandenburgia II. S. 92.

mag, stehe dahin, jedenfalls ist es eine mindestens höchst merkwürdige Thatsache, dass mit der heiligen Christzeit des Zwölften die heidnisch germanische Festzeit des Umzugs der Götter übereinstimmt. Zweifellos hat dieses Zusammenfallen die Verbreitung des Christfestes ungemein gefördert. Auch bei den Slaven findet, wie bei allen Ariern, eine Winter-sonnenwendfeier statt, auch die Zwölften werden beobachtet, Momente, welche für die Aufnahme und Ausgestaltung der Christmette und des Christbaums für diejenigen Teile Deutschlands, welche slavisch-gemischte Bevölkerung haben, von ausschlaggebender Bedeutung war.*)

Erst die Synode von Mainz 813 ordnete die Weihnachtsfeier in Deutschland und zwar auf vier Tage (Tille S. 21). Weihnachten ist kein altgermanisches Wort. Nicht einmal die Westgermanen kennen es, sondern nur deren südöstlichste Gruppe, die Deutschen. Aber auch diese noch nicht bis zum Jahre 1000. Nach Tille (S. 22) ist Weihnachten entstanden aus wich = heilich und naht = Nacht, also Übersetzung von nox sanctissima. Die Heiligen Martin und Nikolaus, in Berlin und Brandenburg der Knecht Ruprecht, welche an Stelle heidnischer, germanischer z. T. auch slavogermanischer Götter getreten,**) werden mit Umzügen, Vermummungen und allerhand Possen, auf den Gassen und selbst in den Kirchen, während der heiligen Zeit gefeiert und treten hierbei selbst handelnd auf; auch sie werden in das Geburtsfest des Heilandes und in die Weihnachtsfestspiele gewissermassen als Schauspieler mit einbezogen. So entsteht auch hier die gleiche Verquickung von Christlichem und Heidnisch-Germanischem, dem von der Altmark ab östlich hier und da auch Züge aus dem wendischen Kultebeben beigefügt werden.

Wenn Tille S. 9 sagt: „Nach den beiden grossen Schlachtzeiten des Herbstes kannten unsere Vorfahren, so viel wir wissen, kein Fest weiter bis Frühlingsanfang. Speziell von einer Sonnwendfeier in den Zeiten germanischer Religion wissen wir nichts. Ein Sonnendienst aller Germanen ist schlechterdings unerweisbar, die Deutschen kannten einen solchen sicher nicht,“ so ist dagegen zu sagen, dass an sich schon die Wintersonnenwende das auffallendste Ereignis im astronomischen und meteorologischen Jahr für die nördlichen Völker ist. Denn gerade mit Überwindung des scheinbaren Absterbens der Sonne, d. h. gleich mit

*) Auch im Kirchenlied wird Christus gerade zu wie ein Sonnengott gefeiert so bei Ch. Keymann († 1662):

„Wonne, Wonne über Wonne:
Jesus ist die Gnadensonne.“

***) Vgl. über den hier in Frage kommenden H. Nikolaus von Myra, jetzt in Bari, meine Angaben in „Mölln und Till Eulenspiegel. Eine Wanderstudie von Ernst Friedel“ Berlin 1894. (Sonderabdruck aus dem Bär) S. 20 fig. Ruprecht (Wodan) und Knecht Ruprecht (in Wodans Gefolgen) sind echt heidnische Gestalten

oder gleich nach dem kürzesten Tage beginnt der Winter, die Jahreszeit, welche gleichsam das Absterben der Natur darstellt. Dass nun von hier ab hoffnungsfreudig gerade der Feind des Winters, Licht und Wärme, wieder zunimmt, musste dem Naturmenschen besonders auffallen und zum religiösen Nachdenken, folgeweise auch zu religiöser Feier, anregen. Auf Sonnendienst der Germanen deutet bereits Caesar (Bell. Gall. 6, 21): Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt, et quorum opibus aperte juvatur, Solem et Vulcanum et Lunam, und in dem Merseburger Zauberspruch heisst es bekanntlich gerade von den Lichtgöttern: Phol (Balder) und Wodan fuhren zu Holze, da ward dem Fohlen Balders sein Fuss verrenket, da besprach ihn Sinthgunt (Morgen- oder Abendstern, als Begleiter der Sonne) und Sunna, ihre Schwester etc. In die heilige Zeit fällt das Jul-Fest,*) wobei das brennende, vom Berg gerollte Julrad auf die siegende Sonne hinweist; auch das dreimalige Hüpfen, die drei Freudensprünge der Sonne bei ihrem Wiederaufgang nach der längsten Nacht, diese vielfach in Deutschland verbreitete Vorstellung, deuten auf heidnischen Wintersonnwendkult. Auch führt Tille so viele gerade hierauf bezügliche Gebräuche vom skandinavischen Norden ab (vgl. z. B. S. 251) bis zur äussersten deutschen Sprachgrenze hinunter an, dass er sich mit seiner vorgefassten Meinung selbst bestens widerlegt.

*) Weihnachten wird als Julfest noch jetzt im Regierungsbezirk Stralsund, dem ehemaligen Schwedisch- oder Neu-Vor-Pommern vielfach gefeiert. Mir selbst ist am Heiligabend und an den Tagen vorher dort mancher Jul-Klapp geworfen worden. Allerdings drängt die Berliner Weihnachtsfeier den Jul-Klapp in Schwedisch-Pommern und auf der Insel Rügen mehr und mehr zurück. Der Jul-Klapp wird aber nebenher beibehalten. Der Hauptscherz bei dem letztern ist das lange Suchen bis der eigentlich Beschenkte und sein Geschenk nach Entfernung der schier endlosen Einwickelungen erkennbar wird. Die Hausthür oder Stubenthür wird plötzlich aufgerissen, mit verstellter Stimme ruft Jemand Jul-Klapp! wirft dabei das Paket hinein und entfernt sich dann eiligst, um nicht erkannt zu werden, indem er die Thür dröhnend hinter sich zuwirft. Mit diesem absichtlichen Erschweren der Auffindung des Geschenks hängt die Sitte in den manchen neuvorpommerschen und rügenschen Familien zusammen auch wo sie jetzt Weihnachten nach Berliner Art feiern, dass auf dem Weihnachtstisch, nicht wie bei uns, die sämtlichen Geschenke für jeden Beschenker an einer Stelle vereint aufgebaut, sondern absichtlich in einem künstlichen Durcheinander bescheert werden, so dass es bei vielen Beschenkten und vielen Geschenken oft lange Zeit währt, bis jeder Bedachte seine sämtlichen Geschenke herausgefunden hat. An Versuchen, die Jul-Feier, wenigstens das Jul-Klapp in Berlin einzuführen, hat es nicht gefehlt. So wurde, weil eine der Frauen Friedrich Schleiermacher's aus Stralsund stammte, das dort übliche Julklapp-Werfen zeitweilig in des berühmten Theologen Häuslichkeit geübt, wie mir eine Verwandte desselben mittheilt. Meine Frau, welche aus Greifswald, ebenfalls einer Julklapp-Stadt, gebürtig ist, hat das Julklapp-Werfen in der Christzeit in meine Familie eingeführt. Natürlich dient dergleichen nur zum Zeitvertreib, an eine Verdrängung des üblichen Weihnachtsfestes denkt dabei niemand bei uns.

Im „Indogermanischen Volksglauben“ Berlin 1885 S. 37 erklärt auch W. Schwartz im Gegensatz zu Tille den Weihnachtsbaum als Symbol des zur Wintersonnenwende wieder erstehenden Lichtbaums, also aus der urdeutschen Volks-Verehrung der sieghaften Sonne.

Der Leuchterbaum oder Lichterbaum, wie wir ihn in der christlichen Kirche frühzeitig kennen, hat seine Vorgänge bereits im alttestamentarischen Kultus des Judentums.*) Gewöhnlich wird hier der siebenarmige salomonische Leuchter schlechthin citiert oder der von Titus im Triumph aufgeführte Leuchter aus dem Tempel von Jerusalem, im Relief dargestellt auf dem Arco di Tito in Rom. Es wird aber schon für die Stiftshütte 2. Mos, 25, 31—40 ein dgl. Leuchterbaum aufgeführt, auch ist bei Sacharja 1, 2 die Vision von den zwei Ölbäumen und dem Baumleuchter zu beachten. Dergleichen Leuchterbäume haben sich, unmittelbar aus dem Judentum in das Urchristentum übernommen, durch alte Kunst-Stile vom romanischen und byzantinischen Stil bis in die späte Übergangs-Gotik erhalten. Insbesondere figurierten die Lichterbäume in der Weihnachtszeit und wurden vermehrt durch die eigentlichen Christbaumleuchter oder Weihnachtslichterbäume, welche in den Kirchen für die Besucher in der Christenzeit da standen, weil diese sich teils zur Christvesper am 24. abends, teils zur Christmette (Christmesse) am 25. Dezember früh mit Lichtern einfanden und sie auf Gestellen baumartig anordneten.

Diese Gestelle sind oder waren noch in ärmeren Kirchen aus Holz, dagegen in den ansehnlicheren Kirchen der Provinz Brandenburg von Schmiede-Eisen, teils mit Dornen, um Wachslichter darauf zu spießen, teils mit Tüllen, um die Lichter hineinzupassen.***) Diese handfesten baum- oder pyramidenförmig sich nach oben verjüngenden Vorrichtungen standen auf einem langen Fuss (Stiel, Stamm), hierdurch einen wirklichen Baumstamm mit Krone nachahmend. Dazu sei bemerkt, dass bei uns frühzeitig auch wirkliche Bäume mit Lichterschmuck in den Kirchen gestanden haben, dass aber vielfach die natürlichen Weihnachtsbäume der Kirchen in Miskredit kamen, weil unsere Nadelbäume in der Mark früher noch mehr als seit den forstlichen Bereicherungen der letzten 150 Jahre lediglich aus den weniger ansehnlichen Kiefern *Pinus silvestris*,***) bestanden, welche wegen ihrer hängenden und sparrigen

*) Vgl. meine bezüglichen Angaben in „Wie kam der Weihnachtsbaum in unser Haus?“ in „Bär“ XII. 1886 S. 142 unter VI., einem Aufsatz, dessen Thesen sich in dem letzten Jahrzehnt immermehr bestätigt haben, und in der erwähnten Schrift „Mölln und Tille Eulenspiegel“ Berlin 1894 S. 25—28.

***) Daher auch Tüllenbäume genannt: Tille S. 273.

****) Im Süd-Osten unserer Provinz „Fichten“ im Westen „Tannen“ vom Volk genannt, wie denn der Ausdruck Kiefer auch in der Mittel- und Churmark mehr schriftmässig für das volksübliche „Kiene“, „Kienbaum“ ist.

Zweige ein wenig repräsentatives Äussere besitzen. Auch wurde das Entnehmen der Bäume aus der Forst mitunter verboten; ferner fielen die künstlichen wie natürlichen Leuchterbäume im Weihnachtsgedränge leicht um. Man hat daher häufig Ersatzmittel, nämlich hölzerne Gestelle, von der Geistlichkeit Pyramiden genannt, mit Kieferngrün umwunden, aber ohne Stiel und Stamm, an Stelle von Weihnachtsbäumen in den Kirchen aufgestellt, ja wohl auch solche, die lediglich aus geöltem, hellgrünem Papier angefertigt waren. Der Feuersgefahr halber und da von jeher Leuchter- oder Lichter-Kronen in den Kirchen hingen, hat man ferner statt der Lichter-Bäume, sowie der Pyramiden, Weihnachts- oder Christkronen bei der kirchlichen Feier benutzt. Diese Weihnachtskronen aus geöltem hellgrünen Papier, welches auf Holzreifen aufgeklebt ist, an denen die Lichthalter befestigt sind, haben sich unverwüstlich in Berlin erhalten; so wurden sie daselbst noch in der diesjährigen Weihnachtszeit selbst auf dem Leipziger Platz inmitten eines reichen und vornehmen Stadtteils, ebenso wie richtige Pyramiden verkauft, welche letztere im alten Berlin, wie ich mich aus meiner Kindheit entsinne, in 3 Arten zerfielen: a. nur aus Holz, Ölpapier und Rauschgold, b. aus Holz umwunden mit Kieferngrün und buntem Papier bezw. Rauschgold, c. später häufiger ebenso aber mit Fichtengrün umwunden. In Berlin werden Pyramiden und Lichterkronen fast nur noch von den ärmeren Familien benutzt, weil sie damit die Kosten und die Zeit, welche das Aufputzen eines Christbaums erfordert, ersparen.

Ich sprach von Feuersgefahr während der Christvesper und Christmette*) und komme damit auf eine der Hauptursachen, welche die Weihnachtsfeier in ihrer heidnisch- wie christlich-theatralischen Ausbildung aus den Gotteshäusern vertreiben half.

Friedrich Schleiermacher lässt in seinem Gespräch „Die Weihnachtsfeier“, Halle 1806, S. 71 Ernestine, die Frau des Predigers Eduard sagen: „Damals nämlich wurden noch in den späten Abendstunden die sogenannten Christmetten gehalten und bis gegen Mitternacht unter abwechselnden Gesängen und Reden von einer unstäten und nicht eben andächtigen Versammlung fortgesetzt. Nach einigen Bedenklichkeiten durfte ich wohl begleitet mit dem Kammermädchen der Mutter zur Kirche fahren. In der Gegend des fast schon verlöschenden Christmarkts trieben sich grosse Schaaren von Knaben umher mit den letzten Pfeifen, Piepvögeln und Schnurren, die um einen wohlfeilen Preis losgeschlagen wurden, und liefen lärmend auf den Wegen zu den verschiedenen Kirchen hin und her. Erst ganz in der Nähe vernahm man die Orgel und wenige unordentlich begleitende Stimmen von Kindern

*) Eigentlich bedeutet Mette von matutina [hora] abgeleitet, einen Morgen-Gottesdienst, doch wird der Ausdruck, wie bei Schleiermacher, häufig auch vom Abend-Gottesdienst, namentlich protestantischerseits gebraucht.

und Alten. Ohnerachtet eines ziemlichen Aufwandes von Lampen und Kerzen, wollten doch die altersgrauen Pfeiler und Wände nicht hell werden, und ich konnte nur mit Mühe einzelne Gestalten herausfinden, die nichts erfreuliches hatten. Noch weniger konnte mir der Geistliche mit seiner quäkenden Stimme einige Teilnahme einflößen.“

Dies ein Zerrbild der kirchlichen Weihnachtsfeier aus der Zeit des krassesten Rationalismus. In der Zeit des Naturalismus ging es auch nicht erfreulich zu, aber doch anders.

Von Zittau aus dem vorigen Jahrhundert wird Folgendes berichtet: „Der Gottesdienst begann Morgens um 4 Uhr. Die Kirche war erleuchtet, es erschallten Musik und lateinische Gesänge. Das Fest lockte eine Menge Menschen aus den benachbarten Bergstädten dahin, die sich mit Brandtwein und Honigkuchen reichlich zu versehen pflegten, um sich gegen die Kälte zu schützen, und — das Christfest zu begehen. Die Kirche war gefropft voll und der Lärm so gross, als wenn alle Trommeln eines Regiments auf einmal geschlagen würden. Der entsetzliche Dampf von Brandtwein, Lichtern und Tobac erfüllte die Kirche und erstickte fast den einzigen nüchternen Mann, den Prediger. Dieser konnte wegen des erstaunlichen Getöses nicht reden, stand still und sahe von der Kanzel herab den Unfug der Gemeinde. Brennende Lichte, die das besoffene Volk von den Leuchtern riss, flogen in der Kirche umher, bei einigen wirkte der im äussersten Uebermaass genossene Brandtwein und Honigkuchen von oben und unten. Andere wälzten sich mit Weibspersonen in öffentlicher Unzucht schamlos herum. So kann selbst die heiligste, die beste Religion ausarten, wenn nicht die aufklärende, sittlich wachende Vernunft ihr zur Seite bleibt.“*)

Dergleichen Unfug kam übrigens auch anderweitig bei der Rumpel-Mette in unserer Gegend vor, wobei im Dunkeln nach Ausblasen der Lichte mit Stöcken und Steinen ein gräulicher Lärm in Begleitung sonstiger Unziemlichkeiten verübt wurde, Symbolisierung des Überfalls Christi durch Judas Ischarioth und die hohepriesterliche Scharwache.***) — In den märkischen Kirchen kam es u. A. vor, dass bei der Schilderung der Geburt Christi und der Krippe der Geistliche vor der Kanzel die Stimmen der heiligen Tiere, d. h. Ochs und Esel, nachahmte. „So, meine andächtigen Zuhörer, schrien die lieben Öchslein . . . Muh!“ — worauf die Gemeinde mit kräftigem Muh! antwortete. „So schrien die lieben Eselein — I-A!“ und die ganze liebe Christenversammlung respon-

*) Tille S. 71 macht hierzu die Bemerkung: „Es ist die Zeit Lessings und Rousseaus, in der man mit der göttlichen Vernunft die der Zeit fremd gewordenen kirchlichen Bräuche und Dogmen mit neuem Leben zu durchdringen sucht.“ — Schönes Durchdringen!

**) Vgl. „Die Quitzows und ihre Zeit“ von Friedrich von Klöden. 3. Ausgabe, bearbeitet und herausg. von Ernst Friedel. Berlin 1889 I. S. 224.

dierte mit lautem I-A-Plärren. In den Dorfkirchen bliesen bei solchen Gelegenheiten auch wohl der Pferdehirt, der Kuhhirt, der Schweinehirt und der Schafhirt aus Leibeskräften auf ihren unharmonischen Berufsinstrumenten durcheinander.*) Als Lärminstrumente aus jener Zeit haben sich bei uns, namentlich in Berlin, die Knarren und der Waldteufel unverwüstlich erhalten.

Kein Wunder, dass wir schon frühzeitig, wenn auch erst in der protestantischen Zeit, in der Mark Brandenburg obrigkeitliche Verordnungen wider den Weihnachtsunfug finden.**) Im Visitationsabschied, Berlin Freitag nach Jubilate 1574 wurde verordnet: „Also soll auch der Rat die bösen Buben, so in der Christnacht und Oster-Nacht in den Kirchen alle Büberey treiben, durch die Stadtdiener herausjagen oder in die Türme setzen lassen, damit Zucht und gute Disziplin in den Kirchen erhalten und die Gottesfürchtigen an ihrem Christlichen Gebete nicht mögen gehindert, noch sonst geärgert werden.

Damit wurde die „symbolische“ Christfeier zum ersten Male aus der Kirche vertrieben und lediglich auf die öffentliche Strasse verwiesen.

Harmloser klingt folgende Weihnachtsschilderung aus unserer Gegend, welche Georg Buchmann in seinen *Annales oder Geschichtsbuch und die Chronica der Stadt Züllich* Küstrin 1665, (bei Tille H. 69) giebt. B. war 1598 in Züllichau geboren; das Geschilderte mag sich auf die Zeit um 1610 bis 1615 beziehen.

„Wir armen Schüler waren erst recht geplagte Märtyrer, dennoch aber hatten wir in unserm Kreutze auch allerhand Ergetzlichkeiten, die uns dann wieder aufmunterten und erfrischten. Denn kurz vor Weihnachten freuten wir uns auf das *Quem pastores* [das alte Weihnachtslied], und dass selbige beydes in den Schulen mit Versuchen, als in der Kirchen in der Christnacht würde gesungen werden. Und da wurden die *Quem pastores* Bücher unter der Zeit mit allerhand Farben gemahlet, zugerichtet und bereitet. Wenn der heilige Abend kam, waren wir bedacht auf die Christfackeln, die wir bei dem *Quem pastores* gebrauchen sollten. Und da war der Glöckner, der dieselben geschrenckt, von grün, rot und anderm farben Wachse machte und den Knaben umb das Geld verkaufte . . . Umb neun Uhr des Abends ward zur Christ-Nacht eingeläutet. Da alsdann alle Tore eröffnet worden, und kam eine grosse Menge Volckes zur Kirchen. Und da wurden den Jungfrauen Christfackeln in ihren Gestühlen fürgesteckt, von allerhand Farben geschrenckt, von denen, die ihnen etwa günstig waren, und ward

*) Vgl. Klöden-Friedel a. a. O. S. 308, über Ochs und Esel bei der Christfeier Tille S. 187.

**) Eine Zusammenstellung in Hermann Vogt's Aufsatz „Weihnachten“ „Bär“ 1887 S. 156 flg. und E. Friedel: „Wie kam der Weihnachtsbaum in unser Haus?“ „Bär“ 1886 S. 143 Nr. IX und X.

vor eine grosse Ehre gehalten. Die Knaben aber hatten ihre grösste Freude, mit ihren Fackeln das *Quem pastores* zu singen. Es wehrte aber dieser Gottesdienst drei ganze Stunden mit Singen und Predigen biss umb zwölf umb Mitternacht. Des Morgendes wie auch des heiligen Abend zur Vesper und Christ Nacht, wenn die hohe Predigt anging, so sang der Kantor aus den Schulen mit den Schülern in die Kirche das *Puer natus* in Bethlehem, und andere Weihnachtsgesänge und ging die ganze Kirche herumb mit den Knaben, wie in einer Prozession und wieder zurück in die Schule auff das Chor und fing sich alsdenn erst der Gottesdienst an. Und wenn es in der Kirchen ganz aus war und der Segen schon gesprochen worden, ward es auch mit Singen auf solche Weise gehalten. Und das wehrte alle drei Tage im Feste.“

Um 1642 eiferte Professor Dannhauer in Strassburg i. E. gegen die häusliche Weihnachtsfeier (Tille S. 259):

„Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachts- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen oder Zucker behängt, und hiernach schüttelt oder abblümen lässt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiss ich nicht, ist ein Kinderspiel . . . Viel besser wäre es, man weihte die Kinder auf den geistlichen Cedernbaum *Christum Jesum*.“

Aus diesem Buch entnahm, wie Tille S. 135 und 260 ausführt Georg Grabow, Konrektor des Gymnasiums zu Cölln an der Spree 1679 Stoff für seine „Entdeckung der schädlichen und schändlichen Finsternis.“ „So schreibet D. Damhauerus, ein berühmter Professor und Prediger zu Strassburg, im IV. Teil der Catechismus-Milch: Wir sind des anklebenden Unflats auch nicht allerdings befreyet. Von dem alten Päbstischen Sauerteig ist noch bei uns der Puppen-Marekt übergeblieben, der oft viel an der Devotion findet, und viel Tohrheiten nach sich schleiff. Und p. 649 schreibet er: Unter andern Lappalien, damit war die alte Weynacht-Zeit oft mehr, als mit Gottes Wort und heiligen Uebungen zubringet, ist auch der Weynachts-Baum, oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behenget, und ihn hernach schütteln und abblümen lässt. Wo diese Gewohnheiten herkommen, weiss ich nicht. Es ist ein Kinderspiel, doch besser, als andere Phantese; NB. ja Abgötterung, so man mit dem Christkindlein pflaget zu treiben, und also des Satans Capell neben die Kirche bauet, den Kindern eine solche Opinion beybringet, dass sie ihre innigliche Gebätlein für den verummten und vermegeten Christ-Kindlein fast abgöttischer Weise ablegen. Viel besser wäre es, man wiese sie auff den geistlichen Cedernbaum *Christum Jesum*.“

1680 sagt Grabow in einem zweiten Traktätlein „Danck-Opffer“ von Freude, das sich die studierende Jugend an dem Weihnachts-Unfug

„mit Hintansetzung ihres eigenen Geniesses“ nicht beteiligt. „In allen Städten, ja in allen Gassen, wo nicht in allen Häusern, bald Alte, bald Junge, bald Grosse, bald Kleine“ gaben sich für den heiligen Christ aus. Schüler, Knechte, Mägde, Lehrjungen, alle liebten diesen Spass. Sie gingen „bey der finstern Abendzeit herumb“ und machten einen Höllenlärm. „Was müssen sie [die Juden] gedencken von unserm Messia, wenn sie unsern heiligen Christ sehen und hören daher kommen, in Begleitung vieler Jungen und Mägde, mit Spiessen und mit Stangen, mit vielen Schellen, mit grossem Geschrey und Klatzschen der Peitsche?“

Dergleichen Traktätchen und Predigten haben auf die Dauer nicht gewirkt. Denn am 17. Dezember 1686 sah sich der Grosse Kurfürst gemüssigt, in einem Edikt von Cölln an der Spree die Weihnachtspossen „beim sogenannten heiligen Christ“ mit folgender Verordnung zu verbieten:

„Unsern Gruss zuvor, Ehrwürdige, Ehrenfeste, Wohlgelahrte, Weise gute Gönner und Freunde etc. Nachdem viele Prediger und andere vielfältig geklaget, dass gegen die Weihnachts-Feste mit dem sogenannten heiligen Christumgehen viel sehr ärgerliche Dinge vorkommen, sogar Comödien und Possenspiele dabey gemachet und getrieben werden, Se. Churfl. Durchl. unser gnädigster Herr, aber solche Aergerniss durchaus abgeschafft wissen wollen; als befehlen Namens Deroselben Wir Euch solche Aergerniss gänzlich abzuschaffen, und darüber ernstlich zu halten. Es geschieht daran Sr. Chf. Durchl. Wille und wir seynd Euch mit Freundschaft gewogen.“

Der Unfug dauerte fort, weshalb König Friedrich I. von Preussen nachstehende Verordnung in Cölln a. d. Spree am 18. Dezember 1711 erliess:

„Von Gottes Gnaden, Friedrich, König in Preussen pp. Unsern pp. Weil mit denen Lichter-Cronen auf dem Christabend viel Gaukelei, Kinderspiel und Tumult getrieben wird, als befehlen wir Euch hiermit nicht allein solche Christ- und Lichterkronen*) gänzlich abzuschaffen, sondern auch die Christmetten nicht des Abends, sondern des Nachmittags um 3 Uhr zu halten. Daran geschieht unser Wille, Und seynd Euch mit Gnaden gewogen.“

Um dem Unfug auf der Strasse auch nicht ferner durch die Christmetten Vorschub leisten zu lassen, verordnet endlich König Friedrich Wilhelm I., der gestrenge Vater Friedrichs des Grossen, am Tage vor dem Christabend 1739 zu Berlin in einem Edikt „wegen der Christabend-Ahlefanzerien“ den Tag vor Weihnachten die sämtlichen Kirchen des

*) Man trug sie brennend auf Stöcken durch die Strassen, teils einzeln, teils im Zuge, welcher den kläglichen Ueberrest der alten Weihnachtsmysterien und Weihnachtsumzüge bildete.

Nachmittags schliessen zu lassen und keine Christabend- und Christnachts-Predigten zu halten.

So war denn die symbolische Christ- und Weihnachtsfeier mit Baum und Licht von den Märkischen Kirchen auf die Strasse und schliesslich auch von dieser vertrieben und es blieb folgeweise der Weihnachtsfeier nichts weiter übrig, als sich in das Haus und die Familie zu flüchten.

Das ist der Anfang unserer heutigen Weihnachtsfeier. Es ist bezeichnend für den heutigen ethischen Sinn unsers Volks und das unverwüsthliche Festhalten an den alten Weihnachtsgebräuchen, dass in der 2. Hälfte gerade unsers, jetzt zur Neige gehenden, vielfach, aber zu Unrecht, als irreligiös und unchristlich verschrienen Jahrhunderts eine rückläufige Bewegung stattgefunden und dass die öffentliche Christfeier mit dem Weihnachtsbaum vom Hause und der Familie aus in alter, aber weitaus veredelter Form den Wiedereinzug in unsere Gotteshäuser gehalten hat.

Wie also kam der Weihnachtsbaum in unser Haus? Ernst H. L. Krause („Globus“ 1896) meint die älteste bis jetzt bekannte Nachricht über den Weihnachtsbaum i. J. 1508 gefunden zu haben.*) In diesem Jahre am Sonntag vor Mitfasten, kam der Prädikant der Freien Stadt Strassburg, der berühmte Geiler von Kaisersberg, in seiner Predigt darauf, dass alle in Strassburg herrschenden Weihnachtsgebräuche heidnisch seien und abgeschafft werden müssten.***) Die Heiden hätten um Neujahr den Januar oder Janus geehrt: „Etlich mit tantzen und springen, ander mit stechen, ander mit danreiss in die Stuben legen, ander mit bechten,***)“ ander dass sie einander gaben schicken, lebkuchen, wein“ u. s. w. (Die Emeis Bl. 47 sp. 4). Anscheinend handelt es sich aber hier nicht um Aufstellen des Weihnachtsbaums, sondern nur um das Ausschmücken mit Tannenreisig, eine viel ältere, dem Weihnachtsbaum lange voraufgehende Sitte. Krause sagt: um 1600 hatte die katholische Kirche gegen den Tannenbaum nichts mehr einzuwenden. Wie Jos. Gény aus der Beckschen Chronik mitteilt, wurden am Christabend in der Herrenstube zu Schlettstadt „Meyen“ (d. h. Festtannenbäume) aufgerichtet und mit Äpfeln und Oblaten geziert, und von dieser Feier zogen die Mitglieder der Stube, zu denen

*) Tägliche Rundschau. Unterhaltungsbeilage Berlin SO. Dec. 1896. S. 1159 und „Globus“ Bd. 70, 1896 Nr. 24.

***) Johann Geiler von Kaisersberg, geb. zu Schaffhausen 16. März 1445, todt zu 10. März 1510 als Domprediger zu Strassburg, ein derbhumorister Prediger, gewissermassen ein Vorläufer des Pater Abraham a Sancta Clara.

****) Das Wort „bechten“ verrät, dass wir hier Reste des süddeutschen Berchtakultus vor uns haben — wie auch noch die Salzburgische Waldordnung von 1755 „Bechl oder Weihnachtsboschen“ kennt.

auch Geistliche gehörten, zur Mette. Am Dreikönigstage (Grossneujahr, 6. Januar) kamen die Kinder, „die Meyen schüttlin,“ also die Tannenbäume zu plündern.

Tille (S. 257, 288) fixiert dagegen 1605 als das bis jetzt bekannte früheste Jahr des Weihnachtsbaums. In einer dieser Zeit angehörigen Handschrift eines ungenannten Verfassers „Memorabilia quaedam Argentorati observata“ heisst es: „Auff Weihnachten richtet man Dannenbäum zu Strasburg in den Stuben auff, daran hencket man roszen auss vielfarbigem papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgold, Zucker“ u. s. w.

Dass das bekannte Bild von C. A. Schwerdtgeburch „Weihnachten in Luthers Hause“ darin den mit Lichtern geschmückten Tannenbaum frei phantasiert hat, bedarf kaum der Erwähnung. Noch schlimmer ist der Anachronismus, den Victor von Scheffel begeht, wenn er im 10. Kapitel seines Ekkehard die Herzogin Hadwig auf dem Hohen Twiel ihrem Gesinde unter einem äpfelgeschmückten Lichterbaum bescheeren lässt. Damals beschenkte man sich, wie noch jetzt in England und Frankreich, ohne Baum und zu Neujahr.

Vielfach zitiert wird in den Gelegenheitsschriften über den Weihnachtsbaum die Angabe bei Mannhardt, Baumkultus 1875 S. 239, insbesondere soweit Berlin in Frage kommt. „Das protestantische Norddeutschland hegt ihn seit geraumer Zeit in seinen Städten (nach Oldenburg soll er gegen das Ende des 18. Jahrhunderts gekommen sein), aber dem niederdeutschen Bauer in der Provinz Preussen, in Pommern, Mecklenburg, Holstein u. s. w. war er noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts fast unbekannt.“*) Schleiermacher in seiner 1805 zuerst erschienenen „Weihnachtsfeier“ und Tieck (Novelle Weihnachtabend) erwähnen ihn noch nicht als Bestandteil der Festfeier in Berlin.“ — Wilhelm Schwartz bemerkt hierzu „Indogerm. Volksgl.“ 1885 S. 38. „Wenn Mannhardt übrigens das Alter des Weihnachtsbaumes in der Mark und speziell in Berlin nach den daselbst angeführten Gelegenheitsschriften von Schleiermacher und Tieck bezweifelt, so ist er im Irrtum, wie ich wohl einmal Gelegenheit haben werde, eingehender auszuführen, da der betr. Fall gerade für seine sogen. historische Basis im allgemeinen nicht uninteressant ist. Hier nur so viel, dass ich schon in der Tradition meiner Familie den Weihnachtsbaum daselbst bis weit in das vorige Jahrh. hinein verfolgen kann, und wenn es nicht in den Märkischen und Norddeutschen Sagen von Kuhn und mir ausdrücklich berichtet worden, so hat es nur den Grund, weil es uns als Berlinern so bekannt und unbezweifelt war, dass jede Erwähnung unnötig schien. Allerdings

*) Stimmt auch nach meinen Erfahrungen. So kannten z. B. der Grossvater und die Grossmutter meiner Ehefrau, beide 1797, jener in Güstrow, diese zu Friedland in Mecklenburg geboren, in ihrer Jugend den Weihnachtsbaum noch nicht und vermochten sich deshalb auch später nicht besonders für ihn zu erwärmen. E. Fr.

zeigte speziell Berlin zu Anfang dieses Jahrhunderts verschiedene Gruppen und Nüancierungen des Gebrauchs. Die vielfach den Ton angegebenden französischen Refugiés z. B. feierten das Fest lange Zeit gar nicht in der Weise, wie es sonst üblich war, der gewöhnliche deutsche Bürger aber stehend mit Kiene oder Pyramide, wofür in feineren Kreisen anderer Blumenschmuck eintrat, da man das Volkstümliche damals vielfach für „ordinär“ hielt.“

Da mein verehrter Lehrer Wilhelm Schwartz jene Gelegenheit leider bisher nicht ergriffen hat und die Angelegenheit für uns Berliner und Märker doch wichtig genug ist, erlaube ich mir auf die Anführungen, Schleiermachers, Tieck's und auch E. T. A. Hoffmann's näher einzugehen.

Zunächst Ludwig Tieck, 1773 als Sohn eines Seilermeisters (oder Tischlers) zu Berlin geboren, lässt in seiner Novelle, „Weihnachts-Abend“, Gesammelte Novellen. 2. Bdchen. Breslau 1835, S. 8 flg. Medling, einen geborenen Berliner, den Weihnachtsmarkt Spree-Athens in der Zeit von 1780 ausführlich beschreiben. Weihnachtskronen, Weihnachtsbäume und Weihnachtspyramiden werden dabei nicht erwähnt. Wären sie auf dem Berliner Weihnachtsmarkt sehr verbreitet gewesen, so hätte der Erzähler sie gewiss aufgeführt.

S. 14 flg. lässt Tieck den Erzähler an dem heiligen Abend vor Weihnachten im Jahre 1791 zu Berlin an der Ecke des Schlossplatzes und der Breitenstrasse folgendes Gespräch vortragen:

„Ach! wie hell! rief die Kleine plötzlich. Was ist Dir? fragte die Mutter. — Da unten in dem grossen Hause, sagte das Kind, zünden sie schon den Weihnachten an.“

Jeder moderne Schriftsteller würde zweifellos hier schreiben: „den Weihnachtsbaum“. Wenn dies 1791 nicht geschieht, so ist es ein Beweis, dass der Weihnachtsbaum damals unserm Tieck noch nicht geläufig war. In der That erzählt auch das Kind S. 43 hinsichtlich derselben Christbescheerung „von den grossen Pyramiden mit den vielen, vielen Lichtern.“ Also mehrere Pyramiden und keine Konzentration der Weihnachtsfeier wie heut auf Eine Pyramide oder Einen Weihnachtsbaum. Da das Kind allein steht und aus einer verarmten Familie ist, so giebt es in letzterer allerdings nur eine kleine Pyramide für die paar Wachlichterchen. S. 63. Vom Weihnachtsmarkt wird S. 66 noch erwähnt, dass Jungen „Pyramiden, Waldteufel kauft!“ ausriefen, S. 66, und ich habe bereits in meinem Aufsatz „Wie kam der Weihnachtsbaum in unser Haus?“ Bär 1886 S. 143 unter Nr. VIII erwähnt, dass auf einem alten Kupfer etwa von 1770—1780 auf dem Berliner Weihnachtsmarkt auch eine aufgehängte verkäufliche Pyramide zu bemerken ist.

Auch in „Tlantla quathapatli, Chronik von Berlin“ 9. Bd.

1790 S. 46 wird der Weihnachtsmarkt daselbst ausführlich beschrieben, aber weder Pyramide noch Weihnachtsbaum erwähnt.

Schleiermacher lernte Märkischen und Berliner Brauch erst spät kennen. Geb. 21. Nov. 1768 zu Breslau, studierte er in Halle, war 1796 Hülfsprediger in Landsberg a. W., 1796 an der Charité in Berlin, 1802 Hofprediger in Stolpe, 1804 bis 1807 Professor in Halle, dann in Berlin, seit 1809 Prediger an der Dreifaltigkeitskirche bis zu seinem Tode am 12. Februar 1834. Er schrieb also „Die Weihnachtsfeier“ in Halle, wo sie auch 1806 erschien. Sie beweist hiernach für Berlin überhaupt Nichts. Der Zug eines platten Rationalismus, der aber unserm Schleiermacher, da sich mehrere Personen von verschiedenen Standpunkten über Weihnachten unterhalten, nicht zur Last zu legen, aber für die Zeit und deshalb auch für die damalige Weihnachtsfeier charakteristisch ist, geht durch das Gespräch. 87 S. 38 „Nun gar die spielende Andacht mit dem Christkindlein, und die Anbetung des Heiligenscheins, den sie ihm selbst gemacht hat, ist das nicht der unverkennbarste Keim des Aberglaubens? Ist es nicht der baare Götzendienst?“ S. 78 flg. wird die Beschreibung geschildert; vom Weihnachtsbaum, von Pyramiden und dergl. ist keine Rede.

In der wunderlichen Erzählungen- und Märchen-Sammlung E. T. A. Hoffmann's „Die Serapions-Brüder“ I. Band, Berlin 1819 wird in dem Märchen „Nussknacker und Mausekönig“ in einem besondern Abschnitt „Der Weihnachtsabend“ behandelt. S. 473 heisst es „Der grosse Tannenbaum in der Mitte trug viele goldene und silberne Äpfel, und wie Knospen und Blüten keimten Zuckermanteln und bunte Bonbons und was es sonst noch für schönes Naschwerk giebt, aus allen Ästen. Als das schönste an dem Wunderbaum musste aber wohl gerühmt werden, dass in seinen dunkeln Zweigen hundert kleine Lichter wie Sternlein funkelten und er selbst in sich hinein und herausleuchtend die Kinder freundlich einlud seine Blüten und Früchte zu pflücken.“

So würde man heut den Weihnachtsbaum nicht schildern, er muss damals wirklich noch ein Wunderbaum, etwas Rares gewesen sein. Für Berlin, das nicht genannt wird, beweist die Stelle direkt nichts. Hoffmann, 1776 zu Königsberg i. O. geboren, hat allerdings am Schluss des Jahrhunderts in Berlin gearbeitet, kam aber 1800 von hier fort und erst 1816 wieder als Rat an das Kammergericht zu Berlin, woselbst er 1822 starb. Es ist also möglich, dass ihm in jener mit dem 1. Bd. der Serapionsbrüder 1819 veröffentlichten Weihnachtsfeier eine Häuslichkeit in Berlin vorschwebte.

Auffallend ist es, dass so eifrigen Sammlern wie Mannhardt, Schwartz, Tille etc. ein Gedicht von Fr. Wilhelm August Schmidt-Werneuchen: „Der heilige Abend vor Weihnachten“ entgangen ist, das wir bei seiner Bedeutsamkeit für unsere engste Heimat hier wiedergeben.

Schmidt*) hat sich fast nur in der Umgebung Potsdams und Berlins aufgehalten und eine glückliche Aufmerksamkeit für jegliches Folklore an den Tag gelegt. Das Lied, um 1795 entstanden, lautet:

1. Das Schneedach fegt des Sturmes Saus, die Ofenflammen zittern.
Die Kinder bleiben gern zu Haus und denken nicht an schlittern;
Denn sieh! Der Abend graut, und Ruprecht kommt, und baut
Für jedes bald ein Tischchen auf, und legt gar schöne Sachen drauf.
2. Im Nebenzimmer kramt er schon den Quersack aus und tuschelt.
Und horch! wie sacht er jetzt darin entlang die Wände ruschelt.
Nun hebt der Jubel an, die Tür wird aufgethan.
Sieh da die Tischchen, weiss gedeckt, voll Kerzen grün und
rot gefleckt.
3. Hinein stürmt Bub' und Mägdlein flugs, zu sehn, was ihm beschieden:
Vor allem prangt von grünem Bux ein Wäldchen Pyramiden
Mit goldnen Nüssen dran; hier nickt ein Sägemann,
Dort grünt ein Busch mit Lämmern drin, bewacht von Hund und Schäferin.
4. Nussknacker stehn mit dickem Kopf bei Jud' und Schornsteinfeger.
Hier hängt ein Schrank mit Kell' und Topf, dort hetzt den Hirsch der Jäger.
Hier ruft ein Kuckuk, horch! und dort spaziert ein Storch,
Mit Äpfeln prangt der Tannenbaum, und blinkt von Gold-
und Silberschaum.
5. Zu Pferde paradiert von Blei ein Regiment Soldaten,
Ein Sans façon sitzt frank und frei gekrümmt und münzt Dukaten.
Und alles schmaust und knarrt; Trompet und Fiedel schnarrt.
Fern stehn die Alten, still erfreut, und denken an die alte Zeit.
6. Nun Mutter! ob dem lieben Brauch sei recht vergnügt und keife
Heut Abend nicht, du Vater auch, und bräch' auch deine Pfeife
In hundert Stücken heut, da alles jauchzt und schreit,
Und, weil so hell der Wachsstock brennt, voll Freude durchein-
ander rennt.
7. So geht's bis in die späte Nacht, und selbst das Kleinste hätte
Sie ohne Schlummer gern durchwacht, doch Mutter ruft: zu Bette!
Und jedes macht zur Ruh nur halb die Augen zu,
Und wünscht: o wär' es Morgen doch! und sieht im Traum die Lichter noch.

*) Vgl. über seine Persönlichkeit meine Angaben im Monatsblatt der Brandenburgia V. S. 269, geb. 23. Mai 1764 in Fahrland bei Potsdam, zuerst Prediger am Invalidenhaus zu Berlin, dann Pastor zu Werneuchen, woselbst er 26. April 1838 verstarb.

So feierte man bei uns in der Mark vor hundert Jahren Weihnachten, insbesondere in den kleinen Städten und auf dem Lande, gemütlich, behaglich, friedlich. Gleichwohl sind die Bestandteile dabei zum Teil andere als am heutigen Weihnachtstisch. Man sieht Kerzen auf einzelnen Tischchen, da einzeln bescheert wird, deshalb auch verschiedene Pyramiden mit goldenen Nüssen. In der Mitte ist vermutlich als Zentralpunkt der Weihnachtsfeier ein grösserer natürlicher Christbaum zu denken. Wo der Wachsstock so helle brennt — ob an dem Weihnachtsbaum oder an den Pyramiden — wird nicht deutlich ausgesprochen.

Von dieser volkstümlichen Weihnachtsfeier weicht allerdings die vornehm-ästhetische der aufgeklärten, dabei aber sentimental-negativen sogenannten gebildeten, höheren Stände, wie sie uns Schleiermacher a. a. O. S. 3 flg. schildert, gänzlich ab. Im Professoren-Halle ging es 1806 also zu:

„Der freundliche Saal war festlich aufgeschmückt, alle Fenster des Hauses hatten ihre Blumen an ihn abgetreten; aber die Vorhänge waren nicht heruntergelassen, damit der hereinleuchtende Schnee an die Jahreszeit erinnern möchte. Was von Kupferstichen und Gemälden sich auf das heilige Fest bezog, zierte die Wände, und ein Paar schöne Blätter dieser Art waren das Geschenk der Hausfrau an ihren Gatten. Die zahlreich und hochgestellten durchscheinenden Lampen verbreiteten ein feierliches Licht, welches doch zugleich schalkhaft mit der Neugierde spielte. Denn die bekannten Dinge zeigte es deutlich genug; das Fremde und Neue konnte nur langsam und bei genauer Betrachtung recht bestimmt wahrgenommen werden. — Wie man in einen Wintergarten zwischen den immergrünen Stauden die kleinen Blüten des Galanthus und der Viole noch unter dem Schnee oder unter der schimmernden Dekke des Mooses hervorholen muss, so war Jedem sein Gebiet durch Epheu, Myrthen und Amaranthen *) eingehegt, und das zierlichste lag unter weissen Dekken oder bunten Tüchern verhüllt, indess die grösseren Geschenke rund umher oder auf den Tafeln mussten aufgesucht werden. Die Namenszeichen fanden sich mit essbaren Kleinigkeiten geschrieben auf den Dekken, und Jedem lag nun ob, zu den einzelnen Gaben den Geber aufzufinden.“

*) Die Amaranthen spielen in der sentimental-negativen Poesie des vorigen Jahrhunderts bis in dieses Jahrhundert hinein eine grosse Rolle, es giebt drei Arten in der Provinz Brandenburg vorkommend und eingewandert: *Amarantus caudatus*, *A. paniculatus* und *A. retroflexus*. Amaranthrot war damals eine äusserst beliebte Farbe, jetzt gehört der Amaranth, namentlich der bekannte Fuchsschwanz, *A. caudatus*, zu den altmodischen Blumen. Zuletzt hat Oscar von Redwitz den Namen in seinem bekannten Lieder-Cyklus wieder hervorgesucht. Besonders der getrocknet lange die Farbe haltende *A. caudatus* galt den Dichtern mitunter als Symbol der Unsterblichkeit. Unter Galanthus, ist *G. nivalis*, das Schneeglöckchen, unter Viole, das wohlriechende Veilchen, *Viola odorata*, zu verstehen. Volksnamen galten damals als zu gewöhnlich.

Gott sei Dank, dass wir von einer Verallgemeinerung dieser vornehmen amaranthenen Weihnachten verschont geblieben sind. Übrigens hat Friedrich Schleiermacher selbst sich bald genug bekehrt; wie mir nämlich vor einigen Tagen seine Stiefenkelin, die verwittwete Frau Prediger N. Palmié hierselbst mittheilte, weiss diese von ihrer i. J. 1805 geborenen Mutter, dass diese in früher Kindheit, etwa um 1813 das Christfest bei Schleiermacher mit einem Weihnachtsbaum feierte.

Hinsichtlich der Christmette theilte mir Frau Palmié mit, dass dieselbe noch in den zwanziger Jahren hier von Schleiermacher in der Dreifaltigkeitskirche auf die dort hergebrachte Art in der Morgenfrühe des 1. Feiertags abgehalten wurde und dass die Schuljugend dazu brennende Lichter in die Kirche mitbrachte.

Das Schwergewicht zwischen Christvesper am Heiligabend und Christmette am 1. Feiertag hat bei uns sehr geschwankt. Sehen wir darauf unsere beliebtesten evangelischen Weihnachtslieder an.

Das ewge Licht geht da herein,
Giebt der Welt einen neuen Schein;
Es leucht wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht.

Vesperlied von Luther.

Dies ist die Nacht, da mir erschienen
Des grossen Gottes Freundlichkeit;
Das Kind, dem alle Engel dienen,
Bringt Licht in meine Dunkelheit,
Und dieses Welt- und Himmelslicht
Weicht hunderttausend Sonnen nicht.

Vesperlied von C. F. Nachtenhöfer, † 1685.

Dagegen:

Dies ist der Tag den Gott gemacht,
Sein werd' in aller Welt gedacht.

Frühmettenlied, Chr. F. Gellert, † 1769.

Der heilige Christ ist kommen,
Der süsse Gottessohn . . .
Das Licht ist aufgegangen,
Die lange Nacht ist hin.

Frühmettenlied, E. M. Arndt, † 1860.

Brich an, du schönes Morgenlicht . . .
Hier in der Krippe liegt ein Kind
Mit lächelnder Geberde:
Wir grüssen dich, du Sternenheld,
Willkommen, Heiland aller Welt,
Willkommen auf der Erde.

Frühmettenlied, M. v. Schenkendorf, † 1817.

Brich an, du schönes Morgenlicht,
Und lass den Himmel tagen,

Frühmettenlied, Joh. Rist, † 1667.

Schliesslich stellte sich in Deutschland die Sache so, dass in den mehr katholischen Gegenden die Krippe mit dem Abendgottesdienst, in den evangelischen Gegenden mehr der Weihnachtsbaum (Pyramide, Lichterkrone) mit dem Frühgottesdienst überwog. In meiner Jugend war die Christbescheerung am Heiligabend bereits die Regel — damit die Kinder nicht vor Aufregung schlaflos blieben, wenn erst am 1. Festtag früh bescheert würde. Indessen kamen und kommen noch jetzt in Berlin Ausnahmen vor.

Auch der Weihnachtsbaum wird mehr und mehr wieder in unseren evangelischen Kirchen eingeführt. So setzten Prediger Vogel und ich es, im Gegensatz zu dem den Vorstellungen der Zeit seit etwa 1835 huldigenden älteren Prediger Stechow, im Jahre 1885 durch, dass in der Dorotheenstädtischen Kirche zu Berlin fortan um 5 Uhr eine feierliche Christmette abgehalten und hierbei, in Wiederbelebung einer alten berlinischen Sitte, neben dem Altar rechts und links ein brennender Christbaum aufgestellt wird. *)

In meiner Jugend, ich bin 1837 zu Berlin geboren, lag die Sache so, dass anfänglich bei uns zu Weihnachten nur eine papierne Pyramide üblich war, dann erschien eine Pyramide, die mit Kienreisig unwunden war. Dieser folgte die eigentlich uns weniger befriedigende junge Kiene als Weihnachtsbaum. Die zunehmenden Eisenbahnen brachten die stattlichere und handlichere Rottanne (Fichte) vom Harz und von Thüringen her. Seit über 10 Jahren erscheint auch die vornehme Edel- oder Weissanne, von den Berliner Christbaumhändlern gern Silbertanne genannt. Besonders beliebt ist die abnorm stark benadelte sogenannte Doppeltanne (Fichte) mit breiten schirmartigen etwas hängenden Zweigen, die vom bayerischen Hochgebirge kommt. Seltener findet sich die Weissanne dementsprechend in der Wucherungsform der Doppeltanne, doch besass ich eine solche als Christbaum 1894. In diesem Jahr fanden sich häufig stattliche Christbäume als Silber-Doppeltannen angepriesen, angeblich aus der Königshaide bei Rathenow. Ich erstand zum diesmaligen Weihnachten einen dergleichen stattlichen Baum für 4 Mark als Christbaum und Dr. Carl Bolle stellte fest, dass es *Abies balsamea* sei, die sich normal durch krause büstenartig gestellte Benadelung auszeichnet. Diese kanadische Balsamtanne, aus welcher der Kanada-Balsam gewonnen wird und die schon seit etwa 120 Jahren bei uns kultiviert wird, ist mir überhaupt erst seit 1895 als Weihnachtsbaum aufgefallen. Dr. Bolle berichtet, er habe einmal vor ein paar Jahren

*) „Bär“ XII S. 142.

auf dem Berliner Weihnachtsmarkt gegen 300 Stück edle Nordmannstannen (*Abies Nordmanniana*) gesehen — wohl heimlich erworbenes Gut. Auch *Abies Douglasii* kommt dann und wann hier als seltener Weihnachtsbaum vor, wie ich auch einige Male als solchen die seit 1707 in Europa eingeführte nordamerikanische Weymouthskiefer, *Pinus Strobus*, habe feilbieten sehen.

Seit etwa 15 Jahren tauchen in Berlin auch lebende d. h. bewurzelte Tannenbäume in Kübeln oder Töpfen (meist Fichten) zur Christzeit auf. Natürlich können es nur kleine Exemplare sind, aber sie dienen ganz gut zur Dekoration von Tafeln und werden gern in Speisehäusern und Wirtshäusern wegen ihrer Haltbarkeit verwendet. Diese ist natürlich grösser als bei den abgehauenen Christbäumen, die leicht entnadeln. Indessen eignet sich die Grossstadtluft nicht für Nadelhölzer und so sieht man denn tausende von solchen Miniatur-Weihnachtsbäumen bestaubt in der dicken Strassenatmosphäre jämmerlich hinquien. In Paris sind die hauptsächlich für Deutsche künstlich gezogenen kleinen Weihnachtsbäume allemal bewurzelt, klägliche Parodien auf unsern heimischen Christbaum.

Wenn Tille S. 267 sagt, die Pyramide trete geschichtlich zuerst in Berlin auf und Tieck habe sie 1805 in die deutsche Litteratur eingeführt, so ist das Vorrecht nunmehr wohl Schmidt von Werneuchen zuzuerkennen. Vielleicht findet sich aber noch eine frühere Erwähnung und möchte ich zu diesbezüglichen Nachforschungen anregen. Das Wort Pyramide kommt bekanntlich nicht von $\pi\upsilon\rho$, Feuer, her, sondern erscheint koptischen Ursprungs mit arabischer Ummodelung.*) Im Berliner Volksmund ist das Wort zu Perchemite, Perchamide, Perchemite u. s. w. vermisquet. Die Pyramide kommt übrigens auch in Sachsen vor, weicht jedoch allmählich vor dem Weihnachtsbaum zurück, ihre Sondergeschichte aber muss noch geschrieben werden.

Tille S. 278 giebt seinem sonst so verdienstlichen Werk folgenden sonderbaren und unbefriedigenden Schluss:

„Von dem schlichten blühenden Zweig der deutschen Winteranfängsnacht ist wenig mehr geblieben als der Name. Aus der indogermanischen Heimat der Deutschen mitgebracht und dann vom Christentum in Dienst genommen, hat er selbst ein Stück Volkstum, die christliche Episode des deutschen Stammes überdauert und ist auf dem Siegeszug deutscher Arbeitskraft über den Erdball in alle Lande getragen worden. Trotz aller äusseren Versuche, ihn einer fremden Tendenz dienstbar zu machen,

*) Altägyptisch *piramue*. Uebrigens hat bei den Hellenen eine entsprechend geformte Kuchenart den Namen $\pi\rho\rho\alpha\mu\iota\varsigma$. Die Brüder Grimm, die überhaupt über den Weihnachtsbaum nicht viel bringen, schweigen sich im Wörterbuch über Pyramide im weihnachtlichen Sinne aus. Bearbeitet ist allerdings der Buchstabe P von M. v. Lexer in Würzburg.

hat sich das Volk den blühenden Segenzweig den veränderten Verhältnissen entsprechend zum Mittelpunkt des Hauptjahresfestes umgebildet und ihn auch so vor dem Untergange bewahrt. Ist es doch keine seltene Erscheinung der Geschichte, dass die Form den Gedanken überdauert, der ihr das Leben gab.“

Die Vordersätze dieses Ausspruchs sind teils schief, teils geradezu unrichtig und dementsprechend ist, wie schon zu Anfang des Vortrags ausgesprochen, das Schlussergebnis, ich möchte sagen zur Ehre des Christbaums, und glücklicher Weise, völlig falsch.

Das abfällige Urteil, welches über das Christentum in Tilles Worten liegt, kann, weil auf gänzlichem Unverständnis beruhend, nur Mitleid erregen. Ganz entschieden müssen wir uns aber dagegen verwahren, als wenn das Christentum eine bereits überwundene Episode des deutschen Volkes sei. So herrlich weit haben wir es denn doch noch nicht gebracht; von dem lebendigen, freudig gedeihenden, freudig wachsenden Christentum des deutschen Stammes, so bei Katholiken wie bei Evangelischen, scheint Tille keine blasse Ahnung zu haben.

Von einem Siegeszuge des deutschen Weihnachtsbaums über die Erde kann desgleichen noch nicht entfernt die Rede sein. Es sind zu meist deutsche Auswanderer, norddeutsche Seeleute und Geschäftsleute, die „draussen“ deutsche Weihnacht mit einem Christbaum feiern. Andere Nationen machen die Sitte „draussen“ so gut wie gar nicht mit. Ausserhalb des Gebiets der deutschen Zunge kann man von einer richtigen Weihnachtsfeier mit Christbaum nur noch allenfalls in Dänemark reden; schon bei unsern Vettern in Norwegen und Schweden*) ist die Julfeier eine wesentliche verschiedene Weihnachtsfeier, desgl. in den Niederlanden. Wo in Frankreich, England u. s. f. dergleichen Versuche von einzelnen Personen gemacht wurden (z. B. von der Kaiserin Eugenie und der Königin

*) „In Schweden unbekannt, war er doch bei den Inselschweden an der russischen Küste auf Dagö und Worms im Anfange unseres Jahrhunderts häufiger als jetzt im Gebrauch.“ Mannhardt S. 239, nach K. v. Russwurm. Eibofolke II. S. 96 § 296. — „In England (auch in Frankreich) fehlt dem Fest in den Familien die höhere Weihe; so religiös auch der Engländer ist, so sehr er die Freuden des Hauses im Kreise seiner Kinder liebt und so gewissenhaft er die alten Gebräuche bewahrt, so ist doch sonderbarer Weise die Sitte, einen Christbaum anzuzünden, seit etwa 40 Jahren in England ausgestorben und nur bei einsamen Dorfbewohnern, besonders in den gebirgigen Gegenden England's, hat sich diese fromme Sitte erhalten.“ Fr. A. Reimann: Deutsche Volksfeste im neunzehnten Jahrhundert. Geschichte ihrer Entstehung und Beschreibung ihrer Feier. Weimar 1839, S. 215. Bei unseren Polen ist der Weihnachtsbaum dagegen zur Zeit vorhanden. In der Beschreibung einer Feier in einer katholischen polnischen Dorfkirche lese ich soeben: „Die Kirche hatte sich schon reichlich gefällt. Auf dem Altar brannten alle Kerzen, und von oben herab leuchtete eine wie ein Stern. Tannenbäume standen zu beiden Seiten des Altars und längs den Bänken, so dass die Kirche den Eindruck eines Waldes machte, aus dem die mit Reif [wegen der bitteren Kälte] bedeckten Stämme glänzend weiss hervor-

Viktoria) haben sie sich in der grossen Volksmasse durchaus nicht eingebürgert. In denjenigen Erdteilen, die ein verschiedenes namentlich heisses Klima beziehentlich unter ganz anderen Breitengraden, haben, fehlen die notwendigen natürlichen Voraussetzungen für eine eigentliche Weihnachtsfeier überhaupt.

Auch in den Ländern deutscher Zunge, z. B. im grösseren Teil von Deutsch-Tirol, ist der Weihnachtsbaum noch immer nicht überall im Volke üblich.

Ja aus der Urheimat des Christbaums haben wir bedauerlicher Weise seltsame Rückschritte zu verzeichnen. Im Elsass war etwa seit den fünfziger Jahren des laufenden Jahrhunderts mit anderen deutschen Sitten auch die alte deutsche Weihnachtsfeier in Abnahme gekommen und, obwohl sie sich an manchen Orten ununterbrochen aus alter Zeit bis heute erhalten hat, gilt sie doch jetzt im Lande als „altdösterreichisch“ d. h. rechtsrheinisch und als protestantisch. Vor einigen Jahren wurde sogar im Landesausschuss Protest dagegen erhoben, dass der Kreisdirektor von Chateau-Salins in Lothringen in seinem Kreise den deutschen Tannenbaum einzubürgern suchte, ja es ist sogar erst ganz vor kurzem im Kreise Schlettstadt der Protestantismus als „Tannenbaum-Religion“ bezeichnet (Schlettstadter Zeitung vom 4. August 1896).

Von einem Siegeslauf des deutschen Weihnachtsbaums wird sicherlich noch lange nicht die Rede sein.

Ganz verkehrt ist der Versuch, den Tille mit einer Entchristlichung des Weihnachtsbaums vornimmt. In Berlin, wo doch eine besonders aufgeklärte und angesehene israelitische Bevölkerung lebt, ist der Weihnachtsbaum durchaus nicht in allen Kreisen, wie ich mich durch Nachfrage bei mir befreundeten jüdischen Familien überführt habe, üblich. Nicht einmal „aufgebaut“ d. h. bescheert und beschenkt wird überall. Am meisten verbreitet ist die christliche Weihnachtssitte, wie das leicht verständlich, bei der israelitischen Reform-Partei. Die altorthodoxen Juden in Deutschland wollen bislang vom Weihnachtsbaum und vom Weihnachtsbescheeren nichts wissen, weil sie von ihrem besonderen religiösen Standpunkt ganz folgerichtig in der Weihnachtsfeier eine spezifisch christliche Feier, das Fest des christlichen Messias sehen, den sie nicht als wirklichen Messias anerkennen dürfen.

Den speziell christlichen Charakter wird also Tille mit allen Künsten der Dialektik unserm schönsten religiösen Volksfest nicht rauben können. Tille berichtet u. a. auch über eine Weihnachtsschaustellung

leuchteten. Der Geistliche erschien und las die erste Messe. — — Die Messe war zu Ende und der Geistliche intonierte: „Gott wird geboren“, und die Menge sang die Melodie nach und führte sie mit so mächtiger Stimme, dass die Erde dröhnte und die Zweige der Weihnachtsbäume und die Flämmchen der Kerzen erzitterten.“ (Ein Weihnachtsbild aus dem Osten. Nach dem Polnischen von Theodor Brunn.)

in Castan's Panoptikum. Tille hätte statt dessen besser gethan, vor Abschluss seiner „Deutschen Weihnacht“ sich sowohl in den Kirchen als auch in den bürgerlichen christlichen Familien umzusehen. Er würde dann in Tausenden und aber Tausenden von Berliner Familien folgendes gefunden haben. Schon wochenlang vor Weihnachten lernen die Kinder christliche Weihnachtslieder, teils aus dem Gesangbuch, teils im selben Geiste gehaltene Volkslieder*) und sagen sie unterm Lichterbaum am Heiligenabend auf.**) Nicht selten fragt der „Weihnachtsmann“, der in Berlin an Stelle des Knecht Ruprecht getreten ist und den ein älterer Mann der Familie oder ein Freund darstellt,***) ob die Kinder auch gut beten können. Dann wird das Weihnachtslied hergesagt. „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“ scheint hierbei noch immer das üblichste Weihnachtslied zu sein. Vorher oder bei der Eröffnung des Christzimmers wird in allen besseren Familien das im 18. Jahrhundert komponierte, aus dem tirolischen Zillerthal stammende, vielleicht von den vertriebenen Zillerthalern mitgebrachte Lied:

Stille Nacht, heilige Nacht! Alles schläft, einsam wacht
Nur das traute hochheilige Paar, holder Knabe im lockigen Haar,
Schlaf in himmlischer Ruh! u. s. w.

*) Selbst das stellenweis etwas altväterisch klingende Lied:

Morgen, Kinder, wird's was geben, morgen werden wir uns freu'n!
Welch ein Jubel, Welch ein Leben wird in unserm Hause sein.
Einmal werden wir noch wach, heissa, dann ist Weihnachtstag!

wird noch in Berlin gelernt und aufgesagt; wenigstens die zwei ersten Verse des gutgemeinten, allerdings etwas „langtögsch“ geratenen Liedes werden noch gelernt, ebenso der pädagogisch sehr nützliche letzte Vers:

Lasst uns nicht bei den Geschenken neidisch aufeinander sehn,
Sondern bei den Sachen denken, wie erhalten wir sie schön,
Dass uns ihre Niedlichkeit lange noch nachher erfreut.

**) In ungezählten Berliner Familien wird vor dem Weihnachtsbaum das unvergängliche Kernlied Gellert's gesungen, mindestens aufgesagt:

Dies ist der Tag den Gott gemacht, sein werd' in aller Welt gedacht;
Ihn preise, was durch Jesum Christ im Himmel und auf Erden ist etc.

Bei den Schulkindern um deswillen besonders beliebt, weil sie es als zu dem eisernen Bestand der Schullieder gehörig, schon früher gelernt haben, wobei sie sich allemal freuen, wenn sie Vers 8 glücklich hinter sich haben, weil Vers 9 mit Vers 1 gleichlautend ist.

***)) Rührend ist es, dass da wo kein geeignetes männliches Wesen aufzutreiben, die älteste Schwester oder die Mutter sich als Weihnachtsmann (Knecht Ruprecht) verkleidet und dessen barsche Stimme, so gut es geht, nachahmt. Die Grosstadt bringt es mit sich, dass die Kinder an viele Weihnachtsmänner glauben, sie halten diese offenbar für eine Art Weihnachts-Polizei.

gespielt oder gesungen. Erfreulich ist es, dass die evangelische Bevölkerung dies ursprünglich für Katholiken bestimmte Lied ohne Bedenken aufgenommen hat.

Liturgische Andachten sind an Stelle der Weihnachtsmysterien getreten und werden in allen Kirchen und, weil diese nicht hinreichen, in anderweitig beschafften Sälen in wahrhaft andächtiger Stimmung besucht. Zahlreich ist daselbst die Menge aus allen Volkskreisen, auch aus dem Arbeiterstande und zwar derart zahlreich versammelt, dass, wie ich selbst wiederholt gesehen, hunderte von Personen, weil die Räume bereits überfüllt waren, durch Kirchendiener oder Schutzleute im Interesse der öffentlichen Sicherheit zurückgewiesen werden mussten. Sehr gut besucht sind des Morgens bei uns ebenfalls die Christmetten.

Auch unser heutiger Weihnachtsbaum hat seine Symbole nicht eingebüsst, denn neben den „historischen“ Äpfeln schmücken ihn noch jetzt die von je her üblichen Sterne; oben thront an der Spitze des Baumes das Christkindlein unter oder über Engeln. Viel häufiger als früher wird eine Krippe unter dem Weihnachtsbaum aufgebaut, es beruht dies darauf, dass viele protestantische Süddeutsche in Berlin weilen und dass in Süddeutschland von Alters her die Krippe allgemein üblich war. Aber auch die über hunderttausend Katholiken Berlins tragen zur Verbreitung der Krippe unter den Evangelischen bei, während umgekehrt diese den Weihnachtsbaum unter den Katholiken verbreiten helfen.

Also wird die christliche Weihnacht in Berlin und in der Provinz Brandenburg zum Abschluss des 19. Jahrhunderts gefeiert.

Wenn unsere nichtchristlichen Mitbürger und Mitbrüder den Weihnachtsbaum annehmen und zur selben Zeit ihren Angehörigen bescheeren, so freut uns das herzlich und in diesem Sinne nehmen wir vom Weihnachtsbaum auch als einem Wahrzeichen der allgemeinen religiösen Duldung und des allgemeinen Volksfriedens Abschied, indem wir für alle Zeit wünschen und rufen:

fröhliche Weihnachten!

6. Herr Custos Buchholz:

Unter dem Titel „Die Glocken im Herzogthum Anhalt“ ist ein neues Werk erschienen, das wegen seines reichen und die Grenzen unserer Mark eng berührenden Inhalts verdient, zu Ihrer Kenntnis gebracht zu werden.

Dem kurzen Referat über dieses Werk möchte ich einige Worte über den Ursprung des Glockengebrauchs und über alte Märkische Glocken voranschicken.

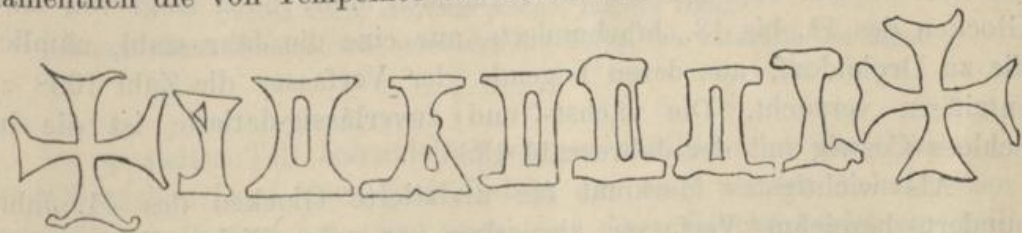
Wenn auch vereinzelte Nachrichten über den Gebrauch von glockenähnlichen Geräten im Altertum vorliegen, so scheint es sich doch immer mehr um kleine Glocken — Schellen — gehandelt zu haben. Für die Zwecke der christlichen Gemeinden sind jedenfalls während der

ersten 4 Jahrhunderte nach Christus Glocken nicht in Gebrauch gewesen, wenn auch vom Heil. Antonius um 314 berichtet wird, dass er ein Glöcklein bei sich führte, um in der Einöde denen, die ihn besuchen wollten, seinen Aufenthalt durch Klingeln anzugeben. Erst zu Anfang des 5. Jahrhunderts kam der Bischof Paulinus zu Nola in Campanien auf den Gedanken, mit weithin tönendem Erzklang die Gemeinde zum Gottesdienst zu rufen, bezw. das Gebet zu begleiten. Wie er grade auf die eigentümliche Glockenform kam, erzählt die Sage: Als er in friedlicher Abendstille auf einer Wiese ging, bat der fromme Bischof den Herrn um ein Zeichen, dass er bei ihm weile. Als bald vernahm er von allen Seiten ein leises Klingen und beim Umschauen sah er die blauen Glockenblumen sich hin und her neigen, so dass ihm war, als klingelten die Blumen und gaben ihm damit das erwünschte göttliche Zeichen. Zum Andenken daran liess er eine grosse Glockenblume aus Erz giessen, die er im Dom anbrachte und jedesmal zum Gebet anschlagen liess.

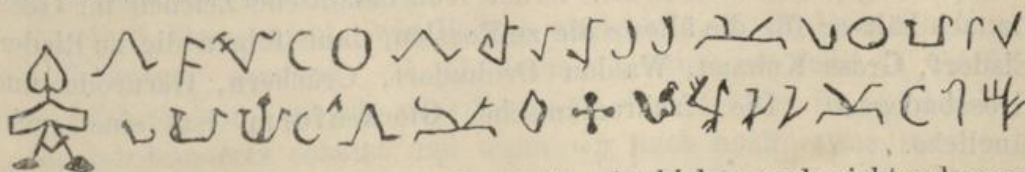
Die Neuerung verbreitete sich zunächst in einigen Klöstern; 200 Jahre später, im Jahre 605, erhob aber Pabst Sabianus die inzwischen zweckmässiger geformten Glocken zum äusseren Zubehör der christlichen Kirche und von da an wurden sie allgemeiner.

In unserer Mark, wo das Christentum erst in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts festen Fuss fasste, kann selbstverständlich auch erst zu dieser Zeit von Glocken die Rede sein. Aber wir haben unter den wohl mehr als 4000 märkischen Glocken noch keine aus dem 12., auch keine aus dem 13. Jahrhundert datierte gefunden. Aus dem 14. Jahrhundert sind nur etwa 6 zu datieren, von denen die älteste mit dem Jahr 1329 in Gramzow in der Uckermark.

Dagegen sind eine Anzahl Glocken vorhanden, deren Legenden und Zeichen auf ein hohes Alter schliessen lassen, so dass sie unbestritten in das 13. Jahrhundert geschätzt werden können. Zu diesen gehören namentlich die von Tempelhof bei Berlin mit der Inschrift:



und die von Sternebeck Kreis Oberbarnim:



Die zuverlässige Deutung dieser Inschriften ist bisher noch nicht gelungen.

Auch eine Anzahl vermutlich sehr alter Glocken sind noch vor-

handen, für deren Zeitschätzung gar kein Anhalt gegeben ist, weil jedes Zeichen, Legende oder Marke daran fehlt.

Der relative Mangel an Glocken aus dem 12. und 13. Jahrhundert in dem weiten Gebiet der Provinz Brandenburg erklärt sich zu einem Teil aus der geschichtlichen Überlieferung, dass der erste hohenzollern'sche Kurfürst zum Schutze des Landes genötigt war, viele Kirchenglocken, darunter auch Berliner, zum Geschützguss zu verwenden. Die meisten aber dürften im Laufe der Jahrhunderte zu neuen Glocken umgeschmolzen sein, weil sie schadhafte geworden waren und nicht mehr guten Klang gaben. Die Beschädigung war mitunter aus abergläubischen Vorstellungen geschehen, wie das Beispiel der sogenannten Armsünderglocke aus der Berliner Gerichtslaube zeigt, von der im Laufe der Jahrhunderte fast die Hälfte des Metalls in kleinen Stückchen abgezwickelt worden ist, weil das Tragen derselben Glück bringen sollte. (Vgl. Buchholz, Berlinische Altertümer im Märk. Museum, S. 64.)

Zu einer Behandlung der märkischen Glocken aus dem 14. und späteren Jahrhunderten ist hier kein Raum gegeben; ebensowenig zu dem mit Glocken in Beziehung stehenden Wunderglauben, Sagen u. s. w.; nur einer in Wachow in Havelland befindlichen Glocke möchte ich Erwähnung thun, weil sie an die unglückliche „schöne Giesserin“ aus Joachim's II. Zeit, die Wittwe des Stückgiessers Dietrich erinnert. Diese Glocke hat die Inschrift; „Nickel Dietrich aus Luthringen ghoss mich 1556.“

Was nun dies neu erschienene Werk anlangt, so ist es das Ergebnis einer vieljährigen mühevollen Arbeit des Pastors Schubart in Ballenstedt a. H. Er hat sämtliche Glocken Anhalts, 594 an der Zahl, selbst aufgesucht, ihre Grössen, Inschriften, Zeichen Giesser und Gusszeit möglichst festzustellen versucht. Der schematischen Übersicht entnehmen wir, dass aus dem 11. Jahrhundert 11 Glocken, aus dem 12. 23, aus dem 13. 61 und aus dem 14. 45 vorhanden sind; doch trägt von allen Glocken des 11. bis 13. Jahrhunderts nur eine die Jahreszahl, nämlich die zu Drohndorf, aus deren Legende der Verfasser die Zahl 1098 zu entziffern versucht. Die nächst- und zuverlässig-datierte ist die im Schloss Coswig mit der Jahreszahl 1330.

Als wichtigstes Merkmal für undatierte Glocken des 11. Jahrhunderts bezeichnet Verfasser, abgesehen von urkundlichen Belägen, die vertieft eingegossene Inschrift, ferner frühromanische Zeichen im Guss. Danach hält er für die älteste die zu Rosslau, dann folgen die zu Rieder, Elsdorf, Gross Kühnau, Waldau Drohndorf, Crüchern, Gernrode und Grossbadegast. Die frühromanische Glockenform ist eine mehr längliche.

Von den vielerlei auf den Glocken befindlichen bildlichen Darstellungen erscheinen die Brakteaten-Kränze am interessantesten. Leider

sind sie meist so undeutlich, dass die Feststellung den Numismatikern höchstens in 2—3 Fällen gelingen wird.

Die Inschriften der ältesten Glocken, nämlich der aus dem 11. bis 13. Jahrhundert, sind sämtlich in Majuskeln, teils in Lapidar-, teils in Unzial-Form gehalten. Es sind oft lediglich fromme Gebetwendungen an Christus und die heilige Jungfrau, z. B. der englische Gruss oder: O Christe König der Herrlichkeit, komm in Frieden; ferner sind es Sinnsprüche, die sich auf die Bedeutung der Glocke, oder ihre Wirkung beziehen, wie: „Das Geläute sammelt die Menschen,“ „Vor dem Kreuzeszeichen muss all Gewitter weichen,“ „Gott wolle dies Gefäss weihen dem Volk sei Heil, im Wetter Gedeihen.“

Meistens ist die Inschrift eine redende, z. B.:

Ich tröste, was lebt, ich beweine, was stirbt, ich banne, was schädigt

Süss singe ich, mitunter schlage ich an, die Donner bezwinde ich.

Ertöne ich, so gib o Herr, dass der Ort gesegnet ist.

Werde ich angeschlagen, so höret, ruf ich zum Heiligtum, so kommet.

Die Ungewitter sollen fliehen vor meinem Schall.

Vereinzelt kommt auch eine Widmung vor, darunter eine, die auf Friedrich Barbarossa bezogen wird:

Eigene Stiftung an Maria allzeit Jungfrau, die da ist die Mutter der Barmherzigkeit. „Fridericus.“

In diesen Inschriften aus einer, 6—8 Jahrhunderte zurückliegenden Zeit spiegelt sich die Symbolik der Glocken wieder. Sie ist uns in dauernder Erinnerung gehalten durch die Dichter unseres Volks, deren grössten einer seinem herrlichen „Liede von der Glocke“ den im 14. Jahrhundert öfter an Glocken vorkommenden Sinnspruch als Motto an die Spitze setzte:

„Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.“

Ich rufe die Lebenden, ich betrauerne die Toten, ich entkräfte die Blitze.

Im speziellen Teil behandelt Verfasser zufällig auch die Glocke in dem Märkischen Dorf Mörz Kreis Belzig, das nahe an der Anhaltischen Grenze liegt. Bergau hat zwar auch über diese Glocke berichtet, doch erklärt Verfasser diesen Bericht „in wesentlichen Dingen unrichtig“. Die Inschrift hiesse nicht, wie Bergau angiebt: „A. O. Jesus Christus ma fudit frizgo,“ sondern: „A. O. Jesus Christus, me fudit O. Czirf.“ Dabei erfahren wir zugleich, dass Verfasser diese Glocke in den Anfang des 12. Jahrhunderts schätzt und wenn wir auch noch etwas zugeben, so dürfte dies doch immer noch die älteste Glocke in der ganzen Provinz Brandenburg sein.

7. Aus der „Kunst“-Korrespondenz des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Von Dr. Georg Galland.

Meine Herren und Damen — Wie in der Kunst, so kann man auch auf dem Gebiet der Geschichte von einem Idealismus und einem Realismus sprechen. Unsere Zeit huldigt ganz entschieden dem letzteren. Man begnügt sich nicht mehr damit, nur die grossen weithin sichtbaren Züge einer Persönlichkeit im Bilde festzuhalten. Man beleuchtet vielmehr alles auf's genaueste, ja man durchleuchtet es sogar. Früher stand Friedrich Wilhelm der grosse Kurfürst vor dem geistigen Auge der meisten etwa wie ihn Schlüter gebildet — als ein Koloss, ein militärischer Heros. Ähnlich hat ihn auch noch in unsern Tagen der Maler Kamphausen in einem bekannten Bilde dargestellt. An diesem stolzen äussern Bild hat die historische Forschung auch neuerdings wenig ändern können. Aber sie hat, indem sie ganz neue Züge seines Charakters und seiner geistigen Lebensthätigkeit aufdeckte, an diesem farbenreichen Fürstenporträt des 17. Jahrhunderts bald hier, bald da einen neuen Pinselstrich hinzugefügt, dort mehr Licht, hier auch ein klein wenig Schatten gemalt — und allmählich dem äusseren heroischen Bilde erst das volle Gepräge innerer Wahrheit, geistiger Beseelung verliehen. Solches ist das Verdienst der gleichsam realistische Grundsätze vertretenden Geschichtsforschung der Gegenwart.

Uns, meine Damen und Herren, soll heute an dem Charakterbilde des Fürsten nur ein kleines, aber apartes Stück interessieren. Dies hängt zusammen mit seiner jüngst oft betonten Eigenschaft als Kunstfreund und Sammler, die wohl auch unserer „Brandenburgia“ besonders sympathisch und wertvoll sein dürfte. Es sei mir daher gestattet, die Aufmerksamkeit heute zu lenken auf seine „Kunst“-Korrespondenz, von der noch wenig an die Öffentlichkeit gelangt ist. Ich meine übrigens nicht den direkten Verkehr mit damaligen Künstlern, bei denen er bis ans Lebensende Gemälde, Skulpturen, Bauentwürfe, kunsthandwerkliche Gegenstände aller Art bestellte: diese reiche Blattseite seiner Lebensgeschichte dürfte wohl schon ziemlich bekannt sein. Sondern ich beschränke mich auf die „Kunst“-Korrespondenz mit seinen Räten im Inland, seinen Gesandten, Geschäftsträgern, Agenten im Ausland, endlich auch mit einzelnen fürstlichen Personen. Diese Korrespondenz, die in Aktenstücken des hiesigen geheimen Staatsarchivs ganz zerstreut liegt, ist ein bis jetzt noch ungehobener Schatz, dessen Bestandteile wohl uns alle interessieren dürften. Denn sie erweitert sehr unsere Kenntnis von den idealen Neigungen dieses Fürsten, der von Anfang seiner Regierung an ein lebhaftes Bedürfnis fand: aus den Ratschlägen, Hinweisen, Kaufofferten, die ihm bekannte und fremde Leute gethan, welche Beziehungen zu Kunst und Künstlern hatten, Nutzen für seine Sammlungen, seine Bildergalerie, seine Kunst- und Raritätenkammer zu ziehen . . .

Als Friedrich Wilhelm eben den väterlichen Thron bestieg und in noch recht bescheidenen Verhältnissen zu Königsberg i. Pr. residierte, da war sein Berater der gelehrte Erasmus Seidel, dem deshalb auch die Sorge um die Erhaltung und Mehrung jener Sammlungen oblag. Jeder Zuwachs wurde dazumal als ein kleines Ereigniss freudig begrüßt. Und um einen seltenen Ring, den ein klevischer Edelmann als Geschenk anbot, und um einen kunstvollen Becher entstand 1641 und 1642 eine Korrespondenz zwischen dem Spender, einem Johan Franz von Hecking, dem Kurfürsten und dem Rat Seidel in Berlin. Der Brief an den letztern lautet:

„Hochgelehrter Rat und lieber Getreuer.*) Wir sind von Joh. Franz von Hecking in Unterthänigkeit berichtet worden, dass er Euch Effigiem Imperatoris Ottonis in einem Onyxstein sehr künstlich ausgearbeitet und in einem goldenen Ring versetzt deswegen zugestellt und mitgegeben habe, dass Ihr Uns dasselbige seinetwegen unterthänigst präsentieren solltet. Indessen werdet Ihr Euch selbst gethanen unterthst. Bericht noch zu erinnern wissen, dass Ihr auch sonst einen Becher für Uns empfangen. Wann wir dann gern wissen möchten, ob Ihr sothane Stücke noch bei Euch in Verwahrung habt, als wollt Ihr Uns deswegen Bericht thun, und . . . besagten Ring mit des Imp. Ottonis Bildniss samt dem Becher bis zu unserer ferneren Verordnung in gutem Gewahrsam bei Euch behalten.“

Darauf berichtete Seidel aus Berlin: er habe allerdings Ring und Becher durch Vermittlung des Kaufmanns Joachim Detert, der von Kleve hierher gereist sei, empfangen. Wenn er das noch nicht gemeldet, so habe er so lange damit warten wollen, bis er weitere Antiquitäten aus Kleve erhalten. Er werde dem Kurfürsten alsdann erst ein Gesamtverzeichnis senden — was auch in der Folge geschah . . . Zur Erläuterung habe ich hier nur hinzuzufügen, dass die niederrheinischen Länder des Kurfürsten, zumal das Herzogtum Kleve, eine Art „Kornkammer“ für das Berliner Kunst- und Raritätenkabinet Friedrich Wilhelms damals waren.

In einem andern bemerkenswerten Falle stand der Fürst sogar mit dem Jesuitenkollegium in Antwerpen im Briefverkehr. Und das kam so. Er hatte im Hause seines Schwiegervaters, des Prinzen von Oranien, im Haag, einst zwei Blumenstücke des berühmten Antwerpener Malers Seghers, der zugleich Jesuitenpater war, bewundert. Er wollte auch ein Werk von Seghers besitzen und verhandelte deshalb mit den Patres, denen er mancherlei Versprechungen machte: Dies liest man ausführlich in einer alten Chronik, den „Annales Antwerpienses“ des Jesuiten Papebroch, die zuerst 1847 ediert wurden. Der verstorbene Oberfinanzrat Sotzmann in Berlin hat zuerst darauf aufmerksam gemacht:

*) Bei den Schriftstücken ist die heutige Rechtschreibung gewählt

im „Deutschen Kunstblatt“ Jahrg. 1850. Friedrich Wilhelm erhielt wirklich einen herrlich gemalten Blumenkranz von Dan. Seghers, der eine Madonna mit dem Kinde, gemalt von Erasmus Quellinus, reizvoll umgiebt — ein noch heute in unserer Kgl. Gemäldegallerie befindliches Gemälde. Dafür sandte er s. Z. ausser einem verbindlichen Dankschreiben — einige Heiligen-Reliquien aus dem alten Berliner Dom, und zwar zwei aneinander hängende Finger des heiligen Laurentius, in vergoldeter Silberfassung, ferner ein sogenanntes Pilgerhalsband in kostbarer Fassung, an der verschiedene Partikel heiliger Gebeine befestigt waren . . . Wohl niemals kam im Kunsthandel ein gleich seltsames Tauschgeschäft zu stande. Beide Parteien waren gleich befriedigt.

Öfter hatte der Kurfürst mit Kunsthändlern zu thun, die ihm Kaufofferten in der damals üblichen Form machten; mitunter legten sie den Gesuchen lange Verzeichnisse ihrer Bilderlager, mit zum Teil überschwänglichen Erläuterungen versehen, bei. Ein solcher Mann war der in Amsterdam ansässige Joanñ de Renialme, mit dem der Kurfürst zwischen 1650 und 1660 in Verbindung stand. Dieser Mann scheint vornehmer belgischer Herkunft gewesen zu sein, wenigstens kennen wir ein von Rubens gemaltes Porträt eines Jean-Charles de Renialme, eines belgischen Edelmannes (Museum zu Brüssel) . . . Ein anderer Händler mit Kunstwerken war ein gewisser Gerrit van Uylenborgh, ebenfalls in Amsterdam, vielleicht ein Verwandter der Saskia van Uylenborgh, der Gattin Rembrandts. Mit diesem Uylenborgh hatte Friedrich Wilhelm eine verdriessliche Sache, die sich jahrelang hinzog. Er hatte von ihm eine Sammlung italienischer Bilder angeblich erster Meister kaufen lassen. Als die Bilder nach Berlin kamen, erklärte der Hofmaler und Kustos der kurfürstlichen Gallerie Henry de Fromantiou die ganze Sammlung für gefälscht. Fromantiou musste auf kurfürstl. Befehl nach Amsterdam reisen und seine Ansicht vor der holländischen Gerichtsbehörde verfechten. In diesem Prozess nahm die Elite der Amsterdamer Künstlerschaft theils für theils wieder Uylenborgh Partei, und der Kurfürst hatte Mühe, den Handel wieder rückgängig zu machen . . . Endlich rechte ich zu dieser Gruppe von Händlern einen gewissen Lüderitz in Leipzig, mit dem der Kurfürst in späteren Jahren verhandeln liess. Lüderitz empfing einmal (1676) eine Summe von 400 Thlrn. für 4 Gemälde. —

Ich gehe nun zu einer andern Gruppe von Persönlichkeiten über, die in ihrer Thätigkeit und in ihrem Briefverkehr mit Berlin zwar nur nebenbei die Kunst berücksichtigten, was dann aber für uns immer interessant ist: Es sind die Gesandten, Geschäftsträger und Agenten des Kurfürsten im Ausland. Dieses Kapitel ist so leicht nicht zu erschöpfen, weil es dauernder Forschungen und einer immensen Geduld bedarf, um aus Hunderten von Aktenstössen der brandenburgischen Gesandten an fremden Höfen alles auf Kunst Bezügliche herauszuziehen. Ich kann heute daher

nur einzelne Proben geben . . . Da lebte in Paris als Gesandter der Herr von Spanheim, der den Kurfürsten am Hofe Ludwigs XIV vertrat; er wohnte Rue du Bac Faubourg St. Germain. Im Jahre 1687 hatte er den Auftrag, den Kauf einer Sammlung von kostbaren Münzen, die ein Mr. Patin in Berlin anbot, zu realisieren. Aus dem Kauf ist aber nichts geworden . . . Eine zweite Persönlichkeit war der kurfürstliche Rat und Agent in Amsterdam: Mathias Dögen. Er war 1605 zu Dramburg in der Neumark geboren und starb 1672 in Berlin. Von Haus aus Ingenieur, war er Verfasser eines s. Zt. berühmten Werkes über den modernen Festungsbau, und nach Nikolai wurden seine Ideen bei der Befestigung von Berlin befolgt. Seine Berichte aus Amsterdam enthalten manchen wertvollen Hinweis auf damalige Kunstverhältnisse. Unterm Datum des 3. Dez. 1652 z. B. schreibt er an den Kurfürsten: „. . . Der Wirt im Herrenlogement sagt mir, nachdem die Bagage schon weg war, dass bei ihm noch Gemälde vorhanden, sollten seiner Meinung nach von Haarlem oder Leyden geschickt sein, werden vielleicht von dem Maler Vroom zu Haarlem sein, so ich vorlängst all bezahlt habe, und werden nun bis auf weitere Order und Gelegenheit allhier verbleiben müssen. Wegen der kleinen, zu Kleve gelieferten Schilderei von Joachim Uyttewael habe ich auch Eurer Kurfl. Durchl. Order zum Belege von nöten; weil dieselbe mit 800 Rthlrn. all bezahlt habe . . . Täglich kommen mich bei dieser kümmerlichen Zeit allhier Maurer und Zimmerleute anlaufen, und fragen ob sie nicht bei Eurer Kurfl. Durchl. könnten Werk haben, sollten wohl auf ihre Kosten die Reise annehmen, wenn ich sie nur vertrösten könnte, dass man ihnen Werk und Dienst geben würde, welches ich aber ohne expresse Order nicht unterfangen will . . .“

Die letzte Äusserung ist deshalb so wichtig, weil dadurch ein für allemal die Legende zerstört wird, als habe der Kurfürst um fremde Techniker gleichsam gebettelt. Während umgekehrt im Ausland das Vertrauen auf die Kapitalkräftigkeit des Kurfürsten schon im Jahre 1652, vier Jahre nach dem 30jährigen Kriege, so gross war, dass selbst in der reichsten Handelsstadt Hollands die Handwerksleute gern den Weg nach dem märkischen Osten, auf ihre eigenen Kosten zurücklegten . . . Um dieselbe Zeit beauftragte der Fürst Dögen, er möchte dort, zusammen mit dem Architekten Jakob van Kampen — übrigens einem der bedeutendsten Baukünstler der Zeit — die Ausführung und den Druck eines Kupferwerkes, in welchem ein vom Kurfürsten in Kleve veranstalteter Festzug bildlich dargestellt war, beaufsichtigen. Dem Architekten van Kampen sollte er sodann 200 Thlr. für ein geschnitztes Schachspiel, das er von ihm gekauft, auszahlen. —

Ausser den kurfl. Räten im Ausland, oder auch Residenten genannt, lernen wir dort noch den gewöhnlichen Agenten oder Faktor kennen. Schon Kurfürst Georg Wilhelm besoldete (seit 1656) in

Amsterdam einen Faktor, den dortigen Kaufmann Hans Bohnen. In diesem Amte lernen wir später den Holländer Tiberius Matroos kennen, dessen Berichte sämtlich in seiner Muttersprache abgefasst sind. Sein hoher Herr scheint mit seiner Geschäftsführung zufrieden gewesen zu sein, denn in einem Reskript aus Wolgast werden ihm als Gnadenbeweis die Bildnisse des Kurfürsten und der Kurfürstin versprochen. Als er sich im Frühherbst 1681 vorübergehend in Berlin und Potsdam aufhielt, um die Befehle Friedrich Wilhelms für Holland entgegenzunehmen, erinnert er in zwei Gesuchen recht dringend an jene Porträtgemälde. Er liebte es in seinen Immediat-Gesuchen sich etwas lapidar auszudrücken und seine Wünsche zu nummerieren. Zum Vierten — bemerkte er in seinem letzten Schreiben — bitte er Seine Durchlaucht zu befehlen, was er für Seine Durchlaucht in Holland kaufen oder thun dürfe. Zum Fünften bitte er um ein kurfürstl. Dekret behufs Abforderung der versprochenen Bildnisse des Kurfürsten und der Kurfürstin . . . Zum Siebenten bitte er um die zweite Ratenzahlung für ein von ihm gekauftes Gemälde von Wouverman, er sei ein armer Mann mit einem Haus voll Kinder und habe sein Geld nötig . . . Ich brauche wohl nur daran zu erinnern, dass es sich zuletzt um den berühmten niederländischen Pferde- und Schlachtenmaler Philips Wouverman handelt . . . In den Aktenstücken jener Jahre kommt ferner der Name des „Vizekanzlers“ Romswinckel, Resident in Haag, im Zusammenhang mit künstlerischen Fragen, die von dem Kurfürsten angeregt wurden, gelegentlich vor.

Als letzten in dieser Gruppe von Personen möchte ich den kurfl. Abgesandten in Regensburg, einen gewissen Mahrenholtz nennen, der sich dort sehr eifrig um gute Kunstsachen bemühte und dafür wiederholt den Dank des Kurfürsten entgegennahm. Friedrich Wilhelm riet ihm in seiner Antwort auf ein Angebot von Bildern: er solle sich mit einem Sachverständigen verbinden „der da nachsieht, ob auch diese alle Originale seien. Auf solchen Fall sehen Wir gern, dass Ihr auf die im überschickten Verzeichnis angestrichenen Stücke handeln thätet . . . Könnten wir aber zuerst die Stücke zu sehen bekommen, würde es Uns desto lieber sein.“ Darauf erwidert Mahrenholtz nach Königsberg: „Es sind zwar die wenigsten von den Stücken allhier, es sagt aber der Kaufmann, dass sie zu Augsburg und meistens bei den Fuggern vorhanden. Wären aber in hohem Preis, und wenn er nur wüsste, zu welchen Eure Kurfl. Dchlt. Belieben hätten, wollte er sie wohl herüber bringen, auch wohl gar, wenn Eure Kurfl. Dchlt. wiederum zu Berlin, dahin kommen. Den Centauren und das Pferd von Metall habe ich gesehen, sind zwar schön und künstlich gemacht, aber sehr klein und halte sie auf 360 Thlr., welches excissiv scheint.“ Ob der Kurfürst auf diese Vorschläge des Briefschreibers eingegangen ist, weiss ich allerdings nicht zu sagen. Seine Antwort mit einigen Lobsprüchen auf

Mahrenholtz klingt fast ausweichend. In der Regel waren es in letzter Stunde Geldschwierigkeiten, die sich der Bethätigung seiner Kunstneigungen hindernd in den Weg stellten. —

Schliesslich möchte ich einiger fürstlicher Personen gedenken, deren Beziehungen und freundschaftliche Gesinnung für Friedrich Wilhelm es ihnen nahe legten, dem Kurfürsten sei es durch Informationen und Ratschläge, sei es durch Geschenke von Kunstwerken oder Raritäten gefällig zu sein. Andererseits wandte er sich auch selbst gelegentlich an einen fürstlichen Standesgenossen. Als im Jahre 1682 zu London der reiche Nachlass des berühmten englischen Hofmalers Sir Peter Lely versteigert werden sollte und er seinen eigenen Hofmaler Fromantion dorthin sandte, um auf dieser Kunstauktion mitzubieten, da gab er diesem ein Empfehlungsschreiben an den Prinzen Robert von England mit. Der Kurfürst bittet darin für seinen Abgesandten um Schutz und event. um Unterstützung von Seiten des Prinzen.

Ganz ohne Frage müssen wir in den Mittelpunkt dieser hohen Gesellschaft von Kunstfreunden — den Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen, den bewährten Statthalter Frd. Wilhelms zu Kleve, stellen. Da ich selbst aber vor einiger Zeit eine Reihe von Studien über diesen merkwürdigen Mann, der, vor seinem Dienstverhältnis in unserm Lande mehrere Jahre lang Gouverneur in Brasilien für eine holländische Handelsgesellschaft gewesen war, schon veröffentlicht habe, so brauche ich hier nur ganz allgemein zu wiederholen, dass er dauernd im Briefverkehr mit dem Kurfürsten stand und dass durch seine Empfehlung oder Vermittlung die Mehrzahl der Kunstkräfte holländischer Herkunft in unsere Mark gekommen ist. Das ist wohl ein Verdienst, das dem „Brasilianer“, wie er häufig kurzweg genannt wurde, bei uns nicht hoch genug angeschlagen werden kann . . .

Nun zu einer andern, nicht viel weniger merkwürdigen Persönlichkeit, über die bis jetzt wohl noch gar nichts mit Bezug auf Kunst bekannt wurde: nämlich zu einem gewissen Franz Karl, Prinzen von Sachsen-Lauenburg. Sein Vater war Franz II. von Sachsen-Lauenburg, seine Mutter eine Tochter des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel. Aus der sehr kinderreichen Ehe beider ging jener Franz Karl (geb. 1594) hervor. Er erhielt seine Erziehung im Fürstenkollegium zu Tübingen, also fern von dem Hause seines Vaters, wo die Verhältnisse weder ökonomisch noch selbst moralisch die besten waren. Und er war auch später gezwungen, im fremden Fürstendienste sich eine Stellung und ein Vermögen zu schaffen, was in damaligen Kriegszeiten für einen Haudegen seiner Art wohl möglich war. Er vermählte sich in rascher Folge drei Mal: zuerst mit Agnes von Brandenburg, einer pommerschen Herzogswittwe, die, obwohl weit älter als er, damals den Ruf einer Schönheit besass. Sie starb schon nach einem Jahre. Und Franz

Karl tröstete sich mit einer zweiten und dann einer dritten Wittwe. Die zweite, Katharina von Brandenburg, einst die Gemahlin des Siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen, war eine Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund. Und also knüpften seine beiden ersten Ehen offenbar auch persönliche Beziehungen zum kurbrandenburgischen Hofe. Und da er in seinem ziemlich stürmischen Leben viel gesehen z. B. auch Wien kannte und wiederholt in Italien gereist war, so dürfte wohl sein Rat dem Ohre des Kurfürsten nicht gleichgiltig geklungen haben. Die Jahre seines Alters verbrachte Franz Karl beschaulich, als ein nicht uninteressierter Liebhaber der Künste, vorzugsweise in Hamburg, der reichen Handelsstadt, die durch ihre Seeverbindung mit aller Herren Länder im Verkehr stand. Hamburg war damals in der That ein Kunstmarkt von internationaler Bedeutung.

Und eben aus diesen Jahren liegt uns im hiesigen Staatsarchiv ein umfangreiches Schreiben vor, das die Adresse des Kurfürsten Frd. Wilhelm trägt und das auf einen längern Briefverkehr wohl Schlüsse zulässt. Es lässt aber auch erkennen, dass der herzoglich-lauenburgische Prinz durchaus kein idealer Mäcenat, kein durch die Kunst zu hohem Geistesflug angeregter Mann war — nicht einmal ein leidlich geübter Stylist, selbst mit dem geringen Massstab jener Zeit gemessen. Das erwähnte Schreiben im Geh. Staatsarchiv vom Jahre 1657 lautet:

Durchlauchtigster Hochgeborener Kurfürst!

„Ich habe hier die Gemälde beschaut. Es ist ein Spanier, welcher von Neapel hat auf Madrid in Spanien wollen segeln, aber unterwegs gestrandet ist, aber mit seinen Waaren noch konserviert wurde durch einen Hamburger. Der hat schöne Gemälde, aber alles geistliche Sachen als von einem Meister Augustino Respolo und von Victorio Neapolitano: Ist auf einem Spiegel gemalt sehr schön, mit Licht eingebrannt, für 100 Rthlr. Dieser Meister ist gestorben, aber er hat von 2 Tischplatten von schwarzem Marmor eine billige grosse, sehr schön mit weissem Marmor eingelegt, so schön als kein Maler malen kann, perfekt schön. Der König in Spanien hat es haben sollen. Davon wähle eins in E. Gn. Kabinet und der Kurfürstin eins. Diese 2 Tafeln lobet er um 500 Rthlr. Ich habe accordiert auf 400 Thlr. Schöner kann es nicht sein. Wenn es E. Gn. sollten sehen, Sie würden's gewiss nehmen. Ich habe mit ihm accordirt auf 4 Wochen für mich zu behalten. Dieses ist noch rarer als das Uhrwerk; E. Gn. helfen mich zu meinem Rest. Ich weiss wohl was ich E. Gn. will wieder zu Gefallen sein. Ich habe ein schön Kind, von Holz geschnitzt, gekauft von diesem Mann, in der Grösse wie ein Kind von einem Jahr als wenn es lebet, nur die Sprache fehlet. Die Augen sind so leibhaftig, dass Einer schwur, dass es rechte Augen seien. Hat 100 Thlr. wollen haben. In Spanien hat er es um 200 nicht gelassen. Ich habe ihm 80 Rthlr. dafür gegeben. Ich gebe es um keine 100 Dukaten. Noch hat

er (einen) Ecce Homo und die Mutter Maria sehr naturell menschlich, davon zu reden schön und wohl gemacht; habe ich auch besprochen auf 4 Wochen zu warten. Aber die zwei Tischtafeln sind königlich, ob sie zu Oranienburg oder in der Kurfürstin Kabinet stehn sollen, weiss Ich wohl, dass dergleichen nicht, in Teutschland auch nicht werden gemacht werden. Denn dieser Meister ist todt. Schön, schön sind sie. E. Gn. helfen mich zu meinem Geld.

Hiermit schliesse ich E. Gn. Gottes Schutz und mich in Ihre beharrliche Gnade.

Ich bin und sterbe unverändert

Ihr getreuer Diener und Knecht

Frantz Carl, H. z. S.“

Für eine Geschichte des Kunsthandels dürfte dieser Brief jedenfalls ergiebig sein. Zeigt er uns doch, wie damals selbst in fürstlichen Kreisen der Ton des Feilschens nicht unangenehm berührt hat. Der Sachsen-Lauenburger bemerkt da von den eingelegten Marmorplatten: „Diese 2 Tafeln lobet er (d. h. der Händler) um 500 Thlr. Ich habe akkordiert auf 400 Thlr.“ — und nachher von der holzgeschnitzten Kinderfigur: „Er hat 100 Thlr wollen haben. In Spanien hat er es um 200 nicht gelassen. Ich habe ihm 80 Thlr. dafür gegeben. Ich gebe es um keine 100 Dukaten“ . . . Sehr geschickt weiss er an einer Stelle den Kurfürsten, dem er früher schon ein Uhrwerk verkaufte, an den noch ausstehenden Rest des Kaufgeldes zu erinnern: „Dieses (er meint die Marmorarbeit) ist noch rarer als das Uhrwerk — E. Gn. helfen mich zu meinem Rest.“ Und dann der Schlusseffekt: „Schön, schön sind sie (er meint wieder die Marmorplatten). E. Gn. helfen mich zu meinem Geld“ . . . Übrigens die durchaus nicht statthafte Anrede Euer Gnaden ist hier eine Lizenz, die wohl dem Verwandten Frdr. Wilhelms zu gute gehalten werden muss.

Hören wir nun, wie der Kurfürst eine andere fürstl. Persönlichkeit seinerseits anredet, nämlich einen Grafen von Thurn und Taxis, Mitglied eines Hauses, das damals bekanntlich in den Niederlanden, wie auch in Spanien und Deutschland geblüht hat. Mit Vergnügen erinnern wir uns hierbei daran, dass van Dycks vielleicht schönstes Frauenporträt eine Maria von Thurn und Taxis darstellt. Friedrich Wilhelms Brief vom Jahre 1677 ist ein Dankschreiben auf ein wertvolles Bildergeschenk, gerichtet: „An Lamoral Graf von Thurn und Taxis.“

„F. W. K. Wir haben die drei Schildereien, womit derselbe Uns beschenken wollen, wohl erhalten. Gleichwie nun dieselben sehr gut und von trefflichen Meistern, als sind sie Uns gar angenehm gewesen und zwar um so viel mehr, weil Wir daraus des Herrn Grafen Uns zutragende Affektion ersehen: Wir erstatten dafür gebührenden Dank, und werden bemühet sein, Demselben bei vorfallender Gelegenheit Unsere

Dankbarkeit spüren zu lassen. Indessen zweifeln Wir nicht, Er werde bei der guten Neigung continuiren. U. s. w.“ Da hier nur der Wortlaut des Konzeptes gegeben ist, so lässt sich wohl annehmen, dass der Schreiber, dem der Brief offenbar in die Feder diktiert wurde, bei der Kopie statt der 3. Person der Anrede, die 2. Person wählen durfte . . .

Alle die bisher genannten Korrespondenten Friedr. Wilhelms — und ich habe ihre Reihe noch nicht erschöpft — mögen, indem sie der Kunstneigung des Gr. Kurfürsten so nachdrücklichst Rechnung trugen, teils nur ihre Pflicht als Beamte erfüllt, teils aber auf irgend einen Beweis der Dankbarkeit des hohen Herrn gerechnet haben. Vielleicht hat auch der eine oder andere in diesen Dingen ganz selbstlos gehandelt; es soll das nicht geleugnet werden . . . Bei einem bürgerlichen Manne aber darf diese Selbstlosigkeit wohl hervorgehoben werden, einem gewissen Christian Polemann, der in weiter Ferne, auf der holländischen Insel Java, zu Batavia lebte. Welcher Nation dieser Mann von Haus aus angehörte und vor allem welcher Art die Veranlassung zu seinem überseeischen Briefverkehr mit dem Kurfürsten von Brandenburg gewesen ist — darüber habe ich leider nirgends Aufschluss finden können.

Genug, Polemann, der als Offizier im Dienste der Holländisch-Ostindischen Gesellschaft stand und später vom Lieutenant zum Major avancierte, schickte fortgesetzt von Batavia nach Berlin, durch Vermittelung des Hauptkontors jener Gesellschaft in Amsterdam, zwar nicht eigentliche Kunstgegenstände, vielmehr mancherlei Raritäten, exotische Kunst- und Naturprodukte, wie Waffen, Geräte, Flechtwerke, Vögel, Mineralien, Muscheln, also besonders ethnologisch und naturwissenschaftlich höchst interessante Sammlungen aus Java und Ostasien. Diese Korrespondenz im Geh. Staatsarchiv beginnt mit dem Datum: Batavia, 15. Nov. 1670; sie enthält auch einige sowohl an Polemann, wie auch an die Direktoren, die „bewindhebers“ der Ostindischen Gesellschaft gerichtete Dankschreiben Frd. Wilhelms, der einmal seiner Freude über die Geschenke und seinem Dank durch ein Fass Rheinwein besondern Ausdruck verlieh. Aber als der edle Trinkstoff — zugleich ein Gruss von den Ufern des Stromes, der deutsche und niederländische Erde bespült — endlich in Batavia anlangte, war der wackere Polemann nicht mehr am Leben. Seine dortigen Erben sandten dem Kurfürsten die Trauerbotschaft zugleich mit einer letzten Sammlung überseeischer Produkte . . .

Damit schliesst diese Episode, die so hübsch und rührend für uns ist, weil sie zeigt, wie damals sogar Ausländer im fernen Erdteile die Neigung des Gr. Kurfürsten für Kunstwerke und Raritäten kannten und zu würdigen wussten, viel besser wohl, als heutzutage mancher geborene Märker und Preusse. Hieran knüpfe ich zum Schluss, gewiss

auch mit Ihnen, meine Herrschaften, das Bedauern, dass noch immer das Werk fehlt, welches auf diese heute von mir berührten und ähnliche Dinge, im Zusammenhang mit einer Schilderung des damaligen geistigen Lebens der Heimat eingeht. Ein Werk über die Kultur des Brandenburgisch-Preussischen Staates im Zeitalter des Gr. Kurfürsten dürfte wohl auf allgemeine Billigung und Beachtung rechnen.

7. Die Sterbethaler Friedrichs des Grossen und Friedrich Wilhelms IV. von Preussen. Von Dr. Emil Bahrfeldt.

Gedächtnismünzen auf wichtige historische Ereignisse haben von jeher das Interesse nicht allein der Numismatiker, sondern auch des grösseren Publikums gefesselt. Nicht an letzter Stelle stehen hierunter die preussischen sogenannten Sterbethaler: das ist der Thaler Friedrichs des Grossen vom Jahre 1786 und der Thaler König Friedrich Wilhelms IV. mit der Jahreszahl 1861. Da ich wiederholt über die Entstehung dieser Gepräge von Mitgliedern unserer Gesellschaft befragt worden bin, diese Frage von allgemeinerer Bedeutung zeitweilig wiederkehrend auch in den Tagesblättern auftaucht und dann regelmässig unrichtig beantwortet wird, so sei die Geschichte der beiden Thaler auf Grund meiner aktengemässigen Forschungen nachstehend kurz erörtert.

Zunächst der Thaler Friedrichs des Grossen. Seit dem Jahre 1750 zeigen die Thalergepräge dieses Königs auf der Hauptseite die Umschrift FRIDERICUS BORUSSORUM REX um sein Brustbild, und auf der Rückseite die Überschrift EIN REICHS THALER, darunter den preussischen Adler mit ausgebreiteten Flügeln auf Armaturen — Fahnen, Trommeln, Kanonenrohren u. dergl. —, unten im Abschnitte den Münzstätten-Buchstaben inmitten der geteilten Jahreszahl, nämlich A die Münzstätte Berlin bezeichnend, oder B für Breslau, oder C für Cleve, D Aurich, E Königsberg, F Magdeburg, G Stettin. Beispielsweise also trugen die gewöhnlichen Berliner Thaler von 1786 die Aufschrift 17 A 86 im Abschnitte.

Die landesherrliche Münze in Berlin, die bezüglich ihrer Lokalität im Verlaufe der Jahrhunderte — sie lässt sich schon im Jahre 1280 urkundlich nachweisen — manchen Wandel durchgemacht hatte, befand sich zu Friedrichs des Grossen Zeiten in der Unterwasserstrasse No. 2, wo der König wiederholt Erweiterungsbauten hatte vornehmen lassen. Dennoch reichten die Räumlichkeiten dort nicht aus, und es wurde deshalb in den Jahren 1752 und 1753 zwischen dem Spandauer und Königs-Thore, unter No. 10—12 der heutigen Münzstrasse, wo bis dahin die königliche Münzmaschinen-Bauanstalt gewesen war, — also an der Stelle, wo in unserer Zeit bis vor kurzem die Gladenbecksche Bronzegiesserei ihr Heim hatte —, eine Nebenmünze, die neue Münze errichtet, so dass damals zwei Münzwerkstätten in Berlin bestanden.

Um das Jahr 1786 waren an dieser neuen Münze, die dem Generaldirektor an der alten Münze, Gentz, mit unterstand, angestellt Münzmeister Runge, Münzmeisterassistent Junck, Wardein Meschker, Stempelschneider Berger und Stierle, Rendant Türck, Kassierer Radicke, Zähler Lehmann und Taubert und als Justitiar waltete ein gewisser Schmied. Es wurden dort von Beginn des Betriebes an hauptsächlich Scheidemünzen hergestellt. In dem zuletzt genannten Jahre machte sich indessen die Notwendigkeit geltend, auch die Thalerprägung daselbst zu betreiben. Man begann damit gegen Ende des Monats Juni; die Stempel dazu hatte der vorher aufgeführte Medailleur Johann Jakob Gottfried Stierle*) geschnitten. Um nun diese Thaler aus der neuen Münze von denen aus der alten Münze äusserlich unterscheiden zu können, setzte Stierle das Berliner Münzzeichen, den Münzbuchstaben A, zwischen zwei Punkte, wodurch die 1786er Thaler aus der neuen Münze im Abschnitte 17.A.86 zeigen, während die in der alten Münze geschlagenen desselben Jahres nach wie vor 17 A 86 tragen. Von den ersten sind etwa 12000 Stück angefertigt worden.

Friedrich der Grosse starb am 17. August 1786, und nun hat späterhin — wann, das steht nicht fest — ein findiger Kopf es aufgebracht, dass diese Thaler mit 17.A.86 auf den Tod des Königs geprägt seien und dass man 17. August 86 zu lesen habe. Wenn man diese Legende rechtzeitig auf den wahren Wert untersucht hätte, dann würde man ihre Haltlosigkeit allein schon durch den Hinweis darauf haben beseitigen können, dass ja die Thaler schon anderthalb Monate vor des Königs Tode zuerst geprägt seien, sie deshalb ausser jeder Beziehung zu diesem Ereignisse stehen. Das Märchen von diesen irrthümlicher Weise Sterbethaler genannten Prägungen hat sich leider bis auf den heutigen Tag, selbst in Büchern, die ernst genommen sein wollen, erhalten, — es ist endgültig abzuweisen: Sterbethaler von Friedrich dem Grossen giebt es nicht. —

Anders liegen die Verhältnisse bei dem Thaler Friedrich Wilhelms IV. mit der Jahreszahl 1861. Man hat diese Stücke von jeher als Gedenkthaler auf das am 2. Januar 1861 frühmorgens erfolgte Ableben des Königs bezeichnet, und als solche sind sie, wie ich im voraus gleich bemerken will, in der That geprägt worden. Mir hat der Schriftwechsel über ihre Herstellung zwischen dem kgl. Staats- und Finanzminister Freiherrn von Patow und der königl. Münzdirektion zu Berlin, den

*) Stierle ward 1764 zu Berlin als Sohn eines Sattlers geboren, lernte beim Medailleur Daniel Loos daselbst 1776 das Gravieren, wurde 1784 als Medailleur und Münzstempelschneider an der neuen Münze in Berlin angenommen, blieb dort in Diensten bis zu seinem Tode gegen Ende September 1806. Vgl. Bahrfeldt, Abkürzungen auf Münzen S. 35.

Direktoren Kandelhardt und Klipfel, vorgelegen, und danach bin ich im Stande, die Entstehungsgeschichte authentisch wiedergeben zu können.

Die Anregung zu der Ausprägung dieser Thaler ist vom hochseligen König Wilhelm I. selbst ausgegangen. Das ergibt sich aus folgendem Schreiben des Ministers.

Den Herren

Münzdirektoren Kandelhardt und Klipfel

Hochwohlgeboren

vorzulegen.

Des Königs Majestät beabsichtigen eine Anzahl Thalerstücke mit dem Bildnisse Sr. Majestät des Hochseligen Königs und der Jahrzahl 1861 — gleichsam als Sterbethaler — prägen zu lassen.

Ich bitte um gefällige Beantwortung

1. Ob und welche Bedenken einer solchen Ausprägung entgegenstehen?
2. Wie hoch die Summe etwa festzustellen sein möchte?
3. Ob in dieser oder jener Beziehung dabei noch etwas Besonderes zu bestimmen sein würde?

Berlin, den 8. Februar 1861.

v. Patow.

Diese Anregung hatte sich keineswegs der Sympathien des königl. Münzdirectoriums zu erfreuen, des längeren macht es in dem folgenden Antwortschreiben seine abweichenden Ansichten und Bedenken dagegen geltend.

Berlin, den 8. Februar 1861.

An den Königl. Staats- und Finanzminister, Ritter hoher Orden pp.

Herrn Freiherrn v. Patow, Excellenz.

Euer Excellenz hohen Befehls vom heutigen Tage zufolge verfehlen wir nicht, über die Ausprägung von Einvereinsthalerstücken mit dem Bilde des hochseligen Königs Majestät und der Jahrzahl 1861, die als Sterbethaler gelten sollen, ehrerbietigst vorzustellen, dass

1. die Ausprägung von Einvereinsthalerstücken mit der Jahrzahl 1861 und dem seit 1857 auf den Einthalern vorkommenden Bilde König Friedrich Wilhelms Majestät zwar sofort erfolgen kann, da die Stempel zum Beginn der Ausprägung am 2. Januar 1861 bereit gehalten worden, als vor Eintritt dieses ersten Arbeitstages des neuen Jahres des hochseligen Königs Majestät bereits vollendet hatten und diese Stempel noch vorhanden sind, es jedoch unter solchen Verhältnissen nicht mehr passend und folgerichtig erschienen ist, Gepräge mit der Jahrzahl 1861 und des hochseligen Königs Bildniss ausgehen zu lassen.

2. Solche Ein-Vereinsthalerstücke nicht als Sterbethaler zu betrachten

sind, auch vom Publikum nicht werden betrachtet werden, weil sie keine Beziehung auf den Tod des hochseligen Königs Majestät im Gepräge zeigen.

3. Es überhaupt nicht im preussischen Königshause vorgekommen ist, dass eine Sterbethalerausmünzung nach dem Tode des Monarchen angeordnet worden, die im Todesjahre König Friedrichs II. 1786 in der neuen Münze zu Berlin geprägten Einthalerstücke nur dadurch vom Publikum als Sterbethaler betrachtet worden sind, weil zufällig aus der Jahrzahl und dem darin zwischen Punkten stehenden Münzzeichen A der Todestag „17. August 86“ gelesen werden konnte.
4. Die Summe der mit der Jahrzahl 1861 und des hochseligen Königs Bildniss zu prägenden Einvereinsthaler ganz gleichgültig, jedoch vorläufig auf 10 000 Stück festzusetzen, diese Summe aber auch nicht einmal erforderlich sein möchte, weil nach diesen gewöhnlichen Thalern keine grosse Nachfrage stattfinden und das Interesse dafür sich auf die Münzsammlungen beschränken dürfte, andernfalls aber nach Maassgabe der Nachfrage auf Befehl die keine besonderen Kosten erfordernde Ausprägung leicht fortgesetzt werden könnte.
5. Es, wenn die Ausprägung solcher Ein-Vereinsthaler befohlen werden sollte, angemessen scheinen dürfte, darüber amtlich etwas bekannt zu machen, um Täuschungen im Publikum, so wie überflüssigem Nachfragen vorzubeugen.
6. Dabei auch anzuordnen sein dürfte, jeder Regierungs-Haupt-Kasse einige Hundert Stücke zugehen zu lassen, um in den Provinzen Münzliebhaber damit versehen zu können.

Euer Excellenz wollen hieraus hochgeneigtest entnehmen, dass es kaum zu empfehlen sein dürfte, solche Einthalerstücke, die das Publikum jedenfalls als Sterbethaler nicht befriedigen, vielmehr nur das Verlangen nach eigentlichen Sterbethalern, deren Gepräge auf den Tod Sr. hochseligen Majestät Bezug hat, wieder aufregen werden, jetzt noch ausprägen zu lassen. Sollten jedoch des Königs Majestät zu befehlen geruhen, dass das Verlangen des Publikums, ein Münzstück zum Andenken an des hochseligen Königs Majestät zu besitzen, gestillt werde, so erlauben wir uns ehrerbietigst zu bemerken, dass es nach dem Vorgange anderer Fürstenthümer alsdann angemessen sein dürfte, einen neuen wirklichen Sterbe- oder Geschichts-Thaler mit dem Bildniss des hochseligen Königs Majestät und einen zu gravirenden bezüglichen Revers ausprägen zu lassen, dessen Kosten mit einigen Hundert Thalern zu bestreiten sein würde.

Die Münz-Direktion

Kandelhardt. Klipfel.

Dies langathmige Schriftstück mit allerhand Bedenken hat indessen die Prägung der Sterbethaler nicht aufhalten können: des Königs Befehl ordnet die Herstellung der Thaler an und der Minister verfügt deshalb:

Des Königs Majestät haben mittelst eigenhändigen Marginal-Befehls vom gestrigen Tage zu bestimmen geruhet, dass einige Tausend Vereinsthaler ganz so wie die im Jahre 1860 mit dem Bilde Sr. Majestät des hochseligen Königs geprägten Thaler, nur mit der Veränderung der Jahreszahl 1860 in 1861 ausgemünzt werden sollen.

Die Königl. Münzdirektion wolle daher ungesäumt solche Thaler — vorläufig 3000 Stück — ausprägen lassen, bis auf weitere Bestimmung aber zurückbehalten und mir nur 50 oder 100 Stück zustellen, damit ich weitere Allerhöchste Bestimmungen einholen kann.

Es wird zweckmässig sein, wenn die Kunde von dieser Ausprägung vorläufig nicht in das Publikum gelangt.

Berlin, den 17ten Februar 1861.

v. Patow.

An

die Königl. Münzdirektion.

Hierauf ist die Münze sofort in Thätigkeit gesetzt worden und die Direktion überreicht dem Minister schon am nächsten Tage 100 Stück solcher Thaler mit folgendem Anschreiben.

Berlin, den 18. Februar 1861.

An

den Königl. Staats- und Finanzminister, Ritter hoher Orden pp.

Herrn Freiherrn von Patow, Excellenz.

Euer Excellenz überreichen wir in ganz gehorsamster Befolgung des uns zugegangenen hohen Befehls vom gestrigen Tage in dem beikommenden Packet Einhundert Stück Ein-Vereinsthaler mit dem Bildniss des hochseligen Königs Majestät und der Jahreszahl 1861 mit dem ehrerbietigsten Bemerkten, dass noch 2900 Stück dieser Ein-Vereinsthaler heute geprägt und in Verwahrsam genommen werden.

Die Münz-Direktion

Kandelhardt. Klipfel.

Unter dem Konzept dieses Schreibens finden sich noch folgende Vermerke:

Der Ersatz für die eingereichten 100 Stück Ein-Vereinsthaler ist heute eingegangen und dem königl. Münz-Betriebs-Comptoir übergeben, welches den Empfang hierunter gefl. bescheinigen wolle.

Kandelhardt 19. 2. 61.

Der Ersatz der abgelieferten 100 Thaler ist mit der gleichen Summe uns zugegangen und quittiren wir hierdurch darüber.
Berlin, den 19. December 1861.

Königl. Münz-Betriebs-Comtoir

F. Loos. Kienitz.

Der Minister hat alsdann an den König berichtet und dieser verfügt darauf die weitere Ausprägung der Sterbethaler. Die in beglaubigter Abschrift vorliegende Verfügung lautet:

Copia vidimata.

Auf Ihren Bericht vom 26. v. Mts. genehmige Ich, dass 10 000 Stück Vereinsthaler mit dem Bildnisse des hochseligen Königs Majestät und der Jahrzahl 1861 geprägt und von der Münze allmählig in Umlauf gebracht werden und ermächtige Sie zugleich, die Zahl noch weiter zu erhöhen, wenn und soweit Sie es nach den Umständen für angemessen erachten.

Berlin, den 6. März 1861.

Wilhelm.

v. Patow.

An den Finanz-Minister.

Mit dem Original gleichlautend

L. S.

Bork,
Geheimer Hofrath.

Diesen Befehl giebt der Minister von Patow an die Münzdirektion weiter und verfügt:

Des Königs Majestät haben durch die in beglaubigter Abschrift beigefügte Allerhöchste Ordre vom 6. d. Mts. zu genehmigen geruht, dass 10 000 Stück Vereinsthaler mit dem Bildnisse des hochseligen Königs Majestät und der Jahrzahl 1861 geprägt und von der Münze allmählig in den Umlauf gebracht werden.

Unter Bezugnahme auf meine Verfügung vom 17. Februar c. weise ich die Königl. Münzdirektion an, ausser den bereits geprägten 3000 Stück noch 7000 Stück Vereinsthaler der vorbezeichneten Art ausprägen und solche allmählig unter anderen Geldstücken oder auf ausdrückliche Nachfrage ausgeben und dergestalt ohne besondere Bekanntmachung in den Umlauf bringen zu lassen.

Berlin, den 16. März 1861.

Der Finanz-Minister

v. Patow.

An

die Königl. Münz-Direktion
hier.

An beiden Königl. Münzcomtoiren zur Kenntnissnahme vorzulegen.
 18. 3. 61. Kandelhardt. Klipfel.
 Gelesen 18. 3. 61. Gelesen
 Goedecking, Hising (?), Kienitz. F. Loos 18. 3. 61.
 ad acta Kandelhardt. Klipfel.
 18. 3. 61.

Hiermit schliesst die Korrespondenz, aus der also zu entnehmen war, dass die genannten Stücke thatsächlich als Sterbenthaler auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät König Wilhelms I. hergestellt worden sind. Die authentische Zahl von 10 000 Stück rechtfertigt aber nicht im entferntesten den hohen Preis, den man namentlich im Jahre 1888, dem Dreikaiserjahre, besonders an der Börse, dafür gezahlt hat. Und der ganze Schriftwechsel, der die erste Ausprägung am 18. Februar 1861 nachweist, legt Zeugnis dafür ab, dass die Behauptung, diese Thaler seien schon Ende 1860 hergestellt worden und hätten bereits zur teilweisen Zahlung der Januar-Gehälter von 1861 gedient, auf Irrtum beruht.

Die hohen Preise für diese Sterbemünzen haben aber auch dazu geführt, sie zu fälschen. Das geschah auf zwei Arten. Bei der einen schnitten die Fälscher von einem Thaler von 1860 und 1861 je das Rückseitengepräge mit der Jahreszahl ganz dünn mittelst einer feinen Säge ab und löteten dann die gewonnene Scheibe mit 1861 und die den Kopf Friedrich Wilhelms IV. tragende Platte von 1860 zusammen, auf diese Weise einen Thaler von 1861 gewinnend. Die zweite Art der Fälschung war einfacher: es wurde auf einem Thaler Friedrich Wilhelms IV. von 1860 die 0 der Jahreszahl voll gelötet und daraus dann mit dem Grabstichel vorsichtig und fein eine 1 herausgestochen, so dass die Jahreszahl 1861 entstand. Die Fälschungen waren in vielen Fällen so geschickt gemacht, dass eine ganz besondere Aufmerksamkeit dazu gehörte, sie zu erkennen.

8. Nach der Sitzung fand eine gesellige Vereinigung im Restaurant zum Schultheiss statt.

13. (4. öffentl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 16. Dezember 1896, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,
 im Bürgersaale des Rathauses. Vorsitzender Herr Stadtrat Friedel.

1. Der Vorsitzende macht auf das Panorama der Stadt Berlin aufmerksam, welches der Direktor der Neuen Photographischen

Gesellschaft zu Schöneberg Herr Arthur Schwartz, dem die Brandenburgia in der Sitzung vom 18. März d. J. die Vorführung der Rotations-Photographie verdankte, ausgestellt hatte. Das Panorama, welches, da es einen Kreis bildet, als dessen Mittelpunkt das Rathaus zu denken, genau genommen ein Cyklorama ist, wurde von der Zinne des Rathhausturmes aufgenommen. Es setzt sich aus zwölf 1 m hohen, 0,50 m breiten Bildern zusammen, welche uns die Reichshauptstadt aus der Vogelschau bis zum fernen Horizont naturgetreu vorführen. Viele unserer Baudenkmäler, namentlich die im Häusermeer verborgenen Kirchen, erblickt man hier in ihrer Gesamtansicht; einzelne Strassenzüge, so die Königstrasse, lassen sich genau verfolgen, und hervorragende Baulichkeiten, wie das Schloss und das Präsidialgebäude am Alexanderplatz, erfreuen das Auge durch ihre plastische Darstellung. Westlich reicht der Blick bis zu den Türmen der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, östlich bis zu den fernen Müggelbergen. Dies Rundbild wurde bekanntlich auf der Berliner Gewerbeausstellung vorgeführt, dort aber in erheblich grösserer Ausführung. Die Gesamtlänge betrug dort 18 m, während die jetzt ausgestellte Kopie nur den dritten Teil misst. Die Originale der Bilder haben die Grösse der sogenannten Paneelaufnahmen (18:24 cm) und sind dann entsprechend vergrössert worden. Die Vorführung erregte grossen Beifall und wurde mit Dank aufgenommen.

2. Zur Einführung in den unter Nr. 3 folgenden Hauptvortrag hatte das Märkische Museum folgende Bilder ausgestellt:

a) „Blanchards 33. Luftreise zu Berlin. auf dem Exercierplatz im Thiergarten den 27. September 1788.“ Dabei ein kleiner schirmartiger Ballon anscheinend durch erwärmte Luft getrieben, kein Mensch darin. (Gegend des Reichstagsgebäudes.)

b) „Blanchards 33. Luftfahrt auf den Exercier Platz im Thiergarten zu Berlin den 27. September 1788.“ Aufstieg vor einer zahlreichen Menschenmenge.

c) „Abbildung des Luft-Ball's welcher im April zu Berlin aufsteigen wird, 26 Fuss im Diameter und gegen 40 Fuss hoch. Die ersten Luft-Reiser waren Daedalus und Icarus. metamorph.: d'Ovide.“ Haasenberg del. — C. C. Glassbach sc. Hübscher Kupferstich. Ideallandschaft, im Vordergrund Wasser. Links Daedalus auffliegend, rechts sein Sohn mit schmelzenden Flügeln herabstürzend. In der Mitte schwebend anscheinend der unter d erwähnte Luftballon, aus dessen Gondel zwei Fahnen links mit F W R, rechts mit dem Preussischen Adler herunterhängen. Wahrscheinlich ein für Berlin berechnetes Reklamebild.

d) „Der Luft Ballons mit welchen Herr Garne den 13. April 1803 in die Höhe gestiegen.“ In der Gondel der Luftschiffer in der Mitte stehend, links eine weibliche, rechts eine männliche Person. Vermutlich auf die zu Berlin veranstaltete unter c erwähnte Auffahrt bezüglich.

e) „Berliner Sonntagspublikum bei einem fallenden Luftballon. Nach einer Skizze von E. Hosang auf Holz gezeichnet von Franz Kollarz.“

Ferner legte unser Mitglied Rentier Carl Burkhardt vor:

f) C. F. Claudius: Ausführliche Nachricht meiner ersten Luftfahrt am 5. Mai, und meiner darauf am 10. Mai erfolgten glücklichen Rückkehr in Berlin nebst der Abbildung meines Flugwerkes und dessen Beschreibung. Berlin, im Mai 1811. (Zu haben bei dem Verfasser, Gertrauten Strasse Nr. 10.) Preis 4 Groschen Courant, kl. 8. — Prof. Jungius habe ihm gesagt, er habe 18 000 Fuss Höhe erreicht. Claudius fuhr im Garten der K. Tierarzeneischule auf.

g) Dasselbe Werk in 2. Auflage. Berlin 1834 in 4^o.

h) „Carl Friedrich Claudius. Ein Denkmal der Freundschaft von seinen Verehrern. Selbst-Biographie.“ Berlin 1834. 4^o.

Der am 22. Januar 1767 zu Cottbus geborene Verf. widmete als Mitglied der Schützengilde zu Berlin letzterer mehrere Scheiben, darunter eine, welche in breitem Kupferdruck seiner Selbst-Biographie beigegeben ist und seine Auffahrt am 5. Mai 1811 schildert.

3. Demnächst folgte der angekündigte Vortrag:

Ballonwanderungen über die Mark Brandenburg von Nieber,

Major und Kommandeur der Luftschiiffer-Abteilung.

Meine sehr verehrten Herrschaften!

Die Personen-Beförderung durch die Luft gehört heut zu Tage noch zu den Ausnahmen. Dem rastlos arbeitenden 19. Jahrhundert ist es noch nicht gelungen, wesentliche Fortschritte in der Entwicklung der Luftschiffahrt zu verzeichnen. Wie sehr auch der Mensch danach streben mag, sich von der mütterlichen Erde zu trennen, um im freien Fluge durch die Luft sich von einem Orte zum anderen zu begeben, dem Nachdenken und der Erfindungskraft ist es noch immer nicht geglückt, diese hochwichtige Frage in genügender Weise zu lösen. Noch heute sind wir, wie der Luftschiiffer Blanchart, der vor nunmehr über hundert Jahren seine Luftreisen von Berlin aus unternahm, dem Winde mehr oder weniger bei unsern Fahrten preisgegeben. Der Gedanke des lenkbaren Luftschiffes oder eines dem Willen des Menschen unterworfenen Flugapparates ist zur Zeit noch nicht praktisch mit einigem Erfolge zur Ausführung gelangt, und, wie es scheint, werden wir, wie viele Geister sich auch theoretisch und praktisch mit der Lösung dieses Problems beschäftigen, zunächst auf die Verwirklichung dieser Idee nicht zu rechnen haben. Es nehmen daher in unseren Tagen immerhin verhältnismässig nur wenige Menschen an Luftfahrten teil, nur wenige haben Gelegenheit, die herrlichen Reize einer solchen zu geniessen.

Nach dem Vorhergesagten möchte es vielleicht so scheinen, als ob wir Luftschiffer bei unseren Fahrten ohne jeden Einfluss auf den Verlauf derselben wären. Dem ist aber nicht so. Wenn wir auch nicht die Richtung unseres Fluges nach eigenem Willen bestimmen können, so ist es uns doch oft möglich, durch die Ausnutzung verschiedener Luftströmungen, welche über einander bestehen, einen vorher beabsichtigten Kurs einzuschlagen und damit einem angestrebten Reiseziele näher zu kommen. Die Windrichtungen sind oft in verschiedenen Höhen sehr abweichend von einander, so dass die Fluglinie des Ballons durch Inanspruchnahme der einen oder der anderen sehr gewunden, ja sogar manchmal in scharfen Winkeln verlaufen kann. Ist es doch schon der Fall gewesen, dass meine Offiziere zunächst im nordöstlichen Unterwinde bis nach Potsdam fuhren und nach einiger Zeit im entgegengesetzten Oberwinde wieder nach Berlin zurückkehrten. Ganz so scharf treten die Kontraste allerdings nicht immer hervor, doch sind bei nicht zu stürmischem Wetter Unterschiede der Windrichtung in den verschiedenen Höhen fast stets vorhanden. So hatten wir bei meiner letzten Ballonfahrt vor wenigen Tagen in 500 m Höhe einen Wind, der uns direkt auf Greifswald führen musste, während dicht über der Erde eine mehr nach Westen gerichtete Luftströmung herrschte. Ich beschloss die letztere auszunutzen, um nach Demmin zu kommen, von wo aus eine günstigere Verbindung auf der Nordbahn uns schneller nach Berlin brachte, als wie dieses von Greifswald aus möglich gewesen wäre. Um 3 Uhr Nachmittags landeten wir in der Nähe des erstrebten Zieles. Natürlich gehört immerhin eine gewisse Gewandtheit in der Führung des Ballons dazu, um einen solchen vorher gefassten Plan zur Ausführung zu bringen. Ist diese vorhanden, so erscheint weder Berechnung noch praktische Ausführung besonders schwer.

Vor der Abfahrt ermittelt man gewöhnlich die bestehenden Luftströmungen durch kleine mit Gas gefüllte Papierballons, die man in der Luft bei klarer Witterung mit unbewaffnetem Auge auf ziemlich weite Entfernung zu verfolgen vermag. Diese sogenannten Pilotenballons steigen meistens mit starkem Auftriebe schnell in die Höhe und nehmen in jeder neuen Luftströmung eine veränderte Richtung an. Auf Grund dieser Beobachtungen entwirft der Ballonführer dann seinen Reiseplan, der oftmals auch ziemlich genau eingehalten werden kann. Weniger günstig liegen für die Bestimmung der Reiserichtung die Verhältnisse, wenn die Wolken tief lagern und ein Verfolgen der Piloten nur für kurze Zeit möglich ist, dann sind die oberen Windrichtungen von der Erde aus nicht festzustellen und, was das Schlimmste ist, vom Ballon aus auch nicht. Sobald der Luftschiffer, in den Wolken verschwindend, den Blick auf die Erde verliert, vermag er sich nicht mehr über die Flugrichtung zu informiren, da er weder die Karte noch den Kompass benutzen kann. Es fehlt ihm

jeder Anhaltspunkt für die Vorwärtsbewegung und er muss es dem Zufall anheimgeben, in welcher Gegend er wieder festen Fuss fassen wird. Liegt die Möglichkeit nahe, dass man dem Meere zutreibt, dann muss man von Zeit zu Zeit unter die Wolken herunter gehen, um einen Blick auf die Erde zu werfen und die eingeschlagene Richtung festzustellen. Wird eine solche Erkundung für längere Zeit verabsäumt, wie dies bei wissenschaftlichen Hochfahrten der Fall sein kann, bei denen es darauf ankommt, bestimmte Höhen zur Anstellung von Beobachtungen zu erreichen, dann kann man wohl mitunter die wunderbarsten Ueberraschungen erleben. Einer meiner Offiziere hatte nach einer längeren Fahrt über den Wolken den Ballon fallen lassen, um eine Rekognoszirung vorzunehmen und den Aërostat auf etwa 800 m abgestoppt, indem er den weiteren Abstieg langsam fortsetzen wollte, als er zu seiner Verwunderung plötzlich durch einen Ast gestreift wurde und gleich darauf in einem Schneefelde landete. Nach seiner Berechnung musste er sich etwa in der Nähe von Leipzig befinden und noch viele hundert Meter zwischen sich und der Erde haben. Thatsächlich war er auf eine Kuppe des Erzgebirges gerathen und dort zum Aussteigen genötigt. Man kann sich denken, wie wenig erfreulich seine Lage war, als er nach ermüdender Fahrt auf ungebahnten Pfaden viele Kilometer im Schnee und bei einbrechender Dunkelheit zurücklegen musste, ehe er an die erste bewohnte Stätte der Menschen gelangte, wo er dann allerdings freundliche Aufnahme fand.

Mir begegnete es, dass ich nach einer achtstündigen Fahrt über den Wolken, bei welcher wir etwa 4200 m erreichten, beim Abstiege plötzlich die böhmische Erde erblickte, als meine Reisegefährten und ich völlig im Unklaren über unseren Aufenthaltsort waren. Wir hatten noch kurz zuvor nicht gerade im besten Behagen die Möglichkeit erwogen, die Ostsee unter uns zu haben, und sahen nun die herrliche Eger-Ebene umsäumt von waldigen Höhen und angefüllt mit freundlichen Ortschaften aller Art. Hinter uns ragten die Häupter des Erzgebirges bis in den wolkenverhüllten Himmel hinein, rechts begrenzte der Böhmer Wald unser herrliches Bild und links reichte unser Blick bis an die Kette des Riesengebirges. Das war eine angenehme Ueberraschung der schönsten Art, die uns mit einem Schlage von allen Sorgen der Ungewissheit frei machte und uns einen Genuss bot, wie er mit Worten nicht beschrieben werden kann.

Wenn nun der Wind vornehmlich die Rolle des Führers für den Luftballon in horizontaler Richtung übernimmt, so vermag der Aëronaut in vertikaler Richtung sein Fahrzeug ganz nach eigenem Willen zu lenken. Durch Auswerfen von Ballast wird der Ballon erleichtert und steigt in die Höhe, durch Ablassen von Gas durch das an seinem oberstem Teile angebrachte Ventil wird seine Tragfähigkeit vermindert und das Luft-

schiff zum Fallen gebracht. Auf diese Weise kann man den Ballon dirigiren, wie es der Reisezweck erfordert, man kann vor allen Dingen jederzeit auf die Erde zurückkehren, wenn es erwünscht erscheint. Und gerade diese Möglichkeit ist besonders wichtig, da man sonst recht unliebsamen Zufälligkeiten preisgegeben sein könnte. Ich erwähnte bereits, wie zwingend die Beendigung einer Fahrt angesichts des Meeres ist. Aber auch über der Erde können Umstände zu einer plötzlichen Landung nöthigen, wenn die in der Fahrtrichtung liegende Gegend keine geeigneten Punkte hierzu mehr bietet. So kann ein ausgedehntes Waldgelände, welches der bereits erschöpfte Ballon nicht mehr zu überfliegen vermag, oder eine langgestreckte Sumpf- oder nasse Niederungs-Gegend zum schleunigen Abstiege veranlassen. Je grösser der Ballon, je tragfähiger das verwendete Gas und je geringer die Belastung durch die Reisenden ist, desto ausgiebiger vermag man mit dem ersteren zu operiren, denn um so mehr Ballast kann man auf die Reise mitnehmen. Dieser Ballast besteht bei uns aus feinkörnigem Sand, der in Ballastsäcken verstaute die Garnirung der Gondel oder des Korbes ausmacht. Je mehr man von diesem für den Luftschiffer so wichtigen Material mitführen kann, desto länger vermag der Ballon sich in der Luft zu erhalten. Für gewöhnlich erreichen unsere Militär-Ballons, welche einen Inhalt von 1300 cbm. besitzen, bei einer Füllung von Leuchtgas und mit 3 Offizieren bemannt, nur Höhen bis zu 3000 m. Will man höher hinaufsteigen in das Reich der Lüfte, dann muss man einen grösseren Ballon benutzen und denselben bei besonderen Leistungen mit dem tragfähigeren Wasserstoffgas füllen, dann kann man sehr bedeutende Höhen erreichen, wie denn der Herr Dr. Berson vom hiesigen Königlichen meteorologischen Institute vor nunmehr 2 Jahren mit einem 2600 cbm-Ballon bis zu einer Höhe von 9150 m emporgestiegen ist, zu einer Höhe, welche vor ihm bisher noch von keinem Menschen und voraussichtlich auch von keinem lebenden Wesen erreicht worden ist.

Der Aufenthalt in hohen Regionen ist nun nicht gerade ein sehr angenehmer. Die Erde entschwindet bei einer grossen Entfernung doch so sehr, dass man mit unbewaffnetem Auge Einzelheiten auf derselben nicht mehr zu erkennen vermag, jedenfalls wird der Naturfreund in geringeren Höhen einen grösseren Genuss von dem unter ihm sich ausbreitenden Landschaftsbilde haben. Der Körper empfindet die Einwirkung der dünneren Atmosphäre sehr unbequem, denn die Atmungswerkzeuge arbeiten mit erhöhter Thätigkeit, um genügend Nahrung aus der weniger sauerstoffhaltigen Luft zu gewinnen. Herzklopfen und oft Atemnot, die mit einer störenden Erregung der Nerven verbunden sind, können nur durch künstliche Athmung überwunden werden. Zu diesem Zwecke nimmt man Sauerstoff mit in die Höhe, welcher in einem Stahlcylinder auf etwa 100 Atmosphären komprimirt ist. Durch Gummischläuche,

welche mit einem Mundstück versehen sind, führt man sich nach dem Aufdrehen eines Ventils die notwendige Menge Sauerstoff durch den Mund zu und augenblicklich belebt sich der Körper wieder von Neuem. Es ist eine wunderbare Kraft, die einem bei dem Genuss von Sauerstoff mit einem Male durchströmt; das vom Drucke befreite kalte Gas perlt wie Schaumwein über die Zunge. Ausser dieser geschilderten Atemnot aber wirkt die verminderte Fortpflanzung des Schalles, die sich durch eine gewisse Schwerhörigkeit äussert, auch unbequem. Man muss die Unterhaltung, welche sich fast nur auf geschäftliche Mitteilungen beschränkt, mit sehr lauter Stimme führen und wird trotzdem oft nicht verstanden oder garnicht gehört. Zur besseren Verständigung bedient man sich mit Vorliebe der begleitenden Gesten, welche indessen auch mitunter anstrengend sind, da dort oben jede Bewegung einen erhöhten Aufwand von Kraft erfordert. Mir ist es noch lebhaft in der Erinnerung, wie mein Freund, der Herr Hauptmann Gross, und ich in grosser Höhe mit Mühe nur einen Sandsack in den Korb hinein hoben, der ausserhalb desselben befestigt war, und den jeder von uns hier unten auf der Erde mit einer Hand gehoben hätte. Wir waren herzlich froh, als die gemeinsame Arbeit beendet war, da ein Abstürzen des Sackes auf die Erde böse Folgen hätte haben können. Im übrigen ist dem Ballon-Insassen dort oben die Arbeit oft sehr willkommen, da dieselbe zur Erwärmung des Körpers in angenehmer Weise beiträgt. Die sehr niedrige Temperatur der Luft, die das Thermometer wohl bis auf 30 Grad und darunter fallen lässt geht mitunter selbst durch Pelze und warme Kleidung hindurch und wird dann höchst störend empfunden.

Aber ich möchte nicht nur von den Schrecknissen einer solchen Hochfahrt sprechen. Es ist auch hochinteressant, die oft wunderbaren Gebilde der Eis- und Schneewolken in diesen Regionen zu schauen, die mitunter in ihren pitoresken Formen den Anblick der herrlichsten Hochgebirgslandschaft gewähren. Riesige Wolkengipfel werfen in die zum Teil viele hundert Meter tiefen Wolkenthäler tiefschwarze Schatten und mit Überraschung erblickt man in der Tiefe unter sich das Bild des Ballons mit Korb und Insassen umgeben von einem regenbogenfarbigen Kranze. Wenn man dann im immerwährenden Aufstiege die letzte mächtige Wolkenschicht durchbrochen hat und über sich den klaren, tiefblauen Himmel erblickt, von dem die Sonne im vollsten Glanze herabscheint und die erstarrten Glieder auf das Angenehmste durchwärmt, dann ist man wiederum überrascht von diesem plötzlichen Wechsel. So bietet die Hochfahrt in ihrem höchsten Punkte weitab vom Getriebe der Erde auch herrliche Seiten dar.

Der Abstieg erfolgt meist schnell, wenn nicht der Ballon durch die Wolkenschichten, durch die er sich nur mühsam nach oben hin Bahn brach, getragen und am Sinken verhindert wird. Dann muss energisch das Ventil

gelüftet werden, um den Abtrieb zu erhöhen und den Durchbruch durch die Wolken zu bewirken. Ist derselbe erfolgt, dann fällt man meist in wenigen Minuten mehrere tausend Meter und parirt erst wieder, wenn man die Erde in Sicht hat. Eine möglichst schnelle Orientierung ist nunmehr erforderlich, um zu wissen, wo man sich befindet. Gleich nach der Abfahrt und vor dem Eintritt in die Wolken hatte bereits einer der Reisegefährten Windrichtung und Windstärke ermittelt und die erforderlichen Einträge in die Karte gemacht. Über den Wolken wurden diese Aufzeichnungen mit Lineal und Zirkel fortgesetzt unter der Annahme, dass die Windverhältnisse in den oberen Regionen konstant bleiben würden. So hat man wenigstens einen ungefähren Anhalt für die Gegend, über der man sich nach der Rückkehr unter die Wolken befindet, um dann das zutreffende Kartenmaterial zur Hand zu nehmen. Mit Karten ist der Korb auf das Reichhaltigste ausgestattet. Neben einer Generalkarte von Deutschland, die nur zur allgemeinen Orientierung dient, sind Karten im Massstabe von 300,000 und von 100,000, letztere die sogenannte Generalstabskarte, vorhanden, so dass jede erforderliche Erkundung ausgeführt werden kann. Die Orientirung auf der Erde ist an der Hand einer guten Karte ungemein leicht. Flüsse, Seen, Strassenzüge, Eisenbahnlinien und Ortschaften sehen sich von oben herab ebenso an, wie sie auf der Karte verzeichnet stehen.

So kann man denn verhältnismässig schnell feststellen, wo man sich befindet und wohin sich voraussichtlich der Kurs der weiteren Fahrt richten wird. Das ist wichtig, weil es nun bald notwendig wird, an die Landung zu denken. Der Ballon hat in den grossen Höhen durch die Ausdehnung des ihn tragenden Gases viel von seinem Inhalt verloren. Indem sich das Gas in den unteren Luftschichten wieder zusammenzieht, entsteht ein leerer Raum innerhalb der Hülle, in welchen, da der Ballon unten offen ist, mit grosser Kraft atmosphärische Luft einströmt, die sich schnell mit dem Gase zu einem minder tragfähigen Gemenge vereinigt. So hat der Ballon nicht nur einen Teil seines Gases verloren, sondern auch den noch vorhandenen Inhalt verschlechtert. Er wird die Reise nicht mehr lange fortsetzen können.

Wir fahren nun für einige Zeit in mässiger Höhe über die Erde hinweg und erfreuen uns der herrlichen Bilder unter uns. Während es uns in jenen einsamen Regionen dort oben, wohin kaum ein Laut von unten herauftönte, schien, als seien wir von der Erde auf eine kurze Frist abgelöst, empfinden wir jetzt die Wiedervereinigung mit derselben um so angenehmer. Wir können aus unserer Höhe von 500—600 m alle Einzelheiten der unter uns befindlichen Gegend erkennen, das fleissige Getriebe auf den Feldern, die rege Thätigkeit in den Industriebezirken ist deutlich zu bemerken, auch der Naturfreund kann jetzt in Genüssen seltener Art schwelgen. Der stets vom Winde fortgetragene

Ballon führt immer neue Bilder herbei, bald eine herrliche Waldlandschaft, bald einen Herrensitz mit stolzem Schloss und grossem Parke, bald ein freundliches Landstädtchen. Alle diese Bilder ziehen in gleichmässiger Geschwindigkeit vorüber, „kaum gegrüsst, gemieden,“ wie es in dem Lenauschen Gedicht vom Postillon heisst. Jetzt kann man vom Ballon aus neben diesen Naturgenüssen die interessantesten Betrachtungen anstellen, Vergleiche ziehen zwischen verschiedenen Gegenden bezüglich der Bodengestaltung und Bodenausnutzung, bezüglich der Bauart der Ortschaften, ob wendische oder deutsche, in der Beschaffenheit der Wegeverbindungen und der Lebhaftigkeit des Verkehrs. Industrie-Bezirke kennzeichnen sich in der Regel schon von weitem durch einen Wald von Schornsteinen und machen sich durch das Getön der Dampfpeifen wenig vorteilhaft bemerkbar. Wenn man über ein und dieselbe Gegend im Verlaufe eines längeren Zeitraumes wiederholt hinwegfliegt, so bietet der Anblick derselben Gelegenheit zu interessanten Vergleichen bezüglich des Fortschrittes der Kultur. Man sieht, wie sich das Wegenetz entwickelt, wie der Chausseebau fortschreitet, wie Eisenbahnlinien neu entstehen; man verfolgt den Bau von Kanalverbindungen und erkennt an der Frequenz des Schiffsverkehrs den wohlthätigen Einfluss solcher Wasserstrassen, man bemerkt, wie Kulturen jedweder Art angelegt werden, Urbarmachungen, Ausrodungen und Entwässerungen ihren Nutzen zu Tage fördern. Solche Betrachtungen machen den Luftreisenden für kurze Zeit zum National-Ökonomen. Besonders in der Umgegend von Berlin kann man in dieser Beziehung die interessantesten Studien machen. Das Herauswachsen der Stadt rückt ununterbrochen näher an die umliegenden Ortschaften heran, die winkligen Dorfstrassen der Vororte werden mehr und mehr begradigt, ihre Hütten verschwinden sichtlich und machen den Miethskasernen der Vorstadtbevölkerung, sowie den Villen der reicheren Peripherie-Bewohner Platz. Statt der kleinen ländlichen Anwesen entwickelt sich eine blühende Gartenbau-Kultur und weiter im Umkreise der Millionenstadt greifen Rieselanlagen immer mehr und mehr um sich. Ich entsinne mich noch genau, wie vor Jahren die Rieselfelder im Süden der Stadt eine besondere Eigentümlichkeit dieser Gegend ausmachten, und heute kann man kaum eine Ballonfahrt aus der Reichshauptstadt unternehmen, ohne in irgend einer Ecke des Gesichtsfeldes eine Rieselfeld-Anlage zu erblicken. Wir Aëronauten lieben diese schlammig-feuchten Geländestrecken wenig. Uns erscheint eine Landung in einem Rieselfelde, wie dieselbe auch schon stattgefunden hat, nicht zu den Freuden dieser Welt zu gehören.

Sie sehen, meine hochverehrten Herrschaften, dass die Beobachtungen, welche bei dem Fluge über die Erde hinweg aus dem Ballon angestellt werden, viel interessante Objekte finden und dass man dabei viel lernen kann. Es ist ein ungemein intensives Geographie-Studium,

welches bei solcher Gelegenheit betrieben wird und ich bedaure oft, dass es mir nicht möglich ist, meine Söhne mit in die Höhe zu nehmen, um mit ihnen aus der Vogelschau — eigentlich müsste man wohl Ballonschau sagen — im unmittelbarsten Anschauungs-Unterrichte die Erdkunde der engeren Heimat zu betreiben. Wie manche Stunde Kopferbrechens könnte ich ihnen ersparen!

Aber nicht alle Mitreisenden können sich solchen anregenden Betrachtungen hingeben. Einer der Korbinsassen muss als Navigations-Offizier ununterbrochen auf den Kurs achten und den Ballon dauernd in der Hand behalten. Während der alte Bursche da oben in angenehmer Gleichmässigkeit dahinfuhr und nur selten durch eine kalte Wolkenschicht oder unmittelbare Sonnenbestrahlung veranlasst wurde, zu fallen oder zu steigen, denn alle diese atmosphärischen Einflüsse wirken sofort auf das Verhalten des Ballons ein, so ist er nun unruhig geworden und beschreibt in seinem Fluge in vertikaler Beziehung eine ununterbrochene Zickzacklinie. In den meisten Fällen gelingt es nämlich nicht, beim Abstieg den Ballon so abzufangen, dass er sich im vollkommenen Gleichgewichte befindet. Wenn der Führer etwas zu viel Ballast ausgegeben hatte, um den Abstieg zu pariren, dann strebt der Ballon wieder nach oben, da er erneuten Auftrieb bekommen hat. Lässt man ihn in diesem aufsteigenden Bestreben gewähren, so geht er wieder auf seine alte Höhe zurück oder genau gesagt, noch über dieselbe hinaus. Jedenfalls steigt er wieder so lange, wenn nicht ganz besondere Gegeneinwirkungen eintreten, bis das Gas sich in der früheren Weise ausgedehnt hat. Will man dieses nicht zugeben, und selbst der ehrgeizigste Luftschiffer hat mit einer Hochfahrt an ein und demselben Tage genug, dann muss man dem Aërostaten den Auftrieb nehmen. Von nun an bleibt der Ballon ununterbrochen im Steigen und Fallen. Der Führer darf sein Auge nicht einen Moment von dem Barographen abwenden, damit er sein Fahrzeug dauernd in der Hand behält, vor allen Dingen, dass der Ballon niemals ohne seinen Willen sich der Erde nähert, sonst wäre eine unfreiwillige Landung unter schwierigen Umständen wohl unvermeidlich. Die Kunst des Ballonfahrens besteht vornehmlich darin, dass man stets so hoch über der Erde dahinfliegt, wie man will, und dass man dort landet, wo man es vorher beabsichtigt hat. Für das Letztere ist massgebend die verfügbare Ballastmenge. Der Navigations-Offizier muss wissen, wie leicht oder wie schwer der Ballon nach seiner Bauart und nach der Art der Gasfüllung, sowie nach den obwaltenden Witterungs-Umständen auf seine Hilfen reagirt und er muss das vorliegende Gelände kennen, um sich darüber klar zu sein, wo er landen kann und wo nicht. Wenn allmählich der Sandvorrath auf die Neige geht, so avertirt er die Landung. Seine weniger beschäftigten Begleiter bringen alle losen Gegenstände in den Korb-

kasten, der zugleich während der Fahrt als Sitz gilt, in Sicherheit und verwahren ebenso die zahlreichen Instrumente, damit dieselben keinen Schaden leiden. Nur das Barometer und der Barograph bleiben im Tauwerk befestigt, alles Andere wird sorgsam verstaut. Wenn Alles in Ordnung ist, wird noch ein letzter prüfender Blick in die Höhe gerichtet, um festzustellen, dass die Leinen für das Ventil und die Zer-reissvorrichtung klar sind und dann beginnt der weitere Abstieg bis unmittelbar über die Erde. Vom Ringe, an welchem die Netzleinen aus-laufen und an dem die Gondel befestigt ist, hängt ein 100—150 m langes Tau herunter, welches dazu bestimmt ist, durch Gewichtsentlastung, die beim Aufliegen auf der Erde entsteht, den Abstieg zu mildern und durch Reibung, die durch das Nachschleifen hervorgerufen wird, die Fluggeschwindigkeit zu vermindern.

Der Ballon ist soweit gefallen, bis der Schleppgurt aufsetzt. Ist seine Fallgeschwindigkeit keine bedeutende gewesen, so stoppt er schon von selber allmählich ab, wenn der Gurt sich auf die Erde auflegt und dadurch den Ballon entlastet. Jetzt zeigt es sich, ob der Ballonführer die Karte richtig studirt hat und das Gelände zutreffend beurteilt, denn besondere Hindernisse dürfen sich dem schleifenden Gurte nicht entgegenstellen. Über ein Dorf geht man mit demselben nur ungern hinweg, denn die Möglichkeit, dass eine Person beim Herabfallen des Schleppgurtes von einem Dache, über das er hinfortzog, getroffen werde, ist immer nicht ganz ausgeschlossen. Auch Telegraphen- und vor allen Dingen Telephon-Leitungen können leicht durch den mit grosser Gewalt über sie hinweggezogenen Ballonschweif beschädigt werden. Bei diesen Gegenständen muss der Führer oft den Ballon wieder ein wenig heben, um im Sprunge über dieselben hinweg zu gehen und dann wieder „aufzusetzen“, wie der Kunstausdruck lautet. Die Schleiffahrt selber ist meist der angenehmste Teil der ganzen Fahrt, der oft viele Kilometer weit fortgesetzt werden kann. Der Ballon ist nun wieder zahm geworden und benimmt sich sehr vernünftig, so dass er keine Sorgen bereitet. Die Erde ist dem Aëronauten so nahe gerückt, dass er alle Einzelheiten genau erkennen kann. Man kann sich bereits vollkommen mit den Landes-Einwohnern verständigen und auf Fragen Antworten erhalten, die meist sehr bereitwilligst erteilt werden. Bei der Fahrt über Felder stört der auf dem Erdboden dahinrauschende Schleppgurt Wild auf; oft jagen 4—5 Hasen in wilder Flucht vor dem Ballon her, ohne, dass sie es versuchen, durch einen Seitensprung aus der Fahrtrichtung zu kommen. Bei dem Fluge über einen Wald kann man Rehe und Hoch- wie Schwarzwild auf den Blössen erkennen; es gewährt einen reizenden Anblick, wenn diese in voller Fahrt dem über ihnen dahinschwebenden Ungetüm aus dem Wege gehen.

Meist flaut der Wind gegen Abend ab und der Ballon treibt ge-mächlich über die Erde dahin. Vor kurzem ereignete es sich, dass das

Schlepptau bei einer solchen Gelegenheit an einem Baume hängen blieb und den Ballon fesselte. Den Herren im Korbe war durchaus nicht angenehm zu Mute, sie wären gern aus ihrer Gefangenschaft befreit worden, aber alles Ziehen und Zerren am Schlepptau half nichts, selbst mehrere herbeieilende Holzfäller vermochten keine Abhilfe zu schaffen. Da kam ein Herr mit der Büchse unter dem Arme auf dem Pirschgange des Weges daher und wurde auch um Hülfe in der Not gebeten. Er legte an, schoss und der Ballon flog frei von seiner Fessel weiter. Die Offiziere, unter denen sich ein schwedischer Lieutenant befand, bedankten sich bestens bei ihrem Erlöser und flogen noch ein gutes Stück weiter. Ähnliche kleine Abenteuer könnte ich von unseren Schleiffahrten noch viele erzählen, ich fürchte aber die Nachsicht der Herrschaften zu sehr für mich in Anspruch zu nehmen.

Wenn nun zur Landung geschritten werden soll, so wählt man sich am besten ein freies Feld oder eine trockene Wiese aus, um auf die Erde zu gelangen. Der Anker, der bisher hochgebunden war, wird nun abgeschnitten und gleitet 50 m auf dem Schlepptau herunter. Dort setzt er sich auf einen Knoten, der durch Puffer den Stoss des herabsinkenden Ankers abfängt. Wenn der Anker die Erde berührt, wird auf Kommando des Führers von einem Korbinsassen die Reissvorrichtung ausgeklinkt, die oben am Ventilringe des Ballons der grösseren Sicherheit wegen in einer Sperrvorrichtung eingeschaltet war. Wenn der Korb wenige Meter über der Erde ist, oder wenn er dieselbe bereits berührt hat, wird wieder auf Kommando der Ballon von seinem oberen Pole bis zum Äquator aufgerissen. Ein weites Loch legt sich klaffend aus einander und lässt das Gas sehr schnell entweichen, so dass die entleerte Hülle bald zu Boden fällt und dort liegen bleibt. Bei nicht zu starkem Winde wird dabei selten noch eine kleine Schleifpartie auf der Erde stattfinden. Ist rechtzeitig gerissen, so hat der Ballon kaum Kraft, um noch weiter zu fliegen. Bei stärkerem Winde muss man einen geschützt liegenden Landungsplatz aussuchen. Gleich hinter einem Walde oder einem Berge findet man meistens Windstille, die die Landung gefahrlos ermöglicht. Natürlich kann es auch wohl mal etwas unbequemer verlaufen bei einer Landung im heftigen Winde, aber das gehört doch immer zu den seltensten Ausnahmen. Seit wir die vom Hauptmann Gross eingeführte Reissvorrichtung an unseren Ballons haben, ist die Landung meist ohne Gefahr zu bewirken.

Meistens sind hilfsbereite Leute zur Stelle, die den glücklich gelandeten Luftschiffern zur Seite stehen, um den Ballon mit Zubehör zu verpacken. Zunächst treibt sie gewöhnlich die Neugierde heran, um das entseelte Ungetüm in der Nähe zu betrachten; nachdem sie aber ihren Wissensdrang befriedigt haben, gehen sie gern an die Arbeit. Ich muss es ganz besonders dankbar und anerkennend hervorheben, dass

die Bewohner der Mark immer freundlich und entgegenkommend gewesen sind. Unter der kräftigen Mitwirkung der herbeigeeilten Landbewohner ist die Arbeit bald gethan und schnell werden Wagen herangesorgt, um Ballon-Material und Insassen hinwegzuführen. Oft finden sich auf dem Landungsplatze wissbegierige Zeitungs-Reporter ein, welche mit Fragen kein Ende finden können. Man thut gut, diesen Herren möglichst genau Auskunft zu erteilen, denn sonst kommt mitunter der unglaublichste Fahrtbericht in die Spalten des Kreis- oder Orts-Blättchens. Besonders erfreut sind wir Luftschiffer stets durch die freundliche Teilnahme der Damen. Es scheint mitunter, als wenn die Ansicht vorhanden sei, die Luftschiffer seien mit knapper Not dem sicheren Tode entronnen. Das liebenswürdige Mitgefühl thut nach den oft recht anstrengenden Fahrten sehr wohl und lässt schnell die überstandenen Strapazen vergessen.

Fast stets ist uns bei unseren Landungen in der Mark die Gastfreundschaft eines in der Nähe wohnenden Gutsherrn zu teil geworden. Es ist ein schönes Zeichen für die in unserer Provinz bestehende Gastlichkeit, dass wir fremden Offiziere nicht ungespeist und ungetränkt fortgelassen werden, dass man sich stets bemüht, mit besten Kräften für uns zu sorgen. Bei meinen zahlreichen Landungen in der Mark bin ich in den verschiedensten Gegenden zu Boden gelangt, aber überall fand ich dieselbe freundliche Aufnahme. Bei einer solchen angenehmen Rückkehr in die Welt ist man meist hochbeglückt. Die Plauderstündchen in den gastlichen Gutshäusern nach beendeter Fahrt gehören mit zu meinen angenehmsten Erinnerungen, ich habe aus diesem Anlass allen Grund unserer heimatlichen Provinz von Herzen dankbar zu sein. Der Offizier, der so oft durch seinen Dienst gezwungen ist, als ungeladener Gast in fremden Häusern zu erscheinen, empfindet es stets besonders dankbar, wenn ihm eine herzliche Gastfreundschaft auch ohne Verpflichtung dargeboten wird.

Auf den Vortrag folgte nun mit Hilfe eines Projektionsapparates des Herrn Ottomar Anschütz die Darstellung einer Reihe von Ballonaufnahmen. Die Bilder wurden von dem Herrn Redner kurz erläutert.

Es waren folgende Ansichten:

- | | |
|---|--|
| 1. Bild. Ballontransport. | 8. Bild. Umgebung des Königlichen Schlosses. |
| 2. Bild. Ballonaufstieg. | 9. Bild. Rathaus mit Umgebung. |
| 3. Bild. Pionier-Übungsplatz, Hasenheide, Theil von Berlin. | 10. Bild. Gegend der Oranienstrasse. |
| 4. Bild. Pionier-Übungsplatz, gross. | 11. Bild. Reichstagsgebäude u. Tiergarten. |
| 5. Bild. Ringbahnzug bei Rixdorf. | 12. Bild. Steglitz, teilweise von Wolken verdeckt. |
| 6. Bild. Die Bockbrauerei, Chaussee nach Tempelhof. | 13. Bild. Wolkenbild. |
| 7. Bild. Belle-Alliance-Platz. | |

- | | | |
|---|---|--------------|
| 14. Bild. Pontonier - Übung auf der Spree an der Wuhlheide. | 22. Bild. Schönwald b. Zielenzig. | |
| 15. Bild. Köpenick mit Umgegend. | 23. Bild. Haynau i. Schl. | |
| 16. Bild. Köpenick Stadt. | 24. Bild. Rosslau a. d. Elbe b. Dessau. | |
| 17. Bild. Rüdersdorf, Hinterberge. | Einfluss der Mulde. | |
| 18. Bild. Rüdersdorf, Kalkwerk. | 25. Bild. Unbekanntes Dorf. | |
| 19. Bild. Rüdersdorf, Kanalanlagen. | 26. Bild. Hennigsdorf. | } im Schnee. |
| 20. Bild. Rüdersdorf, Dorf. Kolonie „Alte Grund“. | 27. Bild. Buckow. | |
| 21. Bild. Lebus an der Oder. | 28. Bild. Neu-Hardenberg. | |
| | 29. Bild. Bärwinkel Vorwerk. | |
| | 30. Bild. Landung im Walde. | |

Der Vortrag und der Bilder-Cyclus wurden von der zahlreichen Versammlung mit grossem Beifall aufgenommen. Beides gewährte eine interessante Aussicht in eine künftige Ausnutzung für die Heimatkunde.

4. Nach dem Schluss der Sitzung fand ein geselliges Zusammensein im Ratskeller statt.

Die lebenden Krebstiere der Provinz Brandenburg.

2. Nachtrag zu dem „Verzeichnis“ von 1893.

Von **W. Hartwig**,
ord. Lehrer a. d. Sophienschule.

Seit der Veröffentlichung meines 1. Nachtrages im Oktoberheft der „Brandenburgia“ von 1894 stellte ich folgende 43 für unsere Provinz neue Arten, bez. Formen, von Crustaceen fest:

I. Cladocera.

1. *Daphnia friedeli**) nov. spec.

Grösse: Länge: 1,70 mm bis 2,00 mm; Höhe: 1,00 mm bis 1,10 mm; Schalenstachel: 0,05 bis 0,08 mm lang.

Farbe: rot, sehr wenig durchsichtig.

Körperform: fast oval, unten etwas bauchig; zwischen Kopf und Thorax eine seichte Einbuchtung; Dorsalkante der Schale etwas höckerartig aufgetrieben; unter dem Schalenstachel ein abgerundeter Höcker.

Kopf: niedrig, fast ein *D. pulex* — Kopf; Stirn etwas hervorragend; Unterkante des Kopfes stark eingebuchtet; Pigmentfleck dreieckig bis rundlich, ungefähr unter der Mitte des Auges und in gleicher Höhe der grössten Einbuchtung der unteren Kopfkante gelegen; Länge des Schnabels

*) Ich beehre mich, diese Daphnie nach unserem 2. Vorsitzenden, dem Geheimen Regierungsrat Herrn E. Friedel, dem Förderer aller Bestrebungen, die sich auf die Erforschung unserer heimatlichen Provinz beziehen, zu benennen. W. Hartwig.

etwas wechselnd, die Spitze desselben kann mit dem Pigmentfleck und dem äussersten Ende der Darmcoeca durch eine gerade Linie verbunden werden.

Schale: mehr oder weniger deutlich reticuliert, ähnlich wie bei *D. longispina*; die Ventralkante nur im mittleren Teile manchmal deutlicher bedornt, diese wenigen kurzen Dornen stehen in Zwischenräumen von ungefähr 0,10 mm; in der Basalgegend des Schalenstachels, oben und unten, ist die Bedornung dichter, und die Dornen sind länger; die innere Schalenlippe im hintersten Drittel in Zwischenräumen von etwa 0,10 mm mit längeren Borsten besetzt, zwischen dieser Beborstung eine viel kürzere äusserst zarte Bewimperung bemerkbar; der Dorsalrand von dem bedornten Teile in der Basalgegend des Stachels bis fast zur Mitte des Rückens mit äusserst winzigen, feinen Dornen (besser wohl: Borsten!) versehen.

Schalenstachel: mehr oder weniger über der Medianlinie des Körpers stehend, wenig oder fast garnicht bedornt; bei einigen Stücken (Stücke mit in Bildung begriffenem Ehippium!) an der Basis etwas nach oben gerichtet, macht er bald eine gelinde Biegung und wendet sich nach hinten, bei anderen Stücken gerade und nur sehr wenig nach oben gerichtet. Trotz seiner sehr geringen Länge ist der Stachel doch deutlich von der Schale abgesetzt, nicht wie bei *D. obtusa* Kurz.

Schwimmborsten: zweigliederig; das Endglied besitzt an der Basis einen dunkelen Fleck, wie dies bei *Daphnia longispina* und *D. caudata* meist zu beobachten ist.

Abdominalfortsätze: der erste länger als der zweite, der dritte an der Basis sehr breit.

Postabdomen: verjüngt sich nach der Spitze zu; die Analkanten desselben jederseits mit 13—17 allmählich an Länge abnehmenden Zähnen bewehrt; ein wenig eingebuchtet, und zwar so, dass sich die tiefste Stelle der Einbuchtung beim 11. bis 12. Zahn befindet.

Postabdominalkrallen: am concaven Rande ohne Kamm, nur mit sehr feiner Bewimperung ausgestattet; der Rücken der Krallen mit zwei Dornen versehen.

Leichte Erkennungsmerkmale: der sehr winzige, dabei dennoch deutlich von der Schale abgesetzte Stachel, im Vereine mit dem Fehlen der Nebenkämme.

Bei dem einen Weibchen zählte ich 6 sehr entwickelte Embryonen, bei dem anderen 7 Eier im Brutraume.

Die vorstehend charakterisierte Species gehört, wie sofort in die Augen springt, zur *D. longispina*-Gruppe. Ich stellte sie nach 7 Spiritus-Stücken auf, welche ich schon am 20. 7. 1891 bei Johannisthal sammelte. Die Stücke stammen wahrscheinlich aus einem Wiesengraben, der in wasserarmen Jahren zu Ende des Sommers austrocknet. Die Farbe hatte ich gleich am Sammel-tage auf den beigefügten Zettel geschrieben.

Männchen fand ich leider im Sammelglase nicht vor. —

Es mag wohl noch manche Species in meinen vielen kleinen, bestäubten Sammelgläschen verborgen liegen, die des tagenden Morgens harrt! —

2. *Daphnia hyalina* Leydig (1860) = *Daphnia pellucida* P. E. Müller (1868) = *Daphnia hyal. rotundifrons* Sars (1890). Ich sammelte diese in Form und Grösse sehr variierende Art 1895 aus dem Straussee (8. 6.) und Schwielowsee (11. 7.); ausserdem stellte ich sie aus dem Materiale des Herrn A. Protz für den Schermützelsee und Wandlitzsee fest. Im Jahre 1896 erbeutete ich sie im Grossen Stechlinsee bei Menz a. Nordbahn (29. 7.) und im Wurdelsee*) bei Lychen (30. 7.) zahlreich. Am 5. 8. 96 erbeutete ich einige Stücke im Teupitzer See in einer Tiefe von 6—7 Metern; bei ihnen war der Pigmentfleck so klein, dass er nur bei sehr starker Vergrösserung zu bemerken war.

3. *Hyalodaphnia jardinei apicata* Kurz (1874). Am 8. 6. 1895 sammelte ich diese Form aus dem Straussee bei Strausberg a. Ostbahn. An diesem Tage fing ich im Straussee auch fast sämtliche Übergangsformen von *H. apicata* nach *H. cucullata*, *H. incerta* Richard (1896) und *H. kahlbergiensis*, so dass mir sofort klar wurde, dass diese ganze Gruppe nur eine Species und *Hyalodaphnia jardinei* (Baird) zu benennen sei. Des weiteren liess ich mich über diese Gruppe schon in der „Naturw. Wochenschrift“ 1895, Nr. 43, aus, worauf ich, um mich nicht zu wiederholen, verweise. Nur verwechselte ich früher *Hyal. cederströmi* mit *Hyal. incerta*.

Dass die *Daphnia jardinei* Bairds mit der *Hyalodaphnia kahlbergiensis* Schödlers identisch ist,**) unterliegt für mich keinem Zweifel mehr, nachdem ich die Baird'sche Beschreibung derselben durchgesehen habe. Baird hat die Beschreibung seiner Art einer Arbeit „über die Nahrung einiger Süsswasser-Fische“ angefügt; sie befindet sich in „The Edinburgh New Philosophical Journal 1857, p. 17—24. Da das „Edinburgh Philosophical Journal“ von 1857 selten geworden ist, werde ich an anderer Stelle („Forschungsberichte aus der Biologischen Station zu Plön,“ 1897) bei Behandlung der Gattung *Daphnia* sowohl die englische Beschreibung, als auch die lateinische Diagnose wörtlich wiedergeben.

4. *Daphnia longispina rosea* Sars (1862). In dem Materiale, welches ich am 20. 7. 1891 bei Johannisthal sammelte, fanden sich 6 Stücke, die ich für *Daphnia rosea* Sars halte. Die Farbe dieser 6 Stücke war rot, der Kopf niedrig. Vier Exemplare davon besaßen an den äussersten Gliedern der Schwimmborsten die dunkelen Flecke, zwei nicht. Die Schale war oval; die Dornen der äusseren Lippe der Unterkante standen weit entfernt, oder fehlten auch gänzlich. Die beiden ersten Abdominalfortsätze waren ungefähr gleich lang, oder der erste auch wohl bis um ein Viertel länger als der zweite. Das Postabdomen war etwas gebogen und trug 11 bis 15 Dornen an der Anal-kante. Die Postabdominalkrallen besaßen auf dem Rücken 2 Dörnchen, und es fehlten ihnen, selbstverständlich, die Nebenkämme. Der Schalenstachel betrug $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{4}$ der Körperlänge. Nur bis 5 Eier zählte ich im Brutraume.

5. *Daphnia pulex obtusa* Kurz (1874). Am 8. 10. 1894 fand ich in einem sehr klaren Wiesengraben bei Johannisthal unter Mengen von *D. pulex*

*) Nicht Wurlsee, wie er auf manchen Karten genannt wird. W. Hartwig.

**) *H. jardinei* hat einen kurzen Helm, *H. kahlbergiensis* einen langen; es giebt aber alle nur möglichen Zwischenstufen zwischen beiden Formen. W. Hartwig

auch einige Stücke von *D. obtusa* Kurz. Der Kopf der sehr hyalinen Stücke (aus klarem Wasser!) ist nicht verschieden von einem *D. pulex*-Kopf. Die innere Schalenlippe trägt am hintersten Teile (nur bei starker Vergrößerung wahrzunehmen!) spärlich stehende Borsten und dazwischen sehr zarte Wimpern, wie meine *D. friedeli*. Das Postabdomen ist mit 12 Zähnen bewaffnet.

6. *Daphnia pulex gibbosa* Hellich (1874). Die Stücke, welche ich dafür anspreche, obgleich sie vielfach von der Hellichschen Art abweichen, fing ich am 20. 7. 1891 bei Johannisthal. Ich bestimmte die Tiere aber erst am 25. 4. 1896. Die Stücke waren rot. Bei meinen Exemplaren ist die äussere Schalenlippe dort bedornt und die innere beborstet, wo die Hellichsche Zeichnung (Clad. Boehm., p. 29) nur eine spärliche Bedornung der inneren Lippe angiebt. Die Borsten der inneren Lippe aber sind länger und stehen weniger dicht, als die Dornen der äusseren Lippe. Zwei Nebenkämme sind vorhanden, wovon aber der Basalkamm nur recht winzig ist, so dass er leicht übersehen werden kann; der grosse Kamm besitzt im Mittel 7, der kleine etwa 6 Zähne. Das Postabdomen ist mit 15 bis 17 Dornen bewehrt. Die Form des Postabdomens meiner Stücke, und ganz besonders die der Schale, stimmt sehr gut mit der Hellichschen Zeichnung überein. Auffallender Weise fehlte dem einen Stücke der Pigmentfleck gänzlich.

7. *Moina fischeri* Hellich (1877). Ich stellte diese Species 1895 nach Spiritus-Exemplaren fest, welche ich am 30. 7. 1891 von Herrn Kaufmann Rudolf Simon erhielt; derselbe hatte die Tiere an dem genannten Tage bei Pankow in grossen Massen in einem kleinen Wasserloche gefangen. Meine Stücke besitzen am Postabdomen, ausser dem Doppeldorn, 8—9 Zähne; Hellich giebt deren nur 6—8 an. Das Ehippium ist von brauner Farbe und beherbergt 2 rundliche Eier.

8. *Latona setifera* (O. F. Müller): 1776. Ich stellte bis heute diese Art für den Kalksee bei Rüdersdorf aus dem A. Protz'schen Materiale (gesammelt am 2. 7. 90) und für den Schwielowsee bei Werder a. Havel fest. Als Bewohnerin des Schwielowsees traf ich die *Latona* am 23. 7. 96 in einer Schlammprobe an, welche ich aus einer Tiefe von 7 Metern heraufgeholt hatte; es war ein noch nicht geschlechtsreifes weibliches Exemplar von wenig über 1 mm Länge.

Am 8. 7. 96 fischte ich im Kalksee in einer Tiefe von 2—8 Metern 4 Stunden vergeblich nach dieser Art. Obwohl nun für unsere Provinz (und damit für Deutschland) 2 Fundorte dieser Species bekannt sind, so scheint sie doch sicher zu den seltenen Entomostraken zu gehören.

9. *Bosmina crassicornis* Lilljeborg (1887). Ich sammelte diese Art am 8. 8. 95 aus dem Grossen Pulssee bei Bernstein i. Neumark.

10. *Bosmina coregoni humilis* Lilljeborg (1887). Diesen Rüsselkrebs stellte ich für den Schermützelsee bei Buckow aus dem am 21. 6. 91 von A. Protz gesammelten Materiale fest.

11. *Ilyocryptus acutifrons* Sars (1862). Am 22. 7. 95 fischte ich aus dem Lehnitzsee bei Oranienburg die Haut des Postabdomens dieser *Lyncodaphnide*.

12. *Ilyocryptus agilis* Kurz (1877). Am 23. 7. 96 holte ich mit einer Schlammprobe von etwa 10 ccm einige Stücke dieser Art bei Alt-Geltow aus

der Havel empor, und zwar aus einer Tiefe von 7 Metern. *Il. agilis* ist bedeutend durchsichtiger als die beiden verwandten Arten (Nr. 11 u. 13). Ein Stück von *Il. agilis* war fast völlig hyalin.

13. *Ilyocryptus sordidus* (Liévin): 1848. Ich führte diese Lynceodaphnide zwar schon in meinem „Verzeichnis“ von 1893 als einen Bewohner unserer Provinz auf, aber nur nach einem Ausspruche Schödlers; gesammelt wurde diese Art in unserer Heimat bis heute noch nicht. In diesem Sommer fand ich sie nun in der Mitte des Schwielowsees (10. 6. 96) in einer Tiefe von 8 Metern im Schlamm, sowie auch am Ufer desselben bei Petzow in einer Tiefe von $\frac{1}{2}$ —1 Meter, im Schlamm der Havel bei Werder (9. 7. 96) in einer Tiefe von 6 Metern und in der Dahme bei Schmöckwitz (7. 7. 96) in einer Tiefe von ebenfalls 6 Metern. Zwei Weibchen hatten je 1 Ei, eins deren 4 im Brutraume.

Somit sind für unsere Provinz sämtliche bis jetzt in Europa bekannte Arten von *Ilyocryptus* nachgewiesen.

14. *Alona guttata* Sars (1862). Diesen zierlichen Linsenkrebs erbeutete ich das erstemal in unserer Provinz am 20. 5. 1895 im kleinen Entenfängersee bei Werder, dann auch im Ruppiner See (23. 6. 95). Aus dem A. Protz'schen Materiale konnte ich die Art ferner für den Wandlitzsee bei Bernau, ges. am 6. 10. 89, nachweisen.

15. *Alona guttata tuberculata* Kurz (1872). Diese Form fand ich in dem Protz'schen Materiale auf, welches am 5. 5. 90 am Ufer des Schermützel-sees bei Buckow gesammelt worden war.

16. *Alona intermedia* Sars (1862) = *Al. intermedia* Hellich (1877). Diesen Lynceiden stellte ich 1895 für den Hellsee bei Lanke-Bernau fest, und zwar nach dem Materiale, welches Herr A. Protz im Oktober 1889 daselbst gesammelt hatte. Am 7. 7. 96 holte ich mit einer Schlammprobe ein Weibchen mit einem Embryo im Brutraume aus der Dahme bei Schmöckwitz aus einer Tiefe von 6 Metern empor.

17. *Pleuroxus hastatus* Sars (1862). Ich erbeutete diese Art bis jetzt in unserer Provinz an folgenden sechs Stellen:

1. Am 25. 5. 95 im Krebssee bei Königswusterhausen.
2. Am 4. 8. 95 im Wesensee bei Brodewin-Oderberg.
3. Am 4. 8. 95 im Tegelersee (aus dem Mat. des Herrn Dr. W. Weltner).
4. Am 27. 5. 96 im Glindowersee bei Werder.
5. Am 8. 7. 96 im Kalksee bei Rüdersdorf.
6. Am 5. 8. 96 im Teupitzer See.

18. *Anchistropus emarginatus* Sars (1862). Von dieser sehr seltenen Art fand ich am 18. 8. 96 nächst Baumgartenbrück am Ufer des Schwielowsees bei einer Tiefe von etwa 0,35 Metern in einem dichten Bestande von *Butomus umbellatus* Lin. 3 Weibchen mit je zwei Eiern im Brutraume. Diese märkischen Stücke messen 0,40 bis 0,50 mm in der Länge, stehen also in bezug auf Grösse zwischen den englischen (0,64 mm) und norwegischen (0,34 mm). Leichte Erkennungsmerkmale dieses Chydoriden sind der auffallend gestaltete Unterrand der Schale im Verein mit den beiden schlanken Basaldornen an der Postabdominalkralle.

19. *Monospilus tenuirostris* (Fischer): 1854 = *Monospilus dispar* Sars

(1862) = *Mon. tenuirostris* Hellich (1877). Von diesem seltenen Lynceiden fand ich am 27. 5. 96 im Schlamm des Glindower Sees bei Werder a. Havel eine Schale. Ich holte den Schlamm aus einer Tiefe von 8 Metern empor. Die Schale war aus 6 dachziegelartig übereinander liegenden Schalenklappen zusammengesetzt; sie stammte also von einem völlig ausgewachsenen Tiere. Die länglichen Höcker der Schale waren besonders deutlich am vorderen Teile ausgeprägt. Am 5. 8. 96 erbeutete ich ein lebendes Stück am Ufer des Teupitzer Sees. Ich fischte hier zwischen Rohr, Wasserpest, Hornkraut, Laichkraut und Teichrosen in einer Tiefe von 0,30 bis 0,75 Metern, indem ich das Wasser fortwährend aufwirbelte, ohne jedoch wirklichen Schlamm in das Netz hinein zu bringen. Die Schale dieses Tieres bestand nur aus vier Schalenklappen; es war also ein jüngeres Stück.

Die Schalenstruktur von *Monospilus* hat Daday sehr gut in „Crust. Clad. Faunae Hungaricae“ 1888, Tab. I Fig. 1, wiedergegeben, die Schalenform hingegen wieder Hellich in „Clad. Böhm.“, 113.

II. Copepoda.

20. *Cyclops oithonoides* Sars (1863) = *C. oithonoides* Schmeil (1892). Diesen kleinen Copepoden erbeutete ich das erstemal in der Provinz in der Havel bei Werder am 20. 5. 95. Später sammelte ich ihn aus so vielen unserer Gewässer, dass ich den Leser mit der Aufzählung derselben nur ermüden würde. Einem grösseren Gewässer dürfte er nur selten fehlen; jedoch fand ich ihn auch in kleineren Wasseransammlungen.

21. *Cyclops oithonoides hyalina* Rehberg (1880) = *C. oith. hyalina* Schmeil (1892). Diese Form sammelte ich bis jetzt nur aus dem Grossen Entenfängersée bei Werder, und zwar am 20. 5. 95 und 11. 7. 95.

22. *Cyclops dybowskii* Lande (1890) = *C. dybowskii* Schmeil (1892). Am 20. 5. 95 erbeutete ich davon 10—12 Stücke im Grossen Entenfängersée. Da ich diese Art bis jetzt nie in unseren grösseren Gewässern antraf, darf ich wohl annehmen, dass sie hauptsächlich eine Bewohnerin der kleineren Wasseransammlungen ist.

23. *Cyclops fimbriatus* Fischer (1853) = *C. fimbriatus* Schmeil (1892). Ich stellte diese Art bis jetzt für zwei Gewässer unserer Provinz fest, nämlich für den Müggelsee, aus dem Mat. des Herrn Dr. W. Weltner, welcher dasselbe hier am 28. 6. 93 gesammelt hatte, und für den Schwielowsee bei Werder, an dessen Ufer bei Petzow ich sie am 10. 6. 96 erbeutete.

24. *Cyclops fimbriatus poppei* Rehberg (1880) = *C. fimbriatus poppei* Schmeil (1892). Diese Form sammelte ich in mehreren Stücken am 11. 4. 96 bei Grünau aus der Dahme.

25. *Canthocamptus crassus* Sars (1863) = *Canthocamptus crassus* Schmeil (1893). Am 18. 8. 96 erbeutete ich von dieser Art bei Werder am Ufer der Havel, in der Nähe des Schützenhauses, ein Männchen und ein Weibchen; eine Verwechslung ist daher ausgeschlossen. Bis heute wurde dieser Spaltfusskrebs in Deutschland nur an 5 bis 6 Orten von dem bekannten Copepodenforscher O. Schmeil festgestellt.

26. *Canthocamptus trispinosus* Brady (1880) = *C. trispinosus* Schmeil

(1893). Dieser Copepode kommt bei uns an den Ufern vieler Gewässer vor; ich führe nur an:

1. die Havel bei Werder (20. 5. 95), 2. den Krebssee bei Königswusterhausen (1. 6. 95), 3. die Sümpfe bei Lankwitz-Südende (5. 6. 95), 4. den Langen See bei Grünau (11. 4. 96), 5. den Schwielowsee bei Werder (10. 6. 96).

27. *Canthocamptus pygmaeus* Sars (1863) = *C. pygmaeus* Schmeil (1893). Diese Art stellte ich zuerst für den Schermützelsee bei Buckow fest, und zwar aus dem Materiale, welches Herr A. Protz am Ufer desselben am 5. 5. 90 gesammelt hatte. Am 11. 4. 96 erbeutete ich selber das Tier zahlreich am Ufer des Langen Sees, gegenüber von Grünau. Hier fand ich Männchen und Weibchen fast stets in Copulation begriffen.

[*Canthocamptus palustris elongatus* Scott (1895). Am 23. 6. 95 fing ich wahrscheinlich ein Weibchen dieser Form im Ruppiner See; es trug 14 Eier im langen Eiballen. Als ich das Stück behufs eingehenderer Untersuchung isolieren wollte, ging es mir verloren. Ich muss es daher vorläufig unentschieden lassen, ob es gerade diese Form war, welche ich erbeutete. Sicher aber war es eine Form von *C. palustris* Brady (1880). Da ich die Form nicht genau feststellen konnte, füge ich sie hier nur ohne laufende Nummer ein.]

28. *Nitocra hibernica* (Brady): 1880 = *Nit. hibernica* Schmeil (1893). Für unsere Provinz stellte ich diesen Spaltfusskrebs 1895 zuerst fest, und zwar aus dem Protz'schen Materiale, welches am 5. 5. 90 am Ufer des Schermützelsees gesammelt worden war. Am 27. 5. 96 erbeutete ich selbst ein Stück (♂) am Ufer des Glindower Sees, am Eingange von der Havel aus, zwischen Schilf.

29. *Phyllognathopus**) *viguieri* (Maupas): 1892 = *Phyllogn. paludosus* Mrázek (1892). Ich stellte diese bis jetzt nur aus Nordafrika und Böhmen bekannte Art 1895 aus dem Protz'schen Materiale, gesammelt am 5. 5. 90 am Ufer des Schermützelsees bei Buckow, fest.

30. *Ectinosoma edwardsi* (Richard): 1890 = *Ectin. edwardsi* Schmeil (1893). Zum erstenmale für die Provinz stellte ich diese Art 1895 aus dem Protz'schen Materiale fest, welches am 5. 5. 90 am Ufer des Schermützelsees bei Buckow gesammelt worden war. Am 9. 7. 96 erbeutete ich sie am Eingange der Wublitz in den Grossen Zernsee bei Werder a. Havel; es war dies letztere Stück ein Weibchen mit 4 Eiern im Eiballen. Das Tier fällt sofort durch seine dunkle (braune) Farbe auf.

31. *Diaptomus graciloides* Lilljeborg (1888) = *Diaptom. graciloides* Schmeil (1896). Im Herbst 1894 stellte ich diese in unserem Gebiete ziemlich verbreitete Art das erstemal für dasselbe fest; es waren Dauerpräparate, welche mir Herr Prof. Dr. Hilgendorf zum Bestimmen eingehändigt hatte. Ich fing sie später nicht nur in unseren grösseren Seen, sondern auch in

*) Der Name *Belisarius*, den ich 1895 für diese Gattung in der „Naturw. Wochenschrift“ angewendet habe, muss dem bezeichnenden Namen *Phyllognathopus* weichen, da schon vor 1892 — wie mir Herr Dr. Mrázek am 6. 7. 96 brieflich mitteilte — von Simon der Name *Belisarius* an eine Arachnide vergeben wurde. W. Hartwig.

Thongruben und Wiesengraben bei Berlin herum; ja in unseren kleineren Gewässern erbeutete ich sie häufiger und massenhafter, als in den grossen.

32. **Eurytemora lacinulata** (Fischer): 1853 = Euryt. lacinulata Schmeil (1896). Am 25. 5. 95 erbeutete ich diese Art das erstmal in der Provinz, und zwar bei Königswusterhausen in einem Sumpfe, welcher bei Hochwasser im Frühjahre stets mit der Dahme in Verbindung steht, später noch an sehr vielen anderen Orten. Die Art ist überhaupt in unserem Spree- und Havelgebiet und in allen den Gewässern, welche mit diesen Flussgebieten in Verbindung stehen, oder einstmals standen, einer der häufigsten Spaltfusskrebse. Ich fing ihn vom März bis zum September; doch ist er sicher wohl auch während der Wintermonate in unseren Gewässern vorhanden, wenngleich seltener, da ich ihn im Frühjahre weniger zahlreich antraf, als im Hochsommer. Für sein weniger häufiges Vorkommen während des Winters spricht auch, dass ich ihn im Frühjahre zahlreicher nur am Ufer — wo sich das Wasser zuerst erwärmt — antraf, in vorgerückterer Jahreszeit aber auch häufiger in der Mitte der grösseren Gewässer erbeutete; dennoch aber ist das Tier hauptsächlich ein sog. Uferbewohner.

33. **Eurytemora lacustris** (Pope): 1887 = Eurytem. lacustris Schmeil (1896). Am 8. 8. 95 erbeutete ich diesen Copepoden im Grossen Pulssee bei Bernstein i. Neum.; am 6. 10. 95 stellte ich ihn aus dem Protz'schen Materiale, gesammelt am 2. 7. 90, für den Kalksee bei Rüdersdorf fest; am 29. 7. 96 erbeutete ich ihn sehr zahlreich im Grossen Stechlinsee bei Menz a. Nordbahn.

34. **Heterocope appendiculata** Sars (1863) = Heterocope appendiculata Schmeil (1896). Ich stellte diesen Centropagiden bis heute für folgende sechs Gewässer der Provinz fest:

1. für den Ruppiner See, am 23. 6. 95;
2. für den Unteruckersee bei Prenzlau, am 29. 7. 95;
3. für den Werbellinsee bei Eberswalde, nach Weltnerschem Materiale, welches schon am 14. 10. 88 gesammelt worden war;
4. für den Glindower See bei Werder, am 27. 5. 96;
5. für den Grossen Stechlinsee bei Menz, am 29. 7. 96;
6. für den Zenssee bei Lychen, am 30. 7. 96.

Bis jetzt ist diese Art im ganzen übrigen Deutschland nicht an mehr Orten gefunden worden.

35. **Heterocope saliens** (Lilljeborg): 1863 = Heterocope saliens Schmeil (1896). Diese Art wurde bis jetzt in Deutschland von Imhof im Chiemsee und im Titisee (Schwarzwald) und von S. A. Poppe im Huvenhoopssee (Hannover) aufgefunden. Ich erbeutete diesen Centropagiden in einem Stück (♂) am 6. 5. 95 in einem Wiesengraben (oder auf der überschwemmten Wiese dicht daneben) auf den Nonnenwiesen bei Charlottenburg; dieser Wiesengraben trocknet alljährlich im Sommer aus und füllt sich für gewöhnlich im Frühjahre nur wenig mit Wasser, auch bei Hochwasser wohl kaum über 1 Meter hoch. Bei grossem Hochwasser steht der Graben mit einigen Sümpfen (Teile des alten Spreebettes) in Verbindung, die wohl viel Schlamm, aber wenig Wasser führen. Als ich Herrn S. A. Poppe, dem bekannten Entomotraken-Forscher in Vegesack, Mitteilung von dieser aussergewöhnlichen Fundstelle machte, schrieb er mir: „dies giebt zu denken.“ Ich erbeutete das Tier mit vielen

Stücken von *Diaptomus castor* (Jurine) und war höchst erstaunt darüber, als ich in diesem Jahre (1896), am 15. April, beim nochmaligen Durchmustern des Inhaltes eines Sammelglases, die Art darin auffand. Ich suchte nun im April und Mai d. J. — so lange der Graben Wasser führte — mehrmals sehr eifrig danach, doch vergebens. Eine Verwechslung mit *Heterocope weismanni* Imhof (1890) ist jetzt ausgeschlossen, nachdem wir die vorzügliche Beschreibung und die unübertrefflichen Abbildungen dazu in O. Schmeils *Centropagiden* besitzen.

III. Ostracoda.

36. *Candona pubescens* (Koch): 1837 = *Cand. pubescens* G. O. Sars (1890) = *Cand. pubescens* Croneberg (1894). Am 10. 6. 96 fischte ich diese grosse *Candona*-Species am Ufer des Schwielowsees bei Werder aus dem Schlamm. Während *C. compressa* nur etwa 1 mm lang wird, erreicht die in Rede stehende Art eine Länge von reichlich 1,3 mm. Sie ist auch behaarter als *C. compressa* und hat die Vorderenden der Schale durchaus nicht kielförmig ausgezogen. Als ich am 14. 8. 96 meine *Candonen* aus dem Schermützelsee noch einmal durchmusterte, fand ich unter *C. candida* noch 5 Stücke von *C. pubescens* vor. Der Schermützelsee bei Buckow ist also die 2. Fundstelle dieser Art in unserer Provinz.

37. *Candona compressa* (Koch): 1838 = *Cand. compressa* Brady (1868) = *Cand. pubescens* Brady and Norm. (1889) = *Cand. pubescens* Vávra (1891) = *Cand. compressa* Croneberg (1894). Ich fischte diese Art am 25. 5. 95 bei Königswusterhausen-Senzig aus der Dahme; am 10. 6. 96 und 23. 7. 96 aus dem Schwielowsee bei Werder, hier sowohl in der Mitte (8 m tief), als auch — hauptsächlich — am Ufer (0,30–0,50 m tief); im August dieses Jahres las ich auch noch 2 Stücke aus meinem *Candona*-Materiale, welches Herr A. Protz am 5. 5. 90 am Ufer des Schermützelsees gesammelt hatte. Das 2. Fusspaar meiner Stücke fand ich genau so, wie Croneberg es — Taf. VII, 4 c — abbildet. Die beiden Vorderenden der Schale sind gerade kielförmig ausgezogen, aber durchaus gleich lang. Die netzartige Gitterung der Schale ist ganz besonders deutlich bei den Stücken aus dem Schwielowsee zu erkennen. *Candona compressa* ist nicht nur kleiner und, von oben gesehen, zusammengedrückter als *Candona pubescens*, sondern auch durchsichtiger und weniger beborstet als die letztere Art.

38. *Cyclocypris globosa* (G. O. Sars): 1863 = *Cyclocypris globosa* Vávra (1891) = *Cyclocypris globosa* Croneberg (1894). Am 1. 4. 95 fand ich von dieser Art ein Stück (♂) bei Johannisthal. Die Beschreibung und Abbildung Vávras passt sonst vollkommen auf mein Stück, nur an der Seitenfläche der Furkalglieder waren „einige Reihen von kammförmig geordneten Wimpern“ („Vávra, Ostr. Böhm.“ p. 73) nicht zu entdecken.

Dieser Ostracode wurde bis jetzt nur auf den Britischen Inseln, in Norwegen, Russland und Böhmen aufgefunden.

39. *Cyclocypris pygmaea* Croneberg (1894). Am 11. 7. 95 fischte ich davon 4 Stücke aus der Havel zwischen Werder und Baumgartenbrück, aus einer Tiefe von 2–3 Metern. In Grösse, Farbe und Form stimmen meine

Stücke ganz mit Cronebergs Species überein, besonders aber auch in Bau und Bewehrung der 2. Antenne (Fig. 9c bei Croneberg, „Ostracodenfauna der Umgegend von Moskau“). Die Dornen in der Nähe der Basis der Furkalglieder meiner Stücke aber standen bei 2 Männchen nur in einer Gruppe, nämlich am rechten Furkalgliede 0 oder 2, am linken Gliede aber 2 oder 4; bei einem Weibchen, welches ich zergliederte, fand ich gar keine Dornengruppe an der Stelle vor. Die Dornengruppe an den Furkalgliedern meiner Stücke befand sich da, wo Croneberg (Fig. 9d) die apicale Gruppe zeichnet.

40. **Darwinula stevensoni** Brady and Rob. (1889). Ich fand diese interessante Art bis jetzt bei Werder im Schwielowsee (10. 6. 96, 23. 7. 96), im Grossen Zernsee (9. 7. 96), in der Havel (9. 7. 96), im Kalksee bei Rüdersdorf (8. 7. 96), im Teupitzer See (5. 8. 96); ich sammelte sie also vorläufig vom Juni bis zum August aus dem Havel-, Spree- und Dahmegebiet. Meist holte ich sie mit Bodenschlamm aus der Tiefe (5—8 m) empor, nicht mit Pflanzen; sie ist also ein im Schlamm grabendes Tier, worauf auch der Bau ihrer Antennen schliessen lässt. Auch im Schlamm des seichten Ufers (Schwielowsee: 0,3—0,5 m tief) fand ich sie; doch hier viel seltener, als in der Tiefe. Wenn Brady and Rob. 1889 („A Monograph“, p. 122) sagen „Female probably viviparous“ („Weibchen wahrscheinlich lebendig gebärend“), so darf ich sagen: Das Weibchen ist lebendig gebärend; denn ich fand Embryonen im Brutraume des Weibchens mit vollständig entwickelter Schale und mit entwickelten Gliedmassen. Die geringste Zahl von Eiern (Embryonen), welche ich im Muttertiere traf, waren eins, die höchste Zahl sechs. Brady and Rob. geben die Grösse dieses Ostracoden auf 0,8 mm an; meine grössten Stücke massen bis 0,95 mm, eins aus dem Teupitzer See sogar reichlich 1 mm.

Die Darwinula darf ich zu den häufigen Ostracoden unserer Provinz rechnen, denn ich fand im Schwielowsee und in der Havel in Schlammproben von 10 cem 11—13 Stücke.

Die Art wurde bis jetzt in Britannien, Holland, Frankreich, Böhmen (?) und Nordwestdeutschland aufgefunden. In Böhmen fand sie Mrázek in feuchtem Moose am Rande einer Waldwiese bei Příbram*) auf. Diese Fundstelle ist so ungewöhnlich für die Art, dass es mir fraglich erscheint, ob die böhmischen Stücke mit den meinigen zu ein und derselben Species gehören; auch machte mich Herr Prof. Dr. W. Müller in Greifswald darauf aufmerksam, dass die böhmischen Stücke kleiner als die meinigen seien.

41. **Limnocythere sancti-patricii** Brady and Rob. (1869 u. 1889). Am 10. 6. 96 holte ich aus der Mitte des Schwielowsees, aus einer Tiefe von 8 Metern, eine Schlammprobe von etwa 10 cem herauf; darin fand ich Darwinula und 4 Stücke von Lim. sancti-patr. Die letzteren Stücke sind leere Schalen, z. T. aber auch noch die Häute der Gliedmassen enthaltend; es sind also durchaus recente Stücke, keine fossilen. Am 27. 5. 96 fand ich in dem Schlamm (8 m) des Glindowersees bei Werder eine Schalenhälfte; am 8. 7. 96 erbeutete ich eine leere Schale im Kalksee bei Rüdersdorf und am 30. 7. 96

*) Mrázek, „Beitrag zur Kenntnis“ etc. p. 111.

eine solche im Zenssee bei Lychen. Dies wären vier Fundstellen in Brandenburg, von einer Art, die bis jetzt überhaupt auf dem europäischen Festlande noch nicht gefunden wurde; sie ist lebend und fossil nur von den Britischen Inseln bekannt.

Die Abbildungen sowohl, welche Brady and Norman („A Monogr.“, 1889, XVII, 1 u. 2) davon geben, sowie auch die Beschreibung daselbst, p. 171, passt sehr gut auf meine Stücke.

42. *Limnocythere inopinata* (Baird): 1850 = *Lim. inopinata* Brady and Norm. (1889) = ? *Limnocythere incisa* Dahl (1888). Zuerst fand ich diese Art in der Provinz im Schwielowsee; ich holte hier leere Schalen mit einer Schlammprobe aus einer Tiefe von 8 Metern empor (10. 6. 96). Das erste lebende Stück holte ich am 9. 7. 96 von dem Grunde des Grossen Zernsees bei Werder — aus einer Tiefe von 6 Metern — herauf. Am 23. 7. 96 erbeutete ich das lebende Tier zahlreicher am Ufer des Schwielowsees, 0,30—0,50 m tief; an demselben Tage holte ich lebende Stücke auch bei Alt-Geltow aus der Havel aus einer Tiefe von 7 Metern empor. Am 30. 7. 96 holte ich mit einer Bodenprobe *Lim. inopinata* vom Grunde (25 m) des Zenssees bei Lychen herauf. Auch diese Species darf ich jetzt zu den nicht seltenen Arten Brandenburgs rechnen. Wenn ich Dahls *Lymnocythere incisa* („Cytheriden der Ostsee“, p. 616, Taf. XVII), wenn vorläufig auch noch fraglich, zu *Limnocythere inopinata* (Baird) stelle, so führe ich dazu Folgendes an:

1) Die Schale von *L. inopinata* ist bei Baird und bei Brady nicht all zu genau abgebildet; ich konnte bei manchen Stücken recht deutlich den „tiefen, sich verengenden Einschnitt,“ welcher „von der Mitte des Oberrandes der Schale aus fast senkrecht bis zum ersten Drittel der Schalenbreite verläuft“ (Dahl, p. 616) beobachten.

2) Der Bau der Gliedmassen der *L. incisa* und der meiner Stücke von *Lim. inopinata* stimmt fast vollständig überein.

Wo bleibt nun der Unterschied, wenn die Schalenform etwas wechselt, bez. nicht genau abgebildet wurde?

Dieser Ostracode wurde bis jetzt auf den Britischen Inseln, in Schweden, Holland und in der westlichen Ostsee (Dahls *L. incisa* ?) gefunden.

42. *Cytheridea lacustris* (G. O. Sars): 1862 = *Cytheridea lacustris* Brady (1868). Am 30. 7. 96 holte ich aus einer Tiefe von 25 Metern aus dem Zenssee bei Lychen eine Bodenprobe empor und fand darin 2 Stücke der vorstehenden Art. Diese beiden Spiritus-Exemplare sind lehmfarbig, das eine dunkeler, das andere heller. Nachdem ich beide Stücke etwa $\frac{1}{2}$ Stunde lang in Glycerin aufgehellt hatte, konnte ich das eine als Weibchen erkennen. Bei dem anderen Stücke muss das Geschlecht unentschieden bleiben, bis ich es zergliedert habe. Diese seltene Art wurde bis jetzt lebend nur auf den Britischen Inseln, in Norwegen und Schweden (Mälarsee) gefunden; fossil ist sie aus Schottland und England bekannt. —

Mit den vorstehend aufgeführten 43 Arten und Formen wächst die Zahl der bis heute (12. September 1896) in der Provinz Brandenburg beobachteten und sicher bestimmten Krebstiere auf 207 an. Es dürfte

daher gegenwärtig unsere heimatliche Provinz wohl zu den Gebieten gehören, deren Crustaceen-Fauna am bekanntesten ist.

Von Zeit zu Zeit werde ich in der „Brandenburgia“ in Nachträgen die Neuheiten bekannt geben, ausserdem aber auch nebenherlaufend systematische Zusammenstellungen einzelner Gruppen, bevor ich an eine grössere Arbeit über sämtliche heimische Krebstiere, die im „Archiv der Brandenburgia“ erscheinen soll, gehen kann.

Berlin, 12. September 1896.

Kleine Mitteilungen.

Klein-Machnow. (Mtsb. Heft 7 S 263). Es werden a. a. O. einige Sagen angeführt, welche über einige Schmuckstücke der Kirche und über einige Mitglieder der Familie von Hake im Umlauf sind. Diesen Sagen liegen folgende Thatsachen zu Grunde.

Der wenige Tage vor der Schlacht von Fehrbellin verlorene Ring hat nicht einer „Komtesse“ von Hake, sondern einem Fräulein v. H. gehört. Die gräfliche Familie von Hacke ist erst ziemlich spät in die Mark gekommen und hat mit den Machnower Hakes, die dem märkischen Uradel angehören, nichts zu thun. Die Fahnen sind nicht Beutestücke aus den Türkenkriegen, sondern von dem in dem Vortrage des Herrn Oberlehrers Dr. Graupe erwähnten Ernst Ludwig von Hake dem Gedächtniss seiner vor ihm heimgegangenen neun Brüder gewidmet, von denen zwei als kaiserliche Offiziere in den Türkenkriegen des 17. Jahrhunderts ihr Leben gelassen haben, ein dritter als brandenburgischer Dragoner-Kapitän bei der Erstürmung von Ofen 1686 gefallen ist, zwei weitere endlich ebenfalls als kaiserliche Offiziere gestorben sind. Jede Fahne enthielt einen lateinischen Sinnspruch, dessen Worte in ihren Anfangsbuchstaben die Anfangsbuchstaben des vollständigen Namens des durch sie Geehrten enthielt. Auf den beiden erhaltenen Fahnen sind die Sprüche noch zu entziffern. Eine weitere Fahne galt dem Gedächtniss des bei Fehrbellin gefallenen Oberstlieutenants im Grumbkowschen Dragoner-Regiment Ernst von Schlabrendorf, der mit Hedwig Margarethe von Hake, einer Schwester der soeben genannten kaiserlichen Offiziere und der Verliererin des sagenhaften Siegelringes, verlobt war;*) dies ist die angeblich von Fehrbellin stammende Fahne. — Die Orgel ist nicht ein Geschenk der Kaiserin Friedrich; dass sie das Hochzeitsgeschenk des Lords Bloomfield an die Prinzess Victoria (Kaiserin Friedrich) gewesen ist und in der englischen Kapelle im Monbijougarten gestanden hat, ist richtig; sie ist aber der englischen Gemeinde abgekauft und durch Frau Geheime Regierungsrat Anna von Hake

*) cf. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Bd. 4 (Spreeland) p. 288, 289.

im Jahre 1886 der Klein-Machnower Kirche bei Gelegenheit der Konfirmation ihres Sohnes, des damals jüngsten Mitgliedes der Familie, geschenkt worden. — Die geflochtene Krone aus künstlichen Blumen endlich ist nicht von einem wahnsinnigen Fräulein von Hake für ihren verstorbenen Bräutigam angefertigt worden, sondern verdankt ihre Entstehung einem viel prosaischeren Grunde, dem Richtfest des jetzigen Herrenhauses.

G. Siegerist.

Zur Geschichte des Kurfürsten-Denkmal auf der Langen Brücke.

Durch Erlass des Herrn Kultus-Ministers Dr. Bosse ist dem Märkischen Provinzial-Museum der gesamte ehemalige Schlütersche Sockel vom Denkmal des Grossen Kurfürsten auf der früheren Langen Brücke in Berlin zum Geschenk behufs ganzer oder teilweiser Verwendung überwiesen worden, nachdem das auf der neuen Kurfürsten-Brücke aufgestellte Ritterstandbild einen frischen, allerdings dem alten annähernd genau nachgebildeten Sockel und Unterbau erhalten hat. Vergl. hierzu meinen Bericht Jahrg. V. S. 87. dieses Monatsblatts. Herr Hofsteinmetzmeister Rasche, in Firma Wimmel & Co., welcher den neuen Sockel kunstverständlich gefertigt, überwies mir am heutigen Tage den in den ornamentalen Teilen aus carrarischem Marmor gefertigten alten Unterbau, welcher auf dem geräumigen Steinhof Lehrter Strasse 17 und 18 aufgestellt ist. Nach näherer Besichtigung des sehr schadhafte und baufälligen Werks, dessen Wiederaufrichtung im Köllnischen Park neben dem Neubau des Märkischen Museums mehrere Tausend Mark gekostet haben würde, musste namens dieses Instituts auf dieselbe um so mehr Verzicht geleistet werden, als die vier Hauptflächen zwischen den grossen Akanthus-Voluten der vier Ecken rohe Mauersteinflächen darstellen würden und man nicht recht weiss, was überhaupt mit dem verwitterten Sockel anzufangen. Es wurde also beschlossen, nur einige der Profilecken aus carrarischem Marmor abzusägen und aus kunstgeschichtlichem Interesse im Märkischen Museum aufzubewahren.

Hierbei stellten sich folgende denkwürdige Thatsachen heraus. Der Sockel ist anfänglich weniger umfangreich und ohne die 4 kettentragenden Bronze-Figuren daran an Ort und Stelle aufgestellt gewesen. Diese einfache Ausstattung hat dem König Friedrich I. nicht gefallen und man hat deshalb zur Verbesserung des Aussehens des ganzen Denkmals die unteren Vorsprünge der vier Ecken weiter vorgeschoben, um die erwähnten sitzenden Figuren anzubringen. Dabei ist man mit grosser Naivetät verfahren, indem man auf die erwähnten sorgfältig behauenen und geglätteten Marmorteile Platten von pirnaschem Sandstein legte und an diesen die bronzenen Hohlfiguren der Sklaven so zwar anbrachte, dass dieselben den Sandstein maskierten. Weil nunmehr die aufstrebenden Marmorblätter an den vier Ecken zu dürftig erschienen, hat man auf dieselben grössere und stärkere Akanthus-Blätter aus carrarischem Marmor aufgeklebt. In dieser Weise ist der Sockelaufbau, wie er auf der ehemaligen Langen Brücke stand, ausgebildet worden. Was endlich die viel besprochene Rückseite des Sockels anbelangt, so ist Herr Rasche der Ueberzeugung, dass wie an den 3 übrigen

Seiten, so auch dort eine Bronzetafel gesessen hat; ich kann nur sagen, dass eine zur Aufnahme einer solchen Tafel geeignete leicht vertiefte, flach umrahmte Fläche allerdings vorhanden war. Ich habe aber weder Nietspuren der Befestigung noch Edelrestspuren daselbst entdecken können, deshalb halte ich die Vorstellung, dass keine Bronzetafel dort gewesen sei, auch noch jetzt aufrecht.

Berlin den 12. Oktober 1896.

E. Friedel.

Simplicissimus-Kalender. Von diesem seltenen auch in der Mark Brandenburg einstmals viel verbreitet gewesenen Kalender besitzt das Märkische Museum ein Exemplar mit folgendem Titel:

Des Abenteuerlichen Simplicissimi Ewig-währender Kalender

Worinnen ohne

Die ordentliche Verzeichnus der unzehlbar vieler Heiligen Tage auch unterschiedliche Curiose Discursen von der Astronomia, Astrologia, Jtem den Calendern / Nativitäten / auch allerhand Wunderbarlichem Wahr- und Vorsagungen / mit untermischer Bauern-Practic / Tag- und Zeitwehlungen / pp.

Nicht weniger

Viel Seltzame / jedoch Wahrhafte Wunder-Geschichten / und andere merckwürdige Begebenheiten / samt Beyfügung etlicher Künst- und Wissenschaften befindlich, Woraus ein Jeder / der nur Lesens und Schreibens kündig / nicht allein jedes Jahr die bewegliche Fest und dergleichen Ding / so zu einem Calender nohtwendig erfordert werden / leichtlich finden,

Sondern auch lernen kann / ihm und andern die Nativität zu stellen / und aus fleissiger observation künfftig Gewitter / Krieg / Krankheit / Frucht- und Unfruchtbarkeit vorzusagen.

Der SIMPLICIO geWogen /

Kan seIn stetig Vnbetrogen.

In Nürnberg /

Verlegt und zu finden bei Wolf Eberhard Felssaker.

Gedruckt zu Altenburg / bey Georg Conrad Rügern / Im Jahr 1677.

Dies Exemplar war nach Wien geraten und hat dort den „Türken-schrecken“ i. J. 1683 durchgemacht, wie die nachstehende auf dem Deckel vermerkte Angabe des Kaiserlichen Regiments-Auditeurs Bodin ergiebt:

Ann. 1683 den 13. Julii.

Ehe dess folgenden tags darauf die Leopold-Stadt vor Wien, auf befehlig Sr. Excellenz des Herrn Generalen, Graffen v. Starenberg pp. von denen Unserigen in Brandt gesteckt, und folglic Wien von denen Türcken formaliter belägert worden, waren alle darinnen befindliche Mobilien, welche die Eigenthumbs-Herren nicht salviret und in Wien hinein geführet, allermanns Preisgegeben, damahls, unter andern auch dieses buch, auss dem Kayserlichen Zollhause aussen Tabor, weggenommen: Welches

der hochwohl Edellgebohrne Herr,

Herr Nicolas Von Senitz, Erbherr auf Ranekaw pp.,

mit solchem gemüth anzunehmen, undt demselben unter andern Seinen schönen Büchern ein ruges plätzchin zu vergönnen, gleich es von mir unterschriebenen, zu

hochgeneigter Erinnerung und andenken, wohlmeynend offeriret, ganz unterdienstlich ersuchet wird. Ranckaw den 11. Martii Ann. 1684.

J. A. Bodin,
Tim. pp. Rgmts. Auditeur.

Habent sua fata libelli! kann man hier mit dem klassischen Dichter ausrufen.

Berlin, den 24. August 1896.

E. Friedel.

Fragekasten.

Fr. A. W. Das älteste Panorama-Gemälde. Auf die Frage, wie alt die seit etwa 25 Jahren so beliebten grossen Rundgemälde (Panorama) sind, welche hauptsächlich Schlachtenbilder oder Landschaften darstellen, von Ort zu Ort befördert und in eigenen oft kostspieligen Gebäuden aufgestellt werden, vermag ich nur zu sagen, dass das älteste, oder doch wohl eins der ältesten, ein von Barker i. J. 1793 zu London ausgestellt Rundgemälde war. Es stellte die Russische Flotte vor, so wie sie einige Jahre zuvor zwischen Portsmouth und der Insel Wight vor Anker lag. Die Fläche dieses Gemäldes betrug zehntausend Quadratfuss und bekleidete die innere Oberfläche eines ausdrücklich dazu errichteten cylindrischen Gebäudes von 90 Fuss Durchmesser, das seine Erleuchtung von oben empfing. Der Goettingensche Taschenkalender von 1794 bemerkt dazu S. 158: „Aus diesen Details erhellet, dass die cylindrische Wand im Umfange ungefähr 283 Fuss, und eine Höhe von etwa 35 hat, wodurch das Gemälde für den in der Mitte befindlichen Zuschauer eine gar nicht lästige scheinbare Höhe bekömmt. Um aber zu verhindern, dass der Zuschauer sich nicht allzuweit von der Mitte des Gebäudes entferne, und zugleich die Illusion aufs höchste zu treiben, so ist der Standort für die Zuschauer, das Verdeck eines Schiffes, das mitten unter den gemahlten Schiffen auf demselben gemahlten Meere liegt, und welches man von unten herauf besteigt. Auch wird man, natürlich, den Fussboden des Gebäudes als Meeresfläche behandelt, und mit Widerscheinen und anderen Gegenständen versehen haben, die den angenehmen Betrug unterhalten.“ — Wie schön man schon damals, vor über 100 Jahren, genau wie bei uns fin de siècle heut, die Reklame verstand, zeigt der Zusatz in der Anpreisung, dass mehrere Damen auf dem Schiff beim Anblick des bewegten Meeres seekrank geworden seien.

In den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts belebte der Dresdener Professor Enslin senior und nachmals in den vierziger Jahren sein Sohn durch vorzüglich gemalte Panoramen diese angenehme künstlerische Illusion auf das glücklichste von neuem, u. a. auch hier in Berlin. Hoffentlich finden wir Gelegenheit speziell auf diese letzteren auch für die Heimatkunde hoch interessanten Panoramen zurückzukommen.

E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

14. (5. öffentl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 6. Januar 1897, abends 7^{1/2} Uhr,
im Bürgersaale des Rathauses. Vorsitzender: Stadtrat
Friedel.

1. Der Vorsitzende begrüsst namens des Vorstandes die Mitglieder und Gäste im neuen Jahre und bittet um recht lebhaftige Teilnahme an den vielseitigen Vereinsbestrebungen.

2. Der Vorsitzende macht auf die dem Schlossberg bei Burg im Spreewald drohende Verwüstung aufmerksam und ersucht die Brandenburgia sich den Bemühungen anzuschliessen, welche seitens der Provinzial-Kommission zum Schutz der Denkmäler, seitens der deutschen und Berliner Anthropologischen Gesellschaft sowie der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte aufgewendet werden, um die Trace der Kleinbahn, welche den Schlossberg zu zerschneiden droht, entweder ganz ausserhalb dieses oder mindestens derart zu verlegen, dass derselbe möglichst wenig beschädigt wird.

Ein Mitglied unserer Gesellschaft, Herr Willibald von Schulenburg, der genaueste wissenschaftliche Kenner des Spreewaldes, hat der Erforschung des Schlossberges seine besondere Sorgfalt zugewendet und über ihn u. a. in der Zeitschrift für Ethnologie XII, 1880 S. 237 flg. ausführlich berichtet. Der Aufsatz mit seiner Abbildung wird hierdurch den Anwesenden zur Kenntnisnahme vorgelegt.

Der Schlossberg, den ich persönlich wiederholt untersucht, ist meiner Auffassung nach zunächst als eine natürliche sandige Bodenerhebung mit festem, divulialem Kern aufzufassen, ähnlich den kleineren derartigen Hervorragungen im nassen oder sumpfigen Spreewaldgebiet, welche den einheimischen Namen „Kампéи“ zu führen pflegen. Dieser sandige Untergrund ist namentlich da, wo der Schmogrower Weg am Schlossberg vorbeiführt, deutlich zu bemerken. Er ist der Rest einer sogen. germanischen Hochburg, wie denn vorwendische Reste, Bronzen, Steinbeile, prismatische Feuersteinsplitter etc. nicht selten dort gefunden sind. Auch zu Beerdigungszwecken in vorwendischer Zeit diente ein Teil des geräumigen Berges, wie Urnen mit Leichenbrandresten und kleinen herumgestellten Kultus-Thongefässen erweisen. Sand und mächtige aufgetragene Kulturschichten wechseln. Zu oberst unter den vorgeschicht-

lichen Resten liegen selbstredend die wendischen Wirtschaftsreste, von denen allerdings ganze Massen bereits mit dem umliegenden Erdreich zur Aufhöhung der benachbarten Wiesengrundstücke verwendet worden sind. Viele Sagen, so die vom Wenden-König, knüpfen sich an die geheiligte Stätte. Dieselbe kann recht eigentlich als ein National-Denkmal bezeichnet werden. Es ist bedauerlich, dass wir bislang trotz aller Bemühungen weder ein deutsches noch preussisches Gesetz zum Schutz der nationalen Denkmäler, wie es die Franzosen haben, besitzen.*) Hiernach kann nur im Verhandlungswege, aber doch auch noch dadurch eingewirkt werden, dass das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, welchem die Feststellung der Eisenbahntracen obliegt, die letztere nur unter Schonung des Bestandes des Schlossberges, der sich leider in geteiltem Privateigentum befindet, genehmigt. Hoffen wir, dass dies geschehe.

Die Versammlung tritt der Anregung des Vorsitzenden bei und beschliesst in Gemässheit des § 1 Nr. C der Satzungen eine Vorstellung an das Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.

3. Der Vorsitzende giebt zu dem von ihm im Sitzungsbericht der Brandenburgia vom 9. Dezember 1895 behandelten Thema „Der Christbaum und die Christmette“ folgenden Nachtrag.

1. r.
314

Um die gegenwärtige Entwicklung der Sitte vom Gebrauch des Weihnachtsbaums für zukünftige heimatkundliche und kulturgeschichtliche Forscher festzulegen, muss ich noch die gerade für Berlin so eigentümliche Gepflogenheit erwähnen, Tannenbäume auf den Gräbern teurer Entschlafener aufzupflanzen. Diese Sitte ist eine ganz neue, höchstens 15–20 Jahre zurückreichend. Sie hängt offenbar mit dem verallgemeinerten und gesteigerten Kultus des Christ- oder Weihnachtsbaumes zusammen und lässt sich schrittweise verfolgen. Es lag nahe, in der rauhen Winterszeit, wo Blumenschmuck rar und teuer ist, Kränze aus Tannengrün auf die Hügel zu legen. Als die Tannen billiger wurden, fing man an, die Oberfläche der Gräber zur Bewahrung ihres Epheu-Schmucks vor Frost mit abgehauenen Tannenzweigen zu bedecken. Dann richtete man auf Kindergräbern kleine Tannenbäume auf und da sich dies gut ausnahm, auch hie und da grössere Tannenbäume auf den Gräbern Erwachsener. Es fehlte nun nur noch, um den richtigen Christ- oder Weihnachtsbaum herzustellen, der Lichterschmuck. Auch dieser sollte nicht ausbleiben. Es kam für einen Teil unserer Bevölkerung die alte Sitte, brennende Lichter mit dem Totenkultus in Verbindung zu bringen, hinzu, um der neuen Sitte Eingang zu verschaffen. Die Juden

*) Vgl. meine diesbezgl. Berichte auf den Generalversammlungen der deutschen Geschichtsvereine zu Hildesheim, Mainz, Metz und Posen, abgedruckt im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine 1887 bis 1890.

haben die ansprechende Gewohnheit, am Abend vor dem Todestage eines Angehörigen für diesen ein Totenlicht anzuzünden, das gegen Feuergefahr in einer Glasschale steht und die Nacht hindurch brennt. Die Katholiken geben oder gaben Sterbenden eine brennende Kerze in die Hand, welche nach dem eingetretenen Tode zum Erlöschen gebracht wird. Mit diesem Licht in der Hand wird z. B. regelmässig die sterbende Jungfrau Maria von den Malern dargestellt. Bei Begräbnissen von Katholiken habe ich selbst gesehen, wie die Teilnehmer dem Sarge mit brennenden Lichtern folgten, die erst gelöscht wurden, nachdem derselbe in die Gruft versenkt war. Besonders verbreitet ist aber der Lichterkultus am Aller Seelen-Tage, am 2. November, wo auf unzähligen Gräbern Lichter brennen. Da nun für unsere hiesige Kinderwelt das Weihnachtsfest das schönste Fest und der brennende Lichterbaum gewissermassen die Krone des Festes ist, so haben sicherlich zuerst zärtliche Mütter bei uns angefangen, Lichter auch an den Christbäumen der Gräber ihrer Lieblinge anzubringen und dieselben mit Eintritt der Dunkelheit, ehe die Familie zur Bescheerung sich im Hause versammelt, anzuzünden. Es war für mich am Heiligabend 1895 eine ergreifende Szene, als ich auf dem kleinen Friedhof, welcher hinter der St. Johanniskirche in Moabit liegt, sah, wie eine Mutter, die noch 3 oder 4 kleine Kinder, Brüderchen und Schwesterchen des verklärten Lieblings bei sich hatte, die kleinen Lichter des Weihnachtsbäumchens anzündete, welches sorgsam am Kopfende des Grabhügels aufgepflanzt war. Die Mutter that es heftig weinend — aber sie ging ersichtlich doch etwas getröstet von dannen. Auch kleine Pyramiden habe ich auf Berliner Kindergräbern hie und da gesehen, meist auf Gräbern von Kindern Unbemittelter. Diese Art Totenkultus ist eine gemüthvolle herzerfreuende Sitte, welche eine Parallele in der von unseren germanischen Vorfahren vor mehreren tausend Jahren bereits geübten Sitte hat, den Kindern allerhand Lieblingsspielsachen, kleine Gefässchen, Klapperbüchsen und dergleichen ins Grab mitzugeben, Gegenstände, welche von unseren Altertumsforschern recht häufig in den vorgeschichtlichen Grabfeldern, namentlich auf den von mir sogenannten ostgermanischen Urnengrabfeldern mit Leichenbrand, ausgegraben worden sind.

Die Polizei hat sich gegen diese neue Sitte, die Lichter kleiner Weihnachtsbäume auf den Gräbern anzuzünden, bisher verständiger Weise nicht eingemischt. Grosse Grabweihnachtsbäume erhalten bis jetzt keinen Lichterschmuck und es würden gegen einen solchen allerdings feuerpolizeiliche Bedenken nicht ausgeschlossen sein.

Wie weit diese gedoppelte Sitte: um die Christzeit Weihnachtsbäume auf den Gräbern zu pflanzen und die Lichter der Kinder-Weihnachtsbäumchen auf den Gräbern am Heiligabend anzuzünden, sonst in der Provinz Brandenburg sowohl in den Städten, wie auf dem Lande

verbreitet sei, vermag ich nicht zu sagen und wären mir hierauf bezügliche Angaben aus dem Kreise unserer Mitglieder sowie unserer Freunde und Gönner sehr willkommen. Wie schon angedeutet, erleichtern wir durch zeitliche und örtliche Feststellung derartiger neuer Sitten in der Gegenwart späteren Forschern die Arbeit bedeutend.

Unser Mitglied, Herr Direktor H. Seide bemerkt zum Thema des Christbaums und der Christmette folgendes.

Bezüglich der Frage, seit wann die Tanne als Weihnachtsbaum benutzt wird, erlaube ich mir folgende Mitteilung:

In dem Gedicht „Der Christabend“ von Fr. Kind,^{*)} (dem Textdichter des durch Carl Maria v. Webers Musik unsterblich gemachten „Freischütz“), welches mit den Worten:

„Still! Was schleicht dort so allein,
Jammert dort in Frost und Wind?“

beginnt und mit dem bekannten Sentenzspruch:

„Gott verlässt die Seinen nicht“

schliesst, finden sich zweimal Andeutungen an die Weihnachtstanne.

In der 8. Strophe heisst es:

„Alles darf sich freun und naschen,
Doch wer putzt für mich den Baum?“

und die 23. Strophe lautet:

„Fern scholl Orgelklang und Mette
Und behängt mit Mütz' und Tuch,
Stand ein Tannenbaum am Bette
Der vergülde Äpfel trug.“

Die Gedichte von Fr. Kind sind zuerst 1808 in Leipzig, 2. Auflage 1817—1825 ebendasselbst erschienen. Demnach musste die Tanne als Weihnachtsbaum schon im Anfang dieses Jahrhunderts bekannt gewesen sein.

Möglicherweise aber waren die Tannen als Weihnachtsbäume in Österreich früher, als bei uns gebräuchlich, indem der Vorgang, von dem das Gedicht erzählt, in Wien zu spielen scheint, da es daselbst in der 3. Strophe heisst:

„ . . vom Stephansdom
Rief die Glocke sieben schon.“

^{*)} Joh. Friedrich Kind, geb. 4. März 1768 in Leipzig, lebte hauptsächlich in Dresden und starb daselbst am 25. Juni 1843. In den sächsischen Städten sind Weihnachtsbaum und Pyramide anscheinend so lange wie in Berlin, also etwa seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt.

4. Herr Buchholz berichtet über ein kürzlich als Extrabeilage zur Vossischen und National-Zeitung erschienenen illustriertes Heft, in dem aus dem Stadtteil Alt-Kölln Ansichten von Strassen, Gebäuden, Denkmälern und interessanten Reminiscenzen, mit kurzen historischen Notizen vorgeführt werden. Es sind dargestellt:

1. Die St. Gertrud-Gruppe auf der Gertraudten Brücke.
2. Der von Herrn Rudolph Hertzog kürzlich gestiftete Gotzkowsky-Schlüter Brunnen, sogenannt, weil er vor den, von den beiden berühmten Männern einst bewohnten Häusern steht und sein Relief-Schmuck sich auf die betreffenden Personen bezieht.
3. Die beiden Standbilder auf dem Mühlendamm, Albrecht der Bär von Joh. Boese und Waldemar von Max Unger.
4. Das Reiterstandbild des Grossen Kurfürsten auf der langen Brücke.
5. Eine perspektivische Ansicht der vom Grossen Kurfürsten an der Westküste Afrika's angelegten befestigten Handelskolonie Gross-Friedrichsburg im Jahre 1688.

(Dies Bild ist offenbar, ebenso wie das folgende, in die Zusammenstellung aufgenommen, um auf die Ausbreitung des Handels von Alt-Kölln vor mehr als 200 Jahren hinzuweisen.)

6. Medaille auf den Beginn der Guineischen Handelsschiffahrt 1681.
7. 2 Ansichten der Gegend zwischen Mühlendamm und Waisenbrücke aus den 1870er bzw. 1880er Jahren.
8. 2 Ansichten der gegenwärtigen Mühlendamm-Gebäude.
9. Das gegenwärtige Geschäftshaus Breite Strasse 25 mit Nachbarhäusern. Zum Vergleich legt Vortragender eine Zeichnung aus dem 17. Jahrhundert vor, die die Hausfronten Breite Strasse 24—26 darstellt und ein zuverlässiges Bild der damaligen Berliner Häuser giebt.
10. Das grosse Geschäftshaus von Rudolph Hertzog, wie es sich nach Einverleibung der beiden Grundstücke Nr. 12 u. 13 noch in diesem Jahre gestalten wird. Gegenwärtig besteht es aus dem Mittelbau auf den Grundstücken Nr. 14—15, und aus dem linken Flügelbau Nr. 16. Auf Nr. 12—13 soll in diesem Jahre ein, Nr. 16 gleichender Neubau aufgeführt werden, wodurch die ganze Front der Häuser 12—16 ein einheitliches Gepräge erhält, das der Grösse des darin, wie in den dahinter liegenden Gebäuden an der Brüderstrasse betriebenen weltberühmten Geschäfts entspricht.

Auch von dieser Grundstücksreihe Nr. 16—19 legt Vortragender zum Vergleich eine Zeichnung der Hausfronten aus dem 17. Jahrhundert vor.

11. Das neue durch Einverleibung von Nr. 9 vor 2 Jahren vergrösserte und renovierte Geschäftshaus der Vossischen Zeitung,

- dessen Front u. a. durch 10 Medaillon-Portraits der Begründer, Besitzer und berühmter Redakteure der Zeitung geschmückt ist. Dazu ist auch der Kopf der ersten Nummer der Vossischen Zeitung, vom 3. Januar 1727, abgedruckt.
12. Ein Bild der Häuser Breite Strasse Nr. 10 und 11 (Ermeler).
 13. Ein Bild der Breiten Strasse, nach dem Schlossplatz hin.
 14. 2 Illuminationsbilder vom 8. Febr. 1858 (Einzug des Kronprinzlichen Paares): a) das Haus Breite Strasse 15 (Stammhaus des Rudolph Hertzog'schen Geschäfts, das von 1839 an in dem Laden auf der rechten Seite des Hauses entstanden war), b) das Köllnische Rathaus, beide im Gaslichter-Glanz.
 15. Das Köllnische Rathaus um 1700.
 16. Der Barrikadenkampf vor dem Köllnischen Rathause am 18. März 1848.
 17. Das Köllnische Rathaus und Umgebung aus der Gegenwart. (In dem begleitenden Text wird dem baldigen Abbruch dieses Verkehrshindernisses das Wort geredet.)
 18. Ein Wappenstein, auf dem Hofe des Hauses Breite Strasse 20, an der Hinterwand des Vordergebäudes eingemauert. Dieser bisher wohl kaum in der Berliner Lokalforschung beachtete Stein, der vermutlich ursprünglich die Front des Gebäudes geschmückt hat, zeigt das mit einer Guirlande bekränzte und gekrönte Alliance-Wappen des Kurfürstlichen Kammer-Rats Joh. Georg v. Apell, Erbherr auf Rotzis bei Königswusterhausen, und seiner Gemahlin Henriette Gustave geb. Bacher, genannt v. Bähr, mit der Jahreszahl 1666.
 19. Ein ruhender Löwe als Kaufmanns Wahrzeichen, befindet sich auf dem Hofe Scharrenstrasse 5/6.
 20. Das Haus Brüderstrasse 27 aus der Zeit vor 1873. Darin befand sich die Maurer & Bracht'sche Weinhandlung mit der Trinkstube „Baumanns-Höhle“ im Keller, wo Lessing, im Verein mit Mendelssohn, Nicolai, Ramler u. a. nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts gemütlich zechte.
 21. Der Stuhl, auf welchem Lessing in der „Baumannshöhle“ zu sitzen pflegte und der noch jetzt in der Maurer & Bracht'schen Weinhandlung, Scharrenstrasse 4, aufbewahrt wird.
 22. Lessings Wohnhaus an der Nikolaikirche 10/11, aus seiner Zeit.
 23. Lessings Portrait, das auch in der Weinstube von Maurer & Bracht hängt.
 24. Ein ebendort befindlicher Fassboden, der mit dem Hausbilde Brüderstrasse 27 und Weintrauben bemalt ist.
 25. Die Häuser Brüderstrasse 25—30 aus der Gegenwart. 27—29 sind als Hinterfront des Rudolph Hertzogschen Geschäftshauses

eingebaut, wobei die alten Häuser, Nr. 27 Maurer & Bracht, Nr. 28 Gotzkowski, verschwunden sind.

26. Portraits Gotzkowskis, Schlüters, des Ministers v. Happe, des Grafen Adam zu Schwartzenberg und Ludwig Devrients, die sämtlich einst in der Brüderstrasse gewohnt haben.
27. Das Petrikirchviertel im Ruinenzustande nach dem Brande von 1730. Eine Reihe Häuser an der Scharrenstrasse erscheint intakt.
28. Die Brüderstrasse und Petrikirche nach dem Stridbeckschen Bilde von 1690.
29. Das Siegel von Alt-Kölln vom 15. Jahrhundert und das Berliner Stadtsiegel von 1709.
30. Ein Portrait Lessings.
31. Die sogenannte Pentadelphie, ein litterarischer Klub, der um 1825 im Hause der Nikolaischen Buchhandlung Brüderstrasse 13 verkehrte.

(Die Bilder Nr. 28, 30 u. 31 sind der von unserm 2. Vorsitzenden vor 5 Jahren bearbeiteten Schrift: „Geschichte der Nicolaischen Buchhandlung“ entnommen.)

32. Die Brüderstrasse und die Petrikirche zur Franzosenzeit 1807, zugleich eine interessante Scenerie des lebhaften Verkehrs an der Petrikirche, die bekanntlich zum Magazin von den Franzosen eingerichtet war.
33. Der Schlossbrunnen von Reinhold Begas und die Wettersäule von Bruno Schmitz.
34. Das neue grosse National-Denkmal für Kaiser Wilhelm I., das am 22. März dieses Jahres zu Enthüllung gelangen soll.

Wenn die ganze interessante Zusammenstellung auch bei weitem nicht so vollständig ist, um ein Entwicklungsbild des Stadtteils Alt-Kölln zu geben, so muss doch anerkannt werden, dass die uneigennützigte Verbreitung so vieler ortsgeschichtlicher Einzelheiten in so vielen Tausenden von Exemplaren die Kenntnis von Vergangenheit und Gegenwart der Reichshauptstadt mehr und mehr zum Gemeingut macht und es wäre zu wünschen, dass der hochherzige Herausgeber, als welchen wir wohl Herrn Rudolph Hertzog, den Besitzer des gewaltigen Häuserviertels zwischen Breite-, Brüder-, Scharren-Strasse und Neumann-Gasse (mit Ausnahme der beiden Häuser Breite Strasse 10 u. 11), ansehen können, in Form ergänzter Auflagen seine verdienstlichen Bestrebungen nach dieser Richtung fortsetzen möchte.

5. Volkstümliche Naturanschauungen.

Von Karl Müllenhoff.

Die Vorstellungen des Volkes von den Naturerscheinungen werden vielfach von den Gebildeten, besonders von den Naturforschern, nicht nach Gebühr gewürdigt. Die in den Märcen und Sagen, in Sprüchwörtern und Gebräuchen enthaltenen Anschauungen über die Naturvorgänge sind allerdings recht oft irrtümlich, doch finden sich auch gar manche feine und richtige Beobachtungen, poetische Darstellungen, und in vielen Fällen ist, was die neuesten Entdeckungen der Fachgelehrten ans Licht gebracht haben, dem Volke längst bekannt, ja es wird sogar seit langer Zeit bereits praktisch angewandt.

Um den reichen Stoff, den die volkstümlichen Naturanschauungen darbieten, für die kritische Betrachtung zu ordnen, erscheint es zweckmässig, zunächst von den irrtümlichen Beobachtungen und willkürlichen Deutungen auszugehen; darauf mögen die in den volkstümlichen Lebensregeln und Moralvorschriften enthaltenen Anschauungen über die Natur einer Prüfung unterzogen werden; zum Schluss soll dann eine Reihe von Beispielen zeigen, wie feine und richtige Beobachtungen und wie überraschend zutreffende Erklärungen oft vom Volke gefunden sind.

Irrtümliche Volksmeinungen über die Naturerscheinungen sind recht häufig. Beispiele für willkürliche Benennungen sind die Blindschleiche, der Tausendfuss, das Neunauge, der türkische Weizen, die spanische Fliege, der spanische Flieder, der Ziegenmelker, die Totenuhr, das Leichenhühnchen (das Käuzchen).

Jeder einzelne der angeführten Namen zeigt, dass die Beobachtung des Volkes unvollkommen war. Die Blindschleiche kann sehen, der Tausendfuss hat nur 32 Beine, das Neunauge zwei Augen, der türkische Weizen stammt aus Mexiko, die spanische Fliege ist ein Käfer und kommt in Spanien gar nicht vor u. s. w.

Und nicht weniger häufig wie derartige irrtümliche Angaben und ungenaue Beobachtungen finden sich willkürliche Deutungen. Das Volk machte in gar manchen Fällen allerdings eine richtige Beobachtung, konnte sich aber das Gesehene nicht erklären und nahm nun zu allerhand willkürlichen Annahmen seine Zuflucht. Riesen und Zwerge, Hexen, der Teufel, Kobolde und andere Fabelwesen mussten die eigentliche Erklärung ersetzen; der Kukul, Donner und Blitz wurden herangezogen um eine Scheinerklärung zu erhalten. So werden, um von den zahlreichen Beispielen nur einige zu nennen, die durch ihre Grösse auffallenden erratischen Blöcke in ganz Norddeutschland Riesensteine genannt, die durch stark strömendes Wasser gebildeten Strudellöcher heissen Riesen-

kessel, die versteinerten Seeigel Riesenknöpfe. Durch Pilzwucherung entstehende kahle Flecke auf Viehweiden nennt man Hexenringe, die auf der Edeltanne durch Pilze hervorgerufenen Missbildungen werden Hexenbesen, ein plötzlich auftretender Schmerz wird Hexenschuss genannt. Ein wahren Tausendkünstler ist nach dem Volksglauben der Teufel. Als Teufelskanzel, Teufelskirchen und Teufelsmauern bezeichnet man die verschiedensten auffallenden Felsformationen; geradezu zahllos sind die Teufelsseen; der römische Grenzgraben der *limes romanus* heisst der Teufelsgraben. Der Gichtschwamm ist ein durch seine Form und Entwicklungsart sehr auffallender Pilz (*Ithyphallus impudicus*); er ist im jugendlichen Zustande eiförmig und weiss und wird daher Teufelsei oder Hexenei genannt; auch bei heftigem Schneefall muss der Teufel helfen: *de Düwel swingt Flass un smitt uns dat Scheev umme Ohren.* Ja selbst in der jetzigen Zeit wird dem Teufel noch mancherlei in die Schuhe geschoben; wer konnte nicht den Druckfehlerteufel, der freilich ein Schrecken der Autoren ist, aber doch meist nur als ein neckischer Kobold seine Possen treibt.

Nach einem Gewitterregen zeigen sich auf feuchter Erde und Grasplätzen zuweilen unregelmässig gelappte Gallertmassen. Die mikroskopische Betrachtung zeigt, dass diese Gallert von einer Alge herrührt, (*Nostoc commune*), die durch den Regen plötzlich aufquillt und dadurch sichtbar wird. Die Landleute konnten sich das plötzliche Erscheinen dieser Massen nicht erklären, nahmen an, sie fielen vom Himmel, und nannten sie Sternschnuppen. — Diesem lässt sich vergleichen die Auffassung der Belemniten als Donnerkeile und die für prähistorische Steinbeile vorkommende Benennung Gewittersteine. — Alle diese willkürlichen Namen zeigen, wie leicht es sich oft das Volk macht, um eine Erklärung für die Beobachtungen zu finden.

Zahlreiche volkstümliche Geschichten und sprichwörtliche Redensarten enthalten nur scheinbar eine Naturbeobachtung, während eine Moralvorschrift oder eine Lebensregel den eigentlichen Inhalt bildet. Anstatt Kindern zu sagen, ihr dürft keine Gesichter schneiden, heisst es: wer Gesichter schneidet, dem bleibt das Gesicht verzerrt stehen, wenn die Uhr schlägt.

Geduld wird empfohlen in der eigentümlichen Vorschrift: Wer krank ist und Schmerzen leidet, dem muss Verbene an das Bett gebunden werden; das hilft aber nur, wenn der Kranke nicht jammert.

Einen recht praktischen Rat, mit dem zufrieden zu sein, was man hat, enthält das komisch klingende Sprichwort: Sauer macht lustig; es wird gebraucht, wenn jemand sich über den allzu sauren Wein beklagt.

Gute Vorsichtsmassregeln werden oft in sonderbarer Form gegeben. Eine Frau soll in den ersten sechs Wochen nach der Entbindung nicht über Feuer gehen (auf den Boden steigen), sonst wird sie lahm. Für

unvorsichtig gilt es, die Winterkleider allzu früh abzulegen, denn: Der Bauer von der rechten Art trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt; und wer sich wohl bewahrt will han, behält ihn bis Johannis an; und thut ihm da der Bauch noch weh, so trägt er ihn bis Bartolomä (24. August). Auch soll man die Schafe nicht zu früh scheeren; denn: Wer seine Schafe scheert vor Servaz (14. Mai), dem ist die Wolle lieber als das Schaf. —

Auch in neuerer Zeit kommen derartige praktische in Form wunderlicher Drohungen gegebene Vorschriften auf. So in der überall verbreiteten Mahnung, die Mädchen sollen erst Zucker und dann erst Milch zum Kaffee nehmen, sonst bleiben sie ledig; der wahre Grund der Vorschrift ist, dass sich der Zucker nicht gut auflöst, wenn man den Kaffee vorher Milch zugesetzt hat.

Auffallend selten finden sich Warnungen vor dem übermässigen Trinken. Nur die eine verbreitete Vorschrift ist hierher zu rechnen, man solle immer erst austrinken, ehe man wieder einschenkt, denn wer sich zum halbvollen Glase zuschenken lässt, bekommt die Gicht. Die Sache ist nicht so wunderbar, wie es erst scheint; denn durch das Zuschenken verliert man jede Kontrolle, wie viel man trinkt, und es ist also gemeint, wer nicht darauf achtet, wie viel er trinkt, bekommt die Gicht.

Zur Ehrlichkeit mahnt die Geschichte von dem Edelmann, der seinen Schlächter betrog; er wog bei der Zahlung dem Schlächter die Knochen wieder zu und zog sie vom Preise ab. Zur Strafe dafür wurde er nach seinem Tode in einen Maulwurf verwünscht, also in ein Tier, das sich von Fleisch ohne Knochen nährt.

In allen diesen Erzählungen, die zur Reinlichkeit und Ordnung, zum Fleisse und zur Ehrlichkeit ermahnen, ist die Beobachtung Nebensache, die Lebensregel oder Moralvorschrift die Hauptsache und die Gesamtheit dieser Geschichten giebt in kurzen Fabeln und Sprüchen eine Art Sittenlehre.

Vielfach gelangte das Volk zu überraschend genauen Beobachtungen; es pflegt dann aber nicht, wie es bei wissenschaftlicher Darstellung üblich ist, die Beobachtung als solche zu geben, sondern es kleidet sie in phantasievoller poetischer Weise ein. Eine heraufziehende Gewitterwolke ist „der Mann mit dem grauen Mantel“. Vom Schnee heisst es:

Da kam ein Mann aus Aken
Mit einem kreideweissen Laken;
Er wollte die ganze Welt bedecken,
Doch konnt er nicht über die Elbe recken.

Der Seemann sagt, wenn das Meer bewegt ist: Rasmus kieket över de Reeling (die Schanzkleidung); er personifiziert sich die See und nennt

sie vertraulich beim Vornamen: Erasmus. — Weniger verständlich ist es, warum der Mecklenburger den unfruchtbaren Sandboden seiner Heimat als Klas Hahn bezeichnet.

Hübsche Übersetzungen macht sich das Volk von dem Vogelgesange. Die Haubenmeise singt im ersten Anfange des Frühlings:

Spitz die Schar, spitz die Schar
Bauer in den Acker fahr.

Der Rohrsperling versteckt sich im Schilf und schreit: Korl, Korl, Korl! kiek, kiek, kiek!

Bekannt ist die Rückert'sche Dichtung vom Schwalbengesang:

Als ich Abschied nahm, waren Kisten und Kasten schwer,
Als ich wieder kam, war alles leer.

Doch hat der Dichter hier auf die genaue Wiedergabe der Vogelstimme verzichtet. Besser ist die Tiroler Version:

Als wir fort sind, sind die Kisten, Kasten voll gewesen;
Als wir kommen sind, sind die Kisten, Kasten leer gewesen.

und die bei Havelberg übliche Übertragung:

Ich wollte meinen Kittel flicken, da hat' ich keinen Zwerrrrn,
Ich fand nur ein ganz kleines End, da musst ich lange zerrrrn.

Vielfältige Wiedergabe fand die Stimme des Pirols. In der Mark heisst der Vogel in getreuer Nachahmung des capriciösen Rhythmus seines Gesanges, der Vogel Bülow oder der Schmidt von Bülow. Noch besser ist die französische Version:

C'est le compère loriot,
Qui mange les cerises et laisse les noyaux
(So ist der Gevatter Pirol, die Kirschen frisst er und die Kerne lässt er liegen.)

Und in Italien hat man sowohl Rhythmus wie auch Tonhöhe wiederzugeben verstanden; den dort singt der Pirol:

Contadino, è lo fico maturo.
(Bauer sage, ist die Feige schon reif.)

Ebenso genau wie die Vogelstimmen wurde auch Form und Entwicklung selbst unscheinbarer Pflanzen beobachtet. Die Namen Täuberleinnest (für Aconitum, Eisenhut), Nägelchen (Dianthus, Nelke), Elfenhandschuh (Aquilegia, Akelei), und Ohrbommel (Fuchsia), geben Zeugnis von sorgfältiger Beobachtung der Blütenformen; wie selbst wenig auffällige Veränderungen Beachtung finden, zeigt der Name Regenblume (für Calendula, Ringelblume) der andeutet, dass die Blüte sich schliesst,

wenn der Himmel sich bewölkt. Der enge Zusammenhang zwischen dem Tier- und Pflanzenleben und den meteorologischen Erscheinungen wird in gar manchen Bauernregeln ausgesprochen. Wenn die Wiesen im Frühjahr vom Wiesenschaumkraut ganz weiss sind, ist eine Überschwemmung zu erwarten, heisst es in der Niederlausitz. Richtig ist auch der Spruch: Fabian, Sebastian, laet den Saft int Holt gaen; d. h. nach dem 20. Januar darf kein Holz mehr gefällt werden.

Mit ganz besonderer Sorgfalt beobachtete der Bauer die für seine Arbeiten so wichtige Tageslänge. Richtig ist die noch aus der Zeit des alten Kalenders stammende Angabe St. Luzen (13. Dezember) macht den Tag stutzen; d. h. die Abnahme der Tage hört dann auf. Während der ersten Wochen nach dem kürzesten Tage wächst die Tageslänge nur wenig, nur um einen Hahnenschritt. Erst im Februar werden die Tage merklich länger; in den Februar fällt zugleich die kälteste Zeit des Jahres; daher heisst es mit Recht: Wenn die Tage langen, kommt der Winter angegangen. — Der Januar hat im allgemeinen eine gleichmässig niedrige Temperatur; der Februar ist unbeständig, mit wärmeren Tagen wechselt die allergrösste Kälte. Mit Recht sagt daher der Februar zum Januar: Hätt ich die Macht wie du, das Kalb müsst' erfrieren in der Kuh.

Gegen Ende März sind die Tage bereits so lang, dass der Bauer zu seinen Arbeiten im Hause kein Licht mehr braucht; dieses währt bis Ende September, daher heisst es: Marieken (Empfängnis, 25. März) pustet dat Licht ut, Michel (Michaelis, 29. September) steckt et wedder an.

Der Mond geht bekanntlich etwa alle 24 Stunden um 50 Minuten später auf, er verspätet sich im Erscheinen, de Maane geit to Beer. Nur um den 23. September herum ist die Verspätung unmerklich; da geit de Maane nich to Beer. Wenn man daher in der vorletzten oder letzten Septemberwoche Vollmond hat, so scheint der Mond 8 Tage lang und hilft die Ernte beenden; deswegen spricht man im englischen geradezu von dem Harvestmoon (dem Ernte-Monde).

Von den Sternbildern fand der Gürtel und das Schwert des Orion eine besondere Beachtung. Die Friesen nennen diese Sterne die Harke und die friesischen Frauen richten sich um die Zeit des Nachhausegehens zu bestimmen bei ihren Spinn- und Strickvisiten nach der Stellung dieser schönen und leicht kenntlichen Sterngruppe.

Fast durchweg knüpfen sich die vom Volke gemachten Beobachtungen an die Bedürfnisse des täglichen Lebens an; fast alle Aussprüche über Wind und Wetter und über den Gang der Gestirne sind für die Praxis des Landmanns ersonnen. Der Nutzen des Schnees für die Saat wurde erkannt: Unter dem Schnee ist das Mehl; ferner: Eine gute Decke von Schnee bringt das Winterkorn in die Höh, und kurz und sinnig: Eine weisse Gans (der Schnee) brütet besser.

Bei näherer Prüfung erweisen sich zuweilen auch solche Angaben als richtig, die beim ersten Hören ganz unglaublich scheinen.

Das allbekannte Wort: die Ratten verlassen das sinkende Schiff, scheint ganz sinnlos, und doch hat zu dem Sprichwort die Beobachtung Veranlassung gegeben, dass ein Schiff, das leck wird und in dessen Kielraum das Wasser eindringt, von den Ratten verlassen wird, weil die Tiere vom Wasser aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben werden.

Seit alten Zeiten behauptet sich im Volke der Glaube, die Spitzmäuse seien giftig und zwar nicht nur für die Tiere von denen sie gefressen würden, sondern es soll, so sagt das Landvolk, auch ihr Biss gefährlich sein. Schon Buffon gab sich Mühe, diese Volksmeinung als ein Vorurteil zu erweisen. Ein neuerer Beobachter Remy de St. Loup fand indessen, dass drei Katzen, die eine Spitzmaus in die Enge getrieben hatten, das Tier nicht anzugreifen wagten, obgleich sie fortwährend danach sprangen, und dass eine Hausmaus, die von der Spitzmaus einen unbedeutenden Biss in die Hinterpfote erhielt, gleich nach dem Bisse gelähmt war und kurze Zeit darauf starb. Diese Beobachtung spricht also dafür, dass der Speichel der Spitzmäuse giftig ist.

Auch die vom Volke schon lange behauptete Vorliebe des Blitzes für bestimmte Bäume ist erst ganz neuerdings durch sorgfältige Beobachtungen bestätigt worden. Nach einer elfjährigen Statistik sind im Lippischen 56 Mal Eichen vom Blitz getroffen worden, 24 Mal Tannen und Fichten, dagegen niemals Buchen, obgleich $\frac{7}{10}$ des lippischen Waldbestandes aus Buchen gebildet wird. Die Erfahrung bestätigte daher den alten Spruch:

Vor den Eichen sollst du weichen,
Vor den Fichten sollst du flüchten,
Doch die Buchen sollst du suchen.

Ausser der Eiche wird auch die Pappel besonders häufig getroffen. Eine in der Umgebung von Moskau neuerlich aufgestellte Statistik ergab, dass über die Hälfte aller vom Blitz getroffenen Bäume Pappeln waren. Seit alter Zeit werden diese Bäume als natürliche Blitzableiter um die Gehöfte angepflanzt; auch hier ergab also die genaue Untersuchung die Richtigkeit der Volksmeinung.

In vielen Gegenden gilt Feueranmachen als Mittel den Blitzschlag abzuwehren. Wenn das Unwetter naht, zünden die Landleute Feuer an und wählen dazu solches Brennmaterial, welches dichten Rauch erzeugt, wie grünes Holz und feuchtes Laub. Dieser alte, früher oft als abergläubisch angesehene Volksgebrauch ist in allerneuester Zeit als zweckmässig gerechtfertigt und es ist erwiesen, dass sich die Bäuerinnen in ihrer Hoffnung, durch Rauch die Macht des Wetters zu brechen, nicht täuschen. Der Rauch und die Verbrennungsgase vergrößern nämlich

das Leitungsvermögen der Luft. Hat man zwei Hollundermarkkugeln derart elektrisiert, dass sie sich stark abstossen, so braucht man in der Nähe nur ein Streichhölzchen anzuzünden und die Kugeln fallen zusammen; die Verbrennungsprodukte des Zündhölzchens machten die Luft leitend für die Elektrizität und die Kugeln haben sich sofort entladen. Daraus folgt, dass jedes an der Erde entzündete Feuer, jeder Kamin, aus dem Rauch aufsteigt, als langsam aber sicher wirkende Entlader der elektrischen Spannung wirken. Dementsprechend zeigen sich denn auch die Fabrikschornsteine als in ganz augenfälliger Weise unverletzlich gegen Blitzschläge. Dieses wurde durch eine in Schleswig-Holstein vorgenommene Statistik der Blitzschäden bewiesen. Die Zahl der Blitzschläge war dort nämlich für Kirchen über 20 Mal, für Windmühlen sogar fast 30 Mal so gross, wie für die gleiche Anzahl von Fabrikschornsteinen.

Bekannt ist, dass die Weinbauern ihre Pflanzungen im Frühjahr und Herbst vor den gefährlichen Nachtfrosten schützen, indem sie Mist, Kartoffelkraut, Bohnenstroh und dergleichen verbrennen, und alles in Rauch einhüllen. Auch dieses Verfahren ist erst, nachdem es Jahrhunderte lang geübt ist, von der Wissenschaft als zweckmässig erkannt worden. Durch den Rauch wird die nächtliche Ausstrahlung der Wärme verhindert, und es bleibt daher dem Erdboden und den Pflanzen die hohe Tageswärme fast unvermindert erhalten.

Die Erkenntnis, dass die Aschenbestandteile für die Pflanzen von grösster Bedeutung sind, war bekanntlich der Ausgangspunkt der durch Liebig und seine Schüler angebahnten Reform der gesamten Landwirtschaft. Doch hat lange bevor die Agrikulturchemie die Lehre von der Düngkraft der Mineralstoffe fand, der niederdeutsche Bauer den für die Praxis wichtigsten Teil der Liebigschen Düngerlehre bereits als richtig erprobt, die Asche als geeignetes Düngemittel verwendet und ihre Anwendung in den Worten „Wer kein Geld für Asche ausgiebt, zahlt doppelt,“ dringend empfohlen.

Ja selbst die allerneueste grosse Entdeckung, die auf dem Gebiete der Landwirtschaft gemacht worden ist, dass die Schmetterlingsblütler (Klee, Serradella, Hülsenfrüchte) den für alle Pflanzen unentbehrlichen Stickstoff aus der Atmosphäre zu entnehmen und zu assimilieren vermögen, ist den Bauern bereits seit langer Zeit, in der Hauptsache wenigstens, bekannt gewesen. Noch vor 10 Jahren kannte die Wissenschaft keinen Unterschied zwischen den verschiedenen grünen Pflanzen bezüglich ihrer Nahrungsaufnahme. Es galt die Lehre, dass alle genügend mit Blattgrün versehenen Gewächse aus den unsere Atmosphäre zusammensetzenden Luftarten sich nur die Kohlensäure aneignen könnten, während sie hinsichtlich der Mineralstoffe und des Stickstoffs auf die Nahrungsaufnahme aus dem Erdboden angewiesen seien. Im Gegensatz

zu dieser wissenschaftlichen Lehre stand die Jahrhunderte alte Erfahrung des praktischen Landwirts, dass gewisse Pflanzen, nämlich Kleearten und Hülsenfrüchte, deren Ernteprodukte sehr grosse Mengen Stickstoff enthalten, auch noch auf sehr ausgesogenem, armem Boden hohe Erträge geben, und dass nach ihnen angebaute andere Kulturgewächse wie z. B. die viel Nährstoffe im Boden beanspruchenden Halmfrüchte ohne neue Düngung bedeutend höhere Erträge lieferten als vorher. Durch den Anbau der Kleearten und mancher Hülsenfrüchte wurde also augenscheinlich der Ackerboden verbessert, ertragsfähiger gemacht. Der einsichtsvolle praktische Landwirt trug dieser Thatsache auch durch eine angemessene Aufeinanderfolge der verschiedenen Kulturpflanzen gebührend Rechnung und nannte die Kleearten und die Hülsenfrüchte bodenbereichernde Pflanzen, im Gegensatz zu den anderen Kulturgewächsen, Getreidearten, Ölfrüchten u. s. w., welche den Düngungszustand eines Feldes verschlechtern, indem sie die im Boden enthaltenen Pflanzennährstoffe verbrauchen.

Die Wissenschaft hatte bis vor wenigen Jahren keine stichhaltige Erklärung für dieses so verschiedene Verhalten der schmetterlingsblütigen Gewächse einerseits und der andern Kulturgewächse andererseits, bis man erkannte, dass den Kleearten und Hülsenfrüchten die Fähigkeit eigen ist, den freien Stickstoff der Atmosphäre zu assimilieren und in organischen Stickstoff überzuführen, zu eiweisshaltigen Stoffen zu verarbeiten. Hierbei übernehmen, wie der kürzlich verstorbene Professor Dr. Hermann Hellriegel zeigte, Bakterien die Vermittlerrolle.

Ein weiteres Beispiel, dass die volkstümliche Naturanschauung zuweilen der wissenschaftlichen Forschung voraus ist, bietet die Verwendung von Schwammmasche gegen Gicht. Von Alters her war der Asche der Meerschwämme eine Heilwirkung gegen Gicht und Skrofulose zugeschrieben; die Wirkung war vielfach erprobt und allgemein anerkannt. Als dann die chemische Analyse am Anfange dieses Jahrhunderts nur Soda in der Asche nachweisen konnte, war man der Meinung, es könne nur Soda die günstigen Wirkungen herbeigeführt haben. Und als die Soda für sich wirkungslos war, fiel damit für die wissenschaftlichen Mediziner, trotz aller früheren Erfahrungen auch die Anwendung der Asche der Meerschwämme. Man war eben fest überzeugt, dass in der Asche ausser den Substanzen, welche die damalige chemische Analyse nachzuweisen vermochte, weitere wirksame Körper nicht vorhanden seien. Erst als man nach den Courtoisschen Beobachtungen im Jahre 1812 das Jod entdeckte und seine mächtige medizinische Wirkung auffand, war die Lösung des Rätsels gegeben; das bisher unbekanntes Jod war das Wirksame in der Asche der Meerschwämme. Leicht würde es sein, noch zahlreiche weitere Fälle ähnlicher Art zu geben. Die angeführten Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, dass der Mann der Wissenschaft

wohl daran thut, in jedem Einzelfalle zu prüfen, ob die Volksmeinung Wahres oder Falsches enthält. Überblickt man die Gesamtheit der volkstümlichen Naturanschauungen, so erkennt man, dass sie neben manchen irrigen Angaben und willkürlichen Deutungen, doch auch eine grosse Anzahl richtiger und feiner Beobachtungen enthalten; ja dass vielfach der Zusammenhang der Erscheinungen vom Volke mit bewundernswertem Scharfsinn erkannt worden ist.

Diejenigen, welche an dem hier nur sehr kurz und skizzenhaft behandelten Gebiete ein besonderes Interesse nehmen und weitere Beispiele für die volkstümlichen Naturanschauungen kennen zu lernen wünschen, seien auf meine im vorigen Sommer gedruckte umfangreichere Arbeit über denselben Gegenstand hingewiesen; dieselbe ist in der von Max Hesdörfer herausgegebenen Zeitschrift *Natur und Haus*, Jahrgang IV, Berlin 1896 bei R. Oppenheim (Gustav Schmidt) erschienen.

15. (8. ausserordl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 13. Januar 1897, abends 7^{1/2} Uhr,

im Brandenburgischen Ständehause, Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Stadtrat E. Friedel.

1. Derselbe ergriff zunächst das Wort zu folgender Mitteilung über die Verkehrtlinden-Sage. In unserer Brandenburgia ist bereits zweimal (am 14. Oktober v. J. S. 269 und am 25. November v. J. S. 284 flg.) von den im Volksmunde sogenannten Verkehrt-Bäumen, namentlich von den zum Zweck eines Ordals, Gottesgerichts, verkehrt gepflanzten Linden meinerseits gesprochen worden, insbesondere habe ich bei erstgenannter Gelegenheit darauf hingewiesen, wie ich seit Jahr und Tag das hierauf bezügliche litterarische Material im Märkischen Museum gesammelt und als Vorsitzender der Städtischen Park-Deputation durch Herrn Obergärtner Hampel praktische Versuche mit dem Verkehrtpflanzen von jungen Linden veranlasst habe. Um dieselbe Zeit hat unser Mitglied Fräulein Clara von Förster die damals ebenfalls bereits erwähnte Sage von den drei Verkehrtlinden auf dem Heiligen Geistkirchhof zu Berlin dichterisch behandelt und zu dem Schauspiel ausgestaltet, welches eine unserer bewährtesten und beliebtesten dramatischen Künstlerinnen, Frau Nuscha-Butze, demnächst vorzutragen

die Güte haben wird. Beide Teile haben von der gemeinsamen Beschäftigung mit der alten märkischen Legende keine Ahnung gehabt und wer an das sogenannte Gesetz von der Duplizität der Fälle glaubt, mag wohl hierin einen neuen Beleg finden. Ohne ein gut Teil Mysticismus ist dieselbe in diesem Falle freilich nicht erklärbar, allein, wie Sie wissen, hat ja auch heute noch der Mysticismus seine Anhänger.

Um auf einen realeren Boden überzugehen, lege ich Ihnen zur Illustrierung der Sage und ihrer Örtlichkeit, sowie des nachfolgenden Theaterstücks, „Die drei Linden“ von Frl. Cl. v. Förster, einige Abbildungen vor.

Zunächst verweise ich auf Oskar Schwebels illustrierte kulturhistorische Schilderungen „Aus Alt-Berlin“ (Berlin 1891), deren III. Kapital lautet „Kirche und Hospital zum heiligen Geiste in Berlin“. S. 64 gewahren Sie daselbst eine gute Abbildung der im 13. Jahrhundert angelegten und 1456 im wesentlichen wieder neubauten Hospitalskapelle. Das Baugeschichtliche findet sich bei Borrmann, Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin, 1893 S. 54, 105, 110, 153 und besonders S. 177—179. *) Bei Schwebel S. 67 ist das Innere der Kirche S. 67 gut wiedergegeben, S. 69 das Wappen der in die spätere Ausschmückung der Verkehrtlinden-Sage verwickelten Herren von der Linde (im Schilde ein eine Krone haltender, entblösster Arm, über dem geschlossenen Stechhelm ein Lindenbaum). S. 68 eins der drei hölzernen Wappenschilder, Totenschilder, der drei Gebrüder Halkan (Holkanne), der Länge nach in rot und weiss geteilt, in der Mitte eine Rose, welche gleichfalls längs geteilt ist, rot im weissen, weiss im roten Felde. Um diese Rose stehen 3 schwarze Kannen, oben 2, unten 1, mit den Unterschriften: „O bit vor Hans — Petir — Jakob Halkan.“ **) Diese Personen gehören, wie Sie alsbald hören werden, der ältesten Fassung der Verkehrtlinden-Sage an.

Schwebel erzählt nachstehendes. Diese Halkan oder Holekanne waren ein Berliner Stadtgeschlecht, welches anno 1375 zu Falkenberg

*) Litteratur: J. Schmidt: Mem. Berol. I. S. 71 flg. und II. S. 25 flg. — Küster: Altes und neues Berlin II. S. 661—683. — Bekmann: Handschr. der Mag. Bibl. — Klein: Die Hospitaler zum h. Geist und S. Georg. Berlin 1835. Abbildungen: Adler: Mittelalterliche Backsteinbauwerke des Preuss. Staats. Taf. LXXII. Fig. 1—4. — Das Sterngewölbe bei Borrmann S. 178, Fig. 9. — Bedauerlicher Weise ist das ehrwürdige Bauwerk zum Abbruch bestimmt, obwohl es niemand im Wege ist, da die Strasse dort keinen nennenswerten Verkehr hat. Hoffentlich lässt man diesen unglücklichen Gedanken wieder fallen. Nur wegen jener Besorgnis sind die beweglichen Altertümer der Kirche ins Märkische Museum übernommen; hiernach wiederlegt sich dasjenige, was Schwebel S. 68 missverständlich dagegen geäussert hat. Vgl. auch „Berlin und seine Bauten“ 1896, Bd. II, S. 149 über das Architektonische der Kapelle, wie dieses sich augenblicklich verhält.

**) Einen dieser Totenschilder legte ich in der Sitzung vom 14. Oktober 1896 vor-

begütert war, und aus welchem im Jahr 1405 ein Ratmann erscheint, welcher die Truppen Berlins als deren Hauptmann den Pommern nach Angermünde entgegenführte. Das Geschlecht muss schon sehr früh erloschen sein; — es findet sich nachmals keine Spur mehr von ihm.

An die drei Totenschilder aber hat sich eine der schönsten Mären Berlins angeschlossen, welche leider vielfach modernisiert und überarbeitet worden ist. Hier stehe sie in ihrer ältesten uns bekannt gewordenen Form und Fassung:

„An die Heiligegeist-Kirche stiess ehemals ein freier, ansehnlicher Platz, auf welchem die Hospitaliten beerdigt wurden. Derselbe war mit starken, dichtbelaubten Bäumen besetzt. Unter denselben zeichneten sich besonders drei grosse Linden aus, welche man lange Zeit als Wahrzeichen Berlins betrachtete und von welchen man manche alte Sage erzählte. Nach einer derselben soll einst bei einem Volksaufzuge in der Stadt ein angesehener Mann ermordet worden sein; — drei Brüder, welche mit ihm in Feindschaft gelebt hatten, wurden vom Volke der Übelthat bezichtigt. Aller Beteuerungen unerachtet, wurden sie angeklagt und verurteilt. Ehe aber die Strafe vollstreckt wurde, was wirklich geschah, baten jene drei Männer, drei junge Linden verkehrt mit ihren Zweigen in die Erde des Heiligegeist-Kirchhofs einzupflanzen zu dürfen. Wenn dieselben wurzeln und wachsen würden, so solle man daran erkennen, dass ihr Blut unschuldig vergossen worden sei. Ihre Bitte wurde auch bewilligt. Die jungen Stämme aber fassten Wurzel, schlugen aus, grüntem und wuchsen von Jahr zu Jahr. So wurde die Unschuld der Hingerichteten offenbar.“

Es scheint fast, als ob diese Sage der drei Holèk ane einen historischen Kern hätte und auf die wilden Parteikämpfe, welche Berlin bis zum Einzuge der Hohenzollern zerrütteten, zurückbezogen werden müsse. Die spätere Verbindung dieser Überlieferung mit dem Geschlechte der Herren von der Linde aber ist eine ganz willkürliche. Diese rheinische Familie zog erst im 16. Jahrhundert vom Ufer des königlichen Stromes Deutschlands nach Berlin und Spandau. Mit dem „heiligen Geiste“ von Alt-Berlin stehen diese Herren von der Linde nur in sehr entfernter Verbindung. Im 17. Jahrhundert schenkte nämlich ein Landschafts-Sekretarius Christian von der Linde der Kirche ein Bild; dieser Christian von der Linde aber ist derselbe fromme Bürger von Alt-Berlin, der zu St. Marien im hohen Chore ruht, und dessen Sohn ihm daselbst ein Epitaphium in der Form einer Linde setzen liess.

Zu diesen Mitteilungen Schwebels bemerke ich, dass sich in den Emporen des kleinen Gotteshauses Ölmalereien befinden. Die Bilder sämtlich in Öl*) gemalt, sind Stiftungen von Bürgern und Hospital-

*) Borrmann a. a. O. S. 178 und 110. — Die ursprüngliche Folge der Bilder bei Schmidt, Mem. Berol. II. S. 37 flg.

vorstehern, von Landschafts- und Stadtverordneten Berlins, vom Jahre 1577 an; die meisten stammen aus dem Jahre 1646 und erwecken, obwohl von bescheidenem Kunstwert, doch als Zeugnisse des Kunstsinnes aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges unsere Teilnahme. Sie enthalten, in jetzt sehr willkürlicher Reihenfolge, Darstellungen der heiligen Geschichte und der Werke der Barmherzigkeit, oft mit den Hausmarken und Wappen der Stifter, deren Namen und Stand, die zum Teil schon unleserlich geworden, von Schmidt in seinen Memorabilien angeführten Inschriften angeben. Das von der Lindesche Bild stellt Christus dar, auf den ein Engel einen Jüngling hinweist, im Kreise der Auferstandenen mit Palmzweigen und weissen Gewändern.

Der bezeichnende Name von der Linde in Verbindung mit dem Bilde und der Überlieferung der damals schon alten Verkehrt-Linden in der Nähe mag sowohl eine Art Schildsage für die Familie von der Linde und ausserdem mit den mildereren Anschauungen einer fortgeschrittenen, weniger blutdürstigen, Kulturepoche die poetische Variante der Sage gezeitigt haben, wie sie spätere Erzählungen kennen und wie sie Fräulein von Förster vom dichterischen Standpunkte aus mit vollem Rechte bevorzugt hat.

Aus dem Besitz unseres Märkischen Museums lege ich vor: a) eine Darstellung der Umgebung der Heiligengeistkirche in den vierziger Jahren zur Winterszeit aus der Zeitschrift „Der Bär“ 1895 S. 120, aufgenommen von einem Fenster der altgeschichtlichen Schwanen-Apotheke in der Spandauer Strasse; b) eine Photographie des Hospitals, der Kirche und des Gartens, in welchem die drei berühmten Verkehrtlinden standen aus dem Jahr 1887 (M. M. XI. Nr. 2017); endlich c) die im M. M. gezeichnete Vergrösserung eines Plans aus Johann Friedrich Walthers „Historischer Nachricht wie, und wann die Garnison-Kirche und Schule zuerst gestiftet ist“. Das Mscr. gehört dem Märk. Museum (M. M. XII. Nr. 242) und enthält im ersten Hauptteil (1663—1701) einen farbigen Plan auf dem die Heiligegeist-Kirche, das Hospital und der Hospital-Kirchhof angegeben. Hinsichtlich des letzteren heisst es: „Das Hospital zum Heil. Geist nebst dem Kirchhoff und Drey grossen Linden.“ Es sind dies die drei Verkehrtlinden, welche sich durch gewaltige hängende Zweige auszeichnen. Die hierauf bezüglichen Angaben Walthers in Kap. 1 § 2—4 habe ich Ihnen bereits aus der gedruckten Ausgabe von 1737 in der Sitzung vom 14. Oktober 1895 vorgelesen.

2. Demnächst wurde das von Henriette Clara von Förster nach einer märkischen Sage gedichtete Schauspiel „Die drei Linden“ in vier Akten, *) seitens der Frau Dr. Nuscha Butze-Beermann vorgetragen.

*) Gedruckt für sämtliche Bühnen und Vereine im ausschliesslichen Debit von Felix Bloch Erben. Reg. London Stat. Hall. Berlin 1896. 88 S. 8°.

Das Stück spielt unter Kurfürst Johann Georg von Brandenburg, der 1571–1598 regierte, in Berlin. Der Gang des Stückes, so weit er uns angeht, das heisst, so weit er sich auf die Verkehrtlinden bezieht, ist folgender. Der Italiener Arrighi, Musiker des Kurfürsten, gerät mit einem aus Florenz berufenen jungen Musiker Luigi Nasika in Streit, beleidigt diesen wiederholt und wird von ihm erstochen. Luigi Nasika entflieht unentdeckt. Beschuldigt des Mordes wird der vollkommen unschuldige Goldschmiedssohn Andreas Leuthinger. Bei der gegen letztern eingeleiteten Gerichtsverhandlung bezichtigt zunächst sein Bruder Martin sich selbst der That, dann ähnlich der dritte Bruder Heinrich sich selbst. In ihrer Verlegenheit wenden sich die Richter an den Kurfürsten, der ein Gottesurteil beschliesst:

„Nicht Glut des Feuers und nicht Wassersflut,
Soll Eure Unschuld oder Schuld bezeugen;
Denn Zweifel sind mir ins Gemüt gefallen,
Ob recht gethan sei, mit so bitt'rer Qual
Die Unschuld zu erproben. Eure Leiber
Muss ich drei jungen Bäumen gleichen, die
Im Boden unserer Stadt einst Wurzel schlugen;
Er spendete Euch Nahrung, dass Ihr wüchst,
Und hoffnungsvoll sah man auf Eure Blüte.“

(Er winkt dem Totengräber; derselbe tritt vor, drei junge Lindenbäume im Arm.)

„Entwurzelt seid Ihr nun wie diese Linden;
Denn Liebe, Achtung, jegliches Vertrauen,
Das Euch so sich'ren Boden hier bereitet,
Hat sich in Argwohn und in Hass verkehrt.
Verkehrt sei drum die heilige Natur: Ihr sollt
Drei Linden pflanzen, doch verkehrt, die Krone
Zur Erde und die Wurzel frei zur Luft.“

Es entstehen nun dieselben Bedenken gegen dieses experimentum in corpore vili, die heut von den meisten Botanikern, besonders den Biologen und Physiologen angewendet werden.

Schöffenältester.

„Vergeben wollet, gnäd'ger Herr! Ihr meint,
Der Baum des Schuld'gen wird verdorren, und
Was Unschuld pflanzte, grünt durch göttlich Wunder?
Ich fürchte, keiner von den Bäumen grünt;
Denn wie vermöchte so Natur zu wandeln
Unwandelbar Gesetz, das voll Geheimnis
Der Wurzel Kraft giebt, tief in dunkler Erde
Die Lebensfasern auszubreiten, und
Die Krone wundervoll am Licht der Sonne

Sich breiten lässt im Schmuck des saft'gen Grüns?
 Verzeiht mir altem Manne; wähl ein andres!
 Denn so verlieren wir das ganze Haus.“

Der Kurfürst aber besteht auf seinem Willen, die Verkehrtlinden werden gepflanzt und der vierte Akt belehrt uns Dreivierteljahr später, dass sie nicht verdorrt sind, vielmehr wirklich ausgeschlagen haben.

Der Kurfürst aber ruft zu den drei Brüdern

„Ganz schuldlos und freiwillig wolltet Ihr
 Aus Bruderliebe Euer Leben lassen.
 So selt'ner That, so ad'liger Gesinnung
 Gebührt der Name auch. Kniet nieder, Männer!
 Empfangt den Ritterschlag! Und „von der Linden“
 Sollt Ihr in Zukunft heissen.“

Der wirkliche Mörder, der sich freiwillig stellt, wird, weil er als wiederholt und aufs schwerste Beleidigter, lediglich in plötzlicher Zornes-
 aufwallung den tödlichen Messerstich führte, begnadigt and geht ins
 Kloster. —

Das von Frau Dr. Nuscha Butze-Beermann mit vollendeter künst-
 lerischer Meisterschaft vorgetragene Schauspiel wurde mit viermal wieder-
 holten, allseitigem und rauschendem Beifall, sowohl für die beliebte
 Schauspielerin, wie für die Dichterin von der Versammlung belohnt.
 Anwesend waren ausser den zahlreichen Mitgliedern viele Notabilitäten
 der Kunst und Wissenschaft als Gäste. Auch die Nachsitzung im
 Schultheiss verlief in angeregter Stimmung und lebhaftem Meinungs-
 austausch über das Gehörte.

Aus dem Reiche der Pilze.

Von Josephine Freytag.

Vortrag, gehalten am 14. Oktober 1896 in der Brandenburgia, Verein für Heimatkunde.

Ohne Blüten, ohne Blätter, ein eigenartig organisches Gebilde,
 völlig verschieden in seinem Entstehen und Vergehen von dem der Pflanzen-
 welt und dennoch dieser angehängt, gleichsam als etwas minderberech-
 tigt, liegt das grosse Reich der Pilze, wie es im Dunkel geboren, noch
 heute im Dunkel der Erkenntnis vor uns da. Gemeinsam mit der
 unsere Erde so prächtig verherrlichenden Pflanzenwelt hat es nur, wie
 diese im Gegensatze zum Mineralreich, organisches Leben, gemeinsam

den Gegensatz zum beweglichen Tierreich. Negationen würden indes wohl schwerlich genügt haben, die bestehende Einteilung in drei Naturreiche zu rechtfertigen, wenn das menschliche Erkenntnisvermögen dem grossen Rätsel am Anfang allen Lebens nicht gar so ohnmächtig gegenüber gestanden hätte. Es bedurfte langer schwerer Arbeit, ehe das Dunkel sich zu lichten begann, es bedurfte auf den verschiedensten Gebieten mannigfacher Vorarbeiten, um die Wissenschaft auf den rechten Weg zu leiten.

Erst in der allerjüngsten Zeit können wir bahnbrechende Erfolge verzeichnen, ohne im geringsten die mühevollen Untersuchungen unterschätzen zu wollen, welche über Bedeutung und Leben der kleinsten Zellen vorangegangen waren, mit denen wir jetzt geradezu überflutet sind. *) Sie haben Richtung und Bahn gezeichnet, und jene, welche auf dem gegebenen Wege fortgeschritten sind, sie wissen wohl, wie viel sie diesen Arbeiten zu verdanken haben, aber es bedurfte noch eines mehr. Jetzt erst darf man sich der Hoffnung hingeben, dass die Jüngsten unter Ihnen, meine hochverehrten Anwesenden, es noch erleben werden, dass unsere Jugend auf den Schulbänken nicht mehr drei, sondern vier Naturreiche in ihren Gegensätzen und Übergängen kennen lernen wird.

Der erste wichtige Schritt war in den Untersuchungen Professor de Barys geschehen, als er im Jahre 1859 nachwies, dass es kleine Pilze und nicht Tierchen sind, wie man bis dahin glaubte, welche bereits zwei Jahrhunderte früher im Speichel der Menschen beobachtet waren. *) Der hochgeachtete Universitätslehrer hatte es aber nicht leicht, mit seiner Erkenntnis durchzudringen. Er musste sich 15 Jahre anzweifeln lassen, bis Professor Zopf in Halle dieselben Arbeiten aufnahm und dieselben Erfolge bestätigte.

Ähnlich erging es Professor Errera in Brüssel, obgleich er ein viel leichter nachzuprüfendes Gebiet durchforscht hatte: Die Ernährung der Waldbäume.

Bis dahin hatte man angenommen, dass, sobald sich auf Waldbäumen Pilze zeigten, diese nur als Schmarotzer die Lebenskraft aufzehrten. Die mühevollen Untersuchungen liessen das Gegenteil vermuten. Es erschien als ob sich Zerfallstoffe durch krank, d. h. unthätig gewordene Organe bildeten, und die Verbindung derselben mit den Gasen der Luft, mit Wärme und Feuchtigkeit ein neues organisches Leben schuf, welches mit schwammähnlichen Eigenschaften versehen, den im Absterben begriffenen Pflanzen von aussen Nahrung zuführt. Das be-

*) Professor Virchow that schon in den 60er Jahren den wichtigen Ausspruch: „Ich vindicire den weissen Blutkörperchen eine besondere Stellung in der Pathologie.“

**) De Bary: Mycetozoen. Leipzig. 1859.

stätigte sich aber nicht nur auf dem Gebiete des nahenden Todes, sondern auch im Entstehen.

Professor Errera konstatierte ein Verhältnis der Symbiose, wenn z. B. Trüffeln mit ihrem Haarnetz die feinsten Fasern der Eichenwurzeln umschlossen oder andere Pilzgebilde sich an die Wurzelfasern anderer Bäume lehnten.

Auf diese Untersuchungen einzugehen, d. h. die Konsequenzen zu ziehen, war auch in diesem Falle die Wissenschaft durchaus nicht sofort bereit. Selbst dann noch nicht, als Professor Dr. B. Frank, Direktor des Pflanzenphysiologischen Institutes an der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin, diese Arbeiten mit grossem praktischen Erfolge aufnahm. Als Herr Professor Frank im April 1885 in einer Sitzung der botanischen Gesellschaft zu Berlin seine Beobachtungen mitteilte, dass sich regelmässig an den feineren Wurzel-Verzweigungen der Eichen und Buchen Mycelium fände, so dass es unstreitig Pilze wären, welche die Laub-Bäume mit Wasser und mineralischen Stoffen, (also den Nährsalzen) versorgten, da konnte man sich wohl kaum den Folgerungen verschliessen, indes diesen Konsequenzen die Wege zu ebnen, war etwas schwierig, stand man doch noch vor lauter Rätseln.

Dabei blieb es auch, als Professor Frank im Jahre 1890 in der Abteilung für wissenschaftliche Botanik der „Internationalen Gartenbauausstellung“ Buchenkulturen mit und ohne Pilzmycel ausstellte, welche in ihrem Gegensatz den Wert der Pilzthätigkeit deutlich zeigten.

Bis dahin war es völlig unbekannt, dass es unter den allerkleinsten Bildungen auch solche geben könne, welche sich dadurch entwickeln, dass sie ihre Nahrung unmittelbar aus mineralischen Stoffen ziehen und ihre Thätigkeit damit beginnen, unmittelbar Kohlensäure zu zersetzen

Diese wichtigste Erkenntnis für den Anfang allen Lebens gelang erst den ebenso genialen als kühnen Forschungen Professor S. Winogradskys, gegenwärtig Direktor des kaiserlich-bakteriologischen Institutes zu Petersburg.

Derselbe hatte in Beobachtungen, die er an eisen- und schwefelwasserstoffhaltigen Wässern gemacht, gefunden, dass ihre Mikroben starben, sobald sie mit organischen Stoffen in Verbindung gebracht wurden. Daraus folgerte Professor Winogradsky, dass es bereits Wesen geben müsse, welche ausschliesslich von mineralischen Körpern und Kohlenverbindungen leben, und seine kühne Hypothese fand sich in den fortgesetzten Untersuchungen bestätigt. Er nannte diesen Anfang alles organischen Lebens „Nitromonaden“, weil diese ersten aller Pilzbildungen ihre Thätigkeit in mineralischen Zerfallstoffen ausüben müssen, indem sie anorganische Stoffe zersetzen und verbrennen, damit, an Salpeter gebunden die Nitrifikation für alles fortschreitende Leben den Stickstoff bereiten könne.

War nun der wichtigste Schritt des Anfangs, wenn auch eines

halben Lebens gefunden, so ergab sich der weitere Weg der Forschung als selbstverständlich. Sind es Pilze, welche erst den Erdboden fruchtbar machen, d. h. mineralische Zerfallstoffe nach und nach in Humus verwandeln,*) so ist es auch klar, weshalb die Wurzeln grösserer Pflanzen von ganz besonders starkem Pilzmycel umwuchert sind. Eine Eiche braucht mehr Ernährungsquellen als selbst eine Kiefer. Professor S. Winogradsky, damals noch am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, traf einen wenig geeigneten Zeitpunkt. Es war die Zeit der Kochschen Ära, in welcher die im Jahre 1859 veröffentlichten Untersuchungen von de Bary über jene kleinen Pilzbildungen im Speichel gesunder und kranker Menschen, gesunder und kranker Tiere, besonders eigenartiger in typhösen und Milzkrankheiten, dem Publikum als völlig neu entgegentraten. Die grossen Errungenschaften und Verdienste in der botanischen Wissenschaft wurden damit der Medizin zugeschrieben, welche sich bis dahin garnicht darum gekümmert hatte, dass zwei Jahrhunderte früher Leeuwenhoek, der freilich nicht einmal Latein verstand, nachdem er das erste Mikroskop gebaut, mittelst desselben 1687 die kleinen Lebewesen im Speichel der Menschen beobachtet, und sogar Abbildungen gezeichnet und beschrieben, der Londoner Akademie der Wissenschaften durch einen Freund eingesandt hatte. Dass er die kleinen Lebewesen für Tierchen hielt, war bei dem zu jener Zeit noch recht mangelhaften Mikroskop natürlich. Diese so fundamental wichtige Entdeckung wurde von der Medizin gänzlich ausser Acht gelassen, wie die neueren Arbeiten de Barys. Da man aber bei den allerneuesten Beobachtungen immer nur von Bazillen und Bakterien sprach und in der Presse die Versprechungen von Krankheitsheilungen daran knüpfte, so war die Mehrheit, zuerst selbst die Ärzte, überzeugt, es handle sich um Tierleben. Wer es wagte auszusprechen, dass es Pilze wären, welche die Botanik seit länger als einem Vierteljahrhundert als solche kenne, wurde sehr schlimm behandelt, selbst wenn man es in gedruckten Büchern nachweisen wollte. Es gelang nur gar zu sehr, die Allgemeinheit für jene ihr als neu entgegentretende Lehre zu begeistern, hatte indes das Gute, dass eine Methode zur Züchtung von Dr. Robert Koch als wirklich neu damit gefunden wurde, wie dass die Medizin sich für die physiologischen Bedingungen des Pilzlebens sogar gewaltsam zu

*) Wer Blumen pflegt und vorsorglich die entsprechenden Erdarten sich vorrätig hielt, konnte stets wahrnehmen, dass, sobald es längere Zeit dauerte, während dessen man verabsäumt hatte, die Erde anzufeuchten, bei späterem Gebrauch auch nicht die bescheidenste Pflanze darin gedeihen wollte. Erst wiederholtes Begiessen mit Abwaschwasser vom Fleisch, also das Hinzufügen verdünnten Blutes, brachte wieder eine Verbindung in das trockene Geröll und liess die Erde brauchbar, d. h. lebendig werden. Im ersten Falle waren sämtliche Nährpilze vertrocknet, im zweiten neue Nährkolonien entstanden.

interessieren begann. Leider nur auf grossen Umwegen, da ohne vorangegangene Kenntnis der eigenartigen Bedingungen in der Gestaltung der Pilze Irrwege und Schein-Resultate unvermeidlich waren.

Da konnte man zu jener Zeit sich nun nicht gut auch noch den Kopf darüber zerbrechen, wie sich die geniale Entdeckung Winogradskys mit jenen Anschauungen vereinigen lasse. Das hätte viel eigene Arbeit erfordert, die Beweise des Gegenteils waren nicht leicht und es entstand sehr schnell eine Art bakteriologische Schule. Diese neuere Medizin glaubt an Krankheits-Erreger und geht von der Ansicht aus, dass gewisse Stoffe im Blute vorhanden sein müssen, welche wieder eine jene Gefahren vernichtende Eigenschaft haben. Auf dieser Anschauung hat sich die Serum-Therapie aufgebaut. Indess wird auch sie in ihrer Entwicklung auf die physiologischen Bedingungen, welche aus der Mannigfaltigkeit der kleinsten Bildungen hervorgehen, zurückgreifen müssen. Derartige Beobachtungen haben vorläufig noch zu keinen klärenden Resultaten geführt, indes ist es nicht ausgeschlossen, dass sich Beweise dafür erbringen lassen würden, wie gerade die als schuldig Angeklagten es sein könnten, welche nur deshalb gleichzeitig mit der Krankheit auftreten, weil sie dieselbe zu bekämpfen bemüht sind.

Ein Haupthindernis für diese schwierige Streitfrage ist ihre unendliche Tragweite. Es handelt sich um eine vollständige Umwälzung der naturwissenschaftlichen Grundlagen. Aus welchem Lager der Genius erstehen wird, welcher die Widersprüche erklärt und versöhnt, muss die Zukunft lehren. Gegenwärtig ist es nicht leicht für die Botaniker in diesen Kampf einzutreten. Es lag durchaus nicht nur die Gefahr vor, dass manches Buch und manches Kollegienheft damit durchaus nicht mehr stimmen konnte, sondern forderte eine direkte Auseinandersetzung zwischen Botanik und Medizin. Dazu fehlte den Botanikern Mut und Neigung, so beeilte man sich nicht und die Medizin war desto schneller. Einerseits behalf man sich in ihr mit der notdürftigen Erklärung, dass es auf Erden schon vor Pflanzen und Tieren Mikroben gegeben haben müsse, mitunter sogar ohne auch nur den Namen des grossen Pfadfinders zu nennen,*) anderseits fand man in der Pilz-Lebewelt eine so grosse Mannigfaltigkeit, dass die Medizin imponierend an sich selber glaubte.

*) Nach Nummer 243 in der Beilage der Allgemeinen Zeitung, München, Dienstag den 20. Oktober 1896, sagt Sir Joseph Listers in seiner Rede am 16. September 1896 bei Eröffnung der „British Association“ in Liverpool:

„Gleich notwendige Funktionen haben jedenfalls diese oder ähnliche Mikroben in der Geschichte vergangener Erdperioden ausgeübt und der Gedanke ist gewiss nicht ohne Reiz, dass Organismen von der denkbar einfachsten Art schon vorhanden waren, als das erste Leben auf unsern Erdball erschien und dass diese Organismen aller Wahrscheinlichkeit nach dasselbe niedrige aber ausserordentlich nützliche Dasein schon während der geologischen Perioden dahinlebten.“

Auf die Frage des Weges der Stickstoffbildung ging niemand ein, weil jeder der nun unzählig sich diesem Gebiete Zuwendenden, die Frage nach den Pilzen im Blute kranker und gesunder Menschen viel wichtiger fand. Das ist vom medizinischen Standpunkte selbstverständlich und hat den Erfolg, dass eine ganze Zahl origineller, wichtiger und wirklich neuer Beobachtungen gemacht worden sind. Leider wurden diese sofort im Banne der Impfungstheorie zu Experimenten benutzt, während wir vorläufig doch nur sagen können, dass eine grosse Anzahl sich ergänzender oder bekämpfender kleiner Pilzbildungen im tierischen Körper die Lebensthätigkeit regeln: Pilze sind Stoffträger und Stoffsammler, d. h. die Organe für Ansammlungen, wie Wanderung der Stoffe, durch welche sich sowohl deren Entwicklung, wie Verbindung untereinander, als ebenso gegenseitige Vernichtung vollzieht. Es ist der Anfang alles Lebens nach demselben unerbittlichen Gesetze der Kraftentfaltung, wie es die ganze Natur belebt. Deshalb bedürfen sie ebenso ihrer bestimmten Nahrung und hängen in ihrer Existenz von dem ab, was ihnen zugänglich ist. Versagt ihnen die Umgebung das Notwendige zu ihrer Entfaltung, so müssen die kleinen Bildungen ebenso wie die grösseren verderben. Ja, nach Art, Lage und Abhängigkeit sind sie alsdann mehr oder weniger überflüssig, störend oder schädlich, ja direkt giftig geworden, da sie sich am schnellsten in Leichengift umsetzen. Vielleicht stirbt die Kreatur gerade deshalb, weil vorher ihren Pilzkolonien die Lebensbedingungen geraubt waren nun erst an diesen Folgen.

Jedenfalls stammen sehr viel Schlussfolgerungen aus dem Verlangen, Leichengift, welches sich nachher zeigte, als Krankheitsursache festhalten zu wollen. Da es sich schneller behaupten als nachweisen lässt, wie der eigentliche Zusammenhang sich gestaltet, so fehlte in der Botanik die Neigung, mit entgegenstehenden Beobachtungen hervorzutreten. War diese Wissenschaft, welche die Pilze bis dahin verwaltete, im Aufnehmen der grossen wissenschaftlichen Beobachtungen zu langsam gewesen, desto schneller war nun die Medizin. Sie hatte garnicht die physiologischen Schwierigkeiten, welche man im Pflanzenleben gewonnen, erst zu überwinden, da sie nichts davon wusste. So konnte sie frisch darauf losexperimentieren, denn es passte ihr jedenfalls ungemein, an Krankheitserreger zu glauben, besonders an solche, welche kein anderer abstreiten konnte, selbst wenn er sie nicht fand. Sie waren ja gar so

Hiernach sind Organismen von der denkbar einfachsten Art als kein Leben betrachtet, weil sie lange vorher, ehe das erste Leben auf unseren Erdball erschien, ihr nützliches Dasein gelebt haben sollen. Eine solche Folgerung kann der gelehrteste Mediziner nur alsdann machen, wenn er einem Scheidestrich zwischen Organismen und Organismen an einer ihm beliebigen Stelle setzte. Ein Gegensatz zu jeder naturwissenschaftlichen Anschauung!

klein, und es erforderte viel Glauben und Vertrauen sie bekämpfen zu können, auch an sich selbst.

So unterblieb alle Berücksichtigung der Winogradzky'schen Untersuchungen, obgleich der bisher angenommene Grundsatz über die Entstehung alles Lebens: *omne vivum ex ovo* dadurch vollständig erschüttert war. Der andere Theil jener Arbeiten wurde mit denen von Errera und Frank zusammen als Symbiose festgehalten. Man glaubte es damit erklären zu können, dass auch die Leguminosen kleine Schwammkugeln an den Wurzeln haben, mit denen auch sie direkte Stickstoffverbindungen aufzunehmen vermögen. Zwischen bereiten, wenn auch nur durch den eigenen Tod bereiten helfen und aufnehmen, ist aber ein grosser Unterschied. Es ändert nicht das mindeste an der Unersetzlichkeit der Pilzbildung, um alles pflanzliche und tierische Leben entstehen zu lassen, dass an einer Pflanzengruppe, sogar direkt mit ihren Wurzeln verbundene eigene kleine Schwammbildungen thätig sind. Sie, die Pflanzengruppe, ist dadurch nur befähigter, einen grösseren Reichtum an Nährwerten der Menschheit zu bieten, wie dies von den Hülsenfrüchten allgemein bekannt ist. Sie liefern dadurch in ihren Schalen und Ranken eine unersetzliche Heilkraft.

Prof. Winogradzky war natürlich bestrebt, die weitere Entwicklung zu verfolgen. Hatte er die erste Zellenbildung nur in durch Wasser gelösten mineralischen Zerfallstoffen gefunden, so galt es jetzt die Frage, wie eine direkte Fortentwicklung stattfände und ob erst die Verwesung dieser Zellen den Boden zum organischen Leben vorbereiten müsse. Seine Beobachtungen sprechen für das letztere, nachdem er von völlig unfruchtbarem Boden ausgehend immer weitere Erd-Schichten untersuchte und eine ganze Skala von Nährzellen bis zum üppigsten Reichtum im Waldboden feststellen konnte. Aus diesen Untersuchungen ergab sich sowohl die Umbildung als die Wanderung der Stoffe, d. i. der Nutzen der Pilzzellen für die Pflanzenwelt, um derselben Nährwerte zuzuführen, selbst wo jene Thätigkeit auch den direkten Zweck der Fortpflanzung des eigenen Geschlechtes verfolgte. Das gilt demgemäss ebenso für jeden Grashalm, wie für die Ernährung der Waldbäume. Wichtig für die Erkenntnis ist der Umstand, dass mit der Umbildung und Wanderung der Stoffe eine Zellenthätigkeit ausgeübt wird, welche eine Art Bewegung darstellt. Nicht nur in der Verlängerung derselben im Wachstumsprozesse, wie sie sich zu fortlaufenden Fäden ausspinnen (wir kennen das ja alle aus der raschen Bildung des Schimmel), sondern im Wegdrängen solcher Stoffe, welche den Zellen hinderlich sind. Diese wesentliche Erweiterung sah so bedenklich nach einer völligen Umwälzung in der bisherigen Erkenntnis aus, dass man zuerst ohne jede Nachprüfung dagegen zu eifern begann. Erst in der allerjüngsten Zeit haben mühevollere Untersuchungen hier und dort die genialen Forschungen

bestätigt, mitunter, indem man es nur in der wenig anerkennenden Form erwähnte, dass unzweifelhaft der Organismus die Fähigkeit besitze, durch von ihm selbst hervorgebrachte Substanzen sich gegen mikroskopische Feinde zu schützen. Jedenfalls aber war damit die Thatsache in die Erkenntnis aufgenommen, weil auch andere Beobachtungen, so die von Metschnikoff über die Wanderungsfähigkeit der meisten Protoplasmakörperchen, d. h. mit Kern und Deckhaut versehener Pilze im Blute der Tiere, dafür sprachen, wie denn überhaupt die Thätigkeit der Pilze im tierischen Körper die wichtigste Rolle spielt. Höchst findig ist auch ein Verfahren, welches eine Frau, Miss Editha Claypole ausführte, um diese Untersuchungen zu bestätigen. Es gelang ihr mit besonderer Klarheit nachzuweisen, welch' grosse Bedeutung die vielen kleinen Pilze in unserem Körper für dessen Wohlergehen haben. Sie spielen, wie es scheint, die Rolle einer Gesundheitspolizei, indem sie ihnen Gefahr Bringendes wegzudrängen bemüht sind. Sie erreichen sogar durch Anklammern an die Aderwände, dass sie, dem Blutstrom entgegen, Schädliches durch die engen Maschen des Gewebes hinaus zu drängen vermögen.*)

So ist das grosse Reich der Pilze überall lebendig, von der dürftigsten Mikrobe, welche sich von mineralischen Stoffen nährt bis zu den wesentlichsten Bildnern unseres Blutes. Ja, sogar über das physische Leben hinaus in der Geistesbildung zur Fortentwicklung der Menschheit sind auch noch jene kleinen Zellen thätig, wie die exakten Beobachtungen, welche Professor Dr. Andriezen in London an unzähligen Gehirnuntersuchungen machte, beweisen.

Andriezen fand nämlich auch die bisher als einfach organische Kittmasse angesehene Zwischensubstanz des Gehirns, bestehend aus den Amöben ähnlichen, kleinen Organismen, welche nach Schleich's Anschauung die einzige Erklärungs-Möglichkeit einer durch ihre Hemmungsthatigkeit geregelten Funktion der elektrischen Spannung darbieten.

*) Miss Edith Claypole, amerikanische Aerztin, wollte nachprüfen, ob die weissen Blutkörperchen (Leucocyten) wirklich wanderungsfähig, als freie Zellen, d. h. Pilze zu betrachten sind, während sich die roten Blutkörperchen nur innerhalb ihrer Zellenwand bewegen können. Da von den ebengenannten Forschern angenommen wurde, dass krankheitsregende Pilze oder sonstige Stoffe durch die Wanderungsfähigkeit beseitigt würden, so spritzte sie Russstäubchen in die Blutader eines kleinen Fisches, dessen Kiemen mit einer dünnen, glashellen Haut bedeckt waren. Bald konnte sie beobachten, dass erst einige der Leucocyten Kohlenstäubchen umschlossen hielten. Bald nahm die Zahl der mit Russ beladenen zu, bis sich kein einziges freies Kohlenstäubchen mehr finden liess.

Nachdem nun der Fisch getötet und genau untersucht war, ergab sich, dass die betreffenden Leucocyten ausgewandert waren. Einige hatten bereits die äussere Körperhaut oder die die grossen Körperhöhlen auskleidende Schleimhaut erreicht und sich hier ihrer Last nach aussen hin entledigt.

Demnach wäre auch das geistige Leben an die antagonistische Thätigkeit kleinster Lebenswesen gebunden. Die Konsequenzen dieser Beobachtungen für die Fortentwicklung der Menschheit hat in überraschend fesselnder Weise Dr. Schleich in seiner Psychophysik des künstlichen Schlafes gezogen.*)

Aus all diesen so mühevoll gefundenen Einzel-Beobachtungen lässt sich die Totalität der grossen Aufgaben der Pilzthätigkeit im Haushalte der Natur übersehen. Aus chemischen Ursachen entstehen sie in der denkbar kleinsten Gestaltung zu allererst von allen organischen Gebilden. Trotz der erlangten Fähigkeit zur Fortentwicklung und Fortpflanzung hört die unendliche Kraft der immerwährenden Neugestaltung aus chemischen Ursachen durchaus nicht auf. Sie üben als Erstlings-Lebewesen ihr Herrscherrecht auf Erden, ihre nie endende, unermüdliche Thätigkeit im ganzen All der Erscheinungen fort und fort aus; sie liefern dem Erdboden Wärme und Nährkraft, ihn zum Hervorbringen jedes Grashalmes zu befähigen und führen erhöhte Lebensbedingungen jeder grösseren Pflanze, sei es Eiche, sei es Palme, zu. Von den denkbar kleinsten Monaden und Mikroben an, von den bisher als Urformen angenommenen Amöboiden zu den Blutkörperchen der Leukocyten, zu Bakterien und Bacillen treten sie miteinander in Verbindung und beginnen dadurch eine Wanderung der Stoffe. Ob das Miteinanderverwachsen und Vorwärtsdringen, ob das Mitwirken der dadurch entstandenen äusseren Reibung, ob dies Wirken im Nebeneinander, ob das Verschmelzen zusammengeführter Stoffe oder dies alles zusammen die ersten Lebensfunken gestaltet, jedenfalls entsteht durch Pilzthätigkeit die lebendiggewordene Kreatur, welche zur Bewegungsfähigkeit gelangt. Ja, ihre nie endende, aller Fortentwicklung zustrebende Thatkraft vollzieht schliesslich nach unendlicher Fortentwicklung auch die Anregung zur Neubildung jener Zellen, welche der Spannkraft des Geistes im menschlichen Gehirn dienen müssen. Schwer zu lösende Rätsel sind es allerdings, welche die Lebenskraft des All zu ihrer Erkenntnis uns abverlangt; wir aber haben diese Aufgabe zu bewältigen und auch die Nutzenwendungen daraus zu ziehen, welche das Gedeihen der Allgemeinheit bedingt.

Sind es schwierige Aufgaben für menschliches Wissen und Können,

*) In seiner Psychophysik des künstlichen Schlafes sagt Dr. C. L. Schleich: Die anfänglich roheste Form der Lebensäusserung, vielleicht ihre erste und letzte zugleich, die „Irritabilität“, schritt im Laufe der ungeheuerlich grossen Entwicklungsperioden im Sinne der Arbeitsteilung durch Gruppierung besonderer Zellengruppen zu den komplizirtesten der Erhaltung dienenden Formationen.

In den den geistigen Funktionen dienenden Schichten der Grosshirnrinde haben die dem geistigen Leben angepassten Zell-Individuen eine bemerkenswerte Formen-Analogie zu den Urformen des Lebens, den Amöboiden-Leibern mit einem oder mehreren Protoplasma-Fortsätzen.

so lange es sich um den Anfang alles Lebens in den für unser Auge nicht einmal wahrnehmbaren mikroskopischen Pilzbildungen handelt, so ersteht uns eine, wenn auch nicht mühelose, so doch viel leichtere Aufgabe, wenn wir uns den grösseren Gebilden zuwenden, dort den Nutzen zu prüfen. Es handelt sich bei einer derartigen Betrachtung um ein anderes Gebiet des Interesses, nämlich um die Essbarkeit grösserer Pilze. Sie sind als leicht in die Augen fallend der Menschheit von jeher für ihre Ernährung als nützlich erschienen. Unter einigen Völkern werden sie allgemein verwertet, unter anderen mit geringen Ausnahmen vollständig gemieden. Vor allem fehlt uns die Kenntnis, welche wegen der grossen Mannigfaltigkeit einige Schwierigkeiten für richtige Anwendung macht. Indess viel bequemer können wir mit ihnen prüfende Beobachtungen anstellen, und sie geben uns in vielen Dingen, so in Betreff der Untersuchungen, wie sie Professor Errera bereits an grösseren Pilzen vor neun Jahren gemacht hat, leichter zu verstehende Erklärungen. Er theilte darüber in der sechzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wiesbaden (von 18. bis 25. September 1887) folgendes mit: Er habe junge Ascomyceten (*Periza vesiculosa*) untersucht und darin Glykogen durch das ganze Gewebe verteilt gefunden. In älteren Exemplaren sei dasselbe völlig verschwunden gewesen, weil es dem Hymenium zuströme, sobald dieses sich entwickle und sich in der Ascis*) anhäufe. Bei der Fruchtreife sei es verschwunden, indess hätten die Sporen Reservestoffe aufgespeichert.“ Da finden wir also die Thatsache der Stoffwanderung, wie sie Professor Winogradzky und Metschnikoff beobachtet, sogar in grösseren Pilzen bewiesen.

Interessant an dieser Mitteilung ist auch der Umstand, dass Professor Errera das Wort „Fruchtreife“ gebraucht. Jede Wissenschaft hat ihre eigene Terminologie. Die Botanik bezeichnet mit Frucht nur, was sich aus der Blüte entwickelt hat. So lange also Pilze nur als eine Familie oder Ordnung der Klasse der Kryptogamen, d. h. einer Pflanzengruppe eingereiht sind, welche verborgene Befruchtungsorgane und keine wahren Blüten hat, so lange wäre dieses Wort im Widerspruch mit der botanischen Wissenschaft. Professor Errera befand sich, als er es gebrauchte, natürlich vollständig in der Erkenntnis, dass die so gewaltig wirkenden Kräfte, welche eine Fülle unfreier Zellen als Nährboden für jene freien zu ihrer Fortpflanzung bestimmten Zellen aneinanderreihen, eine eigene Terminologie beanspruchen können, wie sie ein eigenes Reich darstellen. Das Wort Frucht im Sinne von Pilzen gebraucht, ist dann ein ganz vorwiegend aus Eiweiss bestehendes

*) Den Schlauchbehältern, in welchen die Sporen der Ascomyceten lagern. Das Glykogen bildet hier das von Professor de Bary längst beschriebene Epiplasma.

Fleisch, welches durch seinen Reichtum an Nährsalzen und aromatischen Stoffen einen unersetzlichen Beitrag für die Ernährung von Tieren und Menschen so lange liefert, als diese Vorratskammer nicht bereits für die Bildung von Sporen erschöpft ist. Die Fruchtreife verändert den Nährwert der Pilze vollständig, was bei der Raschlebigkeit dieser ersten so gewaltig wirkenden organischen Gebilde recht wesentlich in Betracht kommt. Dieser Punkt ist bisher so gut wie garnicht berücksichtigt worden, für uns, die wir uns jenen grösseren Gruppen zuwenden wollen, welche der Ernährung dienen können, aber höchst wichtig.

Denkende Frauen hatten natürlich viel früher beobachtet, dass junge Pilze weit schmackhafter sind als ältere, aber erst neuerdings sind die Ursachen dieser Thatsache von der Wissenschaft festgestellt worden. Indes kann eine Uebertreibung unter Umständen gefährlich werden. Eben weil mit der Wanderung der Stoffe jene grösseren Pilze auch ihre Formen sehr verändern, so giebt dies für das Auge derer, die noch nicht sehen gelernt haben, leicht zu Verwechslungen Anlass. Die Farbe der Oberhaut ist bei Pilzen für die Bestimmung unwesentlich. So gut wie es rote und weisse Rosen giebt, haben wir bei vielen Pilzarten verschiedene Farben der Oberhaut. Leider wird von der Unkenntnis nur nach dieser geurteilt. Daraus ergibt sich ernste Giftgefahr bei zwei Arten der von uns zumeist genossenen Pilze. Als Champignon bezeichnen wir braunsporige und deshalb im Alter an der Hutunterseite schokoladenfarbige *Psalliota*-Arten. Als hocharomatisch zeichnen sich *P. campestris* und *P. silvatica* mit milchweisser Oberhaut aus. Ein wenig Küchen-Eitelkeit liebt es an Fricassée, Beefsteak ganz junge Champignon undurchschnitten zu benutzen. Würde man sie durchschneiden, so zeigte sich sehr bald an der alsdann sichtbaren Lamellenschicht eine rosige Färbung. Die kleinen völlig geschlossenen Pilze haben hingegen eine für Unkenntnis bedenkliche Ähnlichkeit mit jungen Exemplaren des schlimmsten aller Giftpilze, der *Amanita phalloides*. Diese ist meist zart hellgrün, mitunter braun, glücklicher Weise selten weiss. Um so leichter werden sie alsdann gerade als Champignon betrachtet, so lange sie noch ganz jung in der milchweissen Wulsthaut stecken. Würde man sie durchschneiden, müsste man die Trennung bemerken, welche zwischen den sehr kleinen Köpfchen und der von unten nach oben stehenden Wulsthaut besteht. Das geschieht aber nicht, obgleich ganze Pilze durchaus nicht leicht mit den Zähnen so vollständig zermalmt werden, wie es für die Ernährung notwendig ist. Der Pilz ist doch ein Schwamm, der in grösseren Stücken dem Magen völlig unnötige Arbeit macht. Der hohe Wert des vielen Eiweiss, der aromatischen Stoffe, der Nährsalze, die uns in den Pilzen bei richtiger Behandlung zur Verfügung ständen, können uns nur zu teil werden, sobald fleischige Pilze mit dem Wiegemesser bearbeitet, zähe oder harte über-

haupt nur als Suppen oder zur Bereitung von Saucen benützt werden. Es ist durchaus nicht blos die Unkenntnis der Arten, woraus Schädlichkeiten entstehen, wir verstehen auch nicht vernünftig zu ernten, zu transportieren, zu lagern, zu reinigen, zuzubereiten, ja nicht einmal zu essen.

Die Wissenschaft der Ernährungslehre hat sich durchaus nicht beeilt, die notwendigen Kenntnisse auf diesem Gebiete zu gewinnen, und so können wir es durchaus nicht allein den Frauen zum Vorwurf machen, dass die grösste Unvernunft vorläufig bei uns allgemein herrscht. Da aber auch der Geldbeutel recht erheblich geschädigt wird, könnte doch etwas mehr geschehen, den Übelständen abzuhelpen. Wenn der herzlich unbedeutende Acker- oder Schaf-Champignon, *Psalliota arvensis*, in allen Berliner Markthallen, mit seinen langen und schweren Stielen, seinen hellgrauen Lamellen als Einmache-Champignon recht teuer bezahlt wird, so kann das weniger unser Bedauern wachrufen, als die unglaublich hohen Summen, welche alljährlich nach Paris und Brüssel für höchst minderwertige Champignons wandern. Man glaubt nicht, welche Unmassen ein einziges Weinhaus oder Restaurant verbraucht, der grossen Festlichkeiten gar nicht zu gedenken.

Die Champignons, welche in Paris in grossen Steinbrüchen gezogen werden, sind dort nach und nach so verändert, dass sie immer weniger Fleisch und immer mehr Lamellen zeigen. Bereits hat die Pilzbotanik die getriebenen Pilze nur noch als Varietät bezeichnet. Ähnlich ist es mit den in Brüssel gezogenen, und was alles zu den Winterfestlichkeiten in den Berliner Delikatesshandlungen aus den verschiedensten Kulturen verkauft wird, ist meist eine Abstammung vom *Psarvensis*, demgemäss herzlich wenig aromatisch. Nun hat aber gerade Berlin die prächtigste Champignon-Kultur der Welt in seinem Tempelhofer Felde. Die Natur versteht das Verändern mitunter besser als der Mensch. Der trockene Sand im Verein mit verrottetem Pferdedung liefert zwar sehr kleine aber geradezu wunderbare aromatische Pilze. Es bedürfte nur eines Zusatzes schwacher Alaunlösung bei beginnender Regen-Periode, um recht erhebliche Ernten mit grossen, einzig dastehenden wertvollen Produkten zu erzielen.

Diese Pilze haben für mangelhafte Erfahrung einen Fehler. Sie wachsen im Sommer und nicht im Winter, wo die grossen Festlichkeiten täglich so ungeheure Mengen beanspruchen. Das ist aber nur so lange ein Fehler, als die Frauen nicht das Auslaugen der Champignons in gekochter (nicht gebratener) Butter verstehen. Die aromatischen Stoffe würden in der zu den Saucen zu benutzenden Butter vortrefflich hervortreten, weil alsdann nur die bedenklichen, ganzen Pilze etwas weniger Wohlgeschmack haben, als es bei frischen der Fall ist. Das grösste Unrecht, welches in der Anwendung des Champignon geschieht, liegt hingegen in

der Benutzung alter halb verfaulten Exemplare. Eifert man gegen diesen Missbrauch, so wird erwidert: So sind sie ja grade am allerbesten zu Soja! Das heisst: der pikante Geschmack des bereits im Verderben begriffenen hat noch keinen Todesfall nach sich gezogen. Deshalb werden die Zungen auf Kosten der Gesundheit solange befriedigt, als Leichtsinn und Unkenntnis ihr Unwesen fortführen dürfen. Weil wir uns nicht die Mühe geben wollen, das Vortreffliche kennen zu lernen, benutzen wir in fahrlässiger Weise nach oberflächlicher Überlieferung und lullen unser Gewissen damit ein: Es waren keine Giftpilze, sondern Champignons. Geradezu unerklärlich ist diese Fahrlässigkeit, die sich an ein paar Pilzarten genügen lässt. Wer auch nur einen einzigen Pilz aus der Familie benutzen will, muss die verschiedenen Varietäten genau zu unterscheiden wissen, sonst kennt er eben den einen auch nicht, um den es ihm zu thun ist. Halbes Wissen genügt in diesem Falle durchaus nicht, da es vielerlei Ähnliches giebt.

Unsere märkischen Heiden sind aber so reich an Pilzen, dass wir sehr viel Gelegenheit zum Lernen haben. Nicht nur Laubwälder bergen selten prächtige Arten, sondern gerade die sandigen Kiefern- und Fichtenwälder am allerreichsten in unendlicher Mannigfaltigkeit, so dass sie uns wunderbar schmackhafte Speisen liefern können. Freilich in der Nähe Berlins wurde in der Neuzeit manches reiche Ernte-Gebiet unerbittlich anderer Bestimmung geopfert. Dahin gehört die Gründung von Halensee, auf dessen Boden bis dahin der unerschöpflichste Reichtum prächtiger Arten prosperierte. Selbst die Trabrennbahn bei Westend hat uns selten wertvolles geraubt. Dort konnte man im Spätherbst, selbst noch bei schwachem Frost täglich unzählige Körbe des *Tricholoma portentosum* (grauer Ritterpilz) ernten. Die Brühe dieses angenehmen Pilzes schmeckt sehr ähnlich der von *Lactarius deliciosus*, Blutreizker, nämlich wie starke Hühnerbrühe. Andererseits haben die gesteigerten Verkehrsverbindungen das Aufsuchen weiterer Gebiete erleichtert. Die Zehlendorfer Heide bietet dicht hinter dem Bahnhof Schlachtensee, wie nach allen Seiten eine reiche Auswahl, besonders in der Richtung nach Stahnsdorf. Ebenso ist Potsdam umgeben von einem Gürtel von Waldungen mit unendlicher Mannigfaltigkeit an prächtigen Pilzen. Im Gebiete der Dahme zeichnet sich Wusterhausen mit seinem Eichenwald und die freilich nicht bequem zu erreichende Dubrow durch grossen Reichtum aus. Im Gebiete der Spree haben wir es gleich von Karlshorst an und weiter die ganze Wuhlheide, ebenso bei Friedrichshagen und Erkner, äusserst bequem zu ernten und zu transportieren und die Mannigfaltigkeit der Arten wächst mit der Entfernung von Berlin noch ganz erheblich. Durch seinen Überfluss an Helvellen (Lorcheln) vermag Zossen sich grosse Summen Geldes alle Frühjahr aus Berlin zu holen. Wer aber in der märkischen Schweiz, dem schönen Buckow je einen Herbst erleben konnte, der wird

den fabelhaften Reichtum der wunderbarsten Pilz-Arten wohl kaum vergessen können. Jedenfalls wird ein Pilzkenner, der nach Erweiterung seines Wissens strebt, gut thun, einen Herbst in Buckow zu arbeiten. Hier wird er, ob in nächster Nähe, ob in der Richtung nach Strausberg oder weiter nördlich ungemein eigenartige Pilz-Bildungen finden. *) Um Freienwalde, wie westlich von Oderberg in der Mark, am Werbner See, überrascht Üppigkeit und Mannigfaltigkeit der Arten. Doch leider führt dahin keine Verkehrsverbindung. Wenden wir uns westlich, so werden wir gut thun, sowohl von den Stationen der Stettiner- wie Nordbahn, uns auf etwas weitere Exkursionen einzurichten. Hinter Biesenthal und der Bernauer Heide liegt der Wandlitzer Forst, ein Pilz-Eldorado, welches etwas stärkere Anforderungen an unsere Kräfte stellt, wenn man auch am Liebnitz-See sich ein Asyl suchen kann. Dasselbe gilt von den westlichen Richtungen, sobald wir uns nicht am Fichtenkrug genügen lassen wollen. Haben wir Lust, die äusseren Grenzen der Mark zu durchschweifen, so finden wir freilich etwas entfernt vor Fürstenberg ein zweites Buckow noch auf märkischem Boden in Neuglobsow. **) Die bequemen Verkehrswege, wie nach der Zehlendorfer- oder Wuhlheide fehlen natürlich bei weiteren Exkursionen gänzlich. Indes steht besonders letztere in dem bösen Rufe, dass man dort nur in grösseren Gesellschaften wandern darf.

Was aber nützt uns bisher all dieser Reichtum, all die erleichterten Verbindungen, wenn unsere Unkenntnis und die daraus berechtigt hervorgehende Furcht jede Verwertung lahm legt? Wir können auch keinen Schritt weiter kommen, sobald wir nicht mit Vernunft an diese Aufgabe herantreten. Zuerst sollten wir doch fragen: Welche Pilze sehen keinem Giftpilz ähnlich? Oder, wie unterscheide ich sie? Zweitens, welche sind am leichtesten verdaulich und wie bereitet man sie zu? Statt dessen wird bisher nur darnach gefragt, was hält sich am längsten, so dass es sich lohnt, es vorrätig zu halten, bis sich ein Käufer findet, der recht viel dafür bezahlt.

Unter den wenigen Pilzen, welche wir bisher wenigstens in einigen Gegenden verzehren, ist einer, welcher sich ganz besonders durch seinen

*) Ein derartig überraschender Fund war z. B. ein bienenwabig vertieftes, unstreitig zu den Ascomyceten und Helvellaceen gehöriges, als Morchella auszeichnendes, blattförmiges Pilzgebilde. Es war 12 cm hoch, unten 6 cm breit, nach oben sich umbiegend und zuspitzend, unten 1 cm dick, mit ganz schwachem, weisslichem, kleinkörnigem Rande. Die Farbe der mit der Fruchtschicht bedeckten oberen Seite war rehfarben, die Unterseite heller, der scharf abgegrenzte Rand beider Seiten ganz hell. Da bisher die Helvellaceen stets in allen Werken nur als mützenförmig bekleidet angeführt werden, so ist die Eigenart überraschend. Indes besitze ich eine kleine glatte, scharf dreieckige Helvella, die auch jener Annahme nicht entspricht, und eine flache habe ich sogar mehrfach gefunden.

**) Poststation Menz.

Wohlgeschmack empfiehlt. Auch von dieser Art kann man sagen, dass sie eine ernste Vergiftungsgefahr mit sich bringt. Sie wird in Berlin zwar auf den Märkten feilgeboten, aber doch ziemlich selten benutzt, desto mehr in Thüringen, Schlesien, Posen, Ost- und Westpreussen. Es ist *Lactarius deliciosus*, Blutreizker. Junge Exemplare geben eine vorzügliche Speise in den mannigfachsten Formen der Zubereitung. Die Eigenart ist auch so deutlich wahrnehmbar, dass es geradezu unerklärlich ist, wie gerade dieser Pilz so häufig zu Vergiftungen Anlass geben kann. Aber leider ist es so. Sobald man ihn reinigt, muss man stets unten das erdige Ende des Stiels abschneiden, sofort tritt alsdann die Milch, ein orangenfarbiges Blut, hervor. Dieselbe Farbe haben die Lamellen auf der Hut-Unterseite, während Berührung oder Druck sie in grelles Grün verwandeln. Sogar völlig wie mit Grünspan bedeckt, erscheinen ältere Exemplare. Im Gegensatze dazu haben ähnliche schädliche Bildungen blasse, gelbe oder bräunliche Lamellen, weisse Milch und zeigen beim Druck durchaus nicht grüne, sondern bräunliche Färbungen. Das ist sehr, sehr deutlich wahrzunehmen, aber diese Unterschiede sind sämtlich noch nicht zu bemerken, solange man nur die Oberseite betrachtet, wie es bei hastigen Ernten geschieht. Der platte, ein wenig zur Vertiefung geneigte Hut sieht bei allen diesen Arten mit seinen konzentrischen, fleischfarbigen Ringen so ähnlich aus, dass man erst nach dem Umkehren des Pilzes mit Sicherheit sagen kann, was man geerntet hat. *Lactarius torminosus*, Birkenreizker, im Volksmunde auch als Schleierreizker bezeichnet, *L. pallidus*, bleicher Milchpilz, oder *L. pyrogalus*, Brennreizker, sind deshalb nicht selten aus dem Eingeernteten zu entfernen. Die letztere schmeckt so unangenehm, dass sie wohl kaum zu Vergiftungen Anlass giebt, dafür verdirbt sie bei Fahrlässigkeit manche Mahlzeit. In vielen slavischen Gegenden kocht man diese bösen Arten mit Salzwasser ab und verspeist sie nach Entfernung der Brühe, das ist bei *torminosus* und *pallidus* ganz unbedenklich.

Völlig verschieden ist der Sachverhalt, sobald Gesundheitsstörungen oder gar der Tod angeblich auf Trüffeln zurückgeführt werden. Es giebt keine einzige schädliche oder gar giftige Trüffelart. Aber sämtliche Trüffeln wachsen in der Erde, sind dadurch schwierig zu finden und in Folge der grossen Anerkennung, welche ihnen schon im Altertum zu teil wurde, nur gar zu sehr geschätzt. Als Königin unter den Pilzen wurde sie zu ganz unverhältnismässiger Preissteigerung emporgeschraubt, dass gerade aus diesem Umstande Giftgefahren entstehen, lässt sich aber beweisen. Die Menschheit hat von jeher Pilze gegessen, sogar rohe, denn Flüchtlinge und Verbannte mussten sich wohl oder übel von Beeren, Wurzeln und Pilzen nähren. Den Höhepunkt der Anerkennung erreicht der Pilzgenuss bei den Römern, trotz der aussergewöhnlichen Transport-Schwierigkeiten des heissen Klimas. Zu den lukullischen Mahlen liess

man Estafetten zum schnelleren Transport sich ablösen. Die feinen Zungen der Römer hatten herausgefunden, dass Pilze, die in Metallgefäßen gestanden, Einbusse an ihrem feinen Aroma erlitten. Sofort wurden zum Kochen der Pilze eigene Gefäße, die man *Boleti* nannte, benutzt. Ja, für die Mahlzeiten der Reichsten gab es Teller und Löffel aus Bernstein. Welch' hohen Wert man auf diesen Genuss legte, geht aus einem Ausspruch des Martial hervor. Er klagt über den Verderb der Jugend und meint dann: „Alles, die Ehren eines Senators, die Freuden der Liebe geben sie hin für ein Gericht gut zubereiteter Pilze.“ Den Vorwurf können wir unserer Jugend nicht machen. Die Arten, welche von den Römern am meisten genossen wurden, waren *Amanita Cæsarea*, Kaiserpilz, ein Verwandter unseres Fliegenpilzes,*) dann einige *Boletus*-Arten (Steinpilze), vor allem aber Trüffeln, welche in verschiedenen Teilen des römischen Reiches massenhaft gediehen. In einigen Gegenden mag man sie geradezu wegen des hohen Preises, der dafür gezahlt wurde, ausgerottet haben, (einige will der Wald doch wenigstens zur Fortpflanzung behalten), in anderen Gegenden, wo sich ein vollständiger Besitzwechsel der Bevölkerung vollzog, ist die Kenntnis verloren gegangen. Übrigens bilden im Kaukasus noch heute Trüffeln einen recht wesentlichen Teil der Ernährung, ebenso bei den Arabern.

In der neuesten Zeit ist die edelste Art, *Tuber melanosporum*, nur noch in Perégord gefunden, wodurch kolossale Geldsummen dorthin wandern. Obgleich durch die rot gerandeten Adern diese seltene Art von der gewöhnlichen schwarzen Trüffel, *Tuber nigrum*, (wie sie in Hannover noch reichlich vorkommt), sich deutlich unterscheidet, so enthalten die direkt aus Perigord kommenden Kistchen ganz vorwiegend die minderwertige Art. Da man die Trüffeln auch ungeschnitten kocht, so ist die Prüfung der ausserdem allerdings verschieden kantigen Warzen ohne Kenntnis nicht so leicht, und wo man in Scheiben geschnittene verwendet, versteht man überdies nicht das Teuere vom Minderwertigen zu unterscheiden. Man zahlt den vier- oder sechsfachen Preis für seine Unkenntnis. Noch schlimmer ist der Umstand, dass man die gar so teuer gekauften Pilze nicht gern wegwerfen will, sobald sie verdorben sind. Wenn sie anfangen weich oder fettig zu werden, sind sie nicht mehr gesund, ja entschieden schädlich.

*) In vielen Teilen Russlands verzehrt die Bevölkerung die mit Salzwasser abgekochten Fliegenschwämme, während in den asiatischen Provinzen Getränke daraus bereitet werden, die teilweise berauschend wirken. Durch die Verbindung mit Milch hat sich in einem derartigen Getränke Kefir gebildet, jener interessante Pilz, welcher sich mit lauwarmer Milch begossen, stark vermehrt und indem er bereits selbst eine Art Verdauungsprozess vollzieht, die Milch derart umwandelt, dass sie leicht verdaulich wird. Auch andere Verwandte, wie *Amanita rubescens*, Perlschwamm, und *A. pantherina* sind, frisch sofort benutzt, essbar, sobald man die Oberhaut abzieht. Sie eignen sich besonders zur Bereitung von Soja, ja fast noch besser als Champignon.

Wie oft Köche zu Gesellschaften derartige benutzen, kann man erfahren, wenn man selbst einzukaufen versucht und sieht, wie oft völlig Verdorbenes noch verkauft werden soll.

Dieser Gefahr gegenüber ist es eine weit geringere, dass es unsere vornehmen Hausfrauen, selbst die sonst vorzüglichen, mitunter lieben, bei ihren Gesellschaften getrüffelte Puten vorzusetzen und Leberspeisen als Strassburger Gänseleberpasteten gelten zu lassen, wenn sie auch aus anderer Leber hergestellt und mit einem recht bedenklichen Pilz gewürzt sind. Es sind giftige Arten, welche sich allerdings ganz gut entgiften lassen und durch ihre schwarzen Scheiben im gekochten Zustande der Trüffel ähnlich aussehen. Wenn man die notwendigen Kenntnisse hätte, wäre es ganz gut möglich, eine völlig gesunde Speise auf diese billige Weise herzustellen, aber diese Kenntnisse haben die Frauen bei uns so äusserst selten, vielleicht garnicht, und die Köche wie die Schlächter, welche uns die Trüffel-Leberwurst auf diese Weise liefern, ebensowenig. Da können ernste Gesundheitsstörungen sogar sehr häufig eintreten und bei einer ganz zufälligen Sparsamkeit sogar menschliches Leben gefährden.

Es ist der Hartbovist, *Sclerodermum vulgare*, welcher roh, in seinem Innern dunkel marineblau, gekocht schwarz erscheint. Dieser Pilz, wie seine Brüder *S. defossum*, *verrucosum* und *aerolatum* sind giftig, denn wenn man frische ältere Pilze in nicht geringer Menge mit der ersten Brühe geniesst, so tritt der Tod ein. Glücklicherweise wird die erste Brühe weder zu Puten noch zur Leberwurst mitbenutzt, und vorher getrocknet, vor dem Gebrauch deshalb ein wenig abgekocht müssen die Pilze auch werden, weil man die harten Knollen im August und September von der gelbbraunen Haut befreit, in Scheiben trocknet und zu den Winterspeisen aufbewahrt. Beim Trocknen verliert sich ein Teil der schädlichen Stoffe und beim Abkochen in Salzwasser die übrigen. Das dürfte aber nur mit voller Kenntnis einer möglichen Gefahr geschehen, denn ohnedem giebt die Sparsamkeit keine Garantie, dass die pikant schmeckende Brühe nicht hier und da anderweitig benutzt wird. Harte Pilze oder solche, welche ein festes Fleisch haben, kann man nämlich ganz gut durch Abkochen in Salzwasser entgiften. Indes wir haben so viele wohlschmeckende Pilze, warum soll uns die Eitelkeit verlocken, deshalb bedenkliches zu benutzen, weil dadurch das Auge zu dem Wahn verleitet wird, anzunehmen, man hätte uns Trüffeln vorgesetzt? Andererseits können wir sogar den Geschmack der Trüffeln mit etwas Kunst hervorrufen, indem man andere Pilze in Butter schmort, so *Lepiota procera*, Schirmpilz, und *Hydnum compactum*, fester Stachelpilz, das zähe Fleisch entfernt und in diese Butter dann die vorher in Salzwasser abgekochten Scheiben des Hartbovist weich dünstet. Es ist also ganz gut möglich, wenn man die Zubereitung wirklich als Koch-

kunst betrachtet, aus geringwertigem vorzügliches herzustellen, nur dass der Grad von Gewissenhaftigkeit, welcher dazu gehört, leider nicht Allgemeingut ist. Der Geldbeutel kommt dabei auch ernstlich in Frage, aber für diesen fühle ich gar kein Mitleid, wenn Hausfrauen, welche die Pflicht haben, die Gesundheit ihrer Familie in treuer Sorgfalt zu überwachen, so gewissenlos sind, anstatt sich die notwendigen Kenntnisse selbst zu erwerben, immer wieder die unbegreifliche Antwort geben; „Die Händler dürfen doch nichts giftiges verkaufen!“ Ja wohl, das dürfen sie; deshalb, weil es immer eine Frau Geheimrätin X und eine Frau Kommerzienrätin Y giebt, welche bereit sind, den Polizeibeamten zu versichern, dass sie diese Trüffeln seit Jahren benutzen, dieselben wären ganz unschädlich, so oft man die Marktzulässigkeit bestreitet. Alle Anzeigen haben nur ein kurzes Verbot erwirkt. Der Vorteil eitler Frauen und der Händler, welche den gänzlich wertlosen, auf allen Wegen wuchernden Pilz das Pfd. zu 1 Mk. verkaufen, geht eben Hand in Hand. Gar manche arme Frau würde ihnen gern zu 10 Pfg. das Pfd. ins Haus bringen, wenn diese und jene die unerlässliche Kenntnis hätten. Alsdann wäre auch der Verkauf unbedenklich, wie in Prag der stark giftige *Boletus luridus*, Hexenpilz, ruhig auf den Märkten verkauft wird. Die dortige Bevölkerung weiss genau, dass sie ihn erst in Salzwasser abzukochen hat. Wenn aber bei uns selbst eine gewissenhafte Hausfrau oder Köchin auf dem Markte hört, dass sie noch dazu unter dem schönen Namen „deutsche Trüffel“ viel billiger einkaufen kann und dann, wie selbstverständlich in Blechbüchsen einlegt, so würde eine Gesellschaft zweifellos ernstlich erkranken. Ausserdem verlieren in Blechbüchsen alle fein aromatischen Pilze ganz wesentlich von ihrem Wohlgeschmack, indes das verstehen sie ja ebensowenig. Trotzdem es also keine giftigen Trüffeln giebt, trotzdem jede Verwechslung ausgeschlossen ist, weil die in der Erde wachsenden Trüffeln in einem Haarnetz liegend nicht die mindeste Ähnlichkeit mit irgend welchem Giftpilz haben, trotz dessen kann man sowohl durch bereits verdorbene Trüffeln als durch bewusste Benutzung eines Giftpilzes, von dem in fahrlässiger Weise anderen ungenügende Mitteilung gemacht wurde, ernstlichen Schaden an seiner Gesundheit erleiden, ja es können sogar tödliche Folgen eintreten.

Ganz ähnlich liegt die Frage bei Benutzung der ersten Frühlingspilze, welche man in Norddeutschland allgemein Morcheln, die Kenner hingegen Lorcheln nennen. Die Helvellaceen bestehen aus wirklichen *Helvella*, *Lorchel*-, und *Morchella*-, *Morchel*-Familien. Erstere sind mit geringer Ausnahme darmartig gewunden, letztere bienenwabig vertieft. Jene braunen Frühlingspilze, welche als eine der wenigen Arten, die wir überhaupt verspeisen, doch eigentlich von uns gekannt sein sollten, sind sämtlich Lorcheln.

Obgleich es weder unter diesen noch unter den Morcheln irgend

einen Giftpilz giebt, so wird doch alljährlich in den Zeitungen bekannt gemacht, man solle sich bei dem Einkauf von Morcheln vor den giftigen Lorcheln hüten. Durch diese doppelt falsche Direktive — denn wir kaufen hier in Berlin äusserst selten frische Morcheln — entsteht dadurch, dass wir die Giftgefahr an falscher Stelle suchen, eine wirkliche. Gerade die Lorcheln enthalten, wie sämtliche chemische Analysen bestätigen, aussergewöhnlich viel phosphorsaure Salze. (In getrockneten sind es 46 bis 49 Prozent.) Soll unser Blut sich diese reiche Gabe aneignen können, so bedarf es als Ergänzung sehr vielen Fettes und stärkehaltiger Stoffe. Professor Dr. Lorinser rät zu einem Zusatz von Essig oder Zitronensäure, um die phosphorsauren Salze leichter löslich zu machen. Jedenfalls ergibt sich daraus, dass es für schwache Magen bedenklich ist, eine grössere Menge von Lorcheln zu verzehren, weil man zur Ergänzung ein Übermass an Nahrung aufnehmen muss.*) Halten wir nur fest, dass der menschliche Körper eine Maschine ist, welche Stoffe verbraucht, und nur diejenigen sich assimilieren kann,

*) Das Märchen von giftigen Lorcheln entstand infolge von Todesfällen bei Kohlenbrennern in Böhmen, welche oben in ihrer Waldeseinsamkeit sich so oft als möglich nur von Pilzen nähren. Man hatte sehr viele gekocht und nach dem Genusse von Ueberresten waren später zwei Vergiftungen eingetreten. Von der Schädlichkeit verdorbener Pilze hatte man keine Vorstellung, und so nahm der Botaniker Krombholz in sein Werk eine *Helvella suspecta* auf. Nachdem Jahr für Jahr an derselben Stelle der Wald abgesucht und niemals eine schädliche Art gefunden wurde, gab man den Irrtum auf. Doch spukt er noch in einigen Büchern

Ein neuerer Fall endete desto wundersamer. In Breslau hatte ein Mann mit der Frühlorchel (*esculenta*) hausiert und verkaufte diese bis auf einen Rest, den er, als er ihn nicht mehr los werden konnte, schliesslich selber ass. Er starb daran. Anstatt sofort anzunehmen, dass die Pilze bereits verdorben waren, versuchte Professor Ponfick Hunde mit *Helvella esculenta* so einseitig zu ernähren, dass die unglücklichen Geschöpfe an Nierenentzündung schwer erkrankten und schliesslich starben.

Nun wurden lange Abhandlungen in gelehrten Werken mit der Behauptung veröffentlicht, diese Lorchel sei giftig, die Frauen hätten die Menschheit nur durch ihre Reinlichkeit gerettet, diese Pilze stets abzukochen. Das hatte der Professor aus einem Kochbuch entnommen, wo für die Benutzung zu Fricassée die Befreiung von Sand gelehrt war. Sonst verspeist man sehr gern die Brühe, indes entsteht aus diesen falschen Lehren eine wirkliche Giftgefahr. Da die Allgemeinheit mit der unbilligen Forderung an alle Pilze herantritt, sie sollen sich ebenso leicht wie Kartoffeln von Hafer unterscheiden lassen, so hat irgend ein Leichtsinziger das Märchen erfunden, ein silberner Löffel und eine Zwiebel würden in Giftpilze gelegt schwarz. Das Gegenteil wäre schon eher richtig, da viele der wertvollsten Pilze so *Boletus bovinus* den Löffel anlaufen lassen, während eigentlich nur ein Giftpilz, *Boletus luridus****) so viel Schwefel enthält, dass er zu diesem Märchen den Vorwand abgeben konnte. Gerade unter den sich schwärzenden Pilzen sind die leicht verdaulichsten und diejenigen, welche nervenstärkende Wirkungen zeigen. Nächst ihnen sind diejenigen, welche beim Durchbrechen grün auslaufen, sehr zu empfehlen, trotzdem sie sich bisher der gründlichsten Verleumdung erfreuen.

**) Unterscheidet sich nicht von *Boletus Satanas*, an dem Horaz wohl nur deshalb erkrankte, weil die erste Brühe nicht entfernt war.

von denen bereits durch den Verbrauch ein Mangel eingetreten ist. Jede Vorrats-Aufspeicherung ist zweifellos schädlich, aber ganz besonders eine einseitige von phosphorsauren Salzen, wenn diese auch in der That noch so wichtig für unsere Körper sind. Man hält eben leider noch immer fast allgemein nur das Eiweiss für den eigentlichen Nährwert; das aber ist ein grosser Irrtum. Der menschliche Körper braucht als Ergänzung in allererster Linie anorganische Stoffe, d. h. Luft, Wasser und Nährsalze, indes sind letztere erst assimilierbar, sobald sie im Leben der Pflanze für ihn vorbereitet wurden. Nur in den Pflanzen finden wir Stärke und Zucker, während die Fette, welche uns vorwiegend in den Früchten geliefert werden, ja auch in der so stark eiweisshaltigen Fleischnahrung enthalten sind. Von den Kohlehydraten, d. h. Stärke, Zucker und Fett, braucht der menschliche Körper 4 bis 5 mal so viel als von Eiweiss, welches fälschlicherweise bisher ganz allein*) als Nährwert angenommen wurde. Ausser Stärke, Zucker, Fett und Eiweiss braucht der menschliche Körper aber auch aromatische Stoffe. Letztere sind vorläufig noch viel zu gering geachtet, sonst würden wir die hohe Bedeutung des Obstes für unsere Gesundheit besser berücksichtigen und selbst die Nährwerte, welche wir durch Auslaugung von Obstschalen gewinnen können, zu benutzen verstehen. Auch die Bedeutung der Stärke ist unbegreiflicherweise sehr verkannt worden, vielleicht gerade deshalb, weil wir diese in Brot und Kartoffeln am billigsten haben können.

Wer vom Wesen der Ernährung nichts versteht, könnte daraus sogar einen grossen Mangel der Pilze als Nahrung folgern, denn sie enthalten nämlich gar keine Stärke. Aber weshalb folgert man denn, dass alles an Nährwert uns bereits von der Natur richtig zusammengesetzt geliefert werden soll? Sie hat es uns nicht nur überlassen, sondern uns direkt gezwungen, ihr Mitarbeiter zu werden, unsere Vernunft bei der Zubereitung unserer Speisen zu gebrauchen. Deshalb liefert sie uns nur eine einzige, für die erste Kindheit genügende Mischung „die Milch“ bereits fertig zubereitet. Diese kann deshalb für die Ernährung arbeitender Menschen nicht genügen, weil grosse Anstrengung an Muskel- oder Geisteskraft ganz anderen Kräfte-Ersatz braucht, als ein kleines Kind zum ersten Aufbau des Körpers.

Daraus, dass Pilze keine Stärke enthalten, haben wir also zu folgern, dass wir sie nur im Verein mit Kartoffeln, Brot, Reis oder Mais geniessen sollen. Sie enthalten hingegen die kostbarsten Nährwerte, mineralische Salze und Eiweiss in so hohem Uebermass, dass sie uns nur in geringen Mengen dienlich sind. Mitunter ist es aber ein so hartes Eiweiss, an welches die wertvollen Nährsalze und aromatischen

*) Erst neuerdings haben Chemie und Physiologie, letztere durch Professor Voit in München, diese allerwichtigsten Grundlagen der menschlichen Ernährung wissenschaftlicher Prüfung entzogen.

Stoffe gebunden sind, dass wir gut thun würden, den kräftigen Extrakt, welcher einen viel besseren Fleischextrakt bildet als die von uns aus Fleisch hergestellten, nur zur Bereitung von Suppen und Saucen zu verwenden. Am allerselbstverständlichsten erscheint es aber doch eigentlich, dass Pilzarten, welche so vorwiegend aus Falten ihrer dicken Haut, wie die Lorcheln bestehen, nur nach Bearbeitung mit dem Wiegemesser von uns zu Speisen benutzt werden sollten. Es ist wirklich schädlich, ganze Lorcheln zum Garnieren von Frikassee zu benutzen; denn man hat selten die Geduld, sie mit den Zähnen wirklich zu zermalmen. Pilze sind Schwämme, welche dem Magen mehr Widerstand leisten, als bei den gegenwärtigen Gebissen der Mehrheit gut ist. Wir haben ja andere leicht verdauliche Arten, so den *Paxillus involutus* Krämpling, oder die hier in so schönen Exemplaren vertretenen *Fistulina hepatica*, Leberschwamm. Der erstgenannte wird schon in einer Minute gar und sehr gut vertragen. Leider fragen wir aber weder darnach bei dem, was wir geniessen, noch darnach, ob auch keine Aehnlichkeit mit einem Giftpilze ist, denn sonst würden wir die Clavariaceen speisen. *Sparassis crispa*, Glucke, Strunckschwamm, im Volksmunde Ziegenbart genannt, wie *Clavaria flava*, gelbe Bärenatze, oder die *Clavaria botrytis*, Trauben-Bärenatze, mit ihren blumenkohlähnlichen Köpfen bieten zu keiner Verwechslung Anlass. Hingegen fragen wir ganz allein nach einer anderen Eigenschaft, nämlich nach der, ob sich ein Pilz auch recht lange von einem Markt zum andern schleppen lässt, damit man es riskieren kann, völlig unverhältnismässig hohe Preise dafür zu fordern: Diese gefährlich bequeme Eigenschaft besitzen sämtliche *Helvella*-Arten im höchsten Grade, sobald man sich die Mühe giebt, sie über Nacht auszubreiten. Das thut man aber nicht einmal.

Die Neigung, Geld zu verdienen, kann der Verlockung nicht widerstehen, Missbrauch mit der guten Eigenschaft zu treiben. Es werden so enorme Preise für die so massenhaft wachsenden Pilze gefordert, dass der bescheidene Etat der Mehrzahl auf den Genuss derselben verzichten muss. Da wird denn von Tag zu Tag probiert, ob sich trotz dem Käufer finden, bis die Lorcheln ganz fettig, glasig, ja völlig faul sind. Da müssen freilich Erkrankungen eintreten, denn es fehlt nicht viel, so verwandeln sie sich in Leichengift und dann ist die Zerstörung des Lebens unausbleiblich. Ehe es so weit kommt, versucht man es wohl meist mit dem Trocknen der Pilze. Wären es junge Exemplare schädlicher Art, so würden die bedenklichen Stoffe sich wesentlich verflüchtigen. Fäulnis hingegen bildet bei diesen so intensiven Nährwerten auch getrocknet schädliche Wirkungen, je nach dem Grade des Verderbens bis direkt zum Leichengift.

Aus demselben Grunde sind die Gefahren im Genuss des mit Recht so sehr beliebten, fein aromatischen Steinpilzes, *Boletus edulis*, äusserst

gering. Die Natur hat hier der Unvernunft der Menschen Grenzen gesetzt. Sobald der Fäulnisprozess beginnt, verwandelt sich das sonst so schmackhafte Fleisch in Leben, und die gleich massenhaft auftretenden Maden-Kolonien verhindern jede Möglichkeit sich durch Leichengift zu gefährden. Doch halt! Der angenehme Geschmack und die Thatsache, dass diese prächtigen Pilze sich nicht so lange wie Trüffeln und Lorcheln ohne direkt ekelhafte Merkmale des Verderbens teurer, als es eigentlich zu verantworten, verwerten lassen, hat sonderbare Schwärmer zu einem merkwürdigen Ausweg veranlasst: Sie hatten beobachtet, dass, in Salzwasser gelegt, die Maden sich sofort aus dem Fleisch entfernen und gaben öffentlich — man konnte es in vielen Zeitungen finden — den guten Rat, die Steinpilze so zu behandeln! Appetitlich ist nun gerade dieser Rat nicht, denn die gesamte junge Brut, welche noch nicht zur Beweglichkeit gelangt ist, wird mit verspeist. Da hilft also nicht einmal die allergrösste Deutlichkeit der Natur, uns zu zeigen, wann etwas schädlich ist.

Auch die Verwechslungsgefahren mit schädlichen oder bitteren Arten sind im Verkauf ziemlich gering, denn die Sammler wissen alle, das besondere Härte, dicker Stiel und helle, sich ins grünliche entwickelnde Röhrchenschicht Merkmale von *Boletus edulis* sind. Wohl findet man einige ebenso unschädliche Arten in den Marktkörben, indess wohl kaum (wenigstens bei uns nicht) eine jener mit roter oder blassrosa Röhrchenschicht zu meidenden *Boletus*-Arten. Haben diese grellrote Röhrchen, so sind sie schädlich und dürfen nur nach Abkochen in Salzwasser genossen werden. Ganz blassrosa Röhrchen hat der gallenbittere *B. felleus*, Gallenpilz, und schon mancher Anfänger im Pilzesammeln hat sich damit ein Gericht verdorben. Hier ist also vor allem zu lernen, dass wir eine ganze Zahl äusserst schmackhafter *Boletus*-Arten, so den in Oesterreich sehr beliebten Kapuzinerschwamm, *B. scaber*, oder Nusspilz, Maronenschwamm, *B. badius**), ohne jede Gefahr benutzen könnten, es aber vorläufig nicht thun.

Wieder anders liegt es bei dem Verspeisen des kleinen Pfifferlings, Gelblings, *Cantharellus cibarius*. Er ist das Ideal der Verkäufer. Sie können ihn noch so lange, noch so unvernünftig zugedeckt in Körben, sogar bei heisser Witterung, umherstehen lassen, man betrachtet ihn auch dann noch immer als verkaufsfähig. Er wird wie Lorcheln und Trüffeln garnicht madig, und, wenn er schon dunkelt und feucht-ölig, deutlich verraten könnte, dass er schädlich geworden, sieht ihm das kaufende Publikum dies noch immer nicht an. Da er im trockensten Sande schon im Juni, also zu einer Zeit, wo junge Gemüse noch teuer sind, massenhaft gedeiht, deshalb sehr billig eingekauft werden kann,

*) Dieser läuft grün an beim Durchbrechen

so wird er von der Mehrzahl trotz seiner Härte, seines eigentlich doch nicht einmal angenehmen Geschmacks sehr viel verzehrt.

Er ist aber einer der aller schwer verdaulichsten Pilze, dürfte nie anders als durch das Wiegemesser zerkleinert zubereitet werden, und schwache Magen dürften garnicht das Fleisch, nur Brühe davon geniessen. Natürlich nicht etwa solche von halb verfaulten Pilzen, denn diese ist Gift selbst für Gesunde. Hingegen giebt es kaum eine Gefahr durch Verwechslung mit schädlichen Arten. Wohl gedeihen eine ganze Anzahl gelber Pilzchen, die man im Verdacht hatte, indes alle Arten, die in Frage kommen könnten, habe ich verspeist und sie unschädlich gefunden, sogar einen, der in den pilzbotanischen Werken noch nicht einmal Aufnahme gefunden hat. Trotzdem er ein Hydnum, also ein Stachelpilz ist, hat gerade er die grösste Aehnlichkeit mit *Cantharellus cibarius*. Wir können ihn aber getrost ebenso wie diesen benutzen.

Weil der Pfefferling recht billig ist, finden sich leichter Käufer, ehe er in grösseren Mengen verdirbt, indes sollen trotzdem auch hier und da Erkrankungen vorgekommen sein. Dann ist aber stets Fahrlässigkeit schuld gewesen. Wenn wir durch verdorbene Leber oder Fette erkranken, kann man nicht gut die Leber als an und für sich giftig anklagen, aber die Pilze kann man verleumden, weil es einige schädliche giebt.

Es klingt komisch, wenn slavische Frauen behaupten: „Giftpilze!“ Unsinn! Die Deutschen machen die Pilze giftig, aber etwas Wahres ist daran und auf diesem Gebiete könnten die vorzüglichsten deutschen Hausfrauen sehr viel von ihren slavischen Schwestern lernen. Diese sticken ihren Gatten freilich keine Kissen und Schlummerrollen ja nicht einmal den Pantoffel, aber sie putzen ihre Pilze selber, sortieren und bestimmen, was sofort verzehrt, was getrocknet, was in Essig eingelegt werden soll und ziehen mit Gross und Klein schaarenweis in die Wälder, selber ihre Pilze einzusammeln. Ihre Einteilung ist auch viel deutlicher als unsere mit dem Schreckgespenst „giftig“. Sie sagen Suppenpilze, d. h. solche, von denen sie entweder nur die Brühe zu Suppen und Saucen, oder mit derselben den ganzen Pilz verzehren. Dann Fleischpilze, das sind diejenigen, welche sie erst in Salzwasser abkochen und nur das Fleisch verzehren, dann Dörripilze, zu welchem Zweck sie dann (ausser einigen bitteren unangenehm schmeckenden oder den wenigen Giftpilzen) so ziemlich alles nehmen.

An dieser Einteilung könnte man freilich noch einiges verbessern, indem man sagte: 1) Stark aromatische Pilze, d. h. solche, deren Fleisch zu hart oder lederzäh, nur die Benutzung zu Saucen und Suppen empfiehlt, in deren Brühe man auch wieder schmackhafte, oder in Salzwasser vorher abgewellte weich dünstet, 2) fein aromatische, die man ganz und gar verspeist, wie Steinpilze und Champignons, 3) fleischige,

die man vorher abkochen muss, 4) von unbedeutendem Geschmack, die man dörirt und vermischt im Winter sauersüss zubereitet, 5) unbrauchbare, die schädlich, giftig oder von unangenehmem Geschmacke sind. Arbeit und Mühe macht freilich die gewissenhafte Benutzung der Pilze für unsere Ernährung, indes versteht es sich doch eigentlich von selbst, dass wir entweder gar keine Pilze verspeisen dürfen, oder uns erst die Mühe geben müssen, die notwendigen Kenntnisse dazu zu erwerben. Die deutsche Frau ist ja eigentlich so gern stolz auf ihre hauswirthschaftlichen Tugenden und manche, vielleicht jetzt schon eine Mehrheit, strebt auf allen Gebieten nach Erweiterung des Wissens und Könnens.*) Indes meine ich, sollte die Erweiterung zu allererst auf dem Gebiete der Gesundheits- und Ernährungslehre liegen, das müsste sich doch jedes Ehrgefühl sagen. Wenigstens weiss ich, dass es Ehrgefühl war, als ich dachte, es sei doch nicht richtig, dass wir uns auf polnische Bauerkinder verlassen müssten, welche Pilze wir essen sollen, und mir deshalb das erste Pilzbuch kaufte. Das sind jetzt gerade fünfzig Jahre her. Hatte ich doch schon vorher Eigentümlichkeiten beobachtet, die in mir Zweifel über die angegebenen Lehren erregten. So hatte ich beobachtet, dass die Fliegen schliesslich nicht mehr starben, wenn man neue Milch auf die für sie hingestellten Fliegenpilze goss. Daraus folgte ich, dass es kein wirkliches Gift oder doch nur ungemein flüchtiges sein könne und machte den Versuch, derartige Pilze zu verspeisen. Nachdem ich erst die Oberhaut abgezogen, die kleinen Stückchen des Fleisches mit kochender Milch abgebrüht, diese den Fliegen hingesezt und nach nochmaligem Abgiessen mit kochendem Wasser sie dann in Butter gedünstet hatte, habe ich sie ohne jeden Nachteil verzehrt und später die Beobachtung gemacht, dass sich die Schädlichkeit eben so durch Abkochen in Salzwasser entfernen lässt. Der Kochtopf ist auch eine chemische Retorte, und gerade Pilze geben bei der Zubereitung soviel zu Beobachtungen Anlass, dass denkende Frauen sich auch der Wissenschaft damit nützlich machen können.

Vor allem müsste uns aber ein Pflichtenbegriff leiten. Die Be-

*) Leicht hat man es den Frauen nicht gemacht, denn es wäre wirklich nicht notwendig, dass noch immer Vergiftungen vorkämen. In Oesterreich hat die Regierung wenigstens schon vor langen Jahren auf ihre Kosten das Dr. Loriner'sche Werk für die Volksschulen anfertigen lassen, und es hätte bei uns früher nur zwölf Unterrichts-Stunden zu beliebiger Zeit des Jahres und sechs Tagesexkursionen während der Michaelisferien bedurft, um den Volksschullehrern soviel Kenntnisse zu vermitteln, dass jede Giftgefahr für sie und ihre Schüler ausgeschlossen war, aber es ist auf diesem Gebiete bei uns alles unterblieben, was ganz besonders für die Armut unersetzlich nützlich hätte werden müssen. Der Einzelne kann doch nur in sehr beschränktem Masse durchführen und was von der Mehrheit nicht angenommen wird, geht unbenutzt wieder verloren, wenn es mit noch so viel Mühe erworben war.

völkerung nimmt immer mehr zu, die Ernährung wird immer schwieriger. Bessere Lebensmittel sind teuer, und so leben die Aermsten mehr als gesundheitswidrig. Brot und Kartoffeln, oft nicht einmal in genügender Menge, zehrender Cichorientrank ist für viele nicht selten die einzige Nahrung. Sie haben bisher weder Zeit noch Gelegenheit, sich die notwendigen Kenntnisse zu erwerben und das wird, wenn nichts in dieser Beziehung für sie geschieht, auch so lange dauern, bis diese Kenntnisse Allgemeingut geworden sind. Damit sie es werden können, bedarf es der Mitarbeiterschaft vieler, sonst sind wir mitschuldig, wenn die Not die Aermsten veranlasst, schädliches zu verspeisen und nützlich aus unbegründeter Furcht zu entbehren. Dass ein hoher Nährwert mit dem so massenweis unbenutzt in unseren Wäldern verderbenden Pilze verloren geht, kann uns die Kraft der slavischen Bevölkerung lehren, welche sich vorwiegend damit ernährt. Diejenigen, welche nur zweimal im Jahre, an den beiden höchsten Feiertagen, Fleisch verzehren, aber weil in Waldgegenden, wenn nicht mehr frische, so doch getrocknete Pilze fast täglich geniessen, spotten der anderen, denen dieses wertvolle Nahrungsmittel vorenthalten wird. Ein Vegetarismus ohne Pilznahrung könnte eher Bedenken erregen, aber ausreichend vor allem Obst und Gemüse, dann Brot, doch ruhig auch Kartoffeln, indes womöglich auch Maisgries, aber mit Pilzsaucen und Suppen, solche Nahrung giebt nicht nur physische, sondern auch geistige Kräfte. Davon kann ich aus Erfahrung mitsprechen, wenn ich noch so lange in dieser Weise ohne Fleisch gelebt (im Herbst in den Wäldern hatte ich gar keine andere Nahrung), aber dümmer bin ich dabei nicht geworden.

Wenn man aber grössere Mühe und Arbeit als Grund für die Nichtbenutzung gelten lassen will, so ist es doch merkwürdig, dass gerade wir Deutsche und besonders in den westlichen Provinzen hinter anderen Nationen inbetreff der Verwertung der Pilze so weit zurückstehen. Die Ausnahme, dass nur die besitzenden Klassen Trüffeln und Champignon verzehren und nicht einmal vernünftig verzehren, während so viele schmackhafte hohe Nährwerte von vielen hunderten Arten essbarer Pilze unbenutzt in den Wäldern verderben, spottet doch eigentlich unserer Kulturstufe und mahnt dringend zur Abhilfe. Da es sich aber nur um Vorurteile und Bequemlichkeit handelt, so kann jeder mehr oder weniger durch Wort und That, durch Urtheile und Interesse dazu beitragen, dass wir die Gaben der Natur zum Nutzen der Allgemeinheit besser kennen lernen und sie zu verwerten uns befleissigen.

Kleine Mitteilungen.

*18
314
386*

Nachlese zum Weihnachtsbaum. (Vergl. die Vorgänge im Monatsblatt Jahrg. V. S. 314.)

I. Eine aus dem Jahre 1737 stammende juristische Habilitationsschrift der Universität Wittenberg enthält eine auf den Weihnachtsbaum bezügliche Nachricht.

II. Auch Goethe hat den Weihnachtsbaum gekannt, wie er ihn auch wohl zuerst in die grosse Litteratur und zwar in den 1774 zuerst in Leipzig erschienenen „Leiden des jungen Werther“, (Ausgabe J. G. Cotta. Goethes sämtliche Werke, 1856, Bd. XIV, S. 126) eingeführt hat:

„Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einem die unerwartete Öffnung der Thür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslöchern, Zuckerwerk und Äpfeln in paradiesische Entzückung setzte.“

III. Seit 1807 aber finden wir den Weihnachtsbaum nach Angabe des Archivrat Dr. Distel in Dresden auf dem Dresdener Weihnachtsmarkt.

Hermann Seide.

IV. Jean Paul Friedrich Richter (geb. 1763 zu Wunsiedel im Baireuthischen, † zu Baireuth 1825) schreibt in dem „Meine Christnacht“ betitelten Aufsatz: „Um den Turm flogen die heiligen Töne des Christmorgens — und in einigen der nächsten Häuser waren schon die Frucht- und Zuckerbäume angezündet, und die von der Musik zu bald geweckten Kinder hüpfen um die brennenden Zweige und um das versilberte Obst.“ Also Bescheerung am Morgen des 1. Weihnachtsfeiertages, anscheinend mit Christ- oder Weihnachtsbäumen, obwohl diese Bezeichnung nicht gebraucht wird.

E. Friedel.

V. Fuchsschwanzblüte als Weihnachtsschmuck. In des alten Lenz Botanik findet sich folgende Notiz:

Amaranteen:

1. Deutscher Amarant.
2. Celosia (Hahnenkamm).

„Die Pracht der Farbe der Celosia (amarantus) haben wir in Kleidungsstoffen noch nicht erreichen können. — Am schönsten ist die Alexandrinische Sorte. Man schneidet die Blütenähre ab, bewahrt sie auf, befeuchtet sie zur Zeit, wo alle Blumen fehlen; sie lebt dann wieder auf und liefert Winterkränze.“

Die Fuchsschwanzblüte wurde vermutlich auch wegen dieser symbolisch deutbaren Lebensfähigkeit in der Zeit, wo alles pflanzliche Leben erloschen erscheint, als Schmuck verwendet. Vergl. Schleiermachers Angaben darüber Monatsbl. V. S. 331. E. Friedel.

VI. Weihnachtsgräberschmuck. Wie ich ebendasselbst S. 386 angegeben habe, pflegen in Berlin seit einigen Jahren zur Weihnachtszeit die Gräber auf den Kirchhöfen von den Hinterbliebenen mit

Christbäumen und anderem Weihnachtsschmuck pietätvoll ausgestattet zu werden. Auf dem alten Sophienkirchhofe zu Berlin bemerkte am 28. Dezember 1895 ein Arbeiter eine fein gekleidete Dame, die von einzelnen Gräbern derartige Schmuckgegenstände wegnahm und in eine unter dem Mantel getragene Handtasche that. Er machte den Kirchhofsinspektor darauf aufmerksam, und als dieser die Dame in seine Amtsräume nötigte, wurden aus dieser Tasche ein kleines Muttergottesbild, ein Jesusbild, ein künstliches Christbäumchen, zwei Engelsbilder und eine Glaskugelkette ans Tageslicht gebracht. Die Ertappte musste jeden Gegenstand wieder auf das betreffende Grab legen und bat nur, ihr zu verzeihen und sie nicht unglücklich machen. Die betreffenden Gegenstände waren ziemlich wertlos. Die Angeklagte versicherte im Termin am 14. März 1896 unter Thränen, dass, da sie selbst keine Kinder habe, sie lediglich die Absicht verfolgt habe, mit jenen unbedeutenden Gegenständen armen Kindern in ihrem Hause eine nachträgliche Weihnachtsfreude zu bereiten. Ihre Vorakten ergaben, dass sie schon zweimal wegen kleiner Gelegenheitsdiebstähle vorbestraft ist. Der Gerichtshof verhängte über die Angeklagte die niedrigste Strafe von drei Monaten Gefängnis.

In weihnachtlicher und sittengeschichtlicher Beziehung ist dieser Vorfall nicht ohne Interesse. E. Friedel.

Die Letzlinger Heide, das grösste märkische Jagdrevier, wird infolge Erniedrigung des Grundwasserstandes immer trockener, infolgedessen stirbt der Laubwald ab und ersetzt sich durch Kiefernforst. Es wird jetzt — bei der Seltenheit von geschlossenen Lindenbeständen in unserer Gegend, muss man hinzufügen: leider — ein etwa 400 ha grosser Lindenwald im südlichen Teil der Heide abgetrieben. Dafür aber, dass er nicht völlig ausgerottet werde, sorgen die aus den abgehauenen Stämmen emporschiessenden Lohden. Untermischt sind die Linden mit einzelnen knorrigen Weissbuchen, starken Eichen, graurindigen Espen und weithin leuchtenden Birken. Die Rotbuche fehlt überhaupt der Heide fast ganz. Die Ausdehnung des zum grossen Teil zum Kreis Gardelegen gehörigen Waldes beträgt von S. nach N. etwa 25 km, die von O. nach W. etwas mehr. Dem preuss. Forstfiskus gehören hiervon 28 677 ha.

Fliessende Gewässer und Seen fehlen; in der Nähe östlich fliesst der Tanger-Bach, nördlich durch Gardelegen der Lause-Bach. Das Revier Burgstall beim Dorf gleichen Namens ist hügelig, bis 139 m. Die kleinen Wassertümpel (Sölle), welche zahlreich verbreitet sind, schrumpfen immer mehr ein. Grosse Geschiebeblöcke als Zeichen der Vergletscherung sind nicht selten. Das Hauptwild ist der Damhirsch (ca. 7000 Stück), von dem 1713 aus dem Potsdamer Wildpark 200 Stück eingeführt wurden. An Rotwild mögen 500 Stück im Gatter sein. Der Edelhirsch leidet durch die Verschlechterung der Aesung und durch die Inzucht. Die Hirsche setzen nur noch schwache Geweihe auf, setzen auch in der Zahl der Enden zurück.

Man sieht auch Büffelhirsche, d. h. solche, die an Stelle des Geweihes nur knopfartige Bildungen oder überhaupt nichts auf dem Rosenstock besitzen. Die ausserhalb des Gatters stehenden Hirsche, namentlich die im Bezirk der Oberförsterei Burgstall und am Landsberg haben dagegen alles, was den eingezäunten fehlt; sie sind auch durchweg schwerer und stärker. Dasselbe gilt von den Wildschweinen. Im Gatter leben etwa 500 Stück. Im Winter müssen sie gleich den Hirschen gefüttert werden. Das Vogelleben ist nicht reich: Falken, Habichte, Bussarde nisten, gelegentlich wird der Seeadler beobachtet. In der Gegend von Dolle ist ein grosser, hunderte von Nestern zeigender Reiher-Stand.

Die Hohenzollern haben seit Anfang ihrer Herrschaft hier der Jagd obgelegen. 1843 befahl Friedrich Wilhelm IV. den Ausbau des alten Schlosses. Der Neubau hat 3 Stockwerke mit Zinnen und hohem Treppenbau. In dem mit Jagdtrophäen geschmückten Esssaal befindet sich der aus einem Rothirschende gefertigte Vexirbecher, den Ref. weiter unten beschrieben. Der viereckige Hof ist mit hohen zinnengekrönten Mauern, vier Ecktürmen und einem breiten Graben umschlossen, über den eine Brücke durch einen Thorturm führt. (Nach einem Aufsatz von Dr. A. Mertens in „Aus allen Weltteilen“, 28. Jahrg., Berlin 1896, S 194–198.) E. Fr.

Märkischer Jäger-Humor. Bei den Hofjagden in Letzlingen nahe Gardelegen in der Altmark, ferner in Hubertusstock pp. gelangt ab und zu ein alter Trinkbecher, der für gewöhnlich in dem Kaiserzimmer des Jagd-schlosses Letzlingen aufbewahrt wird, zur Verwendung. Er stammt vom König Friedrich Wilhelm III. her und besteht aus dem Geweihstangen-Ende eines starken Hirsches, dessen Geweih-Krone ausgehöhlt ist, um darin einen silbernen Becher, der etwa eine halbe Flasche Champagner aufnehmen kann, festzuhalten. Der Rand dieses Bechers befindet sich zwischen der Gabel des Geweihes und nur dadurch, dass man das Gesicht zwischen diese Gabel klemmt, wird es möglich, aus dem Becher zu trinken. Wer einen dicken Kopf hat oder sonst ungeschickt ist, begiesst sich beim Trinken. Dieser Becher wird nun bei der Jagdtafel regelmässig den jüngsten Jagdgästen des Kaisers überreicht, welche sich vor dem Monarchen hinstellen und unter Aufmerksamkeit der Jagdgesellschaft den Becher auf das Wohl der Kaiserin leeren müssen. Geschieht dies, ohne dass etwas von dem Wein vorbeiläuft, so wird dies von dem Kaiser und seinen Gefährten rühmend anerkannt, im andern Falle werden die ungeschickten Trinker — und dies sind bei der abnormen Form des Bechers die meisten Jagdgäste — ausgelacht. Auf diesen lustigen Zweck bezieht sich auch die Inschrift, die auf einer silbernen Platte an dem Geweihbecher angebracht ist: Sie lautet wörtlich: „Von Sr. Majestät dem König an Ihre Majestät die Königin. Mit der Bitte, gnädigst gestatten zu wollen, dass dieser problematische Becher bei den grossen Jagdpartien (in der Grimnitz, Letzlingen, der Potsdamer Gegend) in Ihrer Majestät Namen den Jagdjüngsten vorgesetzt werde, um auf Ihrer Majestät Gesundheit zu trinken, ohne sich zu besabbern. Fritz.“ (Vgl. hierzu oben meinen Bericht über die Letzlinger Heide.) E. Fr.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

16. (9. ausserordl.) Versammlung des V. Vereins- jahres.

Sonntag, den 14. Februar 1897, mittags 12 Uhr,

Besichtigung des Königlichen Museums für Bergbau und
Hüttenwesen, Invalidenstrasse No. 44.

Zur festgesetzten Zeit hatten sich etwa 80 Personen im grossen Saale der Bergakademie versammelt.

Der 2. Vorsitzende, Herr Geheimer Regierungs-Rat Friedel wies mit einigen einleitenden Worten auf die wichtige Rolle hin, welche der Boden und seine Schätze unter den heimatkundlichen Faktoren spielen.

Darauf ergriff der Direktor der Geologischen Landesanstalt und Bergakademie Herr Geheimer Ober-Bergrat Dr. Hauchecorne das Wort und führte folgendes aus. Die Sammlung hat einen doppelten Zweck, einmal soll sie einen Überblick gewähren über die Mannigfaltigkeit und den Reichtum der von dem preussischen Bergbau gelieferten Erzeugnisse und zwar vom Rohstoff an bis zur letzten praktischen bzw. künstlerischen Gestaltung, sodann aber soll sie auch zeigen, welche wissenschaftlichen und technischen Gesetze im Betriebe zur Anwendung kommen.

Das Museum ist im wesentlichen auf Preussen beschränkt, und die Sammlung ist in erster Linie Lehrsammlung für die Studierenden des Bergfaches. Da sie aber jeden Tag geöffnet ist, so bietet sie auch einem grösseren Publikum mannigfache Anregung.

Die Stelle, an welcher das Museum sich erhebt, ist schon lange Zeit hindurch für unser Vaterland von Bedeutung gewesen. Hier stand bis zum Jahre 1872 die Königliche Eisengiesserei. Dieselbe war zuerst eine Geschossgiesserei, wurde unter Friedrich dem Grossen eine Säbelschleiferei und lieferte in ihrer letzten Zeit Nähmaschinen und Teile für Pianofortes. Sie wurde in dem genannten Jahre ausser Benutzung gesetzt, und man begann im Jahre 1874 mit dem Bau des heutigen Museums, das 1878 bezogen wurde.

Beim Betreten des Lichtsaales fällt dem Beschauer zuerst die hohe Pyramide aus gelben Würfeln auf. Die einzelnen Würfeln stellen den durchschnittlichen Jahresertrag der gesamten preussischen Bergwerks-

erzeugnisse dar, ausgedrückt in Gold. Der oberste, kleinste Würfel repräsentiert den jährlichen Durchschnitt der Jahre 1835–44 im Werte von 20 700 000 Mk., der mittlere denjenigen der Jahre 1845–54 im Werte von 37 580 000 Mk. und der unterste den der Jahre 1855–64 im Werte von 90 000 000 Mk. Man muss hierbei beachten, dass ein Kubikdezimeter Gold 45 000 Mk. kostet. Im Jahre 1865 betrug der Wert der Produktion 144 Mill. Mk. und heute beläuft sich derselbe auf 600 Mill. Mk. Von diesen 600 Mill. kommen 86 % auf die Brennmaterialien, 3 % auf die Salze und 11 % auf die Erze. Es sind im ganzen 400 000 Bergarbeiter beschäftigt, von denen jeder demnach einen Wert von 1500 Mk. erzeugt. Von den Arbeitern sind 300 000 d. h. Dreiviertel im Steinkohlenbergbau beschäftigt. Jeder Arbeiter verdient durchschnittlich 620 bis 1000 Mk. jährlich, das höchste Arbeitslohn wird im Steinkohlenbergbau erzielt. Es ergibt sich aus obigen Zahlen, dass die Hälfte des Ertrages für Arbeitslöhne wieder verausgabt wird.

Die Sammlung selber ist nun so aufgestellt, dass die Schaustücke, welche sich auf das Hüttenwesen beziehen, hauptsächlich im Saale und die Rohstoffe des Bergbaus auf der Galerie ihren Platz gefunden haben. Im Saale selber sind alsdann die Rohmaterialien unter der Säulenhalle und die Kunstprodukte bzw. die praktischen Gerätschaften im Innenraum untergebracht worden. Die Erzeugnisse der Eisenindustrie sind natürlich am zahlreichsten vertreten, von ihnen sind die aus Gusseisen auf der rechten und die aus Stahl- und Schmiedeeisen wesentlich auf der linken Seite plaziert. Die Sammlung von Erzeugnissen der Eisengiesserei ist besonders reichhaltig, sie stammt aus dem Nachlass der Königlichen Eisengiesserei. Gewöhnlich wurden dort Doubletten angefertigt von den Geschenken für den Landesherrn. In den Mitten der beiden Hälften des Saales sind zwei besonders schöne Gruppen errichtet worden. Rechts befindet sich eine Sammlung aus Blöcken von Puddel-eisen mit 900 bis 1000 Ko. Gewicht, die aus den Borsigschen Werken stammen und eine glänzende Gussstahlkanone von Krupp tragen, links steht eine Glocke aus dem Bochumer Gussstahlwerk, ein Geschenk an Kaiser Wilhelm den Grossen, welches dieser dem Museum überwiesen hat. Weiter nach links fallen noch Signalglocken für Eisenbahnen und Teile von Panzerplatten auf.

Nach diesen orientierenden Worten begann der Rundgang. Zur Einleitung in die Darstellung von der Erzeugung des Eisens aus dem Eisenerz begann der Herr Redner mit der Erklärung des himmlischen Eisens, des Meteoreisens. Er machte zu diesem Zweck zunächst auf einen Block von erzartigem Aussehen aufmerksam, der rechts vom Eingang neben der ersten Säule liegt. Der Block wog ursprünglich 4000 Pfd. und war bei Bitburg in der Eifel gefunden worden. Die chemische Analyse hat ergeben, dass er aus Eisen besteht, dem 8 % Nickel bei-

gemengt sind. Diese Zusammensetzung lehrt, dass hier ein Stück Meteor-eisen vorliegt. Zum Vergleich mit diesem zeigte der Herr Redner alsdann noch mehrere Meteoriten, darunter ein Stück des berühmten Meteoriten von Krassnojarsk in Sibirien, das nach dem deutschen Naturforscher Pallas, der es in der Nähe des Jenessei fand, Pallasit heisst. Die Oberfläche dieses Stückes hat ein verschiedenes Aussehen; die eine Hälfte ist glatt und die andere ist mit kleinen Knötchen bedeckt, welche wie aufgelötet erscheinen. Man erklärt sich dies merkwürdige Aussehen so, dass man annimmt, die glatte Fläche sei die Stirnfläche gewesen, mit welcher der Stein auf seiner Bahn die Luft durchschnitt, auf der abgekehrten Fläche dagegen seien durch den nachstürzenden Luftzug die abgerissenen Stückchen wieder festgeklebt worden. Neben dem Meteor-eisen giebt es aber noch Meteorsteine, diese sind an der Oberfläche gleichfalls schwarz und glatt gebrannt, in ihrem Innern dagegen haben sie das Aussehen von jungen vulkanischen Gesteinen der Erde z. B. von Trachyten; man muss sie als kleine Weltkörper ansehen, welche in ihrer Bahn Störungen erfahren haben und dadurch auf die Erde gelangt sind. Das Meteoreisen ist technisch bedeutsam gewesen, denn es war dasjenige Material, aus welchem die ersten Eisengeräte angefertigt worden sind, da in ihm das Eisen als solches vorhanden ist, während heutigen Tages im Eisenhüttenprozess das Metall aus den Erzen hergestellt werden muss, in denen es mit mannigfachen anderen Grundstoffen chemisch verbunden ist.

Für Deutschland ist gegenwärtig das als „Minette“ bezeichnete Eisenerz das wichtigste. An der Wand sind vier Blöcke desselben aufgestellt. Es findet sich in Elsass-Lothringen und ist ein Brauneisenerz des mittleren Jura, das sich durch den Gehalt an erdigen Bestandteilen auszeichnet, die das leichte Niederschmelzen im Hochofen ermöglichen. Die Grubenfelder liegen an der französischen Grenze unter den Schlachtfeldern bei Metz. Da die Erze stark phosphorhaltig sind, so lieferten sie ursprünglich kein günstiges Endprodukt, und erst mit Hilfe des in letzter Zeit entdeckten Bessemer-Thomas-Prozesses gelingt es, den Phosphor an Kalk zu binden, so dass man in dem Thomasmehl ein wichtiges Düngemittel für die Landwirtschaft erhält.

In den ersten Glasschränken unter der Säulenhalle sind Zusammenstellungen gemacht worden aus den Beschickungsmaterialien eines Hochofens, den Erzen und den Zuschlägen. Um 1 Tonne Eisen zu erzeugen, sind 3 Tonnen Erz nötig, dazu gehören noch 1—1½ Tonne Koks und 5—5½ Tonne Luft. Der folgende Schrank enthält endlich das erste Produkt des Hochofenprozesses, das Roheisen. Man unterscheidet graues, weisses und halbiertes und leitet diese Stufen her aus dem Gehalt an Kohlenstoff und der Art und Weise seines Auftretens. Die Glasschränke der rechten Ecke enthalten teils Proben von verarbeitetem Roheisen,

Spiegeleisen und Stahl, teils die Abfälle und die Schlacken. Letztere werden heutigen Tages mannigfach verwertet, z. B. zu Pflastersteinen. Weiterhin folgen unter der Galerie Zusammenstellungen, welche zeigen, wie in den verschiedenen Bezirken Preussens, Deutschlands und in anderen Strichen der Erde der Hochofenbetrieb eingerichtet ist.

Damit war die Besichtigung der Rohmaterialgewinnung für das Eisen beendet, es schloss sich hieran die Betrachtung der Kunstwerke und der Gerätschaften. Ein Glasschrank beherbergt eine umfangreiche Sammlung von Medaillen mit den Köpfen berühmter Männer und Frauen, ein zweiter zeigt die Kunstwerke in verschiedenen Stadien ihrer Entstehung z. B. galvanisch verkupferte und versilberte Schalen, Leuchter, Vasen u. s. w.

Die hohen Glasschränke an der anderen Längsseite des Saales enthalten Proben der Drahtindustrie: Drahtnägeln, Schrauben, Haarnadeln, Körbe u. s. w., sodann Haus- und Küchengeräte wie Kochtöpfe, Schmortöpfe, Tassen, Schüsseln, Eimer. Weiterhin folgen Schränke mit geschmiedeten Eisenwaaren z. B. Griffen, Knöpfen, Schrauben, Haken, Charnieren, Riegeln, Schlössern, Sporen. Auf der linken Hälfte der vorderen Seite kommen dann die Stahlwaaren z. B. Hieb- und Schusswaffen, Ackergeräte, Handwerksgeräte und schliesslich die feinen Stahlwaaren wie Nähadeln und Stahlfedern.

Die Glasschränke an der Rückwand des Saales zeigen hinter ihren Scheiben Kunstwerke aus Silber, aus emaillierten Bronzen, Niello, Toulararbeiten, Corviniello-Platten u. s. w. Für die Hausfrauen ist ein Schrank mit Nickelgeräten von Interesse, solche werden hergestellt, indem man Eisen- und Nickelbleche aufeinander schweisst, sie auswalzt und verarbeitet.

Zu den schönsten Schmuckstücken des Saales gehören die Amazonenstatuetten von Kiss, die Königgrätzer und die Düppeler Vase, die Statuette des Kaisers Friedrich u. a. m.

Neben den aufgezählten Gegenständen künstlerischer bezw. praktischer Natur giebt es noch einige solche, welche wichtige Thatsachen der geologischen Wissenschaft zur Anschauung bringen.

In der Mitte des Saales steht in einer Umfriedung ein Baumstumpf, dem es sofort anzusehen ist, dass er verkohlt ist. In der That stammt er aus der Steinkohlengrube des Piesberges bei Osnabrück. Wie die aufrechten Stämme bei Gr. Räschen*), so lehrt auch er, dass das Kohlenlager aus einem untergegangenen Wald entstanden ist. Die Wissenschaft hat in dem Stumpf einen Verwandten unserer heutigen Bärlappgewächse erkannt, jener blütenlosen Kräuter, welche das Hexenmehl liefern, das mannigfache Verwendung findet. Es ergibt sich aus diesem Funde,

*) Mtsbl., Jahrg. III. S. 212. Jahrg. IV. S. 285.

dass in den zurückliegenden Zeiten der Steinkohlenformation diese Pflanzenart einen bei weitem grösseren Umfang hatte als zur Jetztzeit. An der Rückwand der Würfelpyramide ist ein zweites beachtenswertes Objekt aufgestellt, ein Salzwürfel aus Stassfurt. Er zeigt gefaltete Schichten von verschiedener Farbe, es sind dies wechselnde Lagen von Steinsalz und Anhydrit. Dieser Umstand deutet darauf hin, dass die Abscheidung beider Stoffe unter wechselnden Witterungszuständen vor sich ging, die des Steinsalzes in einer trockenen Periode und die des Kochsalzes in einer nassen. Endlich ist unter einer Glasscheibe links neben der Würfelpyramide noch ein drittes sehr wichtiges geologisches Schaustück plaziert worden. Es zeigt, wie durch ein Steinkohlenflöz bei Kladno in Böhmen ein Basaltgang hindurchgeht, und wie dieser heisse Lavastrom beim Emporsteigen die Steinkohle seiner Nachbarschaft in Koks umgewandelt hat.

Da die Zeit schon sehr vorgeschritten war, so musste die Besichtigung der Galerie, auf welcher die Erzeugnisse des Bergbaus ihren Platz gefunden haben, sehr beschleunigt werden. Wenn man links herumgeht, so beginnt die Sammlung mit dem Graphit, einer Substanz, welche in unseren Bleistiften enthalten ist, weiter folgt der Phosphorit, ein Gestein, das den Phosphor enthält, dasjenige chemische Element, das im Körper der Tiere und der Pflanzen vorkommt, und das von den Pflanzen aus dem Erdreich genommen wird und das deshalb unserem Kulturboden schon zu fehlen beginnt, so dass es ihm künstlich wieder zugeführt werden muss. Hieran schliessen sich Glaskästen mit Thon, Kalkstein, Marmor, Granit, kurz mit Gesteinen, die jedermann bekannt sind und deren Verwendung gleichfalls keiner Erläuterung bedarf. An der Schmalseite der Galerie begegnet uns eine Gruppe wichtiger Stoffe, die Steinsalze und zwar zunächst das Kochsalz, das aus dem Meereswasser direkt durch Verdunstung an der Luft gewonnen wird. Dieser Prozess ist in den südlichen Ländern sehr verbreitet und der grösste Teil allen Kochsalzes wird noch in dieser Weise gewonnen. Daneben tritt uns das Steinsalz in wohlbegrenzten Körpern, prächtigen Würfeln, entgegen, dieses echte Steinsalz ist ein Bergwerkserzeugnis. Endlich seien von den Salzen hier noch die Abraumsalze erwähnt, welche in einer Anzahl von Gläsern aufgestellt sind. Sie zeichnen sich durch ihre bunten Farben, z. T. durch einen gewissen Glanz aus. Diese Abraumsalze lagern über jenen oben erwähnten Schichten aus Steinsalz und Anhydrit in Stassfurt. Ihre Nutzbarmachung für die Landwirtschaft und Industrie ist vielleicht das wichtigste Ereignis unseres Jahrhunderts. Sie enthalten vornehmlich das Kalium, einen chemischen Grundstoff, der gleichfalls ein unentbehrlicher Bestandteil unserer Kulturpflanzen ist. In der Mitte dieser Seitengalerie fällt die Büste des grossen Kaisers aus Steinkohle auf. Sie ist von einem Bergmann aus Zabrze in aner kennens-

werner Ähnlichkeit angefertigt worden. Kurz vor dem Ende der Seitengalerie sind in einem hohen Glasschrank die Rohprodukte und die Endprodukte der sächsischen Paraffin- und Solarölfabrikation aufgestellt. Herr Geheimrat Hauchecorne zeigte, wie das Ausgangsprodukt, das Erdwachs, beim Anzünden mit einem Zündholz weiter brennt.

Nun folgen eine grosse Anzahl Glaskästen mit Proben von Braunkohlen und Steinkohlen. Diesen gegenüber sind an der Wand sehr schöne Abdrücke von Pflanzen aufgebaut, aus welchen die Steinkohlenflöze sich gebildet haben, daneben sehen wir eingeschaltet die Verwandte dieser Pflanzen, welche noch heutigen Tages leben, es sind dies jene blütenlosen Pflanzen unserer Wälder und Sümpfe, die Schachtelhalme und die Farnkräuter, welche in jenen Zeiten allerdings einen ganz anderen Umfang erreichten. An der Wand ist eine grosse farbige Zeichnung befestigt, welche einen Durchschnitt durch das rheinisch-westfälische Kohlengebirge darstellt, und welche gleichzeitig lehrt, wie die Erdrinde in zahlreiche Falten zusammengepresst worden ist. Ausserdem steht hier ein sehr lehrreiches Modell einer Steinkohlengrube, welches die gefalteten Flöze zeigt mit den Strecken und den abgebauten Partien. Nun folgen endlich auf den ganzen Rest der Galerie die Erze der wichtigsten Metalle; z. B. des Zinns, des Zinks, des Bleis, des Kupfers und vor allem des Eisens. Es würde zu weit führen, wollten wir in diesem Bericht auch auf die Entstehung und das Vorkommen aller dieser eingehen.

Beim Verlassen der Galerie sprach Herr Geheimrat Friedel Herrn Geheimen Oberbergrat Dr. Hauchecorne den Dank der Gesellschaft aus für die lehrreiche Erklärung und die sorgfältige Führung.

17. (6. öffentl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 24. Februar 1897, abends 7¹/₂ Uhr,
im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat Friedel.

1. Der Vorsitzende teilt folgendes mit als Beschluss des Vorstands und Ausschusses.

Den Vortragenden und Verfassern, deren Mitteilungen mindestens eine volle Druckseite umfassen, werden 10—20 Exemplare

der betreffenden Nr. des „Monatsblatts“ unentgeltlich geliefert, falls sie den bezüglichen Wunsch bei Abgabe des Manuskripts auf demselben vermerken.

Sofern Sonderabzüge gewünscht werden — was ebenfalls auf dem Manuskript anzugeben, — sind die dadurch entstehenden Mehrkosten an die Gesellschaftskasse zu erstatten.

2. Ferner bekannt gemacht als vorläufige Mitteilung.

Die Feier des Stiftungsfestes wird am Freitag, den 26. März — mit Damen — im Hôtel zu den „Vier Jahreszeiten“, Prinz Albrechtstr. 9, begangen werden. Einzuführende Gäste sind willkommen. Um recht zahlreiche Beteiligung wird ersucht.

3. Herr Ferdinand Meyer hat mit Rücksicht auf seine vorgeschrittenen Jahre ersucht, ihn von dem Amt des Ersten Schriftworts zu entlasten. Vorstand und Ausschuss haben mit Bedauern von diesem Entschluss Kenntnis genommen und sprechen dem Genannten, der zu den Mitbegründern der Brandenburgia gehört, ihren wärmsten Dank für die allzeit treuen und erspriesslichen Dienste aus, welche derselbe in uneigennützigster Weise stets den Bestrebungen der Gesellschaft erwiesen hat. Die freundlichen Wünsche, welche Herrn Meyer gelegentlich seines 70. Geburtstags in der Sitzung des 26. Februar 1896 im Bürgersaal ausgesprochen wurden (vergl. Monatsblatt IV. S. 370) erneuert die Gesellschaft gern am heutigen Tage und ernennt unter allseitigem Beifall Herrn Meyer vom kommenden neuen Geschäftsjahr ab zum Ehrenmitgliede.

Herr Meyer dankt für diesen Beweis des Vertrauens und der Anerkennung und verspricht auch fernerhin gern im Interesse der Brandenburgia thätig sein zu wollen.

4. An Stelle des Herrn Meyer ist vom Vorstand im Einverständnis mit dem Ausschuss Herr Hermann Maurer mit der Bezeichnung als Zweiter Schriftwart gewählt, während Herr Dr. Zache, bisheriger Zweiter Schriftwart, mit seiner Zustimmung, den Charakter als Erster Schriftwart fortan erhält.

5. Zum Ehrenmitgliede ab 1. April d. J. haben ferner Vorstand und Ausschuss Herrn Professor Dr. Hugo Jentsch in Guben gewählt, Begründer der hervorragenden dortigen Gymnasialsammlung, Vorsitzenden der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte als einen der kundigsten und erfolgreichsten Forscher im Gebiet der niederlausitzischen Heimatkunde.

Auch diese Ernennung findet den ungeteilten Beifall der Gesellschaft.

Zur Vorbereitung der Wanderversammlungen und Festlichkeiten ist ein Ausschuss bestehend aus den Mitgliedern Franz Körner, H. Maurer, und W. Pütz, Vorsitzender Herr Körner, gewählt. Dieselben können

durch Selbstwahl andere Mitglieder sowie erforderlichen Falls auch Nichtmitglieder heranziehen.

6. Herr E. Friedel teilt weiterhin folgendes mit.

Herr Hermann Busse hierselbst, welchem wir die im Monatsblatt IV. S. 372 bis 374 abgedruckten Nachrichten verdanken, stellt der Brandenburgia neue vorgeschichtliche Berichte freundlichst zur Verfügung. Dieselben betreffen:

- a) ein Urnenfeld bei Wilkendorf Kreis Oberbarnim, in einer sehr steinigen Waldblöße 1,5 km nördlich vom Dorf. (Eine grössere Urne von hier schenkte Herr Busse dem Märk. Prov.-Museum);
- b) ein Urnenfeld von Leibsch Kreis Beeskow, vom sogenannten „Zaart“. Auch hier sind einige Scherben beigefügt;
- c) das bereits bekannt gewesene Urnenfeld von Wesendahl Kreis Oberbarnim, am Kesselsee, wo inzwischen grosse Steinmassen zum Chausseebau abgefahren und mehrere Urnen, auch Ringe und andere Sachen gefunden worden sind;
- d) Stein- und Knochen-Funde aus dem Baugrunde des Hauses Burg-Strasse No. 1 in Berlin.

Bei der Regulierung des Mühlendamms im Jahre 1894 wurde die Burg-Strasse von der Kurfürsten-Brücke bis zum Mühlen-Damm durchgelegt. In der Burg-Strasse entstanden nun mit der Front nach der Spree verschiedene neue Häuser. Im Juli 1896 fand ich beim Ausschachten des Baugrundes des Hauses No. 1 etwa 5—6 Meter tief, und zwar im heutigen Niveau des Spreegrundes, folgende Gegenstände:

1. einen Spinnwirtel, 3 cm Durchmesser mit Loch zum Durchstecken der Spindel, aus grauem, mit Sand und Steinen gemischten Thon gebrannt, mit 3 parallelen, rundherumlaufenden Riefen verziert;
2. einen pyramidenförmigen Wetzstein mit 4 deutlichen Reibeflächen 6 $\frac{1}{2}$ cm lang;
3. einen Feuerstein-Schaber aus weisslichem Flint, oval mit scharfen Kanten, 3 cm lang und ebenso breit;
4. eine thönerne Gefäss-Scherbe 7 cm lang, 5 cm breit, 8 mm dick, dunkelrot, innere Seite schwärzlich, aus grauem mit Quarz gemischten Thon, germanische Technik;
5. zwei Kinnbacken, 3 cm lang mit je 6 guterhaltenen Zähnen, welche noch zu bestimmen sind;
6. einen Hunde-Schädel, 19 cm lang;
7. drei Hörner vom Rind und ein Horn von einer Ziege.

Über diese Fundstelle, die im ältesten Teil von Berlin liegt, äussert sich Fidicin: „Die Gründung Berlins“ 1840, S. 200 folgendermassen: Vom Molkenmarkt bis über die Lange Brücke hinweg dehnte

sich das Bett der Spree bis über die Hälfte der in der Post- und Heiligengeist-Strasse an der Wasserseite gelegenen Häuser aus.“

Verschiedene Geschichtsschreiber, auch unser grünes Heft XVII, nehmen an, dass der Zentral-Punkt, um den sich das spätere Berlin gründete, der Platz sei, (früher Hügel), auf dem heute die Nikolai-Kirche steht.

Von hier aus war in vorgeschichtlichen Zeiten der Boden bis zur Spree abschüssig und so erklären sich die Funde aus dieser Tiefe.

Übrigens sah ich täglich, wie massenhaft alte Pfähle aus dem Baugrund herausgezogen werden mussten. Auf diesen standen jedenfalls die ersten Bauten in diesem sumpfigen Boden.

In weiteren oberen Schichten wurden haufenweise Knochen und Küchen-Abfälle gefunden.

Dieser von der Gesellschaft mit Dank aufgenommenen Zuschrift fügt der Vorsitzende E. Friedel das Nachstehende hinzu.

Indem ich die von Herrn Busse gesammelten Fundstücke hiermit zur Ansicht vorlege, bemerke ich, wie das bemerkenswerte, nicht auf der Drehscheibe bearbeitete Thongefäss-Bruchstück deutliche Spuren zeigt, dass es in klarem (nicht moorigem) Wasser abgespült worden ist; auch der Wirtel, dessen Alter weniger sicher zu bestimmen, den ich aber auch geneigt bin, für vorgeschichtlich zu halten, da er von den christlichen Wirtelsteinen des Mittelalters abweicht, die dunkelgrau aussehen, aus homogenerer Masse bestehen und noch härter gebrannt zu sein pflegen, und die Knochen haben, nach ähnlichen Befunden zu urteilen, im Wasser gelegen. Es handelt sich zunächst um zwei Stück rechtseitige Kinnbacken, nach gefälliger Feststellung des Herrn Professor Dr. Alfred Nehring von Bos (Rind) herrührend, sowie ferner um zwei Stirnzapfen von Kühen der kleinen schwächlichen Landrasse, welche bei uns viel verbreitet war und in Knochenablagerungen seit der vorgeschichtlichen Zeit bis in die Gegenwart immer wieder vorkommt. Ein grösserer Stirnzapfen hat einem stärkeren Rinde angehört. Bemerkenswert ist ein Stirnzapfen der Hausziege, da Reste dieses Milchviehs des kleinen Mannes, wie man es nicht ohne Grund genannt hat, selten sind. Ich entsinne mich, bei einem Hausbau zu Havelberg vor Jahren ein ähnliches im Märkischen Museum vorhandenes Exemplar in dem ausgeschachteten sumpfigen, vivianithaltigen Boden gefunden zu haben, welches der ältesten deutschen Periode der alten Bischofsveste angehören mag. Dafür, dass die Ziege bereits unter unseren heidnischen Wenden verbreitet war, vermag ich im Augenblick kein sicheres Beispiel anzuführen, dagegen muss den Germanen die Ziege bereits bekannt gewesen sein, da der Ziegenbock im Thor- oder Donar-Kult bereits vorkommt. Zu beachten ist auch, dass die geschilderten Knochenfunde aus dem Wasser der Spree stammen, in welches sehr wohl Gegenstände zusammen örtlich an eine Stelle ge-

rathen sein können, wenn sie auch zeitlich durch Jahrhunderte getrennt sind.

Auf die vorgeschichtlichen Altertümer des hier in Frage kommenden Teils der Burgstrasse zu Berlin zwischen dem Mühlendamm und der Friedrichsbrücke habe ich bereits in meinem Buch „Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend. Festschrift für die XI. allgemeine Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin 1880“ S. 19 u. 20 aufmerksam gemacht. Beim Bau des Börsengebäudes daselbst sind im Spreebett gefunden und ins Kgl. Museum gelangt, ein kleines zweihenkeliges Gefäß von Bronze, eine kleine Kanne von Messing, eine eiserne Schafscheere, eine eiserne Lanzen spitze, das Bruchstück eines Sporns, ein eiserner Schlüssel, ein Hammer von Grünstein und ein kleines Thongefäß mit Spiralwindungen, Gegenstände die offenbar auch verschiedenen Kulturabschnitten zugehören.

Unser Mitglied Kustos Rudolf Buchholz erwähnt in seinem „Verzeichnis der im Märkischen Provinzial-Museum der Stadtgemeinde Berlin befindlichen berlinischen Altertümer von der ältesten Zeit bis zum Ende der Regierungszeit Friedrich des Grossen. Mit kurzen Beschreibungen und Erläuterungen nebst 248 Abbildungen,“ Berlin 1890, S. 13: „St. Wolfgangstrasse, bei den Ausschachtungen zur Waarenbörse, jetzt Königsbau, nebst vielen alten Baumstämmen im Sumpfboden gefunden: Feuersteinmesser, II. 15 908, 2,4 cm lang, zweischneidig“ (mit Abbildung). Diesen geschlagenen Flintsplitter habe ich selbst aufgelesen, er lag ebenfalls im reinen Flussand. In denselben waren unzählige Pfähle senkrecht hineingetrieben, meist aus wenig bearbeiteten Rundhölzern bestehend, zwischen denen sich allerhand Wirtschaftsabfälle abgelagert und in Verbindung mit Schlamm eine moorige Schicht gebildet hatten, die ebenfalls an Haus- und Wildtierknochen, Hörnern, Geweihstücken und dergl. reich ausgestattet war. Diese Hölzer sahen braunkohlenartig, braunschwarz aus, sie waren zumeist oben verkohlt, d. h. bis zur frühern Wasserlinie abgebrannt, wie von durch Feuer zerstörte Holzbauten herstammend, dabei augenscheinlich von hohem Alter und glichen durchaus in ihrer Beschaffenheit den Hölzern aus unseren wendischen Pfahlbauten, sie erschienen als vorgeschichtlich anzusprechen. Ab und zu standen und lagen dazwischen hellere, weniger mineralisierte Hölzer, offenbar aus jüngeren (christlichen) Wasserbau-Perioden Berlins, z. T. reine Flosshölzer, andere Hölzer aber behauen und verzagt, wie von Bollwerken (Bohlwänden u. dergl.) herrührend. Das sind die bei Fidicin „die Gründung Berlins“ 1840 S. 200 erwähnten Schälungen.

Die Busseschen Funde runden das Bild des vorgeschichtlichen Berlins, dessen Kernpunkt der benachbarte Diluvialhügel war, auf dem später die dem Heiligen Nikolaus als Schutzpatron der Händler und

Schiffer geweihte erste Kirche unserer Stadt stand, wiederum etwas mehr ab. Dazu kommen prähistorische Funde aus dem jetzigen Spreebett daselbst, bei der Kanalisation gemacht, und endlich habe ich gegenüber am linken altköllnischen Ufer der Spree auf dem Grundstück unsers für die Heimatkunde zu früh verstorbenen Mitgliedes Leo Alfieri, Breite Strasse 22, jetzt der Stadt Berlin gehörig, mit Genanntem zusammen mehrere bearbeitete Feuersteingeräte wahrscheinlich der jüngern Steinzeit angehörig, ausgegraben und im Märkischen Museum verwahrt, Funde, welche zeigen, wie an derjenigen Stelle der Reichshauptstadt, die jetzt durch die Mühlendammbücke markiert wird, bereits viele Jahrhunderte vor der wendischen Epoche über den Spreestrom fort der menschliche Verkehr seine Wege suchte.

8. Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft Berlin 1896. Herr Friedel legt unter Hinweis auf den Besuch, welchen die Brandenburgia vom 26. Februar 1894 den „Berliner Elektrizitäts-Werken“ in der Mauerstrasse 80 abstattete, ein soeben ausgegebenes Prachtwerk der hiesigen Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft vor, welches sich betitelt: „Die Elektrischen Strassenbahnen mit oberirdischer Stromzuführung nach dem System der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft zu Berlin. Zweite neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin, Dezember 1896“ und eine grosse Menge von wohl gelungenen mit Text versehenen Abbildungen enthält teils rein technischer Natur (Stromerzeugung, Betriebsmittel, Konstruktionsteile u. dgl.), teils Strassenansichten mit elektrischen Wagen aus denjenigen Städten, wo die Unternehmerin einen Kleinbahnbetrieb eingerichtet hat. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, gegründet in Berlin i. J. 1883 unter der Firma „Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Elektrizität“ hat seitdem einen enormen technischen Aufschwung genommen und ihre Thätigkeit ausser Deutschland auf viele fremde Länder (Norwegen, Spanien, Italien, Russland, Japan etc.) ausgedehnt.

Die Brandenburgia hat als heimatkundliche Gesellschaft auch den menschlichen Verkehr und seine Betriebsmittel im Programm und nimmt mit um so grösserem Interesse Kenntnis von der herungereichten Schrift, als Berlin gerade im Begriff steht, den wichtigen Schritt der Umwandlung des Pferdebetriebs in elektrischen Betrieb auf seinen Kleinbahnen vorzubereiten. Die A. E.-G. hat in Berlin z. Z. folgende Spezialfabriken: 1. die Maschinenfabrik Brunnenstrasse 106b (Alter Lagerhof); 2. die Armaturen-Fabrik Ackerstrasse 71–76; 3. die Draht- und Gummi-Fabrik ebendasselbst und 4. die Glühlampen-Fabrik. Die General-Direktion befindet sich Schiffbauer Damm 22.

In der Gesellschaft wird der Wunsch geäussert, mit Rücksicht auf die allgemeine Wichtigkeit der Sache, sowie auf den Umstand, dass die A. E.-G. manche Fabrikations-Unterschiede von den besuchten Berliner

Elektrizitäts-Werken, welche Beleuchtungszwecken dienen, aufweist und dass die Fabrikation der elektrischen Kleinbahn-Motoren gerade in den letzten Jahren bemerkenswerte Fortschritte gemacht hat, eine Besichtigung wenigstens des interessantesten Teils der Anlagen zu erbitten. Der Vorstand ist gern bereit, diesem Wunsche Folge zu geben und diesbezüglich mit der General-Direktion in Unterhandlung zu treten.

8. Herr Custos Buchholz: Über das Gelände der ehemal. Königl. Eisengiesserei zu Berlin.

Bei unserer letzten Wanderversammlung in der geologischen Landesanstalt wurde von Herrn Geh. Rat Hauchecorne u. a. darauf hingewiesen, dass die Anstalt sich auf dem Boden der ehemaligen Königlichen Eisengiesserei befände, von deren Erzeugnissen auch eine grössere Sammlung dort ausgestellt war. Ein kurzer Rückblick auf die früheren Verhältnisse jenes Gebäudes, auf dem heute nicht allein die geologische Landesanstalt, sondern auch das Königl. Museum für Naturkunde und die Landwirtschaftliche Hochschule stehen, dürfte Sie im Anschluss an jenen Besuch interessieren.

Soweit ältere Karten jener Gegend vorhanden sind, wird jene Gegend als wüstes Land dargestellt, innerhalb dessen an der Panke einige Gebäude markiert und als „Schleifmühle“ bezeichnet sind. Dort lag nämlich die Kurfürstliche Schleif- und Polier-Mühle, in der das Rüstzeug (Waffen, Harnische etc.) geschliffen und poliert wurde; auch die Berliner Schwertfeger und Messerschmiede benutzten sie zu demselben Zweck. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts kam sie in den Besitz des bekannten Stückgiessers Jacobi, der einen Neubau aufführen liess. Das Werk scheint unter den ferneren Besitzern, unter denen auch der Betrieb einer Lohmühle versucht wurde, nicht mehr rentiert zu haben; die Mühle kam in Verfall, bis sie der reiche, namentlich in der preussischen Münzgeschichte zur Zeit Friedrichs des Grossen eine Rolle spielende Kaufmann Ephraim zur Anlage einer Tabaksmühle erwarb. Durch Erbauung des Invalidenhauses und durch die Zuweisung des ganzen Geländes als Acker und Park an die Invaliden erhielt die ganze Gegend um die Mitte des vor. Jahrhunderts ein anderes Gepräge, das am besten aus dem grossen Schmettauschen Plan von 1757 ersichtlich ist. Inmitten dieses, von der Panke der Länge nach durchschnittenen Besitzes der Invaliden ist der Schleifmühlen-Komplex an der Panke abgegrenzt, auf dem mehrere Gebäude stehen; das grösste derselben überbrückt die Panke und ist als das eigentliche Mühlengebäude anzusehen, während die anderen Wohn- und Wirtschafts-Gebäude darstellen. Die nördlich davon gelegene Insel und ein auf dem westlichen Pankufer befindlicher Landstreifen erscheinen mit parkähnlichen Anlagen versehen und das ist zweifellos der Zustand während des Ephraimschen Besitzes.

Im Jahre 1788 kaufte der Stahlfabrikant Joh. Mart. Voigt das

Schleifmühlengrundstück, um dort eine kleine Eisenschmelze anzulegen, die ebenfalls wenig rentierte. Als Voigt 1802 starb, kam die Besetzung zur Zwangs-Versteigerung.

Inzwischen hatte der Minister Graf v. Reden im Jahre 1801 eine kleine Königliche Eisengiesserei — mit Tiegelguss — auf dem Eckgrundstück an der Waisenbrücke, zwischen Wallstrasse und Neu-Cölln a. W., errichten lassen. Da dieses Grundstück eine weitere Ausdehnung des Betriebes nicht zuließ, so benutzte der Minister die Gelegenheit der Versteigerung des circa 2 Hektar grossen Schleifmühlen-Grundstücks und liess es im Februar 1803 für 16 125 Thaler für die Zwecke der Königlichen Eisengiesserei ankaufen.

Wie sich dann die Königliche Eisengiesserei weiter entwickelt hat, wie sie von den grossen geschichtlichen Ereignissen in Berlin mitberührt wurde, wie sich in ihren Erzeugnissen ein Stück Berliner Kunst- und Kultur-Geschichte widerspiegelt, wie sie der unternehmungsfähiger gewordenen Privat-Industrie allmählich weichen musste und im Jahre 1873 das Feld räumte, wird in dem nächstens erscheinenden II. Heft der „Kunst- und Altertums-Gegenstände des Märkischen Provinzial-Museums“ ausführlich behandelt werden. Insbesondere werden darin auch sämtliche, von der Königl. Eisengiesserei von 1805 bis 1848 ausgegebenen eisernen Nenjahrskarten beschrieben und abgebildet sein, von denen ich hier die ganze Folge von 1805 bis 1848 vorlege.

9. Herr Custos Buchholz spricht über

Ordens- und Erinnerungsbänder, sowie einen Erinnerungsring aus der siebenjährigen Kriegszeit

an der Hand eines merkwürdigen Kupferdrucks von 1758.

Die Hauptfläche des Kupferstiches ist mit den beiden Karten der schlesischen, bezw. sächsischen Gegenden besetzt, in denen die Schlachtörter Lissa und Rossbach liegen. Neben diesen Landkarten sind 3 kleinere Abbildungen angeschaltet, die an die Köpfe der sogenannten „Vivatbänder“ erinnern; ja eine derselben stimmt mit dem Kopf des, auch in der Sammlung des Märkischen Museums befindlichen Vivatbandes auf den Sieg von Rossbach völlig überein. (Adler gegen die Sonne fliegend, mit Spruchband: „Es lebe Friderich der Preussen König“). Das zweite Bild zeigt auf Orangefläche den schwarzen heraldischen Adler mit F. R., darunter eine Fahne und ein Banner gekreuzt und: „Vive Frederic le grand.“ Das dritte zeigt den fliegenden schwarzen Adler mit F. R., dessen Fänge zwei gekrönte Wappenschilder (Doppeladler, bezw. 3 Lilien) halten, darunter Krone, Palm- und Lorbeerzweig, unten: „Vive Frederic le grand.“; am Rande: „Triomphe de la bonne cause“. Diese Bilder würden an sich in die Gruppe der Vivatbänder fallen, die sonst in der

Regel noch einen aufgedruckten gereimten Text aufweisen; doch ist hier eine miteingedruckte Erläuterung gegeben, die ihnen den Charakter als „Ordenszeichen“ beilegt. Von dem zweiten Bilde heisst es: „Orden, welchen S. M. der K. v. Preussen denen Soldaten wegen der Bataille bei Rosbach gegeben.“ Vom ersten und dritten Bilde: „Orden wegen Rosbach (bezw. Lissa), beyde haben Ihre Maj. die Königin v. Preussen denen Cavaliers und Damen erteilet.“ Mit dieser Erläuterung weist das erste und dritte Bild auf den Ursprung der eigentlichen „Vivatbänder“ als Erinnerung an grosse und freudige geschichtliche Ereignisse hin und in der That entwickelte sich unmittelbar nach Erscheinen dieser Ordenszeichen durch Hinzufügen eines entsprechenden Textes und weitere Ausgestaltung der Vignette das „Vivatband“ in mannigfachsten Formen und mit Beziehung auf die verschiedensten politischen Vorgänge, bis sie dann auch auf persönliche und Familien-Feiern ausgedehnt wurden. Nur das, nach der Erläuterung vom Könige den Soldaten von Rossbach verliehene Ordensband dürfte als eine Art Kriegsdenkmünze im Sinne der modernen Kriegsdekorationen zu betrachten sein, wobei man von der Frage absehen muss, ob der König ein solches Erinnerungszeichen, das eine Selbstverherrlichung einschliesst („vive Frederic le grand“) wirklich verteilt haben dürfte; es ist anzunehmen, dass seine Organe die Legende hinzugefügt haben. Dabei bleibt es aber immer auffällig, dass bisher noch keins dieser Ordensbänder in natura zum Vorschein gekommen ist und dass auch bisher noch kein Bild aus jener Zeit beobachtet wurde, auf welchem Soldaten mit jenem Ordensbande geschmückt dargestellt sind. Vielleicht wird hierdurch Anregung gegeben, nach dieser Richtung hin militärische Bilder aus Friedrichs des Grossen Zeit genauer zu betrachten. Wenn den Ausführungen des Herrn Reg.-Ass. Winkel (Sammler 1888, S. 50) auch darin vollständig beizupflichten ist, dass Vivatbänder während und nach dem siebenjährigen Kriege in Mode gekommen waren, ohne irgend einen offiziellen Charakter zu haben, so geht aus diesem Blatt doch hervor, dass jene Mode sich aus diesen offiziellen Anfängen entwickelt hat.

Auf demselben Blatt ist zugleich auch ein Fingerring mit einer kleinen, durch eine Königskrone erweiterten Platte abgedruckt, auf welcher letzteren die Initialen V. F. R. stehen. Daneben ist die Erläuterung beigefügt: „Goldener Ring (auf den die Worte: „Vive F. R. père de la Patrie“ emailliert), welchen Ihre Majestät die Königin von Preussen zum Andenken wegen der Wiedereroberung Breslau an die Noblesse geschenkt.“ Ein Exemplar dieser Ringe ist dem Vortragenden bisher nicht vor Augen gekommen, vielleicht finden sie sich noch in den Familienschätzen der Nachkommen der damaligen „Noblesse“.

10. Vorgeschichtliche Töpferei und Ornamentik.

Von E. Lemke.

Geehrte Anwesende, fürchten Sie nicht, dass ich Sie bis zur Er-schöpfung in dem Gebirge umherführen will, welches durch die Erzeug-nisse der Töpferei gebildet werden könnte, gleichviel ob jene Erzeugnisse in heilem Zustande anzutreffen wären oder nur in Scherben vor uns lägen! Ich habe auch nicht die Absicht, mit Ihnen gemeinsam in die Geheimnisse eines Töpfermeisters zu dringen. Wir wollen uns zunächst nur aus der Vogelperspektive die Sache ansehen, d. h. einen Blick in die älteste Geschichte dieser Kunst thun und dann — besonders in der Mark Brandenburg — einige vorgeschichtliche Gefässformen und Ornamente zu näherer Betrachtung heranziehen.

Da die Töpferei für die Erfordernisse ursprünglichster Art arbeitet, kann man ohne weiteres annehmen, dass ihr Alter ein ungemein hohes ist. Wie weit indessen diese Kunst zurückreicht, darüber lassen sich nur sehr mangelhafte Nachweise geben. Wissen wir doch kaum zu be-stimmen, wie viele Jahrtausende die ersten geschichtlichen Überlieferungen der alten Kulturvölker hinter uns zurückliegen; um wie viel schwieriger müssen die Versuche sein, den bei weitem früheren Zeitpunkt nachzu-weisen, da die ersten Staffeln einer Technik, wie sie die Töpferei ist, er-stiegen waren. „Tief unter dem langsam sich absetzenden Schlamm des Nils sind glasierte Thonscherben hervorgegraben worden, die (wenn die Rechnung aus der Dicke der Schlammschicht und des alljährlich sich absetzenden Niederschlages richtig ist) vor mehr als 13 000 Jahren ge-brannt sein müssen.“ Auf ägyptischen Basreliefs finden wir wiederholt die Abbildungen der verschiedensten Vorgänge, welche bei der Bear-beitung des Thons eine Rolle spielen. Wir sehen den rohen Thon mit Füßen kneten; Erzeugnisse aller Art werden, theils aus freier Hand, theils auf der Töpferscheibe, daraus gebildet; hier lernen wir das Brennen, dort die Gestalt der Öfen, ferner die rote Farbe der altägyptischen Thon-gefässe kennen. Dass die Israeliten ebenfalls in den frühesten Zeiten die Kunst der Töpferei verstanden haben, beweisen zahlreiche Beziehungen, welche die bilderreiche Sprache des alten Testaments benutzte. Wenn auch nicht mit den ersten Versuchen der Töpferei, — denn auf diese kommt naturgemäss jedes Volk von selbst — so sind doch höchst wahr-scheinlich mit den Vervollkommnungen die Griechen durch die Ägypter bekannt gemacht worden. Zu Homers Zeiten gab es auf der Insel Samos Töpfereien, welche eine grosse Berühmtheit besaßen, so dass der blinde Sänger dieselben durch ein Gedicht verherrlichte, welches die Meinung hervorrufen könnte, als sei es durch den Besuch eines grossen Etablis-sements der Neuzeit veranlasst worden. (Vielleicht ein Besuch nach Art

der Wanderungen unserer „Brandenburgia“! So viel ich aber weiss, hat noch kein Dichter hier einen ähnlichen Gesang für die Schriften des Vereins geliefert.) Die Vorgänge, welche Homer schildert, stimmen in ausserordentlicher Weise mit den heute üblichen überein. Wie alle Bildung und Kunstfertigkeit, so nahm auch die Töpferei ihren Weg von Griechenland nach den südlichen Teilen Italiens, um von hier in den Lebensorganismus des römischen Reichs überzugehen. Das Material, aus welchem die irdenen Gefässe — z. B. zu Plinius Zeiten — hergestellt wurden, bestand aus rotem oder rotbraunem Thon; die Malerei beschränkte sich auf eine Zeichnung in schwarzer Farbe. — Die Erfindung der Töpferscheibe ist eine sehr alte, und es hat den Anschein, als ob die verschiedenen Völker ganz selbstständig darauf gekommen wären. Die Griechen schrieben die Erfindung dem Tales, einem um die Mitte des 12. Jahrh. v. Chr. lebenden Handwerker, andere wieder dem Theodorus von Samos zu; wahrscheinlich aber dürfte die Vorrichtung ein viel höheres Alter beanspruchen. Übrigens giebt es Völkerschaften, welche kreisrunde Gefässe von sehr bedeutendem Umfange ohne Anwendung der Scheibe herstellen, z. B. die Arowaken und Warauen in Süd-Amerika, die 5—6 Fuss hohe Töpfe lediglich durch Aufeinanderlegen dünner, langer Thonwulste fertigen. (D. n. Buch d. Erfind., Gew. u. Jnd., IV. Bd., 1866.)

Wenn wir die Gefässe betrachten, welche in unsern Museen als Zeugnisse älterer und ältester einheimischer Kultur aufbewahrt werden, so erkennen wir oft auf den ersten Blick, dass jene ohne Töpferscheibe hergestellt sind; manche Urnen sehen kläglich schief und überhaupt nicht regelmässig geformt aus, während man doch im allgemeinen überraschende Kunstfertigkeit antrifft und nicht zum wenigsten die Anordnung und Ausführung der Ornamente anstaunt.

Der Mensch der neolithischen Zeit, d. h. der jüngeren Steinzeit, knetete den Thon, den er zum Herstellen von Gefässen benutzen wollte, mit grobem Sande durch, wodurch der Thon an Festigkeit gewann. Die aus freier Hand geformten Töpfe, Schüsseln, Schalen u. s. w. wurden bei einem sogenannten „Schauchfeuer“ schwach gebrannt. Die Gefässe zeigen nicht selten schon Henkel oder knopfartige Ansätze und tragen u. a. ein Ornament, welches man als charakteristisch für die Steinzeit erkannt hat: das Schnur- oder Bindfaden-Ornament.

Dieses über den Kreis der Forscher hinaus bekannte Ornament ward durch sorgfältiges Auflegen oder festes Umbinden und energisches Abdrücken eines Bastfadens oder einer Schnur aus Pferdehaar u. s. w. hergestellt.

Daneben ist für die neolithische Zeit ein zweites Ornament äusserst charakteristisch: jenes, welches durch verhältnismässig tiefe Einstiche in den Thon entstanden ist.

Im allgemeinen ist die Mark Brandenburg nicht reich an Funden dieser Art. U. a. sind neolithische Gefässe in Satzkorn bei Potsdam und in Kl. Rietz, Kr. Beeskow, wieder zu Tage gekommen. Scherben aus derselben Zeit fanden sich z. B. in der Umgegend von Brandenburg. Möglicher Weise sind noch manche interessanten Funde zu erwarten, da in nicht zu weiter Entfernung, nämlich bei Tangermünde in der Altmark, viele und schöne Gefässe ausgegraben wurden.

Die steinzeitlichen Ornamente waren sehr oft mit weisser Farbe ausgefüllt, wie man an zahllosen Spuren erkennen kann.

In Oldenburg, Hannover, Schleswig-Holstein und Mecklenburg ist — nach A. Voss und G. Stimming (Vorgesch. Altert. a. d. M. Brandenburg) — das Schnur-Ornament noch nicht gefunden worden; in Holland und Dänemark, sowie im Mittel-Rhein-Gebiet tritt es neben dem vorherrschenden eingestochenen Ornament vereinzelt auf; dagegen ist es in England, Thüringen, Sachsen, Hinterpommern und Ostpreussen das vorherrschende. Mitunter sind beide Ornamente auf demselben Gefässe anzutreffen. Das Schnur-Ornament ist aber viel verbreiteter gewesen. Es ist auch nachgewiesen in Baden, in der Schweiz, in Polen, Böhmen und Nord-Ungarn, auch im Gouvernement Perm in Russland. In der Mark ist es selten.

Auch schon die mehr oder minder barbarischen Steinzeitmenschen befassten sich mit Nachbildung, wie Scherben von Mildenberg, Kr. Templin, beweisen; in diesem Falle hat der selige Töpfermeister das Schnur-Ornament mit einem Stichel hervorgebracht.*)

Die Steinzeit beschränkte sich aber durchaus nicht auf zwei Verzierungsweisen. Man kennt das etwa durch Fingerdruck hergestellte Gruben-Ornament. Oft erfuhren auch die Fingernägel getreuen Abdruck, — eine Technik, die dem Menschen buchstäblich angeboren ist. Gewöhnlich verläuft diese Ausschmückung eines Kochtopfes oder einer Graburne in horizontalen Reihen. Ähnlich verhält es sich mit dem durch ein Stäbchen hergestellten Gruben-Ornament; das Stäbchen muss an seinem unteren Ende rund oder meisselförmig zugestutzt gewesen sein; die kleinsten Grübchen werden aber mit einem ganz zugespitzten Stäbchen hineingestossen worden sein. (S. tiefe Einstiche!) Mein unvergesslicher Landsmann O. Tischler hat gewisse Instrumente, namentlich Knochenpfriemen und Feuersteinsplitter, in nächste Beziehung zu den Ornamenten gebracht.**) Auch ein Bogen- oder Häkchen-Ornament, winzigsten Fuss-tapfen vergleichbar, war „Mode“; vermutlich benutzte man zu demselben ein zurechtgeschnittenes Stück Rohr oder dergl.

Nach Ansicht vieler Forscher waren es die Frauen, die gleich den

*) Nachr. ü. d. Alt. F., 1891, V.

***) Verh. d. Berl. G. f. A., E. u. U., 1883, S. 437.

Schönen unter den jetzigen Naturvölkern die Arbeit der Töpferei zu verrichten hatten. Da mögen sie sich gegenseitig mit „Mustern“ ausgeholfen haben, — ganz so, wie es heute die Damen bei Stickereien u. s. w. zu thun pflegen; nur lebte man damals nicht so schnell; man war also nicht so nervöse und nach Abwechslung verlangend, wie es heute der Fall ist, da der Dampf- und der Draht-Verkehr, das Fahrrad u. s. w. zur Herrschaft gelangt sind. Man hielt an seinen Gewohnheiten ausdauernd fest, — Jahrhunderte lang; ein Umstand, der jetzt der „Wissenschaft vom Spaten“ sehr zu statten kommt.

In Nord-Deutschland liebte man, wie auch anderwärts, das sogenannte Schachbrett-Muster, wofür die Funde in Tangermünde vortreffliche Beispiele liefern. Auch in Schweden (s. O. Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchr. Zeit) hat man dies ausdrucksvolle Muster angetroffen. Einigen Prähistorikern muss es aber als zu fein für diese Kulturperiode erschienen sein, daher sie es für eine spätere ansetzten, welches Schicksal (nach Virchows Entscheidung) die Funde von Fürstenu, Kr. Rastenburg, Ostpreussen, erfuhren,*) die man zuerst für römische angesehen hatte.

Bei derselben Gelegenheit — es war bei der im Jahre 1895 stattfindenden Konferenz in Sarajewo (Bosnien) — zeigte A. Voss die grosse Ähnlichkeit zwischen Funden von Butmir (Bosnien) und den neolithischen Stücken von Tordos an der Maros bei Broos in Siebenbürgen. Das Vergleichen scheinbarer Nebensächlichkeiten ist so wichtig für die vorgeschichtliche Forschung, dass ich hier ein wenig abschweife, um Ihnen, geehrte Anwesende, ein kleines Bild davon zu entwerfen. Sowohl in Bosnien wie in Siebenbürgen kommt aus neolithischer Zeit feine schwarze Thonwaare mit Spiralen und Thonfiguren vor und ebenso gröbere Waare mit Kreis-Ornamenten, die nicht (wie hier vermutet war) auf das Eindrücken von Metallröhren, sondern auf durchschnittene Rohralme oder Vogelknochen zu beziehen sind. Besonders charakteristisch seien — sagt A. Voss — Band-Ornamente in Zickzackform, die mit Strichen und Punkten ausgefüllt sind und in Bogen und Spiralförmigkeiten übergehen. Auch Becher mit hohem Fuss und rotem Überzuge müssten erwähnt werden. — Die Verhältnisse dort wenden sich unschwer an uralte Beziehungen zu den Phöniziern, worüber Undset wertvolle Abhandlungen schrieb. Das Spiral-Ornament kehrt an den Stellen von Pesaro in Italien wieder, während Virchow es an transkaukasischen Bronzen nachwies. Wie Montelius hervorhebt, ist man in Europa nicht gewohnt, eine Steinzeit anzunehmen, wenn man das Spiral-Ornament findet. Aber die Bevölkerung Bosniens muss mit südöstlich wohnenden Kulturvölkern in Verbindung gestanden haben. Einige der Butmirer Scherben zeigten grosse Ähnlichkeit mit Thongefässen von Sicilien aus

*) Verh. d. Berl. G. f. A., E. u. U., 1895, S. 46.

der reinen Steinzeit und mit solchen aus dem Ende derselben. Andere, z. B. solche mit dem Schachbrett-Muster, finden sich von Cypern bis Skandinavien. Spiralen aus so früher Zeit giebt es in den andern Teilen Europas nicht; in Skandinavien gehören sie der Bronzezeit, also dem 2. Jahrtausend v. Chr. an; — für Mykenae sind sie für die Mitte des 2. Jahrtausends anzusetzen; in Ägypten kennt man sie aus dem 3. Jahrtausend. Nach Montelius' Ansicht hat die metallische Zeit in Skandinavien ungefähr schon im 17. oder 18. Jahrh. v. Chr. — wenn nicht noch früher — angefangen; dasselbe müsse man auch wohl für Bosnien annehmen, da diese Zeitbestimmung auch für Italien und Griechenland zutrefte. Butmir müsse älter, als 2000 Jahre v. Chr. sein. In bezug auf das Spiral-Ornament spricht sich auch M. Hörnes (gestützt auf die Nachweise von Sophus Müller) ganz entschieden für phönizischen Einfluss aus, denn wo ein solcher stattgefunden hat, findet sich auch eben das Spiral-Ornament.

Auf neolithischen Gefäßen von Cujavien wies v. Erckert Exc. das Sparren- und das palmzweigartige Ornament nach; auch das Zickzack-Ornament kam dort vor. *) — In unsern berühmten Pfahlbauten war die Töpferei bereits hoch entwickelt. Die Pfahlbauten des Steinhäuser Rieds in Schwaben z. B. lieferten Gefäße von verschiedener Form und für verschiedenen Zweck: Töpfe mit und ohne Henkel oder durchbohrten Ansätzen, Krüge, Tassen, Schüsseln, Schöpf- und Esslöffel. Die Krüge haben oft reiche Ornamente, bestehend in allen möglichen Kombinationen von Punkt und Strich. Besonders geschmackvoll sind die „karrierten“ Ornamente mit weisser Masse ausgefüllt und von breiten, schwarzglänzenden Streifen umrahmt. Die keramischen Erzeugnisse dieser Pfahlbauten stimmen in ihrer Stilart u. a. mit denen der Pfahlbaustation Bodmann im Überlinger See überein. **) (Nebenbei bemerkt: man kennt im Alpengebiet über 280 Pfahldörfer, z. T. der Steinzeit, z. T. späteren Perioden zugehörig.) — Die Ornamente auf den Gefäßen des neolithischen Grabfeldes auf der Rheingewann von Worms bestehen ebenfalls aus Systemen von Linien und Punkten; es kommen nur gerade oder wenig gebogene Linien vor; das am häufigsten vorkommende Muster ist das schraffierte Dreieck. Dieses bildet das in den späteren Perioden so häufig vorkommende „Wolfszahn-Ornament“, welches sowohl auf Thon-Gefäßen, wie auch vielfach auf Bronzen erscheint. Dasselbe ist nach Meinung von Köhl vordem noch nicht als ein Ornament der rein neolithischen Zeit angeführt worden. Auf eingehende Beschreibung der Anordnung jenes Musters will ich mich hier nicht einlassen; die sich dafür Interessierenden verweise ich auf die „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde“, 1896, Heft V.

*) Verh. d. Berl. G. f. A., E. u. U., 1883, S. 431.

**) C.-Bl. d. d. G. f. A., E. u. U., 1892, S. 74.

Um Sie nicht zu ermüden, geehrte Anwesende, muss ich auch auf die ausführlichen Erklärungen Virchows verzichten, welche in Bezug auf die ausserordentliche Zähigkeit im Festhalten bestimmter Formen und Ornamente neolithischer Zeit in Italien uns ein sprechendes Bild dortiger Verhältnisse liefern und zugleich die Beziehungen zwischen Italien und Deutschland erörtern. Nur wenige Worte seien wiedergegeben. „Der Thon ist das am meisten bildsame Material, und man sollte bei dem Töpfer eine besondere Neigung zu selbstständigen Neuerungen erwarten; aber gerade bei ihm zeigt sich eine ganz besondere Hartnäckigkeit in der Erhaltung der Formen. Als Beispiel dafür möchte ich (sagt Virchow) darauf hinweisen, dass in Italien die neolithische Ornamentik sich noch bis in die Villanova-Zeit erhalten hat. Das Schnur-Ornament lässt sich, teils rein, teils in künstlicher Nachbildung, noch darüber hinaus an dem Topfgerät der Bologneser Gräber [also bis in die reine Bronzezeit] nachweisen.“*)

Eine sehr naheliegende Frage, die so ziemlich auch jedem von Ihnen, geehrte Anwesende, zu den allerersten Fragen gehören wird, — insofern Sie nicht schon durch eigene Studien die Schwierigkeit der Beantwortung kennen — ist jene nach der Zeitstellung resp. Dauer neolithischer Kultur. Da kann nicht oft genug betont werden, dass man wohl einzelne Stufen der Entwicklung oder lokale Eigentümlichkeiten mit verhältnissmässiger Sicherheit bestimmen kann, aber nur mit einer ungefähr bestimmten Jahrhundert-Zahl rechnen darf, — auch schon deshalb, weil jede Kultur (Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit, mit ihren Unterabteilungen) in verschiedenen Ländern verschiedene Ausdehnung gewann, hier z. B. die Steinzeit früher allmählich abgelöst durch Benutzung der Metalle, dort länger festgehalten, wie in ostbaltischen Gebieten, nämlich Estland, welche Gebiete sich noch bis zum Beginn christlicher Zeitrechnung in Stein-Kultur befanden.

Doch alles schiebt sich weiter und vergeht, — so auch die Viertelstunden, mit denen ich meine Zuhörer an ihren Plätzen festhalten darf. Daher genug von der Steinzeit! — ausgenommen eine letzte Bemerkung. Zu den Einzelheiten, welche die Forscher besonders interessieren, gehören die Gefässe mit durchlochem Rande. Obwohl ein grosser Zeitraum zwischen den Pfahlbauten der Schweiz und denen meiner Heimat Ostpreussen liegen muss, findet man die gleiche Erscheinung bei beiden: die Ränder vieler Gefässe weisen kleine Löcher auf. Balduhn*) sagt: „Durchlochte Ränder sind bei Gräberurnen nicht beobachtet worden. Ausser den Pfahlbauten können wir Wohnstätten der Vorzeit nicht feststellen, in denen Speisen gekocht worden, deshalb die Vermutung, dass

*) Verh. d. Berl. G. f. A., E. u. U., 1884, S. 208.

**) S. Ber. d. A.-G. Prussia, 1887—88, S. 138.

die nur im Pfahlbau gefundenen durchlochten Gefässe ausschliesslich zum Kochen gedient haben, und dass zu Graburnen besondere Gefässe ohne Löcher gefertigt wurden. Die Urmenschen haben gewiss ex praxi bald gefunden, dass bei bedeckten Gefässen die Speisen nicht allein weniger überkochen, sondern auch schneller kochen und beim Erlöschen des Feuers länger warm bleiben. Deshalb bedurfte das Gefäss, welches mit der Hand roh geformt war, ohne gekrempten Rand, wie ihn heute die Drehscheibe herstellt, einer Vorrichtung, welche es ermöglichte, dass der scheibenförmig geformte Deckel sicher und fest auflag. Diese Vorrichtung bestand nun darin, dass in dem steilen Rande der Gefässe Löcher gemacht wurden, durch welche man dünne Stäbchen, Halme u. s. w. steckte. Die aus dem Gefässe sich entwickelnden Dämpfe, welche z. T. nur durch die Löcher neben den Stäbchen strömten, verhinderten das Verbrennen der aussenstehenden Enden dieser Stäbchen. Die Annahme, dass die Löcher zum Anhängen durch Schnüre gedient haben können, ist hinfällig, wenn man die Kleinheit der Löcher und die Höhe derselben am Rande im Vergleich zur Grösse und Schwere der Gefässe — namentlich wenn sie gefüllt sind — erwägt.“

Nun wollen wir die „Brandenburgia“ zu ihrem Rechte kommen lassen und uns die nächsten Kultur-Perioden zunächst in der Mark Brandenburg ein wenig ansehen, wobei freilich die Hinweise auf andere Landesgebiete nicht zu unterlassen sind. Nordische Forscher (z. B. Worsaae und Montelius) nehmen an, dass etwa um 1000 Jahre v. Chr. [oder früher; — s. oben!] bereits der Norden mit dem Gebrauch der Metalle bekannt geworden sei. Für die Mark Brandenburg dürfte (nach A. Voss u. G. Stimming, a. a. O.) diese Zahl wohl zu hoch gegriffen sein; indes wird man immerhin auf das 5—6 Jahrh. v. Chr. zurückgehen können, auf grund der durch die gleichartigen norditalischen Funde einigermaßen sicher datierbaren Gegenstände vom Hallstätter Typus, welche im Norden gefunden sind.

Der Name Hallstätter oder Hallstatt-Kultur lehnt sich bekanntlich an die Funde auf dem gewaltigen Flachgräberfelde des Salzberges bei Hallstatt im österreichischen Salzkammergute. „Ungefähr in der Hälfte der Gräber fanden sich Reste unverbrannter, in der andern Hälfte die Reste verbrannter Leichen; 525 Skeletgräber lieferten 342 Thongefässe, 455 Brandgräber 902 Thongefässe.“*) Wo immer nun wir Funde antreffen, welche diesem Typus entsprechen, stehen wir einer mehr oder minder einheitlichen, gewaltigen Periode gegenüber, in der neben der Bronze bereits das Eisen auftaucht.

Die Dauer der sogenannten Bronzezeit, in der man das Eisen noch nicht kannte, dürfte (nach M. Hörnes, a. a. O.) mit

*) M. Hörnes, Urgeschichte der Menschheit, S. 132.

folgenden Zahlen ungefähr zu bezeichnen sein. „Die erste Phase möchte etwa von 1500—1000 v. Chr. gewährt haben; die zweite Phase in Nord-Europa sicher bis 400 v. Chr.; in der Schweiz und in Ungarn wird dieselbe aber schon um 600 v. Chr. zu Ende gegangen sein.“

In meinen bescheidenen Zeichnungen, werden Sie, geehrte Anwesende erkennen: wie sich die Übergänge von der Steinzeit zur Bronzezeit nachweisen lassen. Das am Rande durchlochte, rauh gemachte Gefäss aus Ostpreussen — dem Pfahlbau im Tulewo-See entnommen — leitet hinüber zu den gleichgeformten und gleicher Weise rauh gemachten Gefässe vom Urnengräberfelde bei Radewege, Kr. Westhavelland, Mark Brandenburg. Sodann haben Sie in den Abbildungen einige Formen und Ornamente vor Sich, welche Ihnen die reine Bronzezeit in der Mark veranschaulichen. Sie sehen ferner auf Tafel IV eine Buckelurne, d. h. ein Exemplar jener merkwürdigen Gefässe, welche durch eine lange Zeit, nämlich bis in die vollentwickelte Eisen-Zeit, eine grosse Verbreitung erfahren haben und zu den charakteristischen Erkennungszeichen des hochinteressanten „Lausitzer Typus“ gehören, obgleich die Buckelgefässe ganz und garnicht auf die Niederlausitz beschränkt sind. „Sie finden sich in einer breiten Zone von den Karpathen bis über die Elbe und legen durch ihre Nebenfunde die durch andere Einzelheiten gestützte Vermutung nahe, dass die Bevölkerungsgruppe, welche in der älteren La Tène-Periode (d. h. in der vollentwickelten Eisenzeit) ihre Handwerks-technik an der Havel und Elbe übte, in früherer Zeit weiter östlich sass, eine Annahme, die unsere Lausitzer Bronzefunde dann für eine noch ältere Zeit weiter südöstlich nach Ungarn fortleiten.“*) Auf die Mannigfaltigkeit der Formen von Buckelgefässen sei hier besonders aufmerksam gemacht, indem das Märkische Museum und das klg. Museum f. Völkerkunde ungemein reich an dergleichen Thongerät sind. Zu den Buckelurnen gesellen sich in der Niederlausitz sowohl in früherer wie in späterer Zeit unabsehbar viele verschiedenartige Thongefässe, eine ganze Küchen- und Speisekammer-Ausstattung vergegenwärtigend, auf die wir noch zurückkommen.

Von Funden aus märkischer reiner Bronzezeit seien sodann erwähnt die bei Brandenburg zu Tage gekommenen Urnen, welche z. T. Familiengräbern entstammen. Die Gefässe sind meist mit Henkel versehen, kannen- oder topfförmig, von rötlich-braungelber Farbe, und zeigen teilweise als Verzierungen wagerecht umlaufende Parallellinien, ferner Zickzack-Ornament, auch unregelmässig laufende, im rechten Winkel zusammenstossende, eingeritzte Linien. Nicht unerwähnt sei das Vorkommen des Deckels!**)

*) H. Jentsch: Mitt. d. Niederl. G. f. A. u. U., 1887, H. III.

**) XXVI.—XXVIII. J.-B. d. Hist. V. z. Brandenburg. S. 100.

Die jüngste Bronzezeit resp. die Hallstatt-Periode hat ausser unendlich vielen Besonderheiten, deren blosser Aufzählung uns eine lange Weile beschäftigen würde, in Westpreussen und einigen angrenzenden Gebieten eine höchst wichtige Hinterlassenschaft in den sogenannten Gesichtsurnen. Diese Gefässe ahmen das menschliche Antlitz oder den oberen Teil desselben nach, dazu die Ohren, zuweilen Haupthaar und Bart und sogar in schwächerer Ausführung auch die Hände. Die Gefässe haben fast immer eine karaffenartige Form; der Deckel kann als Nachbildung einer Mütze gedeutet werden. Auf dem breiteren Teil der Urne, gewöhnlich unter einer Verzierungslinie, befinden sich oft eingeritzte Zeichnungen: primitive Darstellungen von Wagen, Pferden und Menschen, von Bäumen und Schmucksachen. Manchmal sind diese Schmucksachen in Wirklichkeit auch in der Urne angetroffen worden. In den mehrfach durchlochenden Ohren hängen Ringe; meist sind dieselben von Bronze, aber auch eiserne Ringe kommen nicht selten vor. Das Hauptfundgebiet dieser ungemein interessanten Gefässe ist Pommerellen.

Demnächst wird im kgl. f. Museum Völkerkunde hier dem Publikum jene Sammlung von Gesichtsurnen zugänglich gemacht werden, welche — 40 an der Zahl — in Schwartow, Pommerellen, gefunden wurden. (Vordem besass das Mus. f. Völkerk. nur 25 Stück solcher Urnen; das Märk. Mus. erfreut sich gleichfalls einer Anzahl; aber das Westpr. Prov.-Museum in Danzig besitzt gegen 200 Gesichtsurnen. Andere Exemplare fanden in den Museen zu Königsberg, Breslau, Stettin u. s. w. ein gar gern gewährtes Unterkommen.) Herrn Prem.-Lieutenant Hans von Schierstedt-Swartow ist die vorhin erwähnte neue Sammlung zu verdanken; er entnahm dieselbe, mit Hülfe des Herrn Konservator Krause (Berlin), der Erde, wo sie — wie gesagt — seit der Hallstatt- oder (nach einzelner, abweichender Meinung) seit der La Tène-Zeit geweiht hatte. Die Urnen standen in Steinkisten-Gräbern auf verschiedenen Grabfeldern. Auch mehrere Kinderurnen kamen zum Vorschein.

Die Zeichnungen auf den Gefässen haben wiederholt eingehende Besprechung erfahren, wie u. a. die Verhandlungen der Berl. Anthrop. Gesellsch. beweisen. Für denjenigen, der sich weiterhin dafür interessiert, sei auf das Heft von H. Conwentz aufmerksam gemacht: „Bildliche Darstellungen von Tieren, Menschen, Bäumen und Wagen an westpreussischen Gräberurnen.“ Dasselbst werden die Jagdscenen an die Hauptbeschäftigungen der Landesbewohner angeknüpft, indem die Jagd — welche in der ältesten Zeit auf Elch, Hirsch u. s. w. stattfand — noch in der zu Ende gehenden Bronzeperiode im Vordergrund gestanden haben wird. Doch das Wanderleben von ehemals hatte gewisser Sesshaftigkeit Platz gemacht und zu den Anfängen der Landwirtschaft geführt. Das Pferd spielt bereits eine Rolle als Zugtier. Und dass man mit einem Wagen umzugehen verstand, ist aus vielen Zeichnungen zu

ersehen. Freilich werden dies allemal nur bescheidene Arbeitsgefährte gewesen sein, die einzigen Wagen, die überhaupt existierten; Droschken und Hochzeitskutschen gab es damals sicherlich noch nicht. „Die Übereinstimmung mit andern Zeichnungen an vorgeschichtlichen Gegenständen in weit entfernten Gebieten (es sei hier nur an die ähnlichen Tierzeichnungen auf Thonvierteln aus Hissarlik [Schliemanns Troja] erinnert) ist kein Grund zu der Annahme eines inneren Zusammenhanges, denn der Kunstsinn des Menschen fällt zeitweise von selbst auf eine bildliche Darstellung gewisser Tier- und Pflanzenformen, ebenso wie in der vorangehenden Entwicklungsstufe bei den verschiedensten Völkerschaften dieselben linearen Verzierungen sich spontan bilden und in analoger Weise weiter entwickeln können.“

Ein Teil der sogenannten Bronzegräber der Mark Brandenburg ist (nach A. Voss u. G. Stimming, a. a. O.) entschieden jüngeren Datums, als die Hallstätter Periode. Für die Bestimmung ihres Alters haben wir u. a. einen Anhalt an dem Charakter der Thongefässe, welcher ganz mit dem der älteren La Tène-Zeit übereinstimmt und den von Virchow zuerst so benannten „Lausitzer Typus“ zeigt. Dieser uns in den Gräberfeldern der Lausitz in besonders scharf ausgeprägten, sehr mannigfaltigen und höchst vollendeten Formen entgegentretende Gefässtypus beginnt vermutlich mit der Hallstätter Periode. Er erstreckt sich nordwestlich bis an die Priegnitz, westlich bis nach Anhalt und Ost-Thüringen und in südöstlicher Richtung durch Sachsen, Posen, Schlesien und Böhmen bis tief nach Ungarn hinein. Einzelne Funde verwandten Charakters sind auch am Mittel-Rhein in Hessen, Baden und im Elsass vorgekommen. Da giebt es nun grosse und kleine bauchige Gefässe, ohne Henkel oder mit zwei kleinen, öhsenartigen Ansätzen, einhenkelige Kannen und Töpfe, flache Schalen, Näpfe, tassen- und flaschenförmige Gefässe, Becher, Nachbildungen von Trinkhörnern, Räuchergefässe, Dosen und Kinderklappern. Alles Thongerät ist aus freier Hand geformt und je nach der Gebrauchsweise aus feinem oder gröberem Thon hergestellt und mehr oder minder sorgfältig verziert. Die Farbe ist gelblich oder rötlich, aber auch grau und schwarz. Manche Gefässe sind auch weiss oder rot gefärbt und (in sehr seltenen Fällen) farbig verziert. Dergleichen Stücke wurden bei Gr. Czetteritz. Kr. Landsberg (Mk. Br.), gefunden. In Schlesien und Posen kommen sie häufiger vor. Die plastischen Verzierungen der Thongefässe bestehen entweder in vertieften Furchen oder aufgelegten Leisten und den eigentümlichen, bereits erwähnten Buckeln. Es hat den Anschein, als seien die Ornamente mit dem Modellierholz gefertigt. Vielfach wird zur Glättung der Oberfläche ein glatter Stein benutzt worden sein. Für die feineren Verzierungen reichte indes ein so unvollkommenes Werkzeug nicht aus, und man bediente sich wahrscheinlich kleiner Stäbchen aus Holz oder Knochen. Ebenso wie die Gräber der späteren Zeit ärmer

an Gefässen werden, so dass in der jüngeren La Tène-Zeit namentlich, sowie in der Römischen und Völkerwanderungs-Zeit das Grab nur eine Haupturne (mit der Asche) und ein Deckelgefäss, — in der Völkerwanderungs-Zeit meistens sogar nur eine Haupturne allein enthält, so nimmt auch die Mannigfaltigkeit der Gefäss-Formen allmählich ab. Wir sehen in der La Tène-Zeit die kleinen Beigefässe, die Tassen, Kannen und Krüge, Räuchergefässe, Becher und Trinkhörner wieder verschwinden und fast nur noch grosse topfförmige Gefässe und flache schalen- oder napfartige Deckelgefässe übrig bleiben. Die Formen werden einfacher, die Ornamente dürftiger und oft nachlässig ausgeführt. Zuweilen wird ein mehrzackiges Instrument angewandt, mit welchem die feineren Linien gezogen oder in den halb getrockneten Thon geritzt werden. In der römischen Kaiserzeit nahm dann aber die Töpferei doch einen bemerkenswerten Aufschwung, während sie in der darauf folgenden Völkerwanderungs-Periode abwärts geht. Die Gefässe der römischen Zeit haben sehr verschiedene Färbung. Von besonderer Schönheit sind die durch Berussung während des Brennens mit äusserst fein zerteilten Kohlenstückchen völlig durchsetzten tiefschwarzen Gefässe. Die Masse ist gleich wie bei denen der früheren Zeiten ein grober, ungeschlammter Thon, der innen und aussen eine feinere Schicht zeigt. Letztere ist oft durch Bewerfen mit scharfem Sande nachträglich stellenweise wieder rau gemacht, wesentlich zu ornamentalen Zwecken. Vasenförmige Gefässe kommen neben flaschenförmigen, Fussbechern neben Henkelbechern vor.

Jetzt sind wir bei der einheimischen vorgeschichtlichen Töpferei zu dem Zeitpunkte angelangt, da sich das sogenannte „Hakenkreuz“ oder Swastika als ein Bindeglied mit südlichen Kulturländern bemerkbar macht. (A. Voss u. G. Stimming, a. a. O.) Wir werden dieses Ornament gleich näherer Betrachtung unterziehen; doch vorher sei auf die beiden Zeichnungen (Tafel XI) aufmerksam gemacht, welche das von unserm verehrten Herrn Vorsitzenden Geh. R. Friedel durchforschte Gräberfeld von Wilhelmsau, Mark Brandenburg, angehen. In der darauf bezüglichen Schrift heisst es (S. 37): „Es tritt bei Wilhelmsau die kulturgeschichtliche Eigenart überaus merkwürdiger, von allen vorgehenden wie nachfolgenden Epochen klar unterschiedener Sitten und Gebräuche, sowie — an der Hand der z. T. wiederum ganz eigenartigen, bei allen älteren Kulturstätten nicht beobachteten Eisenindustrie und Töpferwaare — die Thatsache ans Licht: dass es sich hier um die jüngsten Spuren der altgermanischen Bevölkerung unmittelbar vor dem Eindringen der Slaven handelt.“ — Dieses germanische Gräberfeld aus der Zeit der Völkerwanderung in der Mark Brandenburg gehört zu den „Brandplettern“, welche sich von Norwegen durch einen Teil von Schweden nach Bornholm — wo diese Gräber am zahlreichsten sind — bis zu unsern Ostseeküsten hinziehen. Von einer Beschreibung der inter-

essanten Nebenumstände muss hier selbstverständlich Abstand genommen werden.

Neben dem vorhin erwähnten Ornamente — dem einfachen Hakenkreuz — zeigen sich nunmehr alle Arten der Verzierungsweise, welche da, wo der Mäander sich selbstständig entwickelt hat, letzterem als Vorstufe voraufgehen oder nach ihm angewendet werden. Es kann deshalb beim Mäander selbst nicht mit Bestimmtheit behauptet werden, dass auch dieser ein aus andern Kulturkreisen eingeführtes Ornament sei. (A. Voss u. G. Stimming, a. a. O.)

Aus der grossen Zahl der Betrachtungen des Hakenkreuzes, des Mäanders, des Sonnenzeichens, des Triquetrum, des Radornaments u. s. w. will ich in Kürze einige hervorheben.

Zunächst sei das Sonnenzeichen erwähnt. Es ist dies ein millionenfach wiederkehrendes Ornament, das die Menschen wohl zu allen Zeiten und an allen Orten verwandten, so dass ein grosser Teil der Forscher es als ein ganz zufälliges, gar nichts bedeutendes ansieht, indes andere ihm eine wohl überlegte Bedeutung nachsagen. Es besteht aus einem einfachen oder mehrfach gezogenen Kreise, in dessen Mitte ein Punkt sich befindet. Man trifft es auf zahllosen Gegenständen, sogar auf Felswänden (auf den Bilder- und Schalensteinen von Venezuela). Sowohl in prähistorischen wie in ethnologischen Sammlungen begegnen wir dem kleinen Ornament sozusagen auf Schritt und Tritt.

Die Sonne, die urewige Lebensspenderin, erfuhr allerdings ausserordentliche Berücksichtigung, wo es sich um Ornamentik handelt, die dem Symbolischen sich anschliesst. Da gilt nun das Triquetrum, d. h. die angedeutete Darstellung dreier laufenden Beine, als Sinnbild der rollenden Sonne. An vorgeschichtlichen Gefässen Schlesiens steht diese Verzierung genau auf den Stellen, auf denen früher bei ähnlichen Gefässen ein wirkliches Sonnenbild angebracht wurde. Das Triquetrum kommt ebenfalls zu allen Zeiten und in weit von einander entfernten Ländern vor. Es hat sich z. B. in Lykien und Syrien unverändert erhalten, in Form von drei halbrunden Linien, welche von einem gemeinsamen Mittelpunkte ausgehend, einander in gleichen Abständen folgen.*)

Das Triquetrum führt uns u. a. zum Radornament. „Als das grossartigste Werk wird in der primitiven Periode der vedischen Arya das „Speichenrad“ genannt. In der That bedeutet der Bau des Speichenrades für den Naturmenschen einen gewaltigen Schritt vorwärts. Im Rigveda ist das Rad mit seinen Speichen, von denen „keine die letzte“ ist, und sein Bau ein beliebter Vergleich und ein oft ausgeführtes Bild. „Den vielgepriesenen Indra“ heisst es Rigveda 7, 32, 20, „biede ich durch das Lied hierher, wie ein Wagner einen Radkranz aus gutem Holze

*) Verh. d. Berl. G. f. A., E. u. U., 1886, S. 277.

biegt“ oder (Çakra) „den Blitz in der Hand, herrscht über alle Menschen, wie ein Radkranz die Speichen umfasst,“ Rigv. I, 32, 35. Das Rad bleibt für die indische Kulturwelt des Altertums bis in die Neuzeit hinab das Symbol geheimnisvoller Macht, das Thema zu grossartigen, poetischen Vergleichen. Die Buddhisten nahmen das Rad geradezu als Abzeichen ihrer Religion.“*) — Wie eigentümlich muss es uns berühren, und zu welchen Kombinationen können wir geführt werden, wenn uns das Radornament auf Scherben und Gefässen aus unserer einheimischen Vorgeschichte in den Weg kommt! An der Hand von verbürgten Funden sind wir gewöhnt, dies Ornament als slavisches zu betrachten, besonders wenn es in Gesellschaft der charakteristischen „Wellenlinien“ auftritt. Und dass es nicht nur der Vorgeschichte angehört, beweisen die auf Tafel XII zum Vergleiche veranschaulichten, radähnlichen Ornamente von böhmischen Topfböden, welche bereits ins 13. Jahrh. unserer Zeitrechnung hineinreichen.

Das Hakenkreuz hat allein eine ganze Litteratur geschaffen. Es ist ein Kreuz mit vier gleich langen Armen, welche je an ihrem Ende einen Haken erhalten haben. Die Haken, von links nach rechts weisend (oder umgekehrt), entsprechen beständiger Bewegung; und so ward das Hakenkreuz — in dieser Bewegungsrichtung ein glückbedeutendes Ornament — das Sinnbild des ewig laufenden Zeitenrades, ein Sinnbild der höchsten Gottheit.***) „Wir finden die Fusstapfen (Buddhas) mit dem Zeichen des Rades oder mit dem Swastika (= Hakenkreuz) als Symbol Buddhas.“***)

Auch nur flüchtig kann ich Ihnen, geehrte Anwesende, den Mäander vorführen. Sie sehen hier, wie sich die Elemente vom Hakenkreuz und Labyrinth-Linie gemeinsam nachweisen lassen! Der Mäander wird vielen von Ihnen auch als à la grecque-Muster bekannt sein; und schliesslich kennen Sie alle ihn von chinesischen Artikeln her. („Mäander“ wird von Müller und Mothes, Ill. arch. W.-B., abweichend erklärt.)

Es liesse sich in unabsehbarer Mannigfaltigkeit noch lange, lange von Thongefässen und Verzierung derselben reden. Dankenswert wäre z. B. ein längeres Verweilen bei den hochinteressanten „Hausurnen“, welche uns ein Bild uralter Wohnhäuser liefern. Was wäre nicht wenigstens zu streifen, wenn wir der gewaltigen Schliemann'schen Funde gedenken! Welche Bilder erstehen vor unserm innern Auge bei den Beweisen des Heraufdämmerns einer Kultur, die die Kindheit unserer gegenwärtigen resp. den Übergang zur schriftlich beurkundeten Heimatsgeschichte bedeutet! — An Heerde, Kamine und Öfen, an Spinnwirtel,

*) A. Grünwedel, Büddh. Kunst in Indien. (Handb. d. K. Mus. z. Berlin) S. 6.

***) C.-Bl. d. d. G. f. A., E. u. U., 1892, S. 35.

****) A. Grünwedel, a. a. O., S. 120.

Webegewichte, Netzbeschwerer u. s. w. haben wir überhaupt nicht gedacht. — Aber das Hakenkreuz sollte auch über meinem bescheidenen Vortrage schweben, und seine langen Arme winken mir in Ihrem Namen zu, zum Schlusse zu eilen, obgleich Herr Geh. Rat Friedel mir noch viele Hauptfragen vorgeschichtlicher Töpferei und Ornamentik ans Herz legte. Die Sachverständigen unter Ihnen kennen indes die Lücken, die ich gelten lassen muss; und im übrigen möchte allen der Schluss nicht unwillkommen sein.

Derselbe möge in dem Hinweis bestehen, wie schon vor uns die vorgeschichtliche Töpferei ein Gegenstand ernster Betrachtung gewesen ist.

In dem „Erleuterten Preussen“, 1728, heisst es: „Wie gemeine und unwissende Leute sich gerne mit Fabeln herumtragen, so fehlet es auch bey diesen Töpfen an dergleichen ungegründeten Erzählungen nicht. Einige halten sie vor solche Töpfe, deren sich die in hohlen Bergen wohnenden Unterirdischen vulgo Underersken bedienet, welche sie entweder ihren verstorbenen Freunden mit ins Grab gegeben, damit sie solche in der andern Welt nützen könnten, oder aber haben solche in den Hügeln, da sie ihre Wohnung verändert, und anderwärts hingezogen, hinterlassen, als unstrittige Zeugen, dass sie daselbst vorher gewohnt, nun aber davon geeilet. Allein wie die gantze Erzählung von den Unterirdischen nach einem Märlein schmecket, so sind auch die von ihnen hinterlassenen Töpfe was erdichtetes. — Andere suchen sich zu bereden, es wären diese Töpfe nicht von Menschen Händen aus Sand und Thon gearbeitet, sondern wüchsen von Natur gleichwie die Erdschwämme, in der Erde. Sie sagen, die Erde werffe, sonderlich im Maji Monath, gewisse Hügel auff, in welchen sie diese Töpfe hervorbringe. — Es sind nicht weniger diejenige nicht zu hören, welche unsere Töpfe, als gemeine Fleisch-Töpfe angeben, welche die Cartheuser, Carmeliter und andere Mönchen gebrauchet. Denn ob sie zwar nach ihren Ordens-Reguln sich alles Fleisches enthalten müssen, geschehe es doch zuweilen, dass sie nach verbotenen Fleisch-Töpfen lüstern werden, um sich dadurch zu stärken. Damit nun niemand ihr Unternehmen erfahren könne, so vergraben sie die überbliebenen Knochen in dergleichen Töpfe und setzten solche tieff unter die Erde. Die schlesischen Bauern halten davor, es wären diese Töpfe, neben den andern aus der Erde gegrabenen Gefässen, von denen Schnittern und dem Gesinde auff dem Felde, nachdem sie das Mittagbrod zu sich genommen, vergraben, und über dem weggehen etwa vergessen worden. Und eben das wäre die wahre Ursache, woher man in selbigen so viele Knochen anträffe. — Abergläubische Leute sind es, die diesen Asch-Töpfen eine besondere Kraft zueignen und sich einen gewissen Nutzen und grossen Vortheil daraus versprechen, wenn sie selbige in ihrer Haushaltung brauchen. Die Bauern in der Mark

haben, wie Treuerus (Gottfried Treuer) berichtet, die Meynung, dass die Milch in dieser Art Töpfen besser raffe und viel fettere Butter gebe. Sie nennen sie deswegen Milch-Töpfe. Denen jungen Küchlein setzen sie in solchen Scherbeln das Wasser vor, und bilden sich abergläubisch ein, dass sie nicht so leicht krank werden, wenn ihr junges Vieh daraus geträncket wird, sondern es nehme von Tage zu Tage mercklich zu. Wenn man die Saat, welche der Erden anvertauet wird, aus diesem Topfe ausstreuet, so soll das Wachsthum um so viel besser fortgehen, die Aehren voller werden und hoch in die Höhe schiessen, so, dass man sich auf eine reiche Ernte eine unerträgliche Hoffnung machen könne. — Diejenigen Medicos, welche aus denen Asch-Töpfen und dero Scherbeln, aus der Asche der Verbrennten und denen noch wenigen Knochen eine Artzeney für gefährliche Krankheiten zuzurichten sich getrauen, wird man wohl mit Recht in die Gesellschaft der Abergläubischen verweisen können. — Im Herzogthum Cleve und in der Chur-Marck Brandenburg sollen gläserne Urnen sehr häufig hervorgezogen seyn.“

Letztere sind dann freilich nicht Töpfer-Arbeit gewesen; aber an diese Notiz und an die vorhergenannte Benutzung der Graburnen muss man das aufrichtige Bedauern knüpfen: wie grosse Einbusse das Märkische Museum und andere Sammlungen erfahren haben werden.

Im Monatsheft „Brandenburgia“ 1894 No. 5 brachte O. Pniower ganz ähnliche Nachrichten über einstige Beurteilung vorgeschichtlichen Thongeräts aus dem 17. Jahrh., wo es sich um den geborenen Altmärker Hans Schultze, genannt Johannes Prätorius, handelt. Daran mag sich eine Mitteilung leihen, welche ich P. L. Berckenmeyers „Neu vermehrt. curios. Antiquarius“ (1712—31) entnehme: „Bei der Stadt Lübben in der Niederlausitz findet man in der Erde selbstwachsende Töpfe mancherlei Gattung. In den Pfingsttagen sind sie nur ellentief in der Erde; im Winter, Herbst und Frühling hingegen bis 20 Schuh tief. Sie sind anfänglich weich, eben, als wenn sie erst von des Töpfers Drehebank wären abgesetzt worden; wenn sie aber nur eine kleine Zeit an der Luft gestanden, so werden sie hart; jedoch muss man sie, wenn sie noch weich sind, nicht mit den Händen anrühren, sonst zerfallen sie wie Asche und Staub.“*)

Eine solche vorsichtige Behandlung ist übrigens sehr berechtigt und sei hier jedem Neuling unter Ihnen, geehrte Anwesende, empfohlen, falls er durch Zufall in die Lage käme: vorgeschichtliche Töpferei und Ornamentik an Stücken zu studieren, die noch bis dahin im Schoosse der Erde ruhen durften; er liefere dann, bitte, diese Stücke an ein ein-

*) Vergl. „Brandenb.“ 1892 No. 4 (Buchholz).

heimisches Museum ab, — statt sie als Kaffeekanne, Sahmentöpfchen oder Bierseidel zu benutzen!

(98 Zeichnungen erläuterten den Vortrag.)

11. Nach dem Schluss der Sitzung fand ein geselliges Zusammensein im Ratskeller statt.

Die Irrlichter und Irrwische.

Von W. v. Schulenburg.

In seiner geschätzten Abhandlung über die Geister des Spreewalds*) hat unser verehrter Freund, Herr Dr. Karl Bolle, eingehend der Irrlichter gedacht. Herr Dr. Bolle hat hierbei auch meiner freundlichst Erwähnung gethan und bemerkt, dass von mir keine Irrlichter gesehen wurden. Diese Angabe ist leicht erklärlich. Ich habe nie viel von meinen eignen Erfahrungen über Irrlichter geredet und auch nichts davon in meinen Schriften vermerkt. Aber in der That, ich habe Irrlichter gesehen.

Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich Irrlichter gesehen im Jahre 1869. Es war dies irgendwo in der Gegend südlich von Saarmund, einem Dorfe, das in der Richtung zwischen Potsdam und Trebbin liegt. Ich befand mich anfangs September mit einer Anzahl anderer Menschen nahe einer Brücke an einem Wassergraben oder einem Fliess. Jenseits desselben lag eine Wiese oder sumpfige Niederung. Es war eine warme und dunkle Nacht. Gegen Abend nun oder in der Nacht, ich weiss es nicht mehr, sah ich eine ganze Anzahl kleiner Lichter auf der Wiese, meiner Erinnerung nach bläulich, doch lasse ich das zweifelhaft. Wie lange ich sie gesehen, oder was aus ihnen geworden, weiss ich nicht mehr. Denn meine Aufmerksamkeit war durch andere Umstände in Anspruch genommen. Ich scheidet deshalb diesen Fall aus der Betrachtung ganz aus.

Dann habe ich Irrlichter gesehen zu Burg im Spreewald in den Jahren 1877—1879. Der Spreewald war früher sehr sumpfig und die Erinnerung an die Irrlichter vor zwanzig Jahren noch sehr lebendig. Ich habe Sagen und Beobachtungen aus dem Volk darüber niedergelegt in meinen Schriften.***) Doch schon damals sagten die Leute, dass man früher viel häufiger die Irrlichter sah, dass sie jetzt seltener wären, weil

*) *Brandenburgia* (Monatsblatt), Berlin. 1895, 124—140.

**) *Wendische Sagen*, Leipzig. 1880; *Wendisches Volkstum*, Berlin. 1882.

vormals alles sumpfiger war: Es gab auch Leute, die keine gesehen hatten, aber viele Leute haben mir als Augenzeugen von Irrlichtern berichtet. Nachdem ich so sehr viel von ihnen gehört hatte, beschloss ich selbst Irrlichter zu sehen. Ich bemerke, dass ich damals im Spreewald lebte, also vollauf Gelegenheit hatte, wie nur irgend jemand in der Welt, alles selbst zu prüfen, was ihn anging. Ich erkundigte mich sehr genau, wo in letzter Zeit wären Irrlichter gesehen worden und liess mir alle Umstände genau beschreiben. Dann ging ich selbst auf den Anstand auf Irrlichter. Es war spät im Herbst oder im Winter, aber vor Weihnachten und trübes, nebligtes Wetter. Ich hatte einen langen dunklen Mantel an und auf dem Kopfe eine spitze rote Mütze von Wolle, wie sie die nordischen Bonden tragen, die ich mir aus Norwegen selbst mitgebracht. Auf der Brust trug ich eine kleine Blendlaterne, die ich jeden Augenblick verdecken konnte. Wenn Leute mich so in der Nacht durch das Sumpfland haben gehen und über die „Bänke“ der Fliesse haben steigen sehen, dann werden mich manche selbst für ein grosses Irrlicht gehalten haben. Mir waren viele der zahlreichen Gräben und Fliesse und Wasserlöcher dort wohl bekannt, so dass ich selbst in finstren Nächten ohne alles Licht im Spreewald umherging. Manchmal war ich abends, bis in die Mitternacht, in der schwarzen Ecke gewesen, beim alten Schichan auf dem Töpferberg, der mancherlei wusste von alten Zeiten. Andere Wenden kamen dann noch herbei, wenn man wusste, ich war da, denn dann gab es gute Unterhaltung. Wenn ich dann glücklich durch die Finsternis nach Hause kam, fand ich den Wirt und die Wirtin noch auf. „Gott sei Dank,“ sagte der alte Mann, „dass Sie wieder da sind. Wir sind in grosser Sorge gewesen. Nicht, dass Ihnen jemand was thun wird, Sie haben ja keine Feinde hier, aber die Sumpflöcher und das Wasser! Wie leicht kann da in der Dunkelheit ein Unglück geschehen. Na, nur gut, dass Sie wieder da sind. Nun wollen wir auch zu Bette gehen. Es ist schon spät und bei uns Bauersleuten heisst's immer früh heraus. Also dobru noc!“ So wusste ich denn gut Bescheid. Trotzdem ging ich immer bei Tage dahin, wo man zuletzt Irrlichter gesehen hatte und wählte mir für die Nacht einen Standort aus.

Wie ich das erste Mal auf Lauer stand bei einem breiten Graben oder Fliess, sah ich bald weiterhin in der nebligen Luft ein schwach schimmerndes bläuliches Lichtchen. Erst stand es still, dann bewegte es sich hin und her. Bald zeigte sich auch noch ein zweites und beide bewegten sich etwas. Lange Zeit sah ich ihnen zu, dann kehrte ich heim, froh Irrlichter gesehen zu haben. Am nächsten Tage vormittags eilte ich wieder nach jener Stelle, um die Sachlage zu prüfen und ob nicht Häuser dort gewesen und da fand ich, dass genau in der Richtung der erschauten Lichter die Fenster von zwei Häusern, nahe am Wasser

lagen. Ich nahm an, dass sie in der Entfernung und bei der nebligen Luft so geschimmert hatten und die Bewegung erhielten, weil ich selbst, wie jeder Mensch den Kopf unmerklich bewegte und von den Augen die Bewegung auf den Gegenstand sich überträgt. Jetzt aber halte ich nicht für unmöglich, dass es doch Irrlichter waren.

Von nun an sah ich mir bei Tage eine bestimmte Stelle aus an einem leicht erkenntlichen Baum und klemmte dann am Abend den Kopf zwischen Ast und Stamm, so dass die unwillkürliche Bewegung aufhörte. Ich sah dann öfter, meiner Erinnerung nach gelbe Lichter, die an Wasser-Gräben oder Fliessen entlang kamen und sich in grader Linie fortbewegten. Weil sie aber weit waren und ich nicht nahe herankonnte, will ich annehmen, dass es immer Menschen waren, die mit der Laterne gingen ihrer Sicherheit wegen in der Dunkelheit. In einem oder mehreren Fällen waren es zweifellos Menschen. Aber dann sah ich eines Nachts, da, wo Irrlichter sein sollten, eine Menge Lichter, als gingen viele unsichtbare Wesen mit Laternen hin und her. Immer mehr wurden es. Es war ein ganz wunderbares Schauspiel, ich konnte mich gar nicht davon trennen und habe ihm lange in reger Spannung zugeschaut. Zuletzt kam es mir selbst fast vor, als hätte eine Geisterschar da Zusammenkunft. Ich ging in dieser Nacht nach Hause mit dem Gedanken: „Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich Eure Schulweisheit nichts träumen lässt.“ Die Lichter selbst waren gelblich meiner Erinnerung nach, etwa wie von Laternen. Es waren einige Häuser in der Gegend, aber von den wenigen Fenstern konnten nicht die vielen Lichter sein. Ich will indessen auch diesen Fall noch ausscheiden als unsicher, weil ich immer noch in weiterer Entfernung mich befand.

Im folgenden Sommer und Winter wohnte ich bis Weihnachten in einer entgegengesetzten Richtung des Spreewald, wo überall viel Wasser und niedriges, feuchtes Land war. Nicht allzu weit von meiner Behausung sollten Irrlichter regelmässig in den dunklen Nächten vor Weihnachten erscheinen. Wie denn davon geschrieben steht in meinen Spreewaldsagen (Seite 109): „Bei Zarnops an der neuen Spree giebt es noch Bude. Früher waren es ihrer neun (zehn), jetzt sind es blos noch drei, die kommen da in den Tagen vor Weihnachten. Wer weiss, was es da noch mal für Unglück geben wird!“

Das also war meine Gegend.

Zu der Zeit waren die Tage trübe, die Nächte finster und neblig. Da, wo früher die neun, jetzt die drei Irrlichter sein sollten, sah ich nichts. Doch an anderen Stellen, auch dort in der Gegend, wo die Bewohner nach ihrer Aussage Irrlichter gesehen hatten, stellte ich mich in der Dunkelheit auf und ich hatte die Freude: ich sah Irrlichter, und zwar an verschiedener Stelle, jedesmal eins. Ihr Anblick war für mich im höchsten Masse anziehend. Es waren kleine bläulich schimmernde

Lichtchen. Das letzte Mal als ich ausging, Irrlichter zu sehen, hatte ich ein solches allem Anschein nach näher vor mir. Jeder Zweifel war ausgeschlossen. Es war, wie auch vorher, ein bläuliches Licht, keine helle Flamme, alles nur Schimmer. In der Mitte war der Lichtkern, nach oben und unten verlief sich das Licht. Ob aber der Lichtschimmer nach unten ebenso weit sich ausdehnte wie nach oben, ist mir nicht mehr erinnerlich. Die ganze Lichterscheinung hatte etwa die Gestalt wie ein Wisch, sie war länglich schmal, nicht breit, keineswegs im Umriss gleich einer Flamme, sondern alles nur ein Schimmer, auch der Lichtkern zeigte kein helles klares Licht, sondern war auch nur schimmrig. In wie weit die neblige Luft hierbei mitwirkte, kann ich nicht beurteilen. Sicherlich aber wird durch sie jedes entferntere Licht gebrochen. Das Irrlicht bewegte sich von oben nach unten auf und ab, doch nur wenig, und ebenso seitwärts, rechts und links, allein noch weniger. Es blieb aber immer auf demselben Fleck, es wurde nur wie von einem Luftzug bewegt. Soviel ich in der Finsternis erkennen konnte, schwebte es frei in der Luft, nicht unmittelbar über dem Erdboden, aber nicht hoch, meiner Erinnerung nach vielleicht (??) ein oder zwei Fuss. Wie schon erwähnt, war es dem Anschein nach nahe vor mir. Doch wagte ich in der Finsternis nicht auf dasselbe zuzugehen, weil Wasser da war und ich keine Blendlaterne mehr bei mir trug, wie im vorigen Jahr. Ich glaube, ich habe fast eine Stunde dem Irrlicht gegenüber gestanden, mit voller Sicherheit aber kann ich eine halbe Stunde sagen. Es war mir eine zu anziehende Erscheinung. Als ich schliesslich wegging, schwebte das Irrlichtchen noch immer auf und nieder. Dann bin ich nicht mehr auf Irrlichter ausgegangen.

Ich kann demgemäss als Augenzeuge bestätigen, dass es Irrlichter giebt in unsrer Landschaft. Wenn so wenig Naturforscher, überhaupt Städter, so selten nur welche gesehen haben oder niemals, so ist das leicht erklärlich. Wer kommt in solchen finsternen Nächten in dieser Jahreszeit durch solche Sumpfgenden! Wenn aber Naturforscher den Irrlichtern mit Eifer nachforschen würden in Sumpfgenden, würden sie sicher auch welche sehen und ihr Dasein nicht mehr bestreiten, vorher aber sollten sie bei unserem Landvolke, bei den Alten, zu Rate gehen, dieser unerschöpflichen Quelle in solchem Wissen und in jeglicher Art volkstümlicher Erkenntnis.

Da ich hier von den Irrlichtern rede, kann ich nicht unterlassen, noch einer merkwürdigen Lichterscheinung zu gedenken, die ich im Oberspreewald sah. Es mag im Winter des Jahres 1877 gewesen sein. Es lag nur wenig Schnee und war trockner Frost. Von einem Ausfluge heimkehrend, überschritt ich, meiner Erinnerung nach bei Beginn der Dämmerung, eine „Bank“, die über einen Spreearm oder breiteren Wasserlauf führt. An diesem schmalen Brettersteg war das Gelände zum

Teil abgebrochen. Wie ich oben über demselben wegschritt, also mitten über dem Wasser war, sah ich plötzlich unmittelbar vor mir in Brusthöhe eine wunderbare Erscheinung. Es sah etwa aus, als wenn zwei feurige Glastafeln in der Luft schwebten, so zwar, dass die zweite hinter der ersten mit dem Rande etwas vorstand. Die Erscheinung zuckte in der Luft so vor mir hin, als wenn mit der Zauberlaterne ein Bild auf die Wand geworfen wird. Aber am merkwürdigsten war mir, dass sie viereckig erschien, etwa einen Fuss im Geviert. So sah ich sie einen Augenblick und wandte mich sofort um, weil ich dachte, hinter mir möchte vielleicht ein Haus plötzlich aufbrennen von einem entfernteren Gehöft und das Erschaute allenfalls ein Widerschein des Feuers sein oder jemand mit einer Laterne hinter mir folgen. Aber nichts von alledem. Als ich mich dann wieder nach vorn wandte, war die Lichterscheinung verschwunden, und alles wieder wie sonst.

Obwohl ich nun viel an die merkwürdige Erscheinung dachte, erzählte ich doch niemand im Spreewald davon. Denn ich galt schon einigermaßen als „kluger Mann“, im besondern als einer, der die schwere Kunst „konnte“, Zahnschmerzen wegzubringen und wünschte nicht in meinem Rufe noch zu steigen, meine „Medizin“ sollte nicht noch grösser werden, um in der Sprache der Rothäute zu reden, denn ich wollte nicht bei den wissenschaftlichen Ärzten der Umgegend in den Verdacht des unlautern Wettbewerbs kommen.

So war längere Zeit vergangen, als ich eines Abends wieder in der weiter entfernten schwarzen Ecke auf dem Töpferberg bei dem genannten alten Schichan war. Es hatten sich verschiedene Wenden dort eingefunden und wurde mancherlei gesprochen. Besonders war die Rede vom Plon, dem feurigen Drachen; der eine gab dies, der andere das zum Besten. Zuletzt fragte man mich, ob ich noch nicht den feurigen Drachen gesehen hätte. Ich sagte: „Nein,“ aber etwas Feuriges hätte ich auch mal gesehen und erzählte nun mein Abenteuer auf dem Brückenstein. „Ha,“ riefen da alle, „das war der Plon, den haben Sie nur nicht gesehen. Der ist oben geflogen und unten das war der Widerschein. Das ist ja auch die Plonbank.“ „Warum Plonbank?“ fragte ich. „Na, da sitzt immer der Plon auf der Erle neben der Bank. Das kann man deutlich sehen, die ganze Rinde ist da von dem Aste abgekrallt.“ Am nächsten Morgen hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als nach der Plonbank zu gehen, um am hellen lichten Tage zu sehen, ob wirklich der Plon da die Rinde abgekrallt hätte. Und in der That sah ich deutlich, fehlte auf einem grossen Aste, nahe dem Stamm, die Rinde, als hätte sie ein grosser Vogel beim häufigen Sitzen abgekrallt. Noch muss ich bemerken, dass nicht weit von dieser Bank ein Bauernhof liegt, der dem „reichen Barthel“ gehörte, dessen drei schöne Töchter damals das Entzücken fremder Besucher bildeten. Von diesem „reichen Barthel“ oder

seinen Vorfahren (?) glaubten viele, dass sie den Gelddrachen gehabt, der das Geld herbeigeschleppt hätte. Übrigens habe ich einige Jahre später denn doch noch den feurigen Gelddrachen kennen gelernt, zwar nicht im Spreewald, sondern bei Berlin. Er zog am Abendhimmel, dann platzte er und sprühte lauter „Goldstücke“ aus.

Ich habe im Laufe der letzten zwanzig Jahre viele Landleute, Bauern, und darunter recht zuverlässige, gesprochen, die nach ihrer Angabe Irrlichter gesehen hatten. Ich beschränke mich darauf, hier die Zeugnisse von einigen wenigen sehr ruhigen und sorgsamem Beobachtern wiederzugeben.

Ein trefflicher heimatlicher Volksforscher, der Bauer und Schulze Hantscho-Hano, wohnhaft zu Schleife, einem Dorfe der Gegend von Muskau in Schlesien, teilte mir neuerdings auf meine Anfrage mit: „Ich habe Irrlichter niemals selbst gesehen, jedoch haben in den Jahren 1882 oder 1883 einige glaubwürdige Männer hierorts wie auch eine junge Frau in Grossdüben im Monat Oktober der vorgedachten Jahre Irrlichter gesehen.“

Die beiden Männer hierorts haben es als ein kleines Kerzenlicht gesehen in unseren nassen Gartenwiesen, woselbst ein Flussgraben hindurchfließt, und zwar in einer sehr finsternen und windstillen Nacht. Das Irrlicht zog die Wiesenschlucht hüpfender Weise den Grabenlauf entlang, etwa in Höhe der Gartenzäune.

Die Frau in Grossdüben hatte spät, etwa um 11 Uhr noch, auf dem Felde Kolei*) gepflückt und es wurde ein Nebel, welcher entstanden war, unweit aus einem Teiche, worin sehr viel Morast liegt. Dieser Teich liegt manchen Sommer trocken, zu nasser Zeit aber nicht. Das Irrlicht kam an die Frau ganz heran und sprang um dieselbe herum, als sie den Kolei auf die Karre lud.

Die Irrlichter entstehen hauptsächlich aus Teichen, die öfters grössere trockene Schlammstellen haben. Dieser Schlamm kriegt oberhalb eine trockene Kruste, welche dann rissig wird und inwendig ist der Schlamm oder der Sumpf noch nasser und gährt; daraus steigt dann das Irrlicht heraus.

Einst vor etwa 80—90 Jahren ist ein Irrlicht auf die Windmühlenflügel der Lieskauer Windmühle gezogen und hat darauf geleuchtet. Andern Tags hatte der Müller auf dem Flügel einen Gallert ähnlichen Klumpen gefunden.

Früher glaubten die Alten, dass das Irrlicht etwas Böses und Geistiges sei, weil der sogenannte bludzis**) manchen irre geführt hat, und wenn

*) Knötrig, *Spergula arvensis* L.

**) Der wendisch-slavische Name für Irrlicht in jener Gegend; bludny = irr; deutsch blödsinnig = etwas verrückt, irrsinnig.

man ihn unweit sah und auf den Finger piff, so kam der Bludzisch gleich heran, u. s. w.

Die ehemalige Frau Pastor Welan erzählte einst, dass in ihrer Kinderzeit bei Breslau früher Garbenmänner zum Vorschein kamen. Es war das eine aus dem Sumpf emporsteigende feurige Säule und wurde Garbenmann genannt.“ —

Herr Kauper Wilhelm Werchosch schrieb mir aus Burg im Oberspreewald: „Ich habe noch keine Irrlichter gesehen. Vor länger als 20 Jahren soll es hier noch welche gegeben haben, doch nicht in meiner Gegend, sondern auf den Torfwiesen, wie z. B. zwischen den Burger Kaupen und Raddusch*) und an der kleinen Wildbahn im Nugels-Busch. Jetzt hört man nichts mehr davon, dass jemand eins gesehen hätte.“ —

Der Kossäth Wilhelm Heinrich-Vater, früher in Wittstock wohnhaft, der viel bei Tag und Nacht über Land gekommen ist, teilte mir mit: „Ich habe Luchtermändre gesehen im Sumpf und auf Wiesen, abends, auch nachts, um 1860 und noch früher, zuletzt vor zehn Jahren im Frühjahr. Ich habe sie gesehen bei Wittstock**) und bei der Berlineke Kute.***) Es war erst eins, dann mehrere, 2—3. Sie wipkelten und tanzten umher und waren bald hier bald dort. Sie waren als wenn ein Licht brennt und nicht grösser wie eine Nachtlampe, bloss rund, feuerrot und 2—4 Fuss von der Erde.“ —

In den letzten Jahren erzählte mir der alte Vater Köppen: „Nach einem Feuer in Christinendorf haben die alten Henkel müssen aus's Dorf rausbauen, ganz alleine, dicht am Busch.†) Denn da war früher Busch. Da sind viele Luchtermändre gewest und sind bis auf die Hauschwelle gekommen. Wenn sie die Türe losgemacht haben, haben sie gesehen, haben die Luchtermändre immer so gewipkelt. „Die hebben uns nicht wollt lieden da,“ hat die alte Henkel gesagt.“ —

Ich führe nun noch die Mitteilungen eines süddeutschen Landmannes an.

Ende November 1896 hatte ich zu Lichtenthal bei Baden im Schwarzwald unter der Hand erfahren, dass am 5. Dezember, also am Vorabend

*) Ein Dorf am südöstlichen Rande des Spreewald.

**) Dorf im Kreise Teltow, an nassem, früher sehr sumpfigem Gelände gelegen.

***) Die Berlineke-Kute, mir selbst auch bekannt, ein tieferes, sumpfiges Wasserloch, ist gelegen am Wege, der vom Dorfe Schönöw (in der weiteren Umgegend westlich von Zossen) südwärts in der Richtung nach dem Saalower Höllenberge geht. Dieser Name ist insofern denkwürdig, als er (nicht nach einem Manne!) dort heimisch sein soll, soviel ich erfahren konnte. Demgemäss dürfte er dann als alt, vorgeschichtlich, anzusehen und jedenfalls wendisch-slavischen Herkommens sein. Insofern würde er dann einen weiteren Beitrag zum Namen Berlin bilden. Vergleiche darüber meine Mitteilung „Der Name Berlin“, S. 6 Berlin. Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. 1886.

†) „Busch“ von Elsen, Elsengehölz.

von St. Niklas, die Buben trotz des Verbotes und der Aufsicht der Polizei den Niklas, eine Strohpuppe, verbrennen wollten, und zwar auf dem Schafberg, wie mir gesagt worden war. So ging ich noch bei Tage auf den Schafberg, um mich in der Dunkelheit zurecht zu finden, wenn ich am Abend den Berg bestiege, denn es waren finstere Nächte. Ich will nebenbei bemerken, dass der Niklas nicht verbrannt wurde, „weil die Polizei zu wachsam war.“ So wird dem Landvolke das unschuldige Freudenfeuer nicht mehr vergönnt, während den Sommer hindurch bis in den Herbst für die Fremden grosse Feuerwerke in Baden selbst abgebrannt werden, ohne dass die Behörden dagegen einschreiten. Dichtungsvoller, einem tiefen Zuge der Volksseele entglommen, sind jene Feuer auf den Berghöhen, uralte Sitte seit grauer Vorzeit. So wird das Gemütsleben des Landvolkes verkümmert und dann wundern sich viele, dass auch hier weite Kreise mehr und mehr einer öden und rohen Auffassung der Dinge verfallen.

Als ich am Nachmittag jenes Tages auf dem Schafberg war, sah ich einen alten aber noch sehr rüstigen Mann auf dem Hofe des katholischen Dorothea-Stiftes, das dort am Berge gelegen ist. Ich befragte ihn wegen des Feuers, aber er wusste nichts davon. Doch ersah ich alsbald aus der Unterhaltung, dass ich es mit einem volkstümlich höher veranlagten Manne zu thun hatte, der trotz seines Alters ein ausgezeichnetes Gedächtnis besitzt. Dieser Mann, vormals seines Zeichens Müller und Landwirt, heisst Joseph Niethammer und lebt jetzt als Pfründner im genannten Stift, das sich der lebhaften Fürsorge der Frau Grossherzogin erfreut, der edlen Tochter Kaiser Wilhelms des „Siegreichen“, deren stilles segensvolles Walten an der Seite des hohen Gemahls, dem hehren Fürsten im Glanze aller deutschen Tugenden, uns so oft mit tiefer Rührung ergriffen und mit höchster Verehrung erfüllt hat.

Unser Joseph Niethammer nun, wie er nach seinen Schilderungen manchen Gefahren im Leben Trotz geboten, — hat er doch auch einer Anzahl Menschen das Leben gerettet, — so ist er auch kühn Geistern und Gespenstern entgegen gegangen, und wie er aus eigener Erfahrung über vieles Bescheid weiss, so auch über Irrlichter und Irrwische. Was er mir darüber wiederholentlich erzählt hat, denn er ist auch gewandt mit der Feder, gebe ich wörtlich hier wieder, wie folgt.

„Im Oberamt Bühl,*) $\frac{1}{4}$ Stunde von Zell, $\frac{1}{2}$ Stunde ab von der Strasse nach Moos, mehr in der Nähe vom Dorf Balzhofen, da war vor etwa 60—70 Jahren eine Wies mit vielen Leimlöchern,**) genannt Schlat,***) In den Leimlöchern hat sich Wasser drin gebildet, wenn

*) Am Fusse des Schwarzwalds, in der Gegend von Baden (-Baden) gelegen.

**) Die Leimlöcher waren ausgegraben worden, um Leim (Lehm) zu holen, zum Bauen oder um Vertiefungen damit auszufüllen.

***) „Schlat“ ist der Name eines Teiles der Ortsgemarkung Zell.

der Laufbach überschwemmt hat. Manche waren 2, manche 5—6 Fuss tief. Oft waren sie ausgetrocknet im Sommer bis 3—4 Zoll, keine Fische drin, aber eine Unmasse Frösche und Kröten, und die Schweine sind alle Morgen hingetrieben und die Gänse da gefüttert worden. Durch das beständige Wasser, was sich da in den Lachen gebildet hat, sind die Irrlichter entstanden.

Jedermann hat Irrlichter gesehen im Schlat. Sie sind klein, handlang, schwach, fahren in die Höhe, oft gehen zwei, seltner auch drei in der Luft zusammen, vereinigen sich um dann plötzlich zu erlöschen, sobald sie zusammengefahren sind. Die Irrlichter schweben frei in der Luft, ich habe nie eins am Boden gesehen. Sie werden oft schnell weit vom Luftzug fortgetrieben. Man kann annehmen: in einer Zeit von einer Minute, so scheint es, machen sie einen Weg von einer Viertelstunde. Grad wie der Blitz sind sie hergefahren. Sie gingen nach meiner Erinnerung 10—12 Fuss hoch. Manche sagten damals, sie gingen turmhoch. Das waren wohl ängstliche Leute, die übertrieben haben. Ich habe sehr viele Irrlichter gesehen, wochenweis jeden Abend in der Adventszeit, wo die trüben, nebligen Abende sind. Da hat's auch mehr Wasser da gehabt bei uns. Sobald der erste Frost war, kamen sie nicht mehr, waren verschwunden. Im Frühjahr weniger, hier und da. Bei uns war es kalt und rauh, weil der Schnee an der Grinde*) noch gelegen hat. Seltner nur anfangs März, auch im Mai, jenachdem die Jahre gewesen sind, hat man sie gesehen.

Anders ist es mit den Irrwischen. Die Irrwische sind am Boden, grosse breite Lichte. Der Irrwisch kommt nicht blos in der Nähe der Wiesen und Sümpfe, sondern auch auf dem Trocknen vor. Ich habe den Irrwisch zweimal auf dem Trocknen gesehen. Einmal wie ich den Weg von Bühl nach Unshorst ging, zwischen Nachtweier und Unshorst, in der Nähe des Laufbachs, im Sommer, nachts, da leuchtete ein Irrwisch wie eine grosse Flamme aus der Dornhecke heraus und drüber hinaus. Drei Fuss war die Dornhecke hoch. Das Licht war nicht immer gleich breit, sondern verkleinert und vergrössert. Es hatte vielleicht eine Breite von 6—8 Zoll oder war so breit wie ein Schuh. Die Flamme war rot, wie solch gewöhnlich Licht. Wahrscheinlich kommt sie aus dem Boden. Ich kam den andern Tag wieder vorbei und habe den Dornstrauch genau untersucht. Es war kein Grashalm verbrannt, nichts.

Man sagt: „„Dä ischt'n Zauber, dä soll e Geischt gehen an dem Platz.““ Die Irrlichter und Irrwische sind Geister, Bauern, die müssen geistern, Es sind die Geister von Bauern, die das Land abgepflügt, die unrechtmässig am Eigentum vom Nachbar sich bereichert haben, die gehen zur Strafe herum.“ —

*) Gemeint ist die Hornisgrinde im Schwarzwald.

Meine Grossmutter hatte grosse Gespensterfurcht und hatte als alte Frau die Gewohnheit, abends vor die Haustüre zu gehen. Sie forderte mich dann gewöhnlich auf, sie zu begleiten, damals, wie ich ein Bube war von sieben bis acht Jahren. So wie gewöhnlich sah man die Irrlichter in dem Schlat, denn unser Haus, die Mühle, lag da in einer Entfernung von einer viertel Stunde bis zwanzig Minuten. Als junger Bube machte ich mir den Spass, die Grossmutter zu erschrecken und habe gerufen: „Die Geister sollen kommen, die Grossmutter zünden.“*) Sobald ich aber diesen Ruf ausstieß, sprang die Grossmutter in die Stube zurück, worüber ich mich kindlich freute.

So geschah es also eines Abends, dass ich ebenfalls in Begleitung der Grossmutter hinausging und dieselbe durch mein mutwilliges Benehmen schon zweimal in die Wohnstube zurückkehrte. Als wir zum dritten Mal in die Stube zurückkehrten, hatte sich ein Mann die Hand verbläut, die Hand zerschmettert mit der Hanfstampfe.***) Dadurch forderte mich mein Vater auf, so schnell wie möglich den Balbier aus Zell zu holen. Kaum kam ich vor die Tür hinaus, so kam ein Irrlicht aus dem Schlat. Dasselbe hatte anscheinlich unmittelbar der Strasse gegenüber seinen Standpunkt. Wenn ich vorwärts ging, ging es mit, in derselben Entfernung; ging ich zurück, also ebenfalls. Wenn ich stillgestanden bin, ist es auch stillgestanden. Da kam mir der kindliche Gedanke, dass ich gegen die Grossmutter Unrecht gethan, um sie so zu erschrecken, und fasste es in meinem kindlichen Gemüte als Strafe Gottes auf. Dabei überfiel mich eine solche Angst, dass ich nicht mehr Herr über meinen Willen war. Deshalb sprang ich bald zehn, bald zwanzig Schritt vorwärts, bald ebenso viel wieder zurück. Sobald ich aber vor die Thüre unsres Hauses kam, so war auch meine Todesangst vor den Augenblick vorüber und ich stellte mir vor, mit welchem Spott und Hohn ich wegen meiner kindlichen Angst empfangen würde vom Vater, wenn ich in die Stube käme. Deshalb sprang ich dann wieder dem Balbier zu und kam auch bis in dessen Haus, wo ich jedoch ohnmächtig zusammenbrach.

Nachdem der Balbier mich wieder zu mir gebracht mit Wasser und mit Reiben,***) so musste ich ihm erzählen, wie es gekommen, und er begleitete mich dann in die Mühle, den Verwundeten zu verbinden. Bevor er aber den Verwundeten verbunden, hat er dem Vater erzählt, wie es gekommen, die Verzögerung, dass er mich erst hat zu mir bringen müssen, was mir eine tüchtige Tracht Prügel eintrug vom Vater, dass

*) D. h. ihr leuchten.

**) Die Hanfstampfe oder Hanfblaule, wie die Bauersleute sagen, „hat den Zweck, den Hanf weicher zu machen, um die Holzigen Teile des Hanfes loszulösen.“

***) Er that ihm kalt Wasser auf Kopf und Brust und hat ihn mit „leinen Lumpen“ gerieben. Balbier sagt man auch in Norddeutschland volkstümlich statt Barbier, auch Fischart hat Balbier in seiner Geschichtsklitterung.

ich so dumm war an Geister zu glauben. Denn er hat uns belehrt von Kindheit, dass wir uns nicht sollten fürchten, sondern die Sachen natürlich ansehen. Von da an war mir der Mutwille vergangen, die Grossmutter zu necken; ich hab's aufgesteckt gehabt.

In den Jahren 1834—1836 ging ich, siebzehn Jahre alt, in einer Nacht den Weg von Zell nach Balzhofen (Balzerhofen). Der Mond hat etwas geschienen und der Himmel war bedeckt. Da sah ich im Schlat ein Irrlicht auf mich zukommen. Denn sie stehen auf und kommen ganz schnell auf einen zu. Ich wusste auch, dass sie ausweichen durch den Luftzug oder Luftdruck, wenn man auf sie zugeht. Auf eine Entfernung von ungefähr 8—10 Fuss hielt es still. Es war ein ungefähr 2 Zoll langes Licht, wie wenn man eine Unschlittkerze brennt, und blassrot. Das Irrlicht ist ganz stät, nicht bald heller, bald dunkler. Ich wollte es näher untersuchen und nahte mich ihm ganz langsam, gleichsam schleichend, um es durch den Luftdruck nicht zu verjagen. Auf eine Nähe von ungefähr 2—3 Fuss, dann fuhr es plötzlich mir an meine Brust, ohne im geringsten zu brennen oder einen Geruch von sich zu geben oder mich zu verletzen, und ist verlöscht. Erst andern Tags bemerkte ich einen etwas gelblichen Flecken auf meinem Radine-Wammscht*) gleich einem Ölflecken, ohne Geruch. Der Fleck ist geblieben, garnicht weggegangen beim Waschen, durch wenige Seife nicht 'rausgegangen.“

Soweit Joseph Niethammer.

Es war im September 1889, ein klarer Herbstabend und die Nebel zogen aus den Wiesen, wie man sagt: „der Fuchs braut.“ Dann wurde es dunkel und die Sterne schienen. Zu dieser Zeit fuhr der Freiherr Edmund von Werthern von der Stadt Sorau**) nach Bogendorf. Vor Bogendorf liegt Beinsdorf und bei Beinsdorf dehnt sich nasses Gelände aus. Zwischen Gross-Hennersdorf und Beinsdorf, seitwärts vom Wege, liegt der beinsdorfer Kirchhof. Hier, im Vorbeifahren, der Wind kam ihm im Rücken, in der Gegend vom Kirchhof oder wahrscheinlicher auf dem Kirchhof selbst, bemerkte der Freiherr ein blaues Licht, das auf und niederstieg und mit dem Winde fortschwebte. Dann ging es nieder, mit einem Male war es verschwunden. Es schwebte etwa 2—3 Fuss hoch in der Luft.

Ähnlich wie vom Busch des Niethammer wird berichtet in den heiligen Büchern der alten Juden. Es war auf der arabischen Halbinsel in den Jahren 1500—1600 vor Christus. Moses hütete die Schafe von seinem Schwager und trieb mit der Herde in die Nähe eines Berges. Da sah er eine feurige Flamme aus einem Busch brennen. Er sah, dass der

*) Ein Winterkleid aus einer Art Filz, ein „kurzer Arbeitsrock von besonders rauhem Zeug. Dies Zeug wird in Württemberg gemacht.“

**) Sorau ebenso wie Gross-Hennersdorf liegt in der Niederlausitz, in der Mark; Bogendorf im Kreise Sagan und Beinsdorf im Kreise Rothenburg in Schlesien.

Busch in Feuer lohte und doch nicht verbrannte. Das war ihm so wunderbar, dass er näher ging. Immer also sind es Menschen, die viel im Freien sich aufhalten, die solche Erscheinungen sahen; Hirten, Fischer, Bauern.

In den letzten Jahren lernte ich im Kreise Teltow, also in der Mark Brandenburg, in der Kummersdorfer Forst eine sehr versteckte, wahrhaft märchenhafte Waldwildnis kennen. Nähere Mitteilungen über dieses Waldinnere von einer wunderbaren Schönheit habe ich in meinen Altertümern aus dem Kreise Teltow*) gemacht. Leider ist trotz aller Fürbitten bei dem nächst beteiligten Forstbeamten die ganze Schönheit vernichtet worden. Als ich im Frühjahr des vergangenen Jahres diese Stätte wieder aufsuchte, war alles niedergehauen. In jener Waldwildnis waren eine Anzahl schwarzer Wassergruben, und in einer von ihnen weichten Landleute aus dem nahen Alexanderdorf ihren Flachs. Nun traf es sich zu der Zeit, als ich öfter stundenlang in dem Waldinnern zubrachte (1895), dass der Flachs herausgenommen wurde. Dabei wurde der schlammige moddrige Boden sehr aufgerührt. Ich sah dann nachher, wie auch an den folgenden Tagen, immer Luftblasen von unten durch den Modder aufsteigen, die oben über der schillernden Wasserfläche platzten. Ich dachte mir, dass, wenn man ein brennendes Streichholz an diese Gasblasen hielte, sie wohl brennen möchten. Da ich aber nicht Raucher bin, vergass ich an jedem der kommenden Tage mir Streichhölzer mitzunehmen. In der Zeit darnach fand ich in Berliner Tageszeitungen folgende Mitteilung: „Brennendes Wasser. Aus Alt-Ottenhof in Kurland wird über eine überraschende Entdeckung berichtet, die ein Bauer zufällig gemacht hat. Bei seiner Flachsweiche stehend, deren Oberfläche aus irgend einer Ursache — wohl durch Herausnehmen des geweichten Flachses — mit Schaum bedeckt war, zündete der Mann seine Pfeife an und warf das Zündhölzchen ins Wasser. In demselben Augenblicke stand die ganze Oberfläche der Flachsweiche in Flammen, die mit starkem Knattern und Knistern brannten. Der Bauer schäumte dann das Wasser mehrerer Flachsweichen und zündete die daraus aufsteigenden Gase an. Es ist namentlich nachts ein ganz zauberhaft schöner Anblick, wenn die roten und blauen Flammen mit starker Detonation plötzlich hoch aufzucken und die ganze Wasserfläche bedecken. Von neuem geschäumt, brennt dieselbe Flachsweiche immer wieder und zwar am längsten und schönsten, wenn das Flachs etwa drei Tage in derselben gelegen hat.“

Ebenso brachten die Zeitungen später folgende Mitteilung über Sumpfgase: „Über Sumpfgasbildung unter dem Eise schreibt der hervorragende Chemiker Ira Remsen in Baltimore der „Science“ folgendes:

*) Archiv der Brandenburgia. Berlin, 1897.

„Ein interessanter chemischer Versuch, der mir ganz neu war, wurde kürzlich von einer Gesellschaft Schlittschuhläufer in der Nachbarschaft von Baltimore angestellt. Die Schlittschuhläufer befanden sich auf einem grossen künstlichen See, auf dem sich sehr klares Eis gebildet hatte. An verschiedenen Stellen bemerkte man weisse Flecken im Eise, die wie einer der Anwesenden zu mir sagte, Luftblasen anzeigten. Einer bohrte ein Loch durch eine dieser weissen Stellen, hielt eine Flamme an das Gas, und dieses entzündete sich. Man machte darauf weitere Versuche und fand, dass durch Bohren eines kleinen Loches durch eine dieser weissen Stellen eine lange, dünne Flamme erhalten werden konnte, die einige Zeit hindurch brannte. Das Gas war natürlich Sumpfgas, das sich durch Zersetzung der Pflanzenstoffe auf dem Grunde des Sees gebildet hatte. Das geschilderte Verfahren, die Bildung dieses Gases in der Natur nachzuweisen, ist vom ästhetischen Gesichtspunkte eine grosse Verbesserung gegenüber dem gewöhnlichen, in den Lehrbüchern angegebenen Verfahren, das darin besteht, dass man den Grund eines stehenden Gewässers mit einem Stock aufrührt und das an die Oberfläche kommende Gas aufammelt. Eislaufteiche, die durch Naturgas beleuchtet werden, gehören für die Zukunft in das Bereich der Möglichkeiten.“

Diese Angaben zu beurteilen muss allerdings jedem Leser überlassen bleiben.

In meinen Spreewaldsagen*) habe ich folgende Erzählung gebracht: „Mal fischten drei Mann in einer nebligen Nacht. Da sahen sie in der Ferne ein Licht und fuhren näher, es zu untersuchen. Wie sie herankamen, sahen sie einen alten Mann von eckiger Gestalt, der hatte einen langen Bart und trug ein Licht auf dem Kopfe. Da gingen sie ganz nahe heran, und es war ein Leuchtwürmchen, das sass auf einer hohen Distelstaude, und Spinnweben hingen herum.“ Die Namen der drei Männer wurden mir damals noch genannt. Es ist meines Wissens in letzter Zeit die Leuchtfähigkeit der Glühwürmchen Gegenstand eingehender wissenschaftlicher Untersuchung von gelehrter Seite gewesen. Freilich leuchten unsere Glühwürmchen nicht so stark wie die des Südens. In dieser Hinsicht brachte der englische Graphic**) eine denkwürdige Mitteilung. Ein Dieb auf Java hatte sich eine Lampe gemacht aus einem Stück Holz, dies in der Mitte ausgehöhlt und mit einem Deckel versehen, der leicht nach rechts und links beweglich war. In die Höhlung that er eine klebrige Masse und da hinein verschiedene Glühwürmchen. Ausserdem hatte er ein Stück Bambus, mit dem er sein „lebendes Licht“ ergänzte. So verbarg er sich in der Stadt Jokja in den Häusern und

*) Seite 113.

**) The graphic. London, 20. Januar 1894.

stahl, während die Leute schliefen, mit dieser Lampe alles Mögliche zusammen. Bei dem geringsten Geräusch schloss er den Deckel und befand sich sofort in vollkommener Dunkelheit.

Es könnte manchen in der Spreewaldgeschichte von den drei Fischern unwahrscheinlich dünken, dass man sich so über das Licht eines Glühwürmchen täuschen könne, allein bei Nebel erleidet das Licht eine starke Strahlenbrechung, wie man ähnlich bei dunstiger Luft den Hof des Mondes erblickt und der Städter im Pferdebahnwagen durch die beschlagenen oder gefrorenen Scheiben das Laternenlicht stark gebrochen sieht.

Nach einer Mitteilung von Joseph Niethammer wollen Leute in der Gegend von Bühl auch den wilden Jäger mit einem kleinen Lichte gesehen haben, dass dann ganz gross wurde. Dieser wilde Jäger wurde dort zusammen erwähnt mit dem ewigen Schiffer, der auf dem Wasser ohne Segel fährt, und mit dem ewigen Juden. Es sind also ihrer drei. Niethammer war der Ansicht, dass beim Licht des wilden Jägers eine Verwechslung mit dem Irrlicht vorliege von Seiten der Leute. Es ist möglich, indessen kommt der wilde Jäger auch in Norddeutschland mit Lichtern vor. Ich verweise in dieser Hinsicht auf einige Angaben in meinen wendischen Sagen.*)

Ebenso wurde der Wassermann oder Nyx mit Lichtern gesehen**) und gewiss klingt auch die Erinnerung an wirklich Erlebtes durch in dem, was die besondere Schilderung der Lichter anbelangt.

Übrigens erzählt auch Karl Gander in seiner vortrefflichen und sorgfältig bearbeiteten Sagensammlung***) im Anschluss an den Nachtjäger eine Sage vom verlorenen Juden und glaubt in beiden gemeinsame Beziehungen zu finden, wie er im Anhang auf weitere Belegstellen verweist.

Ich hörte im Spreewald die Sage, dass zwei Brüder dem Bud (Irrlicht) heisse Milchhirse auf das Thürbrett setzten.†) Ebenso heisst es oft genug, dass er als Lohn einen Dreier bekommt.††) Bei Gander verlangt ein Irrlicht auch ohne besondere Dienstleistung einen Dreier, ebenso bekommen die Irrwischechen dort Milch oder eine Butterschnitte.†††) Hirse und Milch ist auch die Speise eines anderen feurigen Geistes, nämlich des Drachen,§) und mit Milch nur kann der feurige Blitz gelöscht werden.§§)

Die Irrlichter sind die Herren der Sümpfe. Wer durch ihr Land kommt oder Nutzen daraus zieht, der muss ihnen einen Zoll entrichten. Deshalb ist ein Opferdienst nicht unwahrscheinlich. Man darf vielleicht

*) S. 134, 135. **) S. 120, 121. ***) Niederlausitzer Volkssagen. Berlin, 1894.
 †) Wendische Sagen, S. 111. ††) Ebenda S. 110—113; vergleiche auch mein wendisches Volkstum S. 52. †††) Niederlausitzer Volkssagen, S. 51. §) Wendische Sagen, S. 103, W. Volkstum, S. 49. §§) Wendisches Volkstum S. 164.

annehmen, dass in den Berichten von der Milchhirse und dem Dreier Erinnerungen an Opfertagen sich erhielten, die die Leute in alter Zeit diesen Geistern der Sümpfe darbrachten. Darum konnte auch die alte Frau Henkel in Christinendorf sagen von den Irrlichtern: „Die haben uns nicht wollt leiden da.“ Es war den Sumpfgeistern nicht recht, dass sich da ohne weiteres jemand auf ihrem Grund und Boden häuslich niederliess. Ebenso wie man nach alten Volks-Berichten bei grossen Brückenbauten die Zustimmung der Fluss- oder Wassergeister durch ein Menschenopfer erkaufen musste.

Wie sehr man die Irrlichter als Geister mit menschlichem Willen sich vorstellte, zeigt die Thatsache, dass sie noch heute in der Mark, bis fast an Berlin heran, Lüchtermändre heissen, das heisst, Männchen, die leuchten. Noch vor zwanzig Jahren kannte ich einzelne alte Leute im Oberspreewald, die diese Lichtermännchen genau in ihrer äusseren Erscheinung beschreiben konnten. *) Wenn der Lüchtermann des Spreewald, dort Bud genannt, **) ein blaues Röckchen anhat, so deutet das vielleicht auf das bläuliche Licht desselben, andererseits kann es auch ein Abbild der Männertracht einer gewissen Zeit sein, denn die äussere Ausstattung der Geister, durch die Vorstellung der Menschen, folgt in vieler Hinsicht der Zeit. Früher hatte man im Spreewald Laternen von Kuhhorn oder wenigstens mit einer Hornscheibe in der Thüre. ***) Sie gaben ein röthliches Licht, wie ich mich selbst durch den Augenschein noch überzeugen konnte. Sie wurden auch Budlaternen genannt, weil es aussah, als wäre es ein Irrlicht, wenn jemand mit solcher Laterne im Finstern ging. Davon wussten vor zwanzig Jahren noch alte Leute zu berichten, jetzt wird kein Lebender mehr davon wissen.

Der Beobachter Joseph Niethammer theilte mit, †) dass am andern Morgen nichts verbrannt war an der Dornenhecke, wo er in der Nacht den Irrwisch leuchten sah. Ähnliches habe ich früher im Spreewald von alten kundigen Leuten sagen hören. So fischten einmal zwei Mann, der alte Barthel und ein anderer, Namens Schmidt, in der Schrebeniza. Am Ufer war ein kleines Lichtchen, das leuchtete. Schmidt besprengte es mit Wasser, aus Übermut. Da verlor sich das Licht und leuchtete nicht mehr. Auf einmal war ein grosses Feuer hoch über den Elsen, alles stand in Flammen. Als beide am andern Morgen wieder da in die Fische fuhren, war nicht ein Blättchen verbrannt. ††)

Ein gewisser Jarick sah mal auf dem Schlossberg zu Burg einen Busch brennen und konnte jeden Zweig sehen, das war um Mitternacht. Am andern Morgen war nichts verbrannt. †††)

*) W. S. S. 109. **) Blud = Irrlicht, zu Burg gesprochen bud, sonst weiterhin blud. ***) Vergleiche mein: Spreewaldhaus in der Zeitschrift für Ethnologie. Berlin, 1886 S. 136. Eine alte Laterne mit Hornscheibe aus dem Spreewald wurde von mir dem Märk. Museum übergeben. †) Vergl. hier S. 470. ††) Wend. Sag. 120. †††) Ebenda S. 209.

Es wurde früher im Spreewald, aber auch noch zu meiner Zeit viel von Flammen erzählt,*) die da thatsächlich erschienen sind dem Anschein nach, oder angeblich sich zeigen sollten. Diese Flammen haben allerdings meist andere Beziehungen, aber es scheint nicht fraglich zu sein, dass manche von den Lichtern in den Sagen vom Nachtjäger und vom Nyx als Irrlichter aufzufassen sind. Das spielt oft in einander über.**) Denn die Leute, die meist derlei sahen, waren Fischer, die bei Nacht fischten und dabei im Kahn auf dem Wasser waren oder im Wasser standen, während zu den Seiten sumpfiges Land lag.

Nur eine Sage wusste im Spreewald zu erzählen, dass ein Irrlicht schwer an Masse war. Es fischte ein Mann***) und wie er blumbaute,†) fing an am Ufer ein kleines Lichtchen zu leuchten. Da wollte er es mit der Blumbaua schlagen und sprengte immer Wasser darauf und das Licht wurde immer grösser. Zuletzt wollte er es mit der Plumbaua ins Wasser wälzen, aber das Lichtchen wälzte sich nicht ins Wasser, sondern in seinen Schering.††) Da hatte er viel zu thun, so schwer war es. Mit Mühe kriegte er es aus dem Schering wieder heraus. Dann wälzte es sich in das Steuer†††) und wirtschaftete so, dass er glaubte, kein Tropfen Wasser wäre mehr darin. Vor Schreck liess er dann alles im Stich und lief nach Hause und sagte zu seiner Frau: „Ich bin so erschrocken, der Teufel ist mir in den Käscher gesprungen.“ Am andern Morgen früh war so viel Wasser im Kahn, als er eingeschöpft hatte, und alle Fische. Es hatte nur so geschienen, als ob er wäre ausgeleert worden.

Über die Masse, die Stoffe, aus denen die Irrlichter bestehen sollen, sind mir nur drei Nachrichten aus Volksmunde bekannt geworden.

Dem Josef Niethammer flog das Irrlicht an die Brust und hinterliess einen Ölfleck auf seinem Wamms (Seite 472).

Wie Hantsche Hano berichtet, fand nach der Volkserzählung einstmals ein Müller einen Gallert ähnlichen Klumpen auf dem Windmühlenflügel da, wo das Irrlicht auf ihm geleuchtet hatte (S. 467).

Ich hörte aus Drachhausen, einem Dorf in der Lausitz, dass der Blud§) den voll Schleim§§) macht, der ihm nicht das versprochene Geld zahlt, wenn das Irrlicht ihn nach Hause geführt hat.

Wegen des Schleimes und der gallertartigen Masse an der Wind-

*) W. S. S. 205—215; 134, 135. Wendisches Volkstum S. 89. **) W. S. S. 120: der Nyx als Lichtchen. ***) Ebenda.

†) Plumbauen, wendisch-slavisch plumbaś, heisst die Fische mit der plumbawa aufscheuchen, einer Stange mit einer Lederscheibe am Ende. ††) Der Scherink, šerení ist der sogenannte Kreuzhamen. †††) Steuer, styr, heisst im Innern des Spreewaldkahns der Teil oder Raum, den die hintere Spitze des Kahnens und ein Querbrett einschliesst.

§) Irrlicht. §§) Nämlich voll hochol. Siehe Wend. Volkstum S. 52.

mühle erwähne ich, dass man mir früher vereinzelt im Volke in der Muskauer Gegend mittheilte, die Sternschnuppen wären oder bildeten eine gallertartige Masse. Die Bezeichnung Sternschnuppe könnte auf eine solche Auffassung der Vorzeit hinweisen. Andererseits könnte man auch nur das Abreißen und Lossfliegen dieser „Himmelskörper“ damit haben bezeichnen wollen. Doch trifft wahrscheinlich beides zu. Schon Humboldt weist im Kosmos darauf hin, dem Sinne nach, dass man solche Himmelserscheinungen mit so untergeordnetem Namen belegte. Auch in Oberbaiern fand ich die gleiche Vorstellung. Man sagte im Volke von der Sternschnuppe: „Ein Stern hat sich geputzt,“ in dem Sinne, wie man sagt: „Jemand hat sich die Nase geputzt,“ und beschrieb die „Sternschlucken“ auch als eine gallertartige Masse. Ich hatte zuerst Gelegenheit solche „Sternschlucken“ auf Erden zu beobachten an einem berühmten Hexentanz bei Brannenburg am Jnn, den ich wohl gewissermassen entdeckt habe. Dieser Hexentanz war sehr alt und so rund wie abgemessen und hatte einen Durchmesser von 35 Schritt.*) Der eigentliche Ring war nur spärlich mit Kräutern bedeckt und zeigte die nackte braune Erde, die ihn schon von weitem sichtbar machte. In diesem Ring sah ich vielfach die gallertartige Masse liegen, die Sternschlucken, die aber auch sonst dort häufig genug im Thale des Förchenbachs sich vorfanden, denn es war ein sehr regenreiches Jahr. Sie sahen aus wie gekaute Beeren von hellen Weintrauben. Es waren Algen und Herr Dr. Wieler von der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin hatte die Güte sie mir zu bestimmen als *Nostoc Vauch spec.* (Zitteralge).

In Meyers Konversations-Lexikon**) werden als zuverlässige Beobachter von Irrlichtern besonders erwähnt der Astronom Bessel, Professor Knorr in Kiew, Direktor Richter in Saalfeld. Nach derselben Quelle bemerkte „List (1859 im Fuldathal) keine Wärme, obwohl er die Hand in ein Irrlicht hineinsteckte;“ „ein anderer will aber Werg am Irrlicht entzündet haben.“ Wie Herr Dr. Bolle erwähnt, sah auch ein Berliner Naturforscher „im Luch des Havellandes“ bei Nauen eine Lichterscheinung.

Inzwischen mögen weitere Beobachtungen gemacht worden sein. Bei der Suche auf Irrlichter dürfte es sich für den Beobachter vielleicht empfehlen, Werg an einem Stock oder einer Ruthe von grösserer Länge bei sich zu führen und an einem längeren Stiel, wie ein Schmetterlingsnetz, einen kleinen Käscher aus undurchlässigem Stoff, um darin das Irrlicht zu fangen, und an eingelegtem empfänglichen Papier zu ersehen, ob und was für Rückstände es etwa hinterlässt.

*) Vergleiche darüber meine Mittheilung in der Zeitschrift für Ethnologie, Verhandlungen. 1888. S. 476.

**) 4. Auflage. 1889.

In der „Unterhaltungs-Beilage des Berliner Lokalanzeiger“ (März 1897) findet sich folgende Mitteilung über leuchtendes Ozon:

„Sehr interessante Beobachtungen über die Eigenschaften des Ozons hat der Chemiker Marius Otto gemacht. Er fand zunächst, dass dieses Gas unter bestimmten Umständen Lichterscheinungen hervorbringen könne. Zum ersten Male beobachtete er diese, als er ozonisierte Luft mittels einer Wasserpumpe ansog; er sah dann in der Pumpe ein lebhaftes Leuchten, und zwar an der Stelle, wo das Wasser und das Ozon sich berührten; das Wasser behielt sein Licht fünf bis zehn Sekunden, nachdem es aus der Pumpe herausgetreten war, und man konnte mit dem leuchtenden Wasser Glasfläschchen füllen. — Dieses Leuchten des Wassers unter der Einwirkung von Ozon könnte entweder von einem Zerfall des Ozons infolge der Druckverminderung herrühren, oder von der Bildung einer unbeständigen, phosphoreszierenden Verbindung von Ozon mit Wasser oder von der kräftigen Oxydation gewisser organischer Stoffe, die im Wasser enthalten sind. Um diese Möglichkeiten einer Prüfung zu unterziehen, wurden in einem Apparate, in dem der Druck beliebig variiert werden konnte, verschiedene, reine und in Wasser gelöste Stoffe der Einwirkung des Ozons ausgesetzt, das in Form ozonisierten Sauerstoffs (40 bis 50 mg Ozon im Liter) verwendet wurde. Gewöhnliches Wasser gab in einem dunkeln Zimmer beim kräftigen Umschütteln ein lebhaftes Leuchten, das mehrere Sekunden anhielt. Beim zweiten Schütteln trat wieder Licht auf, aber viel schwächeres. — Ersetzte man das Wasser durch 90prozentigen Alkohol, so war das Leuchten viel weniger lebhaft, aber es hielt länger an. — Mit Benzol erhielt man ein sehr schwaches Leuchten, gleichwohl schien alles Ozon absorbiert zu werden. — Thiophen entwickelte in Berührung mit Ozon leuchtende Dämpfe. — Milch gab mit Ozon ein viel lebhafteres Leuchten. — Urin zeigte die schönsten Phosphorescenz-Erscheinungen. — Möglichst gut gereinigtes Wasser gab selbst mit stark konzentriertem Ozon keine Lichterscheinung. — Marius Otto leitet von den bisherigen Versuchen folgende Schlüsse ab: Das Leuchten, welches bei der Berührung von Ozon mit Wasser entsteht, rührt her von der Anwesenheit organischer Stoffe tierischen oder pflanzlichen Ursprungs im Wasser, ferner die Mehrzahl der organischen Stoffe ist im Stande, mit Ozon Phosphorescenz-Erscheinungen zu geben.“

Kleine Mitteilungen.

Schwarze Störche haben nach den Angaben des Forstgehilfen Mahling in dem Bezirk der königlichen Oberförsterei Havelberg in diesem Jahre gehorset. Von dem genannten Herrn wurden zwei Exemplare erlegt, von

denen das eine in die Hände eines Privatmannes in Berlin übergang, das andere der naturkundlichen Sammlung des Realprogymnasiums zu Havelberg einverleibt wurde.

November 1896.

Dr. Traugott Müller.

Im Juni des Jahres 1896 wurde von einem mir bekannten Herrn bei Gr. Besten in der Nähe von Königs-Wusterhausen ein schwarzer Storch geschossen.

Zache.

Fragekasten.

Porzellan-Fabrik in Caputh. Herr S. Lassar schreibt an die Brandenburgia: „In Nicolai, Beschreibung der Kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam befindet sich auf Seite 824 die folgende Notiz über eine Sammlung eines Herrn Daum: „Eine Sammlung von Gefäßen in Terra sigillata und von rotem Porzellan, so ehemals in Plauen in der Mittelmark (von einem Herrn von Görne) und in Caputh bei Potsdam vor dem sächsischen*) gemacht worden.“ — Der hier genannte Herr Daum besass nach Nicolai auch eine Bibliothek, ein Naturalienkabinet, optische und dgl. Instrumente sowie Gemälde, war also jedenfalls reich begütert und, wie ich annehme, einer der Inhaber der Firma Splittgerber & Daum, der Vorgänger des Bankhauses Gebrüder Schickler.**)

Über die Fabrik in Plauen berichtet die Fachliteratur, auch Theodor Fontane in seinen „Fünf Schlösser“ macht darüber eingehende und sehr interessante Mitteilungen. In bezug auf die Fabrik in Caputh ist dagegen nichts bekannt, und von mir gemachte Versuche, etwas darüber zu erfahren, waren bisher ergebnislos.“

Einsender fragt:

1. ob in der Brandenburgia etwas über das Bestehen einer Porzellanfabrik in Caputh und
2. über den Verbleib der Sammlungen des Daum bekannt sei? —

Wir bitten unsere Mitglieder um Auskunft über die im Interesse unserer Heimatkunde interessante Angelegenheit. Bei Klöden und Berghaus finden sich keine Angaben, auch das Archiv des Märkischen Museums schweigt. Böttger, der Erfinder des Porzellans in Europa, fabrizierte, ehe er die weisse Kaolin-Erde zu verwenden verstand, nur sehr hartes irdenes Geschirr, rotes und braunes Steinzeug, das mitunter geschliffen und poliert wurde. Ähnlich verhält sich das gewissen chinesischen Kunsttöpfereierzeugnissen des 18. Jahrhunderts auffallend gleichende sogen. Görne-Porzellan. Wahrscheinlich war das Caputher Steinzeug ähnlich gebildet.

E. Fr.

*) D. h. nahe der sächsischen Grenze. Fr.

**) Vgl. Monatsblatt Jahrg. IV. 1895/96 S. 328—331. Fr.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

18. (7. öffentl.) Versammlung des V. Vereins- jahres.

Mittwoch, den 17. März 1897, abends 7¹/₂ Uhr,

im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat Friedel.

1. Der Vorsitzende leitete die festliche Sitzung mit ungefähr folgenden Worten ein:

Meine Damen und Herren!

Wir können und wollen in unserer heutigen, der Hundertjahrfeier zunächst voraufgehenden festlichen Brandenburgia-Sitzung nicht unterlassen, dem Genius des grossen Kaisers, welchem Deutschland seine Einigung und Erhebung verdankt, auch unsere besondere Huldigung darzubringen. Lässt sich unsere Feier auch nicht mit den grossartigen festlichen Veranstaltungen des deutschen Reichs, Preussens, der Stadt Berlin, der Krieger-Vereine und der anderen nach vielen Tausenden von Mitgliedern zählenden, zu gemeinschaftlicher Aktion zusammengetretenen Verbände vergleichen, können wir auch nur durch Vortrag und schlichte Rede wirken, so ist unsere Dankbarkeit und Verehrung für unseren verkärten, unvergesslichen Kaiser Wilhelm den Grossen darum am heutigen Abende um nichts geringer.

Unsere diesbezügliche Tagesordnung erfährt insofern eine Veränderung und Ergänzung, als an Stelle des durch Familien-Verhältnisse verhinderten Herrn Dr. Gensichen das von diesem gedichtete Festgedicht durch Herrn Julius Müller vorgetragen werden wird, denselben welcher uns gelegentlich unserer Stiftungsfeste ja wiederholt durch sinnige Rede erfreut hat.

Demnächst wird unser Mitglied Herr Dr. Gustav Albrecht ein kurzes von ihm verfasstes soldatisches Festspiel vortragen, woran sich des Herrn Schulrat Professor Dr. Carl Euler Vortrag reiht, der sich in der Hauptsache auf Kaiser Wilhelm den Grossen bezieht.

Ihren Abschluss findet unsere Huldigungsfeier in der Versammlung am Sonnabend, den 20. d. M. im Märkischen Provinzial-Museum, zu der ich hierdurch besonders einlade.

Es ist daselbst eine kleine Ausstellung von Bildern Erinnerungszeichen vereinigt, welche sich auf den grossen

seine unvergessliche Mutter, die Königin Luise, bezieht und teils aus Sammlungsgegenständen des Museums, teils aus Leihgaben besteht, welche von unseren Mitgliedern in liebenswürdiger Weise der Direktion anvertraut wurden.

Ich werde mir erlauben, pünktlich um Mittag beginnend, diese Ausstellung mit einigen Worten zu erläutern.

Unser Mitglied Herr Pastor E. Handtmann in Seeburg bei Lenzen a. E. hat die nachfolgenden zwei von ihm verfassten Lieder eingesendet:

Einer Anzahl Schulen in der Westprignitz überwiesen.

Prignitzer Sang zum 22. März 1897.

(Wie de Blümle drausse zittre in der Abendlüftle Wehn.)

Düstre Wälder, wüste Auen, Sumpf und Heide weit und breit.
Einzelnen nur sind drin zu schauen Hirten, Räuber, Jägersleut.
Von der Elbe bis zur Oder war ein ödes Trauerland:
Bis der Weltenherr aus Anhalt Albrecht hat, den Bär, gesandt.

Als dem nach vom ganzen Reiche, Axt und Pflugschar in der Hand,
Deutsche Mönche, Ritter, Bauern zogen, sich ein neues Land
Zu gewinnen — welches Wunder: wie im Zauber-Feuerlauf
Wuchsen Dörfer, Burgen, Städte voller froher Menschen auf!

Nun des Roten Adlers Fahne hält der Zollern stärkrer Arm,
Gilt's erst recht durchs Land hin lenken deutscher Siedler rüst'gen
Schwarm;

Dergentin mit Seetz und Stesow*) mahnt die Prignitz: Rühret euch,
Dass aus Bauernmark erblühe arbeitsstark das neue Reich!

Kaiser Wilhelm war erkoren, zu vollenden Albrechts Werk.
Hundert Jahr her, da geboren ist in ihm des Reiches Stärk.
Dankesvoll drob als die ältesten treuen Märker preisen wir
Jubelnd hoch den „Niemals Müden“, seines Stammlands Edelzier.

Zum 22. März 1897 für den Gesangverein „Deutsche Eiche“
in Eldenburg, Senndorf (Westprignitz) und Umgegend.

(Heil dir, mein Vaterland, Heil euch, ihr Tage,
Da ich die Freund' fand so teuer mir.)

(Aus „Tochter des Regiments“.)

Heil dir, Mark Brandenburg,
Heil euch, ihr Tage,
Da uns der Zollernschild
Ward Stammeswehr!

*) Diese drei Stätten sind im Verlauf der letzten zehn Jahre von dem Herrn Abg. Sombart und der Generalkommission aus lebensunfähigen Rittergütern in blühende Bauerndörfer umgestaltet worden. Jetzt, 1897, folgt ihnen Gut Pinnow bei Karstädt i. d. Westprignitz.

Schwarz-Weiss, „Vom Fels zum Meer“
 Froh klang's aus Schwaben
 In's Rote-Adler-Land:
 Schafft Deutschlands Ehr!
 Märkerland folgte treu
 Vierhundert Jahr und mehr
 Dem Zollern-Vorwärts neu
 Im Preussischen Heer.

Damit schuf Wilhelm Rex
 Ein einig Deutschland,
 Dem aller Mannen Herz
 Treu zugewandt.
 Stört wer den Brüderbund
 Alldeutschland's — sehet:
 „Marsch-retour“!*) Die Mark zur Stund
 Festweg einsteht
 Nach unsrer Väter Art
 Dass unser Volkstum gleich
 Fleckenlos bleib' bewahrt
 Für Kaiser und Reich!

Heil dir, du deutsches Reich
 Auf Märkergrunde!
 Dein Ruhm erklingt zugleich
 In dieser Stund'
 Von Bayerns Watzmannshöh'
 Zum Bernsteinstrande,
 Von Frieslands Inselfee
 Zum Elsassland:
 Schwäbisch, furchtlos und treu,
 Märkisch, ernst, ehrenfest,
 Zielbewusst stehet jetzt neu
 Deutschland aufs Best'!

Schweb' hoch: Schwarz, Weiss und Rot,
 Der Zollernfahne
 Und deutschen Hansabunds
 Einig Panier!
 Aller Mann's Schwur erschallt:
 „Zu Land und Wasser
 Gilts gleich für Stadt und Land
 Treu folgen dir.“

*) Volkstümliche Bezeichnung des 16. August 1870 für Mars-la-Tour.

So werd' dem Erdenrund
 Deutschlands Wert allweg kund,
 Wie wir von Fels zu Meer mit
 Ehr' steh'n in Wehr.

Schluss: Heil dir, du deutsches Reich:
 Alt-Preussens Leitwort
 „Jedem das Seine gleich“
 Bleibt unser Hort!

Vor unserer Tagesordnung findet sich noch folgendes zu besprechen.

2. Chronik von Havelberg. Unser Mitglied Oberstlieutenant a. D. und Bürgermeister von Havelberg Herr Alfred Zoellner übersendet von seiner ausführlichen und vortrefflichen „Chronik der Stadt Havelberg“, deren erste zwei 1894 erschienenen Bände im Monatsblatt III, S. 237 besprochen worden sind, als Geschenk das 1896 in Havelberg erschienene Supplementheft No. 1, die Topographie und Verwaltungsbericht der Stadt 1894 bis 1897. Auch dieser Nachtrag zeichnet sich durch Liebe zur Heimat und gründliche Verarbeitung des mannigfaltigen Stoffes aus. Ein Ausflug der Brandenburgia nach Havelberg ist für dies Jahr in Aussicht genommen.

3. Das „Ausstellungs-Gedenkbuch“. Von Schreibtisch und Werkstatt, Handel, Gewerbe und Industrie im Geiste des schaffenden Berlin“, herausgegeben von unserm Mitgliede Herrn Verlagsbuchhändler Karl Siegismund zum Geleit der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896 wird vom Verleger als Geschenk überreicht. Fast das ganze „namhafte“ Berlin ist hier mit Beiträgen, literarischen oder künstlerischen vertreten. Das Buch ist eine der schönsten Erinnerungen an den wohl gelungenen und grossartigen friedlichen Wettbewerb Berlins und der Berliner im verflossenen Jahr, der für alle Zeiten einen hervorragenden Merkmstein in der Geschichte unserer Reichshauptstadt bedeuten wird. Das elegant ausgestattete, dabei billige Werk kann zur dauernden Erinnerung seitens der Brandenburgia in den weitesten Kreisen nur bestens empfohlen werden. Seite 35 befindet sich ein vortreffliches Bildnis unseres Ehrenmitgliedes Theodor Fontane nach Professor Hanns Fechner's Meisterwerk. Das Cliché hiervon, sowie von einer Handschrift des genannten märkischen Dichters und Forschers, desgleichen den interessanten Aufsatz Fontanes über das Berlinertum seit Friedrich Wilhelm III haben uns Autoren und Verleger zur Wiedergabe im Aprilheft des Monatsblattes freundlichst unentgeltlich zur Verfügung gestellt, für welche schöne Gabe die Brandenburgia hiermit verbindlichst dankt.

4. Holländische Kirmes. Der vaterländische Frauenverein hatte,

wie allgemein bekannt, zum Besten des Baufonds eines Krankenhauses in der Ravenéschen Bildergalerie hierselbst in dem Prachtbau des Herrn Louis Ravené, Wallstr. 5-8, eine holländische Kirmes im Stil der Zeit des Grossen Kurfürsten und seiner Gemahlin Luise Henriette von Oranien, verbunden mit zeitgenössischen lebenden Bildern veranstaltet. Durch dies kulturgeschichtliche Moment ist für diese Angelegenheit das Interesse unserer heimatkundlichen Gesellschaft erweckt worden.

Die hiermit vorgelegte zugehörige Festschrift enthält zwei Beiträge von Mitgliedern unserer Gesellschaft, zunächst eine Abhandlung eines der besten Kenner der niederländischen Verhältnisse unter Kurfürst Friedrich Wilhelm, des Dr. Georg Galland betitelt: „Hohenzollern und Oranien. Ein Rückblick auf die frühesten Beziehungen zwischen Brandenburg-Preussen und Holland.“ Es wird darin der Beweis erbracht, dass bereits die Vorgänger des Grossen Kurfürsten wiederholt Verbindung mit Persönlichkeiten des Nachbarlandes angeknüpft und namentlich die holländische Bautechnik für die damals dringendsten Zwecke eingeführt haben. Friedrich Wilhelm ist also einer schon vorhandenen Tradition gefolgt, indem er einen erheblichen Teil seiner Hilfskräfte von dort bezog, zur Hebung der geistigen und wirtschaftlichen Kultur seines durch den 30jährigen Krieg zerrütteten Staates. Galland schliesst: „Was bis dahin doch immerhin nur vereinzelt geschehen war, das Eindringen des Holländertums in unser Vaterland, das wurde seit den Tagen, da der junge Kurfürst seine Vermählung mit der neunzehnjährigen Oranierin, Luise Henriette, schloss, zur gewöhnlichen alltäglichen Erscheinung, zur „Mode“ — um es mit einem heutigen Ausdruck zu bezeichnen. Und wenn neben dieser stillwaltenden edlen Fürstin noch eine andere hohe Persönlichkeit genannt zu werden verdient, die zu Gunsten des Holländertums in unserer brandenburgisch-preussischen Heimat damals erspriesslich gewirkt hat, so kann es nur Johann Moritz von Nassau, zubenannt „der Brasilianer“ sein*), der kunstsinnige Bauherr des Moritzhauses im Haag, der schwärmerische Naturfreund und Ausschmücker von Kleves idyllischer Umgebung, der unbeweibte Herrenmeister zu Sonnenburg in der Neu-mark und unermüdliche Statthalter des Grossen Kurfürsten am Niederrhein, dort gleichsam Pförtner und Kulturapostel.“

In dem darauf folgenden Artikel schildert unser Mitglied Ernst Friedel „Die Kurfürstin Luise Henriette als Landesmutter“ nach den mancherlei vorhandenen gedruckten Quellen. Der Einführung der Kartoffel, damals Tartuffe genannt, durch die pflanzen- und gartenfreundliche Oranierin wird darin besonders gedacht.

*) Vgl. G. Galland: Aus der Kunst-Korrespondenz des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Monatsblatt V, S. 347.

Es folgen dann eine Dichtung von Johanna Baltz „Brandenburg und Niederland“, sowie 11 Illustrationstafeln, meist niederländisches Stillleben betreffend, von L. Noster, Gudden, Hans Herrmann und anderen namhaften modernen Meistern.

Bei der Kirmes und den lebenden Bildern haben Mitglieder und Angehörige von Mitgliedern der Brandenburgia fleissig mitgewirkt.

5. Elisabeth Christine, die Gemahlin Friedrichs des Grossen, eine edle, als Fürstin nicht hoch genug zu schätzende Frau, hatte, wie Sie aus der Mitteilung des Herrn Kustos Buchholz in der Sitzung am 24. Februar d. J. (Monatsblatt V, S. 445) wissen, Fingerlinge zur Erinnerung an die Wiedereroberung von Breslau i. J. 1758 anfertigen lassen, um sie an verdienstvolle Offiziere zur Verteilung zu bringen. Unser geschätztes Mitglied Herr Hofjuwelier Bernard Telge hat die glückliche Idee gehabt, dgl. Ringe mit gewohnter Meisterschaft nachzubilden, und ist ferner so gütig gewesen, das hiermit vorgezeigte Exemplar dem märkischen Museum zu verehren. Auf der mit der Königskrone gekrönten Ringplatte befinden sich in blauer Emaille die Buchstaben VFR, d. i. Vivat Fridericus Rex.

Wir benutzen hierbei die Gelegenheit, auf die zierlichen Schmuckgegenstände, welche der genannte Herr mit Bezug auf Kaiser Wilhelm den Grossen und Kaiser Friedrich III. hat anfertigen lassen, aufmerksam zu machen, und die Sie in der vorerwähnten Ausstellung des Märkischen Provinzial-Museums werden in Augenschein nehmen können.

6. Mitteilung über die kirchliche Sitte des sogenannten Quempas. Herr Professor Dr. Hermann Bohm, Oberlehrer an der hiesigen 2. Realschule, ergreift zu folgendem Bericht das Wort:

In mehreren Orten Deutschlands hat sich ein Weihnachts-Gottesdienst erhalten, bei dem die aus der katholischen Zeit stammenden lateinischen Sequenzen von den evangelischen Christen noch heute unverändert gesungen werden. Nach dem Anfang der einen dieser Sequenzen, welche beginnt: Quem pastores laudavere (dem die Hirten lobsang), heisst die Sammlung dieser Gesänge und ebenso der Gottesdienst, in dem sie gesungen werden, der Quempas. In manchen Orten, wie in Bernau, scheinen nur unscheinbare Ueberreste dieses Gottesdienstes vorhanden zu sein, wie auch der Name Quempas zum Teil nicht mehr bekannt ist, in anderen ist der ältertümliche Charakter durchaus bewahrt worden. Der Quempas ist ohne Zweifel aus der früheren Sitte hervorgegangen, zu Weihnachten (in der Frühmette oder der Vesper) die Geburt Jesu, die Anbetung der Hirten und der heiligen drei Könige und ähnliche Stoffe in den Kirchen durch eine Art von lebenden Bildern zur Darstellung zu bringen. Hierher gehört namentlich auch das sogenannte Kindelwiegen; am Altar stand eine Wiege, und Joseph wiegte

das Kind auf die Aufforderung der Maria („Joseph, lieber Joseph mein, hilf mir wiegen mein Kindelein“ u. s. w.). Zu den Gesängen, die zu diesen Bildern gesungen wurden, gehörten u. a. die Lieder *Resonet in laudibus* und *Quem pastores laudavere*. Namentlich das erstere scheint sehr verbreitet und so populär gewesen zu sein, dass nach seiner Melodie in der Reformationszeit protestantische und katholische Spottlieder gesungen wurden. Nach der Reformation erregten vielfach das Kindelwiegen und ähnliche Gebräuche Anstoss, und der alte Gottesdienst wurde an den meisten Orten abgeschafft. König Friedrich Wilhelm I., welcher schon am 25. Februar 1733 manche Anklänge an den alten katholischen Gottesdienst untersagt hatte, verbot in der Kabinetsordre vom 23. Dezember 1739 ausdrücklich das Anlegen von Masken zur Darstellung des Engels Gabriel oder des Knechtes Ruprecht und das Quempassingen. Da aber Friedrich der Grosse duldsamer war als sein Vater, — wie er denn durch eine Kabinetsordre vom 3. Juli 1740 die beim Gottesdienst früher üblich gewesenen Ceremonieen wieder gestattete — so wurde der Quempas wohl an vielen Orten wieder eingeführt. Dem Vortragenden waren als Städte, in denen der Quempas noch heute besteht, Sandau an der Elbe, Perleberg, Luckau und andere Orte der Lausitz, endlich Hörter bekannt. Aus eigener Anschauung berichtete er über den Quempas in Sandau. Hier beginnt der Gottesdienst am Weihnachts-Morgen in aller Frühe, während draussen noch alles dunkel ist. Jeder der zahlreichen Teilnehmer hat in der Hand ein brennendes Licht. Nach dem Liede: „Vom Himmel kam der Engel Schaar“ wird das „*Resonet in laudibus*“ gesungen. Zum Teil ertönt das alte lateinische Lied von der ganzen Gemeinde, zum Teil responsorienartig aus dem Munde der Jugend, welche, in drei Abteilungen geteilt, in der Richtung vom Turm nach dem Altar zu durch die Kirche zieht und unter welche vier Teile des Gesanges so verteilt sind, dass nach einander zuerst die drei Teile der männlichen Jugend und dann die auf dem Orgelchor befindlichen Mädchen allein singen. Früher endete die Prozession der Knaben auf bestimmten Chören; auf jedem derselben hatten sich die „alten Herren“ eingefunden, die früher als Schulknaben zu diesem Chore gehört hatten; sie blieben ihm zeitlebens treu und fielen nun mit kräftiger Stimme in den Gesang ein. Auf das *Resonet in laudibus* folgt die Sequenz *Quem pastores laudavere*. Unmittelbar an jede lateinische Strophe schliesst sich ein deutscher Text an, dessen erster Teil die zuerst in der Liedersammlung des Michael Praetorius „*Musae Sioniae*“, 1605–1610, sich findende Uebersetzung der betreffenden Strophe des lateinischen Originals, dessen zweiter Teil dagegen je eine Strophe der deutschen Uebersetzung eines andern als kirchlichen Liedes „*Nunc angelorum gloria*“ enthält. Letztere Uebersetzung stammt von Nicolaus Hermann († 1561), die lateinischen Sequenzen dagegen wurden schon im 14. Jahrhundert gesungen. Auf

das *Quem pastores laudavere*, von dem die einzelnen Strophen des deutschen Textes folgende Anfänge haben: „Den die Hirten lobeten sehre und die Engel noch viel mehre,“ — „Zu dem die Könige kamen geritten; Gold, Weihrauch, Myrrhen brachten sie mitten;“ — „Freut euch heute mit Maria in des Himmels Hierarchia“ und „Lobet, alle Christen zugleich, Gottes Sohn im Himmelreiche“ folgt eine kurze Predigt; dann beendigt das Lied „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich“ den Gottesdienst, an den sich zu Hause gewöhnlich die Bescheerung anschliesst. Der Text der Gesänge ist, wenigstens in dieser Zusammenstellung und Reihenfolge, nicht gedruckt vorhanden, sondern jeder Knabe schreibt und „malt“ sich selbst seinen *Quempas*. Nachdem die einzelnen Blätter so geheftet sind, dass das Format ein liegendes ist, wird der Text auf jedem Blatte sorgfältig in die Mitte geschrieben, so dass die erste Reihe aus schönen grossen Druckbuchstaben besteht; die Schrift wird dann von Blütengewinden oder arabeskenartigen Verzierungen umzogen. Unter dem Text befindet sich auf jeder Seite ein Bild, dessen Inhalt die früheren lebenden Bilder ersetzt: so wird die Geburt Jesu, anbetende (oder auch nur ihre Schafe weidende und dabei die Schalmei blasende) Hirten, der Einritt der heiligen drei Könige in Jerusalem und anderes dargestellt. Wie die Initialen der Schrift und die Blütengewinde, so sind auch diese Bilder schön in Farben ausgeführt. Ueberall lässt sich der Zusammenhang mit der Art, wie die Mönche im Mittelalter ihre Texte schrieben und verzierten, deutlich erkennen. Aber wenn schon hier doch auch manche Abweichung von der alten Tradition stattfindet (so wenn die zahlreichen Türme Jerusalems das christliche Kreuz oder gar den türkischen Halbmond tragen oder wenn der Weihnachtsmann in der Gestalt eines Frachtfuhrmannes einen riesigen Wagen mit Geschenken fährt), so haben andererseits geschickte Knaben auch die Neigung, ihr Können überhaupt in freierer Darstellung zu bethätigen; und man erblickt wohl unter einem altkirchlichen Weihnachtstexte einen grossen Elbdampfer und einen zu ihm hinfahrenden Kahn oder ähnliche profane Darstellungen. Der *Quempas* erfreut sich in Sandau noch heute grosser Beliebtheit, und jeder Einheimische ist stolz auf diese besondere Eigenheit seiner Vaterstadt.

Der Vortragende liess eins der altmärkischen Sandauer *Quempas*-Hefte kursiren, worauf Herr Geheimrat Liebenow bemerkte, wie nach seiner Vermutung auch innerhalb der eigentlichen Provinz Brandenburg das *Quempas*-Singen in evangelischen Kirchen noch vorkomme. Er entsinne sich dessen von seiner Jugend und von seinem Heimatsort Schönfliess, Kreis Königsberg, N.-M., noch sehr wohl.

Herr Kustos Buchholz fügte hinzu, wie er in seiner Kindheit in der evangelischen Kirche zu Schönlanke unweit der neumärkischen Grenze, selbst öfters das *Quempas* mitgesungen.

Herr Geheimrat Friedel regte an, alle auf das Quempas bezüglichen Ueberlebsel in den evangelischen Kirchen der Provinz Brandenburg der Direktion des Märkischen Museums mitzuteilen.

7. Hierauf wurde der Festprolog gedichtet von Herrn Dr. Otto Franz Gensichen an Stelle des behinderten Autors durch Herrn Julius Müller und von Herrn Dr. Gustav Albrecht dessen patriotisches „Festspiel für das deutsche Volk und Heer zur Feier des 100jährigen Geburtstags Kaiser Wilhelms des Grossen“ vorgetragen.

8. Beide Dichtungen, sowie der Vortrag des Herrn Schulrat Professor Dr. Euler: „Erinnerungen an Kaiser Wilhelm den Grossen“ wurden beifällig aufgenommen.

Hieran schloss sich eine gesellige Zusammenkunft im Ratskeller.

19. (10. ausserordl.) Versammlung des V. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 20. März 1897, mittags 12 Uhr,

im Märkischen Provinzial-Museum

zu Berlin, Breite-Str. 20a.

In den Räumen des der Stadt Berlin gehörigen Märkischen Provinzial-Museums hatte sich heut von 11 Uhr ab eine grosse Anzahl von Mitgliedern der Brandenburgia und von Freunden des genannten städtischen Instituts versammelt.

In demjenigen Saale, welcher für gewöhnlich den vorgeschichtlichen Altertümern des Regierungsbezirks Potsdam gewidmet ist, befand sich eine von heute ab bis Sonntag, den 28. d. M. geöffnete Sonderausstellung von Bildern und Andenken Kaiser Wilhelms des Grossen und seiner Mutter der Königin Luise von Preussen.

Um 12 Uhr begrüßte der Vorsitzende der Direktion des Märkischen Museums Geheimrat Stadtrat Friedel die Anwesenden mit einer Ansprache ungefähr folgenden Wortlauts:

Hochgeehrte Mitglieder und Freunde der heimatkundlichen
Gesellschaft Brandenburgia!

Es ist der Direktion unsers Märkischen Provinzial-Museums eine besondere Freude und Ehre die Brandenburgia, welche nach § 1 ihrer Satzungen:

„die Förderung der Landeskunde, der Altertumskunde und der Geschichtskunde der Provinz Brandenburg einschliesslich des Stadtkreises Berlin durch Wort und Schrift, sowie die Unterstützung des den gleichen Zwecken dienenden Märkischen Provinzial-Museums mit Rat und That“

anstrebt und welche sogar im § 35 verordnet hat:

„Im Falle der Auflösung fällt das gesamte Vermögen der Gesellschaft an die Stadtgemeinde Berlin für die Zwecke des Märkischen Provinzial-Museums als freies Eigentum“,

in diesen der Pflege der heimatkundlichen Wissenschaft und Pflege des nationalen Gedankens gewidmeten vaterländischen gemeinnützigen Sammlungen und Sammlungsräumen auf das Herzlichste willkommen zu heissen. Wir verdanken der Gesellschaft Brandenburgia, welche stets unsere Zwecke gefördert hat, seit ihrem Bestehen vieles, nicht minder vieles der liebenswürdigen, verständnisvollen Förderung seitens einzelner Mitglieder Ihrer Gesellschaft.

Ich darf sagen, es ist seit lange schon auf beiden Seiten, d. h. auf Seiten der Städtischen Museums-Verwaltung wie auf Seiten der Brandenburgia der Wunsch gehegt worden, in den Museums-Räumen eine Versammlung Ihrer Gesellschaft abzuhalten und wenn dies bisher unterblieben, so liegt dies einerseits an den vielfachen anderweitigen Einladungen, denen die Brandenburgia mit Recht deshalb den Vorzug gab, weil sie damit als junge Gesellschaft neue Verbindungen anknüpfte, während sie der günstigsten Beziehungen zum Märkischen Museum sich von vornherein und ohne weiteres vergewissert halten konnte. Andererseits sprach auch die Lokalienfrage mit. Sie sehen, es mangelt uns ein grösserer Versammlungssaal gänzlich, und es sind die Schauräume durch Schränke u. dgl. derartig eingeengt, dass es fast bedenklich erscheinen musste, hierher eine grössere Versammlung zu berufen.

In dem neuen Museumsbau, der nach den vortrefflichen Plänen unseres verehrten Mitgliedes, des Herrn Stadtbaurats Hoffmann, Erbauer des Reichsgerichts-Palastes zu Leipzig hoffentlich recht bald am Märkischen Platze linksseitig der Spree nahe der Waisenbrücke in Angriff genommen werden wird, sollen die Brandenburgia und alle übrigen Gesellschaften ähnlicher Tendenz einen auskömmlicheren und besseren Empfang finden.

Der Tag vor dem Beginn der Hundertjahrfeier unseres Heldenkaisers Wilhelms des Grossen schien der Direktion der geeignetste Augenblick, um die Brandenburgia nach dem Märkischen Museum einzuladen, da hierselbst gerade heute die Sonderausstellung desselben, welche dem Gedächtnis des entschlafenen ersten deutschen Kaisers und seiner überall im deutschen Volk so hoch verehrten Königlichen Mutter gewidmet ist, dem Publikum eröffnet

wird. Es ist dies selbstredend nur eine kleine und bescheidene Ausstellung, sie unterfängt sich in keiner Weise mit der grossartigeren geschichtlichen Ausstellung im Kunst-Akademiegebäude in Vergleich treten zu wollen, welche heut eröffnet werden soll. Wir wollen uns darauf beschränken, dasjenige, was das Märkische Museum uns bot und dasjenige, was uns die Mitglieder der Gesellschaft Brandenburgia gütigst anvertraut haben, den Verehrern der beiden genannten fürstlichen Persönlichkeiten zur Betrachtung darzubieten, indem wir uns absichtlich, dies sei nochmals ausdrücklich betont, lediglich auf die Königin Luise und Kaiser Wilhelm den Grossen, bezüglich des letzteren hauptsächlich nur auf gewisse bedeutsame Lebensabschnitte ausdehnen. Immerhin wird auch unsere Ausstellung manches Seltene und vieles Schöne bieten.

Meine Damen und Herren! Wenn unser Kaiserlicher Herr bei seiner neulichen Rede in der Versammlung der Brandenburgischen Stände mit vollstem Recht betonte, wie man im Mittelalter seinen erhabenen Grossvater Kaiser Wilhelm den Grossen aller Wahrscheinlichkeit zum Heiligen erklärt haben würde, so glaube ich hinzufügen zu dürfen, dass man damals seine edle Mutter die Königin Luise sicherlich zu einer Heiligen gemacht haben würde, schwebt doch um ihr edles Dulderhaupt selbst im Geiste unseres protestantischen Volks so etwas wie ein Glorien- und Heiligen-Schein. Sie ist es, die auf ihren Sohn, den späteren Kaiser, wie er selbst wiederholt bekennt, den tiefsten Eindruck ausgeübt, auf seine Entwicklung bestimmend eingewirkt hat.

Mit den Erinnerungen an diese volkstümlichste Herrscherin auf preussischem Throne beginnt naturgemäss unsere Ausstellung, um dann auf die früheste Kindheit Kaiser Wilhelms I. überzugehen.

Die Aufstellung des hier Dargebotenen ist durch Herrn Kustos Buchholz unter Mitwirkung des wissenschaftlichen Museums-Assistenten Herrn Dr. Otto Pniower, des Museums-Präparators Herrn Femerling und des Hilfsarbeiters Herrn Sonnenburg, denen allen für ihren besondern hierbei bewiesenen Eifer die besondere Anerkennung gebührt, hergestellt worden. Ich ersuche deshalb Herrn Buchholz nunmehr Ihnen die Einzelheiten in der Kürze zu erklären.

Herr Kustos Buchholz über die

Sonder-Ausstellung

zur Centenar-Feier des Geburtstags Kaiser Wilhelms I.
im Märkischen Provinzial-Museum.

Das Märkische Provinzial-Museum, das unter der segensreichen Regierung des grossen Kaisers entstanden ist und sein Wachstum und

Gedeihen auch des Kaisers hoher Gönnerschaft zum Teil verdankt, hat in seiner Weise die Hundertjahrfeier festlich begehen wollen.

Es hat zu dem Zweck die in seinen Sammlungen vorhandenen Erinnerungsstücke an die Person des Kaisers, sowie Seiner Eltern und Kinder, auch die bezüglichen bildlichen Darstellungen, zu einer Sonderausstellung vereinigt, die in den Jubelfesttagen zur öffentlichen Besichtigung bereit gestellt wird.

Da die unmittelbaren Erinnerungsgegenstände aus erklärlichen Gründen in das Hohenzollern-Museum und in die Ruhmeshalle des Zeughauses gelangten und das sonst vorhandene Material zu der Festausstellung in der Kunst-Akademie verwendet ist, so handelt es sich hier nur um sehr wenige untergeordnete Stücke.

Eine stattlichere Folge dagegen machen die bildlichen Darstellungen aus allen Lebensperioden des Gefeierten aus. Seine Lebensgeschichte lässt sich beim Anblick dieser Sammlung verfolgen von der zarten Kindheit an, dann als Jüngling, als Mann, durch die Zeit hindurch, in der Er als Prinz von Preussen eine geschichtliche Rolle spielt, die Regentschaft für den Bruder führt, dann als König und -als Kaiser ruhm- und segensreich regiert und hochbetagt aus dem Leben scheidet.

Untrennbar ist das Andenken an den grossen Kaiser von dem an Seine Eltern, Gemahlin und Kinder. Deshalb sind auch einige auf diese, namentlich auf die Königin Luise bezügliche Erinnerungsstücke der Ausstellung angeschlossen.

So belanglos auch die kleine Ausstellung diesem reichen Leben, diesem grossen Fürsten gegenüber erscheinen mag, in der vieltausendgliedrigen Kette von pietätvollen Festveranstaltungen, die in Berlin, wie im ganzen deutschen Reich zur Verherrlichung des Andenkens an den grossen Kaiser vor sich gehen, durfte auch das Märkische Provinzial-Museum nicht unvertreten sein.

Da die Räumlichkeiten des Museums überfüllt sind, so musste für diese Ausstellung leider ein Notraum im zweiten Saal, zum Teil unter Verdeckung der darin befindlichen prähistorischen Aufstellung, ausgeschaltet werden.

Der Inhalt der Ausstellung ist aus dem nachfolgenden Verzeichnis ersichtlich, wobei zu beachten ist, dass die der Bezeichnung beigefügten Zahlen die Katalognummern des Museums angeben.

A. Erinnerungs-Gegenstände.

Hemd. 12490. Nach dem amtlichen Zeugnis des Kaiserlichen Garderobiers Lorke vom 1. April 1888 „von Sr. Majestät Kaiser Wilhelm I. in den letzten Jahren Seines Lebens getragen“. Mit dem Zeichen W, darüber Kaiserkrone, darunter die Nummer 75.

Weste. 9860. Weisse Seide, golddurchwirkt, unten ein wenig ausgeschnitten,

- mit 7 perl förmigen, gemustert vergoldeten Knöpfen. Der Kaiser hat diese Weste als Jüngling getragen. Sie wurde dann als Erinnerungsstück vom Kammerdiener Beerbaum aufbewahrt.
- Strumpf.** 9684. Weisse Baumwolle. Fuss 28, Bein 35 cm lang. Zeichen: P. v. P. 8.
- Strumpf.** 9683. Aus weisser Baumwolle gestrickt, Fuss 30, Bein 42 cm lang; als Zeichen mit roter Seide eingestickt: W., darüber die Kaiserkrone, dabei die Zahl 12. Beide Strümpfe sind ebenfalls vom Kammerdiener Beerbaum erhalten.
- Helm-Spitze.** 9685. Spitze zum Generals-Federbusch mit besonderer Konstruktion für die Befestigung am Helm. Ist vom Kaiser Wilhelm I. versuchsweise getragen und dann als unzweckmässig beseitigt worden.
- Tassenpaar.** VI. 929. Mit dem Portrait des Prinzen Wilhelm aus Biskuit-Porzellan und dem Widmungs-Datum „20. August 1820“. Prinz Wilhelm widmete damals diese Tasse der Frau Oberamtmann Hollefreund in Lanke bei Biesenthal aus Dankbarkeit für Pflege nach einem Unfall auf der dortigen Gräflin Redern'schen Jagd.
- Erkennungskreuz** 3265. Von den Berliner Landwehrmännern getragen, die sich am 8. Juni 1848 zum Schutze des Prinzen von Preussen bei Seinem ersten Betreten Berlins nach den Märztagen (Erscheinen im Landtag) vereinigt hatten.
- Brosche.** 7026. Mit dem Brustbild des Prinzen und der Prinzessin von Preussen. Erinnerung an die silberne Hochzeit 1854.
- Brosche.** 3963. Von der Königin Augusta nach dem Einzug des gekrönten Königspaares am 22. Oktober 1861 an die Ehrenjungfrauen verteilt.
- Grundsteinhammer.** 6026. Mit der eingravierten Inschrift: „Ihre Majestäten König Wilhelm und Königin Augusta thaten hiermit 3 Schläge auf den Grundstein des neuen Rathauses zu Berlin den 11. Juni 1861. (Zu vergleichen hierbei die mitausgestellte Photographie der Grundsteinlegung).
- Mörtelprobe.** 8210. Vom Kaiser Wilhelm bei der Grundsteinlegung zum Reichstagsgebäude am 9. Juni 1884 mit der Kelle auf den Grundstein geworfen.
- Baumrinde.** 465. 7 cm langer Splitter von dem Baum in der Lichten-thaler Allee bei Baden-Baden, bei welchem am 14. Juli 1861 der Attentäter Becker auf König Wilhelm schoss.
- Baumrinde.** 10147. Kleines Rindensplitterchen mit eingeschossenen Schrotkugeln aus demselben Schuss, den der Attentäter Nobiling am 2. Juni 1878 auf den Unter den Linden vorbeifahrenden Kaiser Wilhelm gerichtet hatte. Am Tage des Attentats bei Feststellung der Richtung des Schusses gefunden und aus dem Baum ausgeschnitten.
- Strumpfband-Stück.** 2043. Gold- und silberdurchwirktes Band von 4 cm Breite, 10 cm lang; der Hof-Gewohnheit gemäss am Hochzeitsabend des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preussen und der Prinzessin Louise von Mecklenburg-Strelitz, 24. Dezember 1793, verteilt. Dies Stück erhielt der Offizier in der Königl. Leibgarde, von Kluge, von dessen Nachkommen es dem Märkischen Museum überwiesen wurde.

- Fahne. VI 718. Weisse Seide mit eingesticktem schwarzem Adler und der Inschrift: „Louise, Königin von Preussen, der Bürgerwehr der Kölnischen Vorstadt 1801.“ Die Königin Sophie Charlotte hatte im Jahre 1701 „den Bürgern der Cöllnischen Vorstadt“ eine weisse Fahne mit dem Brandenburgischen Adler geschenkt, die in dem, damals „Sebastiankirche“ genannten Gotteshause der Vorstadt aufbewahrt wurde. Als diese Fahne gegen Ende des 18. Jahrhunderts sehr defekt geworden und die Vorstadt den Namen „Louisenstadt“ angenommen hatte, schenkte die Königin Louise den Bürgern ihres Stadtteils diese neue Fahne (cfr. Buchholz, Berlinische Altertümer im Märk. Prov.-Mus., S. 76).
- Taschentuch. 12454. Batist, Kanten zackig gestickt, in einem Winkel weiss eingestickt: L und darüber die Königskrone.
- Letzte Handarbeit der Königin Louise. 3600. Unvollendetes Band aus Goldfäden geflochten. War als Andenken von der Prinzessin Charlotte, späteren Kaiserin von Russland, nach Petersburg mitgenommen, von wo es durch deren Kammerfrau zurückgebracht wurde.
- Kanzeldecke. 1655. Schwarz Sammet mit Goldstickerei und dem Initial „L“(ouise). Die Kanzel der Dorotheenstädtischen Kirche war 1806 von den darin lagernden französischen Soldaten zerstört worden. Zu der darauf erneuerten Kanzel schenkte die Königin Louise diese Decke.
- Louisen-Fächer. 8852. Weisse Seide, in Elfenbein-Fassung, beklebt mit einem Kupferstich von etwa 1799, Friedrich Wilhelm III. und Louise mit ihren beiden Kindern, dem 3jährigen Kronprinzen und dem 1jährigen Prinzen Wilhelm, darunter ein Citat aus einem Gedicht, auf das glückliche Familienleben bezüglich.
- Tassenpaar. VI. 1840. Mit dem gemalten Bilde der Königin Louise nach dem Portrait von Schröder. In der Königlichen Porzellan-Manufaktur 1810 gefertigt.
- Tassenpaar. VI. 3653. Mit dem erhabenen Brustbild der Königin Louise aus Biskuit-Porzellan mit der Umschrift: „Sie lebt auf immer in den Herzen treuer Patrioten.“ In der Untertasse der Geburts- und Sterbetag: 10. März 1776. 19. Juli 1810.
- Kinderschuhe. 6123. Von rotem Leder. Von dem ersten Kinde der Königin Louise, jedoch nur 2 Tage, getragen, weil Ihr Gemahl die rote Farbe nicht leiden wollte.
- Paar Hausschuhe. 3108. Von den Prinzessinnen Charlotte und Alexandrine für deren Vater Friedrich Wilhelm III. gearbeitet und vom Könige getragen.
- Tabaksdose aus Horn 12493. Mit den Büsten der ersten 5 Könige Preussens (Königtums Centenar-Feier 1801). Soll von der Königin Louise Ihrem Kammerdiener Lutzke geschenkt worden sein.
- Medaillon, Gips. 4088. Brustbild der Königin Louise, von Heinrich Bettkober 1798 nach der Natur gefertigt.
- Medaillon, Gips. 4089. Brustbild der Königin Louise, mit Diadem und Hermelin-Mantel, um 1805.
- Medaillon, Porzellan. 1513. Dasselbe Brustbild, aus Biskuit-Porzellan auf blauer Porzellan-Platte mit goldenem Oelblattkranz.

- Medaillon, Gips. 8854. Dasselbe Louisenbild verkleinert, mit Krone und Lorbeerzweig.
 Medaillon, Rheinsberger Porzellan. 8853. Aufgedruckt das Brustbild der Königin Louise, 1797.
 Lineal. 6124. Vom späteren Kaiser Friedrich als 6jähriger Knabe mit bunten ausgeschnittenen Papierbildern beklebt.

B. Medaillen.

Auf die Vermählung 1829	1 Stück
„ Prinz Wilhelm als Protektor der Landes-Logen 1840	1 „
„ den badischen Feldzug 1849	1 „
„ das Militär-Dienstjubiläum 1857	1 „
„ die Eröffnung der Rheinbahn Köln-Mainz 1859	1 „
„ „ Krönung 1861	4 „
„ „ Weihnachtsbescheerung 1870	1 „
„ „ Siege von 1870.	1 „
„ „ Goldene Hochzeit 1879	10 „
„ das 25jährige Königs-Jubiläum 1886	7 „
„ „ 80jährige Dienst-Jubiläum 1887	2 „
„ die Feier des 90. Geburtstages	21 „
„ „ Jubiläums-Kunstaussstellung 1887	1 „
„ „ Kunstaussstellung 1888 } nicht mehr erlebt	1 „
„ den 92. Geburtstag 1888 }	1 „
„ die 3 Kaiser vom Jahre 1888	1 „
„ Kaiserin Augusta's Tod 1890	1 „
„ die Königin Luise um 1807, Eisen	1 „
„ „ „ „ „ „ Zinn	1 „
„ „ „ „ „ „ Papier-Maché	1 „
„ den Tod der Königin Luise 1810, Silber	1 „
	Summa 63 Stück

Aus der Sammlung des Herrn Dr. Albrecht waren beigefügt:

Auf die Vermählung 1829	1 Stück
„ das Dienst-Jubiläum 1857	1 „
„ die Krönung 1861	1 „
„ die deutsche Einigung 1870	1 „
„ „ Goldene Hochzeit 1879	1 „
„ das 25jähr. Regierungs-Jubiläum 1886	1 „
„ den Geburtstag 1887	1 „
„ „ Tod 1888	1 „
„ die Centenarfeier 1897	2 „

Summa 10 Stück

C. Bilder.

„Königin Luise als Prinzessin und ihre Schwester Friederike bei Göthes Mutter.“ Scene am Brunnen. Zinkographie nach dem Gemälde von W. Amberg. Aus einem Buch 8^o. c. 1790.

- „Prinzessin Luise und ihre Schwester Friederike“ umschlungen in weissen Gewändern in einem Park, an ein Mauerwerk gelehnt, auf dem ein als Spreva bezeichneter Flussgott ruht. Photograph. Reproduktion eines Stiches nach dem Gemälde von J. F. A. Tischbein. 4°. c. 1792. Gest. von Schiavonetti.
- „Louise Auguste Wilhelmine Amalie, Prinzessin von Meklenburg-Strelitz“. Brustbild im Profil, Kupfer getönt. 16°, nach dem Gemälde von Tielker. Stechername ist nicht zu entziffern. Aus einem Almanach c. 1793.
- „Die Königliche Familie.“ Friedrich Wilhelm II. mit seiner Gemahlin, umgeben von den Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses. Darunter der Kronprinz mit seiner Gattin, die ihren ältesten Sohn, den späteren Friedrich Wilhelm IV. auf dem Arm hält. Kupfer, 8°, 1796. von Chodowiecki.
- „Königin Luise“, Porträt, ganze Figur, auf dem Balkon eines Schlosses stehend, zum Ausgehen bereit, in der rechten Hand einen Schirm haltend, auf dem Kopf, der einen umfangreichen Lockenbau zeigt, einen Hut mit zwei hohen Federn tragend. Schabkunstblatt Fol. von Sintzenich gemalt und gestochen. Berlin 1798.
- „Königin Luise“, Brustbild nach dem Gemälde der Madame Le Brun, gestochen von Alexandre Tardieu. Kupfer, gr. 8°, 1799.
- „König Friedrich Wilhelm III. im Zirkel seiner Familie.“ Der König und die Königin auf einem Sopha sitzend, links vom König stehend der Kronprinz mit Speer und Säbel, zur Rechten der Königin Prinz Wilhelm knieend. Kupferstich 12° in Oval aufgeklebt auf einen Fächer. Darunter Verse, betitelt „Friedrich Wilhelm und Luise“: Sie wohnen alle Beide; Ja so gern noch itzt, wie vormals, Unter eines Hauses Obdach“ u. s. w., am Ende „Ein Familiengemälde!“ 1798.
- Dasselbe Bild, nur ein Jahr später. Daher hält die Königin die Prinzessin Charlotte auf dem Schoss. Photogr. Reproduktion eines Kupferstiches. 8°. 1799.
- Dasselbe Bild mit dem Prinzen Wilhelm und der Prinzess Charlotte, die aber anders gruppiert sind als auf dem vorigen. Kupfer Fol. gestochen von S. Halle. 1799.
- „Prinz Wilhelm und sein Bruder der Kronprinz Friedrich Wilhelm im Jahre 1802.“ Reproduktion einer gleichzeitigen Zeichnung aus dem Nachlasse Friedrich Delbrücks aus dem Werk „Kaiser Wilhelm und seine Zeit“ von Bernhard von Kugler. 12°.
- „Prinz Wilhelm zum ersten Mal in Uniform, am Weihnachtsabend 1803.“ Holzschnitt 8°. Illustration aus dem Werk „Kaiser Wilhelm und seine Zeit“ von Bernhard von Kugler. Der König stellt ihn in Gegenwart des Kronprinzen und zweier Hofdamen der Königin vor.
- „Exercirunterricht.“ Kronprinz Friedrich Wilhelm, Prinz Wilhelm und deren Vetter Prinz Friedrich in Reih und Glied mit ihrem Exerziermeister, der eben Stillstand kommandirt hat. Im Hintergrund der König stehend, die Königin sitzend. c. 1804. Holzschnitt 8° nach dem Bilde von F. Skarbina. Illustration wie vorher.

- Clery, Exercirmeister des Prinzen Wilhelm. Phot. Visit nach einem alten Bilde.
- „Der König von Preussen im Kreise seiner Familie im Schlossgarten zu Charlottenburg.“ Kupferst. gr. Fol. nach dem Gemälde von Dähling von Meyer sc. Der König und die Königin sitzend, neben ihnen zwei Prinzen und eine Prinzessin des Königlichen Hauses, vor ihnen die fünf Kinder, darunter Prinz Wilhelm, spielend. c. 1805.
- Brustbild der Königin Luise, Profil in antiker Tracht nach dem von Schröder 1806 gemalten, im Besitz Kaiser Wilhelms II. befindlichen Bildnis, gestochen von Ruscheweyh. 1806.
- Brustbild des Prinzen Wilhelm, Profil mit der Unterschrift von der Hand des Königs: „Pr. Wilh., 9 Jahr alt, 1806.“ Zinkogr. Reproduktion.
- „Prinz Wilhelm stellt sich seinen Eltern als Offizier vor.“ Holzschnitt 8^o. Illustration aus der „Deutschen Lesehalle“. Anfang 1807. (Am Neujahrstag dieses Jahres erhielt Prinz Wilhelm vom König das Offizierspatent.)
- „Königin Luise und Napoleon I in Tilsit.“ Juli 1807. Xylogr. Reproduktion eines Bildes von O(skar) W(isnieski). 4^o.
- „Am Sterbelager der Königin Luise.“ Der König am Bette sitzend, der Kronprinz und Prinz Wilhelm knieend. Am Kopf und Fuss des Bettes verschiedene Personen des Hofstaates. 19. Juli 1810. Holzschnitt 8^o. Aus der „Deutschen Lesehalle.“
- Verklärung der Königin Luise. Die Königin auf Wolken schwebend, die Arme ausbreitend, von einem Lichtstrahl umflossen. Kupfer Fol., gest. von Fr. Jügel in Berlin, nach der Zeichnung von J. Wolff. Unter dem Bild Daten und Verse. 1810.
- Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preussen. Brustbild im Profil, Kupferstich 4^o. Ludw. Meyer sc. Heusinger del. c. 1813.
- Prinz Wilhelm 17 Jahre alt. Brustbild en face. Holzschnitt 4^o. Aus dem Werk „Kaiser Wilhelm und seine Zeit“ von B. von Kugler.
- Gedenkblatt für Preussen zur Feier des 50jährigen Jubiläums des Aufrufs König Friedrich Wilhelms III. „An Mein Volk“ und der Erhebung des Preussischen Volkes zur Befreiung des Vaterlandes. Vor dem König Friedrich Wilhelm III. und seiner Umgebung, zu der der Kronprinz und Prinz Wilhelm gehören, zieht das preussische Heer vorbei. Von den Führern sieht man unten Blücher, oben York. Das Ganze künstlerisch umrahmt. Unten links sieht man Fichte, Schleiermacher, Jahn u. s. w., rechts eine Gruppe, die die Opfer fürs Vaterland veranschaulichen. Lith. gr. Fol., gez. von L. Burger, lith. von Sussnapp. Druck von Berg & Haun, Berlin.
- Prinz Wilhelm als Theilnehmer am Fest: „Der Zauber der weissen Rose.“ Der Prinz in mittelalterlicher Rüstung zu Pferde. Vor ihm ein Herold, der das Kur-Brandenburgische Panier trägt. Hinter ihm zwei Pagen, vier Ritter und vier Knappen. Lith. color. qu. Fol. Aus dem Werk: Beschreibung des Festes „Der Zauber der weissen Rose“. 13. Juli 1829.
- Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preussen. Brustbild gr. 8^o. C. Haas sc. 1829.

- Brustbild der Prinzessin Augusta als Braut des Prinzen Wilhelm. Kupferstich von Gebauer, 4^o. 1829. Dazu ein Probevordruck.
- Auguste, Prinzessin Wilhelm von Preussen. Brustbild nach der Zeichnung von Franz Krüger, lith. von Werner. 2^o. c. 1830.
- Dasselbe Porträt 8^o Kupferstich von Auguste Hüssener.
- Prinz Wilhelm. Brustbild. Im Hintergrund eine Schlacht. Lith. 4. 1835.
- „Erinnerung an Kalisch im September 1835.“ Im Hintergrund die Stadt Kalisch, weiter vor Kampfspläne der russischen Armee. Im Vordergrunde rechts König Friedrich Wilhelm III, umgeben von den Prinzen des königlichen Hauses und seinen Generalen. Unter jenen befindet sich Prinz Wilhelm. Lith. H. Gelhaar gez. Steindruck von A. Kneisel in Leipzig. W. Herz lith.
- Prinz Wilhelm in der Quadrille du Carnaval, Frau von Lindheim führend. Lith. gr. Fol. Die Umrahmung von Ad. Menzel inv. et lith. 1836.
- „Die letzten Augenblicke Friedrich Wilhelms III.“ Nach dem Gemälde von Schoppe, gest. von Sixdernier. Kupfer gr. Fol. Unter den anwesenden Prinzen auch Prinz Wilhelm.
- „Die letzten Augenblicke Friedrich Wilhelm III, Königs von Preussen.“ Kaiser Nikolaus am Bette des Königs. Dicht hinter ihm Prinz Wilhelm, seinen Sohn, den späteren Kaiser Friedrich an der Hand. Zeichnung von C. Böhme. Stahlstich von F. Randel in Berlin 1841. Fol. qu.
- Erinnerungsblatt an Friedrich Wilhelm III. enthaltend: „Mein letzter Wille“, aufgezeichnet am 1. Dezember 1827, mit einer künstlerischen Umrahmung; zu den Seiten Scenen aus dem Leben des Königs wie „Aufruf zum Krieg“, „Einzug in Paris“, „Einzug in Berlin“ u. s. w. Unten die Leiche des Königs auf einem Sarkophag, umgeben von den Prinzen und Prinzessinnen des Hauses, gr. Fol., Radierung. J. B. Sonderland invt et aqua forti fec. c. 1840.
- „Schlösschen am Babertberg bei Potsdam.“ Stahlst. 8^o, gez. von Loeillot, gest. von Grünewald c. 1840.
- Friedrich Wilhelm IV. begleitet von den Prinzen seines Hauses und seinen Generalen. Im Vordergrunde rechts Prinz Wilhelm, im Hintergrund Schloss Sanssouci. Stahl 4. Zeichnung von C. Böhme, gestochen von F. Randel in Berlin 1842.
- „Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preussen.“ Kniestück in der Linken den Dreimaster haltend, die Rechte an der Schärpe. Lith. von F. Jentzen nach dem Gemälde von W. Ternite, gr. Fol. c. 1843.
- Schloss Babelsberg. Stahlst. kl. 8^o, gez. von Marohn, gest. von Frommel. c. 1845.
- Dasselbe Bild in kleinerem Massstabe ohne Unterschrift und Künstlernamen. kl. Fol.
- „Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preussen.“ Brustbild. Lith. gr. Fol. Nach der Natur gezeichnet von Prof. Krüger. Lith. von Wildt c. 1845.
- Prinz Wilhelm zu Pferde mit Gefolge. Im Hintergrund eine Parade. Photogr. Reproduktion einer nach einem Gemälde Franz Krügers hergestellten Lithographie.

- Die Deputation des 31. Stadtbezirks vor dem Prinzen von Preussen am 3. 1. 1849 mit Angabe einiger Sätze aus der Rede des Prinzen. Lith. Fol. qu. Gez. von Scholz, lith. von A. v. Deinert.
- Prinz von Preussen. Porträt. Auf dem Stuhle sitzend, die rechte Hand, die den losgeschnallten Degen hält, auf eine Säule stützend, auf der der Helm ruht. Die linke hält einen Handschuh. Lith. 4^o von Schertle 1849 nach Vogels Lichtbild mit facsimilirter Unterschrift.
- Brustbild des Prinzen von Preussen mit Umrahmung, die oben einen Adler mit Lorbeerkranz im Schnabel zeigt, an der Seite und unten Darstellungen von Episoden aus dem Badischen Feldzug, an denen er theiligt war. Lith. getönt Fol. Zum Besten der Wittwen und Waisen der gebliebenen und zur Unterstützung der verwundeten Soldaten in Baden herausg. von Bernh Hase 1849.
- Armee-Befehl Friedrich Wilhelms IV vom 1. Januar 1849, worin der König dem Heere für sein unvergleichliches Verhalten während des abgelaufenen verhängnisvollen Jahres dankt. Künstlerisch umrahmt. Der Rahmen zeigt oben den König und den Prinzen Wilhelm vor dem Schloss Sanssouci, an den Seiten Wrangel, Scenen aus der Rückkehr vom Kampf. Lith. gr. Folio. B. Brunckow inv. Lith. Anstalt v. L. Kraatz in Berlin.
- Prinz von Preussen. Brustbild. Lith. gr. Fol. Zum Besten der durch Ueberschwemmung heimgesuchten Provinzen. Herausg. von B. Hase. Nach der Nat. gez. und lith. von C. Steckmest. c. 1850.
- „Preussens Ruhm.“ Brustbild Friedrich Wilhelms IV. umrahmt von Ansichten Berlins und Potsdams, Emblemen, Schlachtenbildern aus dem dänischen Krieg 1849, dem badischen Aufstand: „Uebergabe von Rastatt an den Prinzen von Preussen.“ C. Diedrich gez. u. lith, Lith. gr. Fol. c. 1850.
- „Prinz von Preussen.“ Porträt. Kniestück. Die Linke am Degen haltend, die Rechte auf einen Tisch gelegt, auf dem Helm mit Busch ruht. Nach dem Gemälde von Prof. Krüger, lith. v. Fischer, gr. Fol. c. 1850 mit facsimilirter Unterschrift.
- „Prinz Wilhelm.“ Porträt. Ganze Figur. Im Hintergrund Coblenz. Lith. Fol., getönt von F. G. Nordmann 1854.
- Brustbild des Prinzen von Preussen. Lith. 4 c. 1855. Verlag von Winckelmann und Söhne in Berlin.
- Brustbild der „Prinzessin von Preussen“, Gemahlin des Prinzen Wilhelm. Lith. c. 1855. 4^o. Verlag von Winckelmann und Söhne in Berlin.
- Schloss Babelsberg bei Potsdam. Nr. 24 einer Sammlung von Ansichten Stahlst. 4^o. J. Gottheil del. Poppel und Kurz sc. c. 1855.
- Prinz Wilhelm am Fenster seines Palais in Berlin. Lith. 4^o. colorirt. Nach der Natur gez. und lith. von F. G. Nordmann Druck von J. Hesse in Berlin. c. 1858.
- Brustbild des Prinzen Wilhelm in einer umrahmten Cartouche über einem Adler mit erhobenen Flügeln, umgeben von Fahnen spitzen, allerlei Emblemen mit Spruchbändern, Lorbeer- und Eichenblättern u. s. w. Stahlst. 8^o. Entw. von Wisniesky. Stich von A. Teichel nach einer Photogr. von Witte und Butze. Idee von E. Lange c. 1860.

- Wilhelm, Regent von Preussen. Porträt. Kniestück. Der Prinz im Frack mit dem Bunde des schwarzen Adlerordens; die rechte Hand auf ein auf einem Tisch ruhendes Buch, die linke auf die Brust gelegt. Lith. gr. Fol. von Hecht. Unterschrift Citat aus einer am 18. Juni 1860 in Baden-Baden gehaltenen Rede: „Ich halte fest an dem Wege, den Ich in Preussen und in Deutschland bisher eingeschlagen habe“ u. s. w.
- „Wilhelm, Prinz-Regent von Preussen.“ Porträt. Zu Pferde mit Gefolge, rechts im Hintergrund Schloss Babelsberg. Lith. color. Fol. c. 1860.
- Der Krönungszug auf dem Schlosshofe zu Königsberg am 18. Oktober 1861. Lith. Fol.
- Wilhelm I., König von Preussen. Ganze Figur im Krönungsmantel. Auf dem Tisch Scepter und Krone. Der Rahmen zeigt Allegorien und Embleme, die auf Krieg, Ackerbau u. s. w. Bezug haben. Lith. Fol. 1861.
- Wilhelm I., König von Preussen. Brustbild. Stahlst. 4° c. 1861. Druck von Weger, Leipzig.
- Wilhelm I. und seine Gemahlin, er stehend, sie im Lehnstuhl, in einem Oval, das von einem viereckigen, aus Blumen, Blättern, Emblemen u. s. w. gebildeten Rahmen umgeben ist. Lith. getönt. Fol. 1861.
- König Wilhelm und Gemahlin bei der Grundsteinlegung zum Rathausgebäude in Berlin am 11. Juni 1861. Moment-Photogr. Fof.
- König Wilhelm mit dem versammelten Kapitel des schwarzen Adlerordens. Photographie gr. Fol. quer. nach einem Ölbild. c. 1862.
- Brustbild König Wilhelms I. von einem auf Karyatiden gestützten, von Adlern gekrönten Portal umgeben, das sich oben zu einer Art Baldachin schliesst. Lith. Fol. von W. Jab. Druck von demselben. Der Königin Elisabeth von Preussen von Bernhard Hase zugeeignet. c. 1866.
- König Wilhelm im Granatfeuer von Königgrätz. Lith. Fol. quer. Gez. von Kaiser, lith. von Hartwich. Druck von J. Hesse in Berlin. 1866.
- Die Küche im Palais König Wilhelms I., darin der Koch Lefort. Lith. 4°. c. 1868. Gez. und lith. von Werner & Meinhardt.
- Photographie des Königs in Paris während der Weltausstellung 1867 aufgenommen. Visit.
- „Kaiser Wilhelm und seine Paladine vor Paris.“ Photogr. Reproduktion des Gemäldes von W. Camphausen. Fol.
- Brustbilder des Kaisers, des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Carl. Künstlerisch umrahmt von Trophäen, vor denen je ein feldmarschmässig ausgerüsteter Infanterist steht, Kriegsscenen, den Porträts in Medaillons von Bismarck, Moltke und Roon. Entworfen vor Paris. Zur Unterstützung der zurückgebliebenen Familien der in den Kampf gezogenen und der Hinterbliebenen der im Kampfe gefallenen Krieger von Hptm. Bernhard Hase. Lith. gr. Fol. von F. Hartwich. Gez. von C. F. Schindler. Druck von J. Jab.
- „Der Einzug der Deutschen in Paris“ am 1. März 1871. Lith. Fol. Gez. von Kaiser, lith. von Hartwich.
- „Heil Dir im Siegerkranz.“ Einzug des Kaisers an der Spitze der Truppen in Berlin am 16. Juni 1871. Photogr. Reproduktion des Gemäldes von W. Camphausen. Fol.

- „Das Eiserne Kreuz von 1870.“ Auf einem von Eichenlaub umrahmten Kreuz sind die Brustbilder von (41) 1870 mit dem eisernen Kreuz geschmückten Fürsten und Generälen vertheilt. Phot. Fol.
- „Kaiser Wilhelm zu Pferde.“ Im Hintergrund ein in Parade aufgestelltes Regiment. Lith. Fol. c. 1871. Verlag von Winckelmann & Söhne in Berlin.
- Brustbild des Kaisers Wilhelm. Ölgemälde in Goldrahmen, 0,98 m hoch, 0,84 m breit. c. 1875.
- Abdruck der Adresse, die der Gesamtvorstand des neuversammelten Reichstages am 14. September 1878 aus Anlass des Attentats und der Errettung an den Kaiser richtete, sowie Sr. Majestät Antwort vom 16. September d. J. 4°.
- „Zum Geburtsfeste Kaiser Wilhelms 1879.“ Ausserordentliche Beilage zu Nr. 98 der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung. Enthält verschiedene Facsimiles von Unterschriften von Fürstlichkeiten, darunter das der Unterschrift Kaiser Wilhelms nach dem Attentat am 2. Juni 1878.
- „Zur goldenen Hochzeit des ersten deutschen Kaiserpaares aus Hohenzollern-Stamme.“ Gedenkblatt. In Ovalen die Brustbilder des Kaisers und der Kaiserin, von Allegorien umgeben. Links und rechts: „Vom Fels zum Meer“ und Mildthätigkeit, oben ein geflügelter weiblicher Genius mit Kranz in den erhobenen Händen, unten Darstellung: „An's Vaterland, an's theure schliess dich an.“ Erfunden und gez. von L. Burger. Lichtdruck. Fol.
- Brustbild des Kaisers Wilhelm mit Helm. Phot. Visit. c. 1879.
- Brustbild des Kaisers Wilhelm in Civil. Phot. Visit. c. 1880. Löscher & Petsch.
- Kaiser Wilhelms Arbeitszimmer. Phot. Fol. c. 1880.
- Kaiser Wilhelms Palais. Phot. Fol. c. 1880.
- Brustbild des Kaisers mit Facsimile der Unterschrift. Radierung von Doris Raab. c. 1880.
- Kaiser Wilhelm I. und sein Kanzler. Vortrag des Fürsten Bismarck im Palais des Kaisers. c. 1880. Illustr. Holzschnitt aus Jahnke, Wilhelm-Gedenkbuch.
- Gedenkblatt auf den General-Intendanten Excellenz v. Hülsen. Berlin 1887. Phot. Fol. Enthält u. a. „Excellenz v. Hülsen zur Audienz bei Sr. Majestät“. Vortrag im Palais c. 1880.
- Schreibtisch des Kaisers, Schreibtisch der Kaiserin im kaiserlichen Palais. Illustr. 8° Holzschnitt. 1881.
- Die Deputation der Halloren überbringt dem Kaiser ihre Neujaars-Gratulation. Illustr. Holzschnitt nach der Zeichnung von C. Koch. Fol. 1882.
- Die Taufe des ersten Sohnes Prinzen Wilhelm (des jetzigen Kronprinzen) am 11. Juni 1882 zu Potsdam. Illustr. Holzschnitt 8° nach dem Bilde von Anton v. Werner. 1883.
- „Der Brand der Hygiene-Ausstellung.“ Der Kaiser nimmt auf der Brandstätte die Meldung des Branddirektors Witte entgegen. Illustr. Holzschn. 8°. 1882.
- Kaiser Wilhelm auf dem Tempelhofer Felde vom Wagen aus eine Truppenübung besichtigend. Moment-Photogr. Cabinet. 1882.

- „Parade bei Euskirchen 1885.“ Begegnung des Kaisers und der Kaiserin. Photogr. Reproduktion des Gemäldes von E. Hünten Fol. 1886.
- Zum 25jährigen Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms: Huldigung. Relief von Gustav Eberlein. Zeigt vor einem Portale die Büste des Kaisers auf einem Postament. Genien, allegorische Gestalten bekränzen sie oder sind vor ihr gelagert. Holzschn. aus der Illustr. Zeitung. 1886.
- Photogr. Reproduktion der Grossen Goldenen Preismedaille der Jubiläums-Ausstellung der Berliner Kunstakademie. Darstellend ein relief Brustbilder im Profil von Friedrich dem Grossen und Kaiser Wilhelm. Phot. Cabin. 1886.
- Kaiser Wilhelm in Hoppegarten auf der Veranda. 1. im Gespräch mit der Kronprinzessin, 2. mit der Prinzessin Margarethe, jüngsten Tochter des Kronprinzen. 2 Moment-Phot., Boudoir und Cabinet. 1886.
- Kaiser Wilhelm in Civil, in ganzer Figur zusammen mit seiner Schwester, der Prinzessin Alexandrine von Mecklenburg-Strelitz. Phot. Cabin. c. 1886.
- Brustbild der Kaiserin Augusta. Lichtdruck. Cabinet. 1886. Originalaufnahme von Jamrath & Sohn.
- Brustbild Kaiser Wilhelms mit dem Bande des schwarzen Adlerordens und sonstigen Orden Lichtdruck. Cabinet. 1887. Originalaufnahme von Jamrath & Sohn.
- „Fürst Bismarck empfängt die letzte Unterschrift Kaiser Wilhelms I.“ Bildliche Darstellung des Moments. Illustration. Zinkogr. 8° aus Jahnke, Wilhelm-Gedenkbuch.
- „Kaiser Wilhelm eine halbe Stunde nach dem Hinscheiden.“ Nach der Handzeichnung Anton von Werners phototypirt. Lichtdruck. Fol. 9. März 1888 früh 9 Uhr.
- Die Leiche Kaiser Wilhelms I. im Dom aufgebahrt. Photogr. Aufnahme vom 12. März 1888. Boudoir.
- Leichenzug Kaiser Wilhelms am 16. März 1888. Phot. Fol.

D. Autographe.

- Billet der Königin Luise den 24. Januar 1798 1 Uhr an den Hofarzt Brown. Facsimile 8°. Sie entschuldigt sich, dass man einen andern Arzt Sell zugezogen habe und bittet ihn um 7 Uhr ans Krankenbett zu kommen, für welche Zeit auch jener bestellt sei. Es handelt sich um Rötheln oder eine ähnliche Krankheit des Kronprinzen.
- Autograph eines Schreibens der Königin Luise an die Baronin von Hobe, in französischer Sprache, d. d. Potsdam den 12. November 1798. Nur die Unterschrift ist eigenhändig. Höfliche Beantwortung einer Bitte, das Avancement des Gatten zu befördern. 2 Bil. 2°.
- Autograph der Königin Luise. Schreiben d. d. Charlottenburg den 20. August 1803 an den Arzt Brown. Facsimile 8°. 1 Blatt, beide Seiten beschrieben. Macht von ihrer bevorstehenden Ankunft in ? Mitteilung, bittet zu verhindern, dass die Fürstin durch ihre Ankunft irgend gestört werde. Ferner will sie allein mit dem König die Fürstin sehen. Niemand sonst solle zugegen sein. Auch bittet sie „ihren lieben Brown“ dafür zu sorgen, dass die Fürstin auf die Zusammenkunft vor-

- bereitet werde, dass bei der grossen Schwäche und Reizbarkeit der Nerven ihr Übel nicht wiederkehre u. s. w.
- Brief der Königin Luise an den Arzt Brown d. d. Paretz den 5. September 1803. 2 Bl. 8°, beide Seiten beschrieben, französisch. Facsimile. Antwort auf zwei ihr von Brown gesandte Bulletins über die Krankheit der Fürstin (welcher?), „die ihr des Herz zerrissen und sie unaussprechlich betrübten.“ Nur Thränen erleichtern mir eine Last, die mich zu vernichten droht, denn nur Unglück und Verzweiflung seh' ich vor mir.“ . . . Sie können sich nicht denken, in welcher fürchterlichen Aufregung ich Tag und Nacht bin. Ich sehe den sterbenden Engel vor meinen Augen.“ — Sie begreift nicht, warum man die Prinzessin nicht habe reisen lassen. Es hätte ihr doch gut gethan. Gern hätte sie sie in Sanssouci gesehen. Sie bittet Brown, noch jetzt ihre Uebersiedelung zu veranlassen u. s. w.
- Billet der Königin Luise an den Hofarzt Brown vom 14. Oktober 1806, dem Tage der Schlacht bei Jena, worin sie ihn sofort zum König abzureisen bittet. Facsimile.

E. Drucksachen pp.

- Ein Blatt der Vossischen Zeitung vom 23. März 1797, das die Anzeige der Geburt des Prinzen Wilhelm enthält. Facsimile 4°.
- Das Titelblatt des Buches, das dem Prinzen Wilhelm zum Lesenlernen diene: „Kleine Plaudereien für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen. Zweites und letztes Bändchen. Von J. A. C. Löhr, Frankfurt am Main 1802 mit der Bemerkung Delbrücks, des Erziehers des Prinzen: „S. 43—45 Frau Mildheim las Prinz Wilhelm den 10. Oktober 1803 zum ersten Male ohne vorhergegangene Anleitung recht gut.“ Facsimile aus dem Kuglerschen Werk. 1803.
- Die Preussische Zeitung vom 8. Januar 1861, deren erste Seite den zum Regierungsantritt des Königs an sein Volk erlassenen Aufruf enthält.
- Kalligraphische, künstlerisch umrahmte Niederschrift eines auf den Regent-schafts-Antritt des Prinzen Wilhelm von Preussen verfassten und dem Finanzminister Freiherrn v. Patow gewidmeten Gedichts von Dr. Lindner aus München, gr. Fol. 1858.
- Extrablatt der Allgemeinen Preussischen Zeitung vom 14. Juli 1861 abends, enthaltend eine Depesche über das Attentat Oskar Beckers auf den König und eine kurze Bemerkung über das Ereignis.
- Programm der Einholungs-Feierlichkeiten, welche bei Gelegenheit der Rückkehr Seiner Majestät des Königs und Ihrer Majestät der Königin von der am 18. Oktober 1861 in Königsberg erfolgten Krönung in der Haupt- und Residenz-Stadt Berlin am 22. Oktober 1861 stattfinden werden. Veröffentlicht vom Magistrat der Haupt- und Residenz-Stadt den 10. Oktober 1861. 8 S. 4°.
- Fest-Zeitung vom 22. Oktober 1861, enthaltend die Beschreibung der Einholung Ihrer Majestäten des Königs Wilhelm und der Königin Augusta. Fol. 4 S.

Offizielles Fest-Programm zur Feier des 90. Geburtstages Seiner Majestät Kaiser Wilhelms I. am 21.–22. März. Bekanntmachung des Königl. Polizei-Präsidiums für Fackelzug und Illumination. 1886.

Der letzte Regierungsakt Kaiser Wilhelms. Die Allerhöchste Ermächtigung an den Reichskanzler den Reichstag zu schliessen. Abdruck der Kabinettsordre mit dem Facsimile der Unterschrift des Kaisers vom 8. März 1888.

Von Fräulein Blohm wurden mitausgestellt:

Medaillon aus Rosen-Papiermaché, Brustbild der Königin Louise. Auf der Rückseite deren Geburts- und Sterbedatum.

Fingerring, Gold, mit grauer Steinplatte: Kopf der Königin Louise.

Riechbüchse, Silber, auf dem Deckel in Email-Malerei ein Paar in der Tracht aus dem Ende des 17. Jahrhunderts.

Herr Tapezier Müller steuerte bei:

Kaiser Wilhelm auf dem Totenbette. Photographie in einem aus demselben Holz gefertigten Rahmen, aus dem der Sarg Kaiser Wilhelms hergestellt wurde.

Nachbildung des ersten bei der Kaiserproklamation in Versailles verwendeten heraldischen Reichsadlers.

Von Herrn Ferd. Meyer wurden ausgelegt:

A. Bildnisse.

1. Königin Luise als Prinzessin von Mecklenb.-Strelitz (kleiner Rotdruck).
2. Luise und Friederike als Prinzessinen (Kupferstich von Both).
3. Dgl. als Königin im Park (Bolt nach Quäling).
4. Friedrich Wilhelm III. mit dem Konprinzen und Prinzen Wilhelm am Sterbebette der Königin Luise. (Kupferstich von Berger.)
5. Die Himmelfahrt der verewigten Königin. (Kupferstich.)
6. Die Königlich Preussische Familie, mit der Amme, welche den Prinzen Wilhelm auf dem Arme trägt. (Kupferstich von Chodowiecki.) Nebst Text-

B. Autographe.

- Umschlag 1. Dankschreiben der Königin gelegentlich ihrer letzten Geburtstagsfeier; datirt vom 28. März 1810. Mit Bildniss.
- „ 2. „Spar-Kouvert.“ Kaiser Wilhelm I. an den Minister v. Schleinitz.
- „ 3. Zwei Stück, an Wilmowski. In einem befand sich das letzte Demissionsgesuch Bismarck's.
- „ 4. {Ein Couvert an denselben (Wilmowski), nach Constanz adressirt.
Ein dgl. an den Gen. Feldmarschall v. Manteuffel. (Mit dessen
- Ein Uhrenständer des Kaisers. } Stahlarbeit mit Marmorsockel.
Bildniss Fidibushalter desselben.)

I. (1. ausserordl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Freitag den 26. März 1897, abends 8 Uhr

im Hotel zu den „Vier Jahreszeiten“ Prinz Albrechtstr. Nr. 9.

Trotz der anstrengenden Tage der Kaiserlichen Festfeier hatte sich eine weit über hundert Köpfe zählende Gesellschaft zusammen gefunden, an welche der 2. Vorsitzende E. Friedel an der Festtafel etwa nachfolgende Worte richtete:

Hochansehnliche Versammlung!

Bereits vor einigen Tagen ist die Hundertjahrfeier zum Gedächtnis des unsterblichen grossen deutschen Kaisers Wilhelm I. bei uns und „soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt“

zum Abschluss gelangt. Dies Volksfest im edelsten Sinne des Wortes wirft aber noch auf das Stiftungsfest der Brandenburgia, welche heute auf ihr erstes Jahrfünft, auf ihr erstes Lustrum mit Befriedigung zurückblickt, seinen verklärenden, hellen Schein.

Das deutsche Volk hat Kaiser Wilhem den Grossen jüngst mit Recht hauptsächlich als Heldenkaiser, als den Paladin gefeiert, der das vergessene Dornröschen Germania aus seinem Zauberschlaf mit einem „Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall“

aufgeweckt, der Deutschlands Fürsten und Völker geeinigt und das Traumbild vieler Jahrhunderte unserer Nation zur Wahrheit gemacht hat.

Wir, eine wissenschaftliche Gesellschaft, gedenken heut, wie Kaiser Wilhelm I. auch ein Held des Friedens gewesen ist und dass nach Abschluss seines Siegeslaufs unter ihm Künste und Wissenschaften so prächtig und mächtig erblüht sind, wie nie zuvor. —

Den geschichtlichen Faden weiter fortspinnend, halten wir sinnend und trauernd einen Augenblick vor der hehren lichtumflossenen Gestalt seine Sohnes an. Unser Fritz! So wie er hat kaum jemals ein deutscher Fürst die edlen Künste und die freien Wissenschaften geliebt. Wenn ich bei dieser Gelegenheit auch einmal aus mehrfacher persönlicher Erinnerung sprechen darf, so hatte er für die Geschichte Berlins und die Heimatkunde der Mark Brandenburg, d. h. gerade für alle die Gegenstände, welche uns besonders beschäftigen, ein, ich möchte sagen, fast leidenschaftlich zu nennendes Interesse. Er konnte seinen Führer z. B. in unserm Märkischen Museum durch Fragen nach Einzelheiten mitunter nahezu in Verlegenheit setzen; doch war er bei schwierigen Sachen so liebenswürdig, sein Anliegen auf Zettel zu schreiben und sie dem, von welchem er Auskunft wünschte, vorgängig zukommen zu lassen.

Wie viele wissenschaftliche Hoffnungen hat solchergestalt das durch die verhängnisvolle dreifache 8 stigmatisierte Unglücksjahr zu Grabe getragen!

Die Zeit verhrauscht mit nur zu schnellem Flügelschlage. Fast ein Jahrzehnt ist seitdem bereits unter der Herrschaft unseres jetzigen Kaisers und Königs verstrichen. Auch ihm haben miteinander verschwistert Unverständnis und Bosheit unserer Feinde kriegerische Gelüste untergeschoben. Diese Voraussage ist längst als eitel Dunst erwiesen. Kaiser Wilhelm II. steht gerade umgekehrt an der Spitze der Friedensliga. Freilich ist er auf's eifrigste bedacht, Heer und Flotte in bestem Zustande zu erhalten, er befolgt aber damit nur den alten politischen Grundsatz: *si vis pacem — para bellum*. Wie sehr ihm der allgemeine Frieden am Herzen liegt, sehen wir an unseres Kaiserlichen Herrn erfolgreichen Bemühungen, den drohenden Wetterbrand im Südosten unseres Erdteils zu löschen.

So verehren wir denn auch in unserm jetzigen Landesherrn heut Abend in erster Linie den Friedensfürsten, unter welchem nicht minder Kunst und Wissenschaft gedeihen. Wir wissen aber auch aus seiner jüngsten Rede unter den Brandenburgern, wie sehr er unsre engste Heimat liebt, wie hoch er seine treuen Brandenburger schätzt.

Dafür sei unser Markgraf bedankt, und begeistert rufen wir dreimal vereint: Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser, König und Herr, Er lebe hoch, nochmals hoch, immerdar hoch!“

Es wurde hierauf das vom Mitglied Franz Körner gedichtete Kaiserlied nach der Melodie „Ich bin ein Preusse“ gesungen.

Schulrat Dr. Euler toastete auf die Gäste, worauf Direktor Julius Müller namens der letzteren dankte.

Den Damen galt das Lebehoch des Geheimrat Wilhelm Liebenow, ebenso alsdann sein nach der Melodie „Santa Lucia“ gesungenes Lied auf unsere Damen.

In schlagfertiger geistvoller Weise bedankte sich Fräulein Josefine Freytag.

Fräulein Martha Ritter und Frau Kuhlmann erfreuten durch wahrhaft künstlerische Gesangsvorträge, Herr Franz Körner noch durch ein humoristisches antediluvianisches rixdorf-britzer Mammuthlied, welches nach der Melodie „Wenn meine Frau mich ärgern thut“ ergötzlich gemeinschaftlich gesungen wurde, nicht minder gefiel eine scherzhafte „prähistorische Skizze,“ die Mitglied Pütz vorführte und erläuterte.

Nach dem Festessen trat der Tanz in sein Recht und hielt viele Teilnehmer noch fast bis zum anbrechenden Tage zusammen.

Der neue Festausschuss (Fr. Körner, H. Maurer, Pütz) bewährte sich glänzend, besonderer Dank gebührt noch Herrn Fr. Körner für die

mancherlei niedlichen Gaben, mit denen die der Terpsichore huldigenden Paare freigiebig ausgestattet wurden.

Thätigkeit der Brandenburgischen Provinzial-Kommission für die Denkmalspflege.

Die Provinzial-Kommission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg hielt am 19. Dezember v. J. unter Vorsitz des Herrn Oberpräsidenten Dr. von Achenbach im Landeshause der Provinz eine Sitzung ab. Nach Einführung des in die Kommission an Stelle des verstorbenen Mitgliedes von Meyer-Arnswalde neu gewählten Landesdirektors a. D. Dr. v. Levetzow und des in seiner Stellung dieser Kommission angehörenden Landesdirektors Freiherrn von Manteuffel fand die Wahl einer Anzahl von Vertrauensmännern für die Denkmalspflege an Stelle ausgeschiedener statt. Von einer der Versammlung durch den Herrn Oberpräsidenten vorgelegten, im Kultusministerium bearbeiteten Zusammenstellung über den Stand der Organisation der Denkmalspflege in den einzelnen Provinzen der Monarchie wurde Kenntnis genommen; es ergibt sich aus der Zusammenstellung, dass — mit Ausnahme des Regierungsbezirkes Wiesbaden — die Denkmalspflege überall geordnet ist.

Der Provinzial-Konservator Geh. Baurat Bluth berichtete sodann über den vernachlässigten Zustand der vor dem Neuenburger Thore in Soldin belegenen St. Gertrud-Kapelle — eines aus dem XIV. Jahrhundert stammenden Bauwerkes — von sehr edlen Verhältnissen. Den eifrigen Bemühungen des Herrn Oberpräsidenten, die Körperschaften der Stadt und der Domgemeinde zu einer ordnungsmässigen Wiederherstellung und einer würdigen Restauration zu bewegen, sind leider nicht von Erfolg gewesen, obwohl der damalige Landesdirektor sich geneigt erklärt hatte, eine namhafte Beihilfe aus den Fonds der Provinz für die stilgemässe Restauration der Kapelle bei dem Provinzial-Ausschusse zu beantragen. Aus den von dem Provinzial-Konservator vorgelegten Zeichnungen gewann die Kommission die Ueberzeugung von dem Denkmalswerte der Kapelle, für deren Erhaltung auch nach einem Berichte des Vertrauensmannes Rechtsanwalt Damitz zu Soldin eine baldige Restauration dringend zu wünschen sei. Nach dem Berichte des letzteren sei gegenwärtig, mehr als bisher, auf eine Geneigtheit der Domgemeinde Soldin zur Beteiligung an den Kosten der Restauration, insbesondere der Kosten für die innere Ausstattung zu rechnen. Die Versammlung stimmte dem Provinzial-Konservator darin bei, dass die Wiederherstellung der Kapelle in baulichen Würden und deren stilgemässe Restauration in den überkommenen Formen anzustreben sei und richtete an den Herrn Oberpräsidenten das Ersuchen, die dieserhalb früher stattgehabten Verhandlungen wieder aufzunehmen, welches dieser gerne zusagte.

Auf eine dem Provinzial-Konservator im Juni v. J. zugegangene Anzeige, dass der bekannte Schlossberg bei Burg in seinem Bestande gefährdet sei, weil eine Bahn von Lübben bezw. Lieberose nach Cottbus durch denselben hindurch geführt werden solle, hat derselbe alsbald dem Herrn Mi-

nister für die geistlichen Angelegenheiten die Bitte unterbreitet, dahin zu wirken, dass diese Gefahr von jenem ehrwürdigen Denkmale, welches in altgermanischer Zeit ein Heiligtum, später ein befestigter Sitz wendischer Fürsten gewesen und das in imposanten Verhältnissen hergestellt ist, abgewendet werde. In ähnlicher Weise sind auch der Vorstand des Vereins für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, ferner Dr. G. Voss und andere wegen der Erhaltung des Schlossberges vorstellig geworden. Der Herr Minister beauftragte den Provinzial-Konservator, die Interessen der Denkmalspflege bei Gelegenheit der landespolizeilichen Prüfung des Projektes nach Möglichkeit wahrzunehmen. Die Pläne ergeben, wie dies der Kommission durch einen Lageplan veranschaulicht wurde, dass die Bahnlinie in ca. 90 m Entfernung vom westlichen Rande des Schlossberges durch den letzteren geführt und somit die nordwestliche Ecke desselben abgetrennt werden solle. Die Forderung des Provinzial-Konservators die Bahnlinie um 100 m zu verschieben und somit den Schlossberg ganz zu umgehen, wurde von dem Bauunternehmer aus eisenbahntechnischen Gründen und mit Rücksicht auf den für die Dammschüttung benötigten, aus dem Einschnitte des Schlossberges zu entnehmenden Boden als nicht zulässig erklärt und nur eine Verschiebung der Linie um 30 m zugestanden. Dagegen solle der östlich der Bahnlinie belegene Teil des Schlossberges auch zur Entnahme von Erde nicht angegriffen werden. Es blieb daher nur übrig, die Entscheidung des Herrn Ministers der öffentlichen Arbeiten für die Führung der Linie nach dem Vorschlage des Provinzial-Konservators vorzubehalten und ist an den Herrn Kultusminister die Bitte gerichtet worden, eine solche im Sinne der vollständigen Erhaltung des Schlossberges herbeizuführen. Die Entscheidung darüber steht noch aus. In der an diesen Vortrag schliessenden Besprechung wurde auch die Erwerbung des Schlossberges angeregt; da aber eine solche zu lange Zeit in Anspruch nehmen würde, um dadurch die Sicherung desselben zu gewinnen, wurde hiervon für jetzt Abstand genommen und beschlossen, dem Proteste des Vereins für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte gegen jede Berührung und Veränderung des Schlossberges bei dem Bau der Kleinbahn beizutreten und dem Herrn Oberpräsidenten zu bitten, hiervon dem Herrn Kultusminister Kenntnis zu geben und die Hoffnung auszudrücken, dass die Erhaltung des Denkmals gelingen werde.

Bei Kliestow — nahe Trebbin — befindet sich ein Burgwall aus spätwendischer Zeit, der in sehr erheblichem Umfange und verhältnissmässig grosser Höhe errichtet ist und dessen Abtragung durch den Besitzer nach der Anzeige eines Vertrauensmannes zu befürchten sei. Die Ermittlungen haben ergeben, dass dies nicht der Fall ist und hat der Besitzer die Zusage erteilt, dass er jedenfalls die örtlichen Behörden in Kenntnis setzen werde, bevor er eine Veränderung an dem Burgwalle vornehme. Derselbe ist übrigens im Jahre 1892 vom Geh. Reg.-Rat Friedel vermessen und durchforscht worden.

Die auf 19 000 Mk. veranschlagten Kosten der Restauration der schönen Klosterkirche zu Zinna, zu welchem der Provinzial-Ausschuss 4200 Mk. bewilligt hatte, sind nunmehr als sichergestellt anzusehen, nachdem 1000 Mk.

von der Kirchengemeinde und 7800 Mk. von Allerhöchster Stelle zugesagt wurden. Der Patronatsbeitrag beläuft sich auf 6000 Mk.

Die Bestrebungen, die Stadt Königsberg i. Nm. oder den Kreisverband zum Erwerbe der mittelalterlichen Kapelle und eines Teiles des Kreuzganges vom Augustiner-Kloster in Königsberg zu bewegen und dadurch den Bestand dieser Baulichkeiten, welche sich jetzt im Privatbesitze befinden, sicher zu stellen, waren bisher ohne Erfolg. Es ist jedoch Aussicht vorhanden, dass diese Sicherstellung sich in anderer Weise wird erreichen lassen. Gegen den beabsichtigten Abbruch der in Burschen (Kreis Ost-Sternberg) befindlichen, im Blockverbände errichteten Kirche ist mit Rücksicht auf die eigentümliche Bauweise, welche anderweit in der Mark bei so umfangreichen Bauten nicht mehr erhalten ist, vom Prov.-Konservator Widerspruch erhoben worden.

Die Ruine des Klosters Himmelpfort (Kreis Templin) ist durch geeignete Massnahmen mit Beihilfen von Seiten des Staates und der Provinz gegen weiteren Verfall gesichert worden. In gleicher Weise hat eine Restauration des Dramburger Thorturmes in Reetz (Kreis Arnswalde) stattgefunden.

An der mittelalterlichen Pfarrkirche zu Beelitz wird eine Restauration im Innern und Aeussern beabsichtigt, für welche die Pläne vorlagen. Zunächst wird es mit den verfügbaren Mitteln nur möglich sein, die Kirche in ihrem Aeussern zu restaurieren, indem die Mauern von dem später angebrachten Putz befreit und in Backsteinarchitektur, auch die Gesimse, sowie das Maasswerk der Fenster, in stilgerechter Weise wiederhergestellt werden sollen. Die Ergänzung und Ausbesserung der schadhaften Architekturteile an der Façade des Schlosses zu Lübben, welches vom Staate zu unterhalten ist, ist noch nicht bewirkt. Es schweben Verhandlungen wegen Veräusserung des Gebäudes an den Kreis Lübben; dem Käufer soll die Verpflichtung zur Instandsetzung und dauernden Erhaltung des Bauwerks auferlegt werden. Die Hauptkirche in Sorau ist in ihrem Chorraum einem Ausbau unterzogen worden; die ordnungsmässige Instandsetzung der daran anschliessenden Promnitz'schen Gruftkapelle, der Gruft selbst und der darin befindlichen Särge sowie von zwei schönen in Holz geschnittenen Epitaphien (gräflich Promnitz und v. Knobelsdorff) ist vom Prov.-Konservator bei dem Herrn Kultusminister angeregt worden. Wegen Erhaltung bzw. Veränderungen an den mittelalterlichen Befestigungen in Gransee, Kyritz, Lychen u. Templin haben mit dem Herrn Regierungspräsidenten zu Potsdam mehrfache Verhandlungen stattgefunden; ebenso mit der Königlichen Regierung zu Frankfurt wegen Erhaltung des zur Domaine in Sorau gehörigen, auf einer künstlichen Anhöhe bei Sorau von den Grafen Promnitz errichteten Pavillons, der zwar an sich ohne besonderen künstlerischen Wert ist, der aber wegen der mit ihm verbundenen Erinnerung an das ausgestorbene Promnitz'sche Grafengeschlecht und wegen seiner bevorzugten Lage, mit der er die Stadt Sorau beherrscht, die Bedeutung eines Denkmals beanspruchen darf.

Eine Restauration des Pulverturmes zu Mittenwalde in seiner mittelalterlichen Gestaltung ist vom Provinzial-Konservator in Anregung gebracht worden.

Hinsichtlich des früher von der Stadt Potsdam beantragten Abbruches des Berliner Thores konnte berichtet werden, dass Se. Majestät der Kaiser sich für die Erhaltung des Thores, aber auch dafür ausgesprochen habe,

dass eine Lösung gefunden werden möge, durch welche eine Verbesserung der jetzt mangelhaften Verkehrsverhältnisse an dieser Stelle herbeigeführt werde. Ein vom Regierungs- und Baurat Krüger ausgearbeitetes Projekt, nach welchem der künstlerisch wertvolle Teil des Thores nach der Stadt zu vorgerrückt werden soll, erscheint zur Erreichung beider Zwecke geeignet.

Von dem Hospital St. Spiritus zu Wusterhausen a. D., dessen Abbruch wegen gänzlicher Baufälligkeit vom Herrn Kultusminister mit dem Beding des Wiederaufbaues des Ostgiebels bei dem Neubau des Hospitals genehmigt ist, wurden schöne Photographien vorgelegt.

Wegen Vornahme von Veränderungen oder Ausbauten an kirchlichen Gebäuden wurde der Prov.-Konservator vielfach herangezogen, so bei den Kirchen in Illmersdorf und Dobbrikow (Kreis Jüterbog-Luckenwalde), in Gross-Lichterfelde, Neuenhagen und Kerzendorf (Kreis Teltow), Storkow und Alt-Markgrafspiecke (Kreis Beeskow-Storkow) u. A.

Hierbei fand sich mehrfach Gelegenheit, kirchliche Ausstattungsgegenstände, deren Wert nicht genügend gewürdigt wurde und welche dem Verfall Preis gegeben waren, vor dem Untergange zu bewahren.

Das Märkische Prov.-Museum hatte auf die zierlichen in Thon gebrannten Figürchenreihen an drei Portalen der Maria und Magdalenen-Pfarrkirche in Eberswalde aufmerksam gemacht, von denen nur diejenigen des Nordportales (die klugen und thörichten Jungfrauen) in dem Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler von Bergau erwähnt und abgebildet sind. Da aber auch die figürlichen Darstellungen am Turmportal und Südportal von Wert seien und ihre Erhaltung gegenüber den Witterungseinflüssen auf die Dauer in Frage gestellt sei, so wurde deren bildliche Wiedergabe und Beschreibung empfohlen. Die Kommission stimmte dem zu und nachdem der Herr Landesdirektor die Uebernahme der Kosten auf den zu solchen Zwecken ihm zur Verfügung stehenden Fonds zugesagt hatte, wurde der Provinzial-Konservator mit der Beschaffung der betreffenden Abbildungen etc. beauftragt.

Bezüglich eines Antrages wegen Beschaffung von Mitteln für den Ausbau der Kirche und des Turms zu Gerswalde i. N. blieb die Kommission bei der schon in der vorjährigen Sitzung bekundeten Auffassung, dass es nicht zu ihren Aufgaben gehöre, für derartige Bauausführungen einzutreten.

Von dem Touristen-Klub für die Mark Brandenburg war dem Engeren Ausschusse der Provinzial-Kommission das Anerbieten gemacht worden, ihm die seinerseits aufgenommenen Photographien von Märkischen Baudenkmalern gegen Gewährung einer zu vereinbarenden mässigen Entschädigung zu überlassen; auch hatte sich der Klub zur Mitteilung seiner Erfahrungen und Wahrnehmungen über vorhandene Denkmäler sowie über den Zustand und ihre Unterhaltung erboten. Die vorgelegten Photographien von Lehnin, Quartschen und Himmelfort etc. fanden allgemeine Anerkennung und werden diese sowie die vorgelegten „Mitteilungen des Touristen-Klubs“, insoweit sie sich auf die Geschichte der Denkmäler und die Umstände beziehen, welchen sie ihre Entstehung verdanken, als ein geeignetes Material für die Ergänzung des Bergau'schen Inventars der Kunstdenkmäler erachtet.

Der Engere Ausschuss wurde daher ersucht, mit dem Touristen-Klub wegen Ueberlassung von Photographien und seiner Mitteilungen in Verbindung zu treten.

B.

Bücherschau.

Synopsis der Mitteleuropäischen Flora.

Von Professor Paul Ascherson.

Warum man über dies langerwartete, jetzt zur guten Stunde ans Licht tretende Werk gerade meine Meinungsäußerung zu hören verlangt? Vielleicht, weil nicht ohne Grund anzunehmen war, dass ich der Genesis desselben nahegestanden habe und nicht ohne genauere Kenntnis vom Plan des Buches sowie von den Intentionen und langjährigen Vorarbeiten seines Verfassers geblieben sei, ohne deshalb von der Unabhängigkeit meines Urteils etwas aufzugeben.

Sagen wir von vornherein, dass diese eminente Publikation, obwohl den höchsten Anforderungen strenger Wissenschaftlichkeit voll entsprechend, doch zugleich im besten und edelsten Sinne des Wortes populär zu sein verspricht, indem sie, wie kaum eine andere, die von so Vielen angestrebte Erkenntnis heimischer Pflanzengebilde begründen und erweitern will. Nicht mehr, wie sonst, in feierlichem Latein, nein in allverständlicher Muttersprache tritt uns hier Beschreibung der uns umgebenden Gewächse vermittelt klar veranschaulichter Merkmale entgegen; auch den volkstümlichen Benennungen bis zu den slavischen hinausgreifend, hat die linguistische Gelehrsamkeit des Verfassers ausgiebig Rechnung getragen. So ist es denn ein Handbuch für alle Pflanzenfreunde, das wir empfehlen.

Betonen wir ferner, den Wenigen gegenüber, die es etwa noch nicht wissen sollen, dass Professor Ascherson in weitesten Kreisen als einer der vollendetsten Kenner der Floren sowohl Europas wie Afrikas gilt und vom Studium gerade unserer märkischen Pflanzenwelt ausgehend, für sein Wissen und Können immer weitere Horizonte zu gewinnen verstanden hat. So ist derselbe auf einen Höhepunkt gelangt, für den der Ausdruck Weltruf nicht zu gewagt erscheint. Wenn er jetzt der wertvollen und langen Reihe von Arbeiten aus seiner Feder gewissermassen den Abschluss geben will, so verwirklicht sich damit nur einer der wärmsten Wünsche, die im Kreise seiner Verehrer seit sehr lange schon gehegt worden sind.

Viele Jahre hindurch ist Koch's Synopsis der Flora Deutschlands der Ariadnefaden gewesen, der die Neophyten der *scientia amabilis* zum Altar der blütenreichen Göttin geleitete, den weiter Vorgeschrrittenen allezeit ein treuer und zuverlässiger Ratgeber war. Bei den ungeheuren Fortschritten jedoch, welche die Botanik gemacht hat, mussten sich Anforderungen herausstellen, denen auf hergebrachtem Wege nicht mehr durchweg Genüge zu leisten war. Ein tiefer eingreifender Geist der Forschung, Verlangen nach Lösung verwickelterer Streitfragen, schienen sich abzuwenden von jener klassischen Einfachheit einer Anschauungsweise, die seit der Epoche des grossen

Linné wohlthätig gewirkt hatte, ohne für immer Alleinherrschaft beanspruchen zu dürfen. Wie die neuere Schule überall schwereres Geschütz einer stets sich steigernden Gelehrsamkeit ins Feld führt, so muss es sicher als ein zeitgemässer Vorzug anerkannt werden, wenn ein neu erscheinendes Handbuch sich zurrücksichtslosen Annahme aller Licht- und Schattenseiten einer solchen bekennt.

Jedem Jahrhundert das ihm Eigene. Was Koch dem jetzt ablaufenden gewesen, verspricht Ascherson dem sich bald vor uns aufthuenden zwanzigsten zu werden. Die Grenzen, welche sich der Verfasser steckt, lassen Deutschland als Kern und Mittelpunkt eines Gebiets erkennen, welches jenes gemeinsame vegetative Gepräge trägt, das man vorzugsweise ein europäisches nennen möchte. Viel ausgedehnter als dasjenige von Kochs Synopsis, deckt es sich fast vollkommen mit dem, welches ein anderes vielbenutztes botanisches Hilfsmittel, Reichenbachs Flora excursoria, für sich in Anspruch nimmt. Bescheidener als Griesebach, der nach Vollendung seiner vielgelesenen „Vegetation der Erde“ eine Flora von Europa herauszugeben vorhatte, bietet uns Professor Ascherson dergestalt ein anschauliches Bild der Pflanzendecke Zentraleuropas dar; für die Mehrzahl der Botaniker, zumal der heimischen, wohl das richtige Mass an Raum für ihre Ziele und Wünsche spendend.

Welch eine Fülle der edelsten Pflanzenschätze bergen nicht diese weiten Gelände mit all' ihren Gebirgsketten und Seen, mit der reizvollen Abwechslung von Licht und Wärme, die über sie ausgegossen erscheint. Von der atlantischen Zone zur pontischen, von der mediterranen zur baltischen, welche bezaubernde Mannigfaltigkeit der Gaben Floras, darunter alle diejenigen, welche wir als von der Natur freiwillig gespendete Erzeugnisse unseres vaterländischen Bodens am höchsten zu schätzen geneigt sein werden. Dabei, wenn zwar wenig mehr von den erwartungsfrohen Geheimnissen des noch Unentdeckten, als Ausgleichung die klare und scharfumrissene Uebersicht dessen, was rastloser Fleiss von vier Jahrhunderten ans Tageslicht zu fördern gewusst hat.

Wahrlich, es ist eine hohe und schöne Aufgabe, im Interesse Vieler an die chaotisch sich häufende Masse eines so überreichen und zugleich so lieblichen Pflanzenmaterials die ordnende Hand zu legen. Wenn irgend jemand unter den jetzt Lebenden, möchte Ascherson als dazu berufen erscheinen.

Noch eine andere Saite mag hier berührt werden. Das uns beschäftigende Werk erkennt es als seine Aufgabe, auch hinsichtlich der Nomenklatur eine festere Direktive zu geben, als wir sie bisher besaßen. Gegenüber vielfachen Schwankungen, vor allem aber gegenüber einem fast catilinarisch zu nennenden Ansturm gegen Sprachgebrauch und Verständlichkeit, bedarf es eines sicher leitenden Zügels. Schon die Tatsache allein, dass der Verfasser eifrig und sogar offiziell an der gesetzmässigen Feststellung stabiler Grundsätze, nach Decandollescher Auffassung, mitgewirkt hat, verspricht viel Gutes. Vor zu weit gehenden Aenderungen im Vokabularium wird uns sein guter Geschmack behüten.

Die angekündigte Synopsis wird in 3 Bänden zu je 60 Bogen erscheinen und dem Vernehmen nach in weniger als zwei Jahren ihrer Vollendung entgegengeführt werden. Zwei Lieferungen, die Gesamtheit der Gefässkryptogamen, also vorzugsweise die Farnn enthaltend, liegen bereits vor. Einer dritten, dazu bestimmt, die so interessante Gruppe der Coniferen zu absolvieren, darf in nächster Zeit entgegengesehen werden. Carl Bolle.

Inhalt des V. Jahrganges 1896/97.

A. Vorträge.

Bahrfeldt: Die Sterbenthaler Friedrichs des Grossen und Friedrich Wilhelm IV. von Preussen	S. 351
Bohm: Quempas	„ 486
Buchholz: Hack Silberfunde von Gralow	„ 293
Buchholz: Centenarfeier des Geburtstages Kaiser Wilhelms I.	„ 491
Bürkner: Zur Geschichte von Britz	„ 120
Euler: Erinnerungen an den hessischen Feldzug und einen Wintermarsch durch die Mark Brandenburg	„ 61
Freytag: Aus dem Reiche der Pilze	„ 405
Friedel: Über die Christmette und den Christbaum	„ 314
Galland: Aus der „Kunst“ — Korrespondenz des Kurfürsten Friedrich Wilhelm	„ 342
Graupe: Klein-Machnow.	„ 263
Lemke: Vorgeschichtliche Töpfereien	„ 447
Meyer: Zur Geschichte der Klosterkirche bis zur Reformationszeit	„ 88
Müllenhoff: Volkstümliche Naturanschauungen	„ 392
Nieber: Ballonwanderungen über die Mark Brandenburg	„ 359
Schulenburg v.: Schulzenhammer	„ 56
Zache: Land und Leute von Lebus	„ 297

B. Aufsätze:

Bolle: Tod des Abtes Siebold	„ 124
Hartwig: Die lebenden Krebstiere der Provinz Brandenburg	„ 370
Meyer: Photographischer Rotationsdruck	„ 209
Poettters: Ursachen des Fischsterbens und Fischmangels in der Spree und Havel	„ 235
Scharnweber: Die Kirche von Riedebeck	„ 226
Schulenburg v.: Märkische Kräuterei aus dem Kreise Teltow	„ 137
„ Die Dreifelderwirtschaft der Bauern von Wittstock und der landwirtschaftliche Bericht des Tacitus	„ 214
„ Wolborgen und der Wolborgbauer	„ 229
„ Die Göttin Harke im Kreise Teltow in ihren letzten Spuren	„ 233
„ Irrlichter und Irrwische	„ 462

C. Besprechungen.

Ascherson: Synopsis der Mitteleuropäischen Flora	510
Berlin und seine Eisenbahnen	282
Berlin und seine Bauten	283

Bolte, Joh.: Martin Friedrich Seidel, ein brandenburgischer Geschichtsforscher des 17. Jahrhunderts.	S. 49
Engelhardt: Industriekarte der Provinz Brandenburg.	255
Fiebelkorn: Geologische Ausflüge in die Umgegend von Berlin	551
Foerster v.: St. Nicolai, Eine Erzählung aus einer alten Zeit	256
Geologische Karte von Preussen	279
Meyer: Führer über das Kyffhäuser-Gebirge sowie durch Stollberg und Umgegend	250
Mielke: Volkskunst	54
Pieper: Der Märkische Chronist Zacharias Garcaeus	48
Pufahl: Berliner Patrioten während der Franzosenzeit	49
Regenhardt: Die deutschen Mundarten	207
Zache: Die geologische Wand im Humboldthain	253

D. Abbildungen.

- Berliner Gewerbe-Ausstellung, Plakat 81.
 Birke mit Hexenbesen, 4.
 Faksimile von Minna Herzlieb, 17.
 Kirche von Riedebeck, 227.
 Lychen, Ansicht von, 209.
 Siegel der französischen Polizei, 50.
 Ziebinger Tracht, 276.

Fehler-Berichtigungen.

- S. 54 Z. 6 hinter hängen fehlt das * der ersten Anm.
 „ 60 Z. 10 lies (= Stein).
 „ 66 Z. 4 v. u. liess Füsiliere.
 „ 72 Z. 1 v. u. l. erwiderten.
 „ 75 Z. 18 v. u. l. Casel.
 „ 76 Z. 4 und 7 l. Casel.
 „ 79 Z. 1 v. u. l. nun.
 „ 85 Z. 16 v. u. l. 1896.
 „ 87 Z. 13 v. u. l. ist.
 „ 101 Z. 4 v. u. l. det.
 „ 112 Z. 13. v. u. l. Woher.
 „ 208 Z. 4 v. u. l. Schmarotzerpflanze.
 „ 237 Z. 19 l. Wiesen.
 „ 289 Z. 14 v. u. l. d. J.
 „ 318 Z. 8 v. u. l. geradezu.
 „ 320 Z. 13 v. u. l. doch.
 „ 321 Z. 4 v. u. l. Schnarren.
 „ 323 Z. 15 hinter werden fehlt “.
 „ 328 Z. 1 v. u. l. Tlantlaquatlapatli.
 „ 334 Z. 9 statt sind l. sein.
 „ 426 Z. 3 l. doppelt,

- S. 146 m. lies rutjehoalt.
 „ 151 o. — Z. f. E. 1886. 130.
 „ 152 u. — *missive*.
 „ 158 u. — (Ribes nigrum Ascherson).
 „ 166 o. — jedã n.
 „ 167 o. — Hakzeug.
 „ 173 m. — vereinzelt.
 „ 175 u. — Vergleiche S. 165 (am Schluss des Absatzes W. V. 50).
 „ 177 u. — Schãpjarwe.
 „ 180 o. — sonneglänzenden.
 „ 185 o. — (Umgegend) zu Johanni (an jedem).
 „ 191 links — Dépel; Dír.
 „ 192 l. — du'n; det du't ju'd; dü'r; é're.
 „ 192 r. — e'ren; Fat; Fliterjras; Fö'me.
 „ 193 l. — fufzëndre; fu'l; hakt an; Schwa'd; Hamelschmí'ten; u't; Bo'ne; Schtru'dsche.
 „ 193 r. — he'n.
 „ 194 l. — Hernwe'se; Hernhu's; Hingendör'e; hingert Hu's. ho'e.
 „ 195 l. — Ri's.
 „ 195 r. — witen; injejoaten (eingegossen); up'n Johanesdach.
 „ 198 l. — le'je.
 „ 198 r. — mi Li'w, mi Li'w; Réjene; Lö'pel; Lu'me; Lünse; Lü'se.
 „ 199 l. — (Mi'se . . . Rain), aus dem Wendischen.
 „ 199 r. — mus.
 „ 200 l. — ö'verall; Puje.
 „ 200 r. — einwiegen, auch; Buskaš; Que'len; ö'rbö'ert; Katenschtert.
 „ 201 l. — stü'ren; Sardele.
 „ 201 r. — und Wittstock.
 „ 202 l. — sü'tet; Schmo'rko'l.
 „ 203 l. — upet; Schweineherde.
 „ 203 r. — Tü're.
 „ 204 l. — u'tró'den; verjet; vü'r ju'te; Helechristwörmken; tu hu's vo'; ju'd.
 „ 204 r. — wassen; We'te.
 „ 205 l. — wit; witen; wohn (wollten).
 „ 205 r. — Worschtschpi'le.
 „ 217 o. — im ersten Jahr.
 „ 222 u. — aus Allem.
 „ 229 o. — unn.
 „ 231 o. — jejrã't; m — jlatt.
 „ 233 o. — im Teltow; m — heelich Ohnd das, was noch.
 „ 234 m. — [beschmutzt]; „macht ihn voll“.
 „ 243 m. — mál; pãr.
 „ 244 m. — bonnetz.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

- Akademie der Künste 87.
 Albrecht, Dr. G. 489.
 Alfieri, Leo 443.
 Alte Bäume 288.
 Altertümer d. Kr. Teltow 26.
 Alt Kölln 389.
 Altrichter, Archivar 37.
 Amanista phalloides 415.
 Angelus, Geschichtsschreiber 90.
 Anleitung zur Pflege und Erhaltung
 der Kunstdenkmäler 43.
 Annalist, Berlinischer von 1434. S. 51.
 Artissa-Eidechse 38.
 Ausrufer-Bilder, Berliner 273.
 Ausschuss 37, 438.

Bahrfeldt, Dr. E. 37, 48, 351.
 Ballonwanderungen 359.
 Baltz, Johanna 486.
 Bau- u. Kunstdenkmäler v. Berlin 401.
 Behla, Dr. 312.
 Beinbruchstein 108.
 Bergbau u. Hüttenwesen, Mus. f. 433.
 Berlin u. s. Eisenbah. u. Bauten 282, 283.
 Berlin, Ortsname 108.
 Berliner Kutschen 79.
 Berl. Gesellsch. f. dtsh. Sprache 109.
 Bibliothek 37.
 Blanchard 358.
 Blankenfelde, Patrizierfamilie 89.
 Blitzzöhren 108.
 Blockkirche von Burschen 55, 506.
 Bluth, Geh. Baur. 43, 55.
 Bluthirse 268.
 Bohm, Dr. 486.
 Boletus edulis 425.
 Bolle, Dr. 3, 124, 287, 510.
 Bolte, Johannes 49.
 Borrmann 401.
 Brannibor und Sgorzelica 276.
 Brauerei von Bötzwow 105.
 Bredow, Lippold v. 101.
 Brieselang, der 95.
 Britz-Rixdorf 119.
 Bronze-Scheeren 80.
 Bronze-Zeit 453.
 Brunold-Denkmal 257.
 Buchholz, Custos 48, 389, 442, 491.
 Buchholz, Samuel, Chronist 99.
 Buchmann, Georg 323.
 Bürkner, Rechtsanwalt 119.
 Burg, Schlossberg bei, 385.
 Burgstrasse, Baugrund 440.
 Busse, Herrmann 440.

 Caputh-Porzellanfabrik 480.
 Central-Museum, Röm.-Germ. i. Mainz 37
 Champignon 415.
 Christ, der heilige 244.
 Christmante und Christbaum in Berlin
 314, 386.
 Clavaria flora 425.
 Claudius, C. F. 359.
 Cöln, Ortsname 108.
 Conwentz, Prof. 55, 455.
 Credner, Prof. 45.
 Cremmer Damm Schlacht 94.
 " " Volkslied 101.

Damhirsch 431.
 Dinse, Dr. 255.
 Dominikaner 89.
 Donnerbesen 2.
 Drehna, Gesch. d. Standesherrschaft 310.
 Dreifelderwirtschaft 214.
 Dreizehn, Unglückszahl 208.

Eberesche mit Birne und Apfel 1.
 Eisengiesserei, Königliche 434, 444.
 Elektrizitäts-Gesellschaft 443.
 Elisabeth, Christine 486.
 Engelhardt, Industriekarte 255.
 Erinnerungsbänder u. -bücher 1, 445.
 Errera, Prof. 406.
 Euler, Prof. 60, 489.
 Exoascus, Pilz 4.

Fee, die und die drei Wünsche 243.
 Fiebelkorn, Dr. 251.

- Fidicin 440.
 Fingerring 486.
 Fischer, Dr. 37.
 Fischsterben 235.
 Flora, mitteleuropäische 510.
 Förster, Cl. v. 256, 401.
 Fontane, Theodor 298, 480, 484.
 Frank, Prof. Dr. 407.
 Franziskaner 89.
 Freunde der Aufklärung 309.
 Freytag, Josephine 275, 405.
 Friedel Geh. R. R. 1, 11, 26, 27, 33, 40, 48, 50, 51, 55, 60, 80, 88, 94, 108, 112, 208, 250, 251, 253, 255, 268, 284, 287, 313, 314, 357, 383, 384, 385, 400, 430, 432, 438, 441, 443, 457, 480.
 Friedrich Wilhelm III. 496.
 Friedrich Wilhelm IV. 114.
 Fuchsschwanzblüte 430.
 Funde, vorgeschichtliche 442.

 Gaillard, Ed. 107.
 Galland, Dr. 342, 485.
 Garcäus, Zacharias, märk. Chronist 48.
 Garnisonkirche 403.
 Gensichen, Dr. 30, 489.
 Geolog. Ausflüge 251.
 „ Karte von Preussen 279.
 „ Landes-Anstalt 433.
 „ Wand im Humboldthain 253.
 Gertrudslinden 269, 400.
 Gewerbe-Ausstellung, Berliner 81.
 Glockengebrauch 339.
 Goethe in Berlin und Potsdam 253.
 Gothus, Olaus Johannis 255.
 Grabhügel unserer germ. Vorfahren 252.
 Grabow, Pastor 324.
 Gralow, Hacksilberfund 293.
 Gräberfeld 11.
 Graue Kloster, Erinnerungen aus d. 103.
 Graupe, Dr. 263.
 Greifswald, Geogr. Gesellsch. 45.
 Grimnitz, Volkstrachten 275.
 Grunewald 31.

 Hacksilberfund 48, 293.
 Hagen, v. 110.
 Hainbuche mit Hexenbesen 41.
 Hake, v. 267.
 Hakenkreuz 459.
 Halken, Gebrüder 401.
 Hampel, Obergärtner 400.
 Handtmann, Pastor 38, 482.
 Harke, Göttin 233.
 Hartbovist 421.
 Hartwig, W. 370.
 Hauchecorne, G. Ob. Bergr. 433.
 Haus Jessen 287.
 Havelberg, Chronik von 484.
 Heilige Geist Kirche 402.
 Heise, K. F. 108.
 Helvellen 417.
 Herrschergalerie 24.
 Hertzog, Rudolf 389.
 Herzlieb, Minna 11.
 Hexenbesen 2, 41.
 Hochburg, germanische 385.
 Hoffmann, Stadtbaurat 490.
 Hohenlohe, v. 92.
 Hohenzollern und Oranien 485.
 Holzkirche von Wang 55.
 Holzt, Chemiker 26.
 Hundertjahrfeier 491.
 Hydnum compactum 421.

 Jäger-Humor 432
 Jazko-Linde im Grunewald 32.
 Jentsch, Prof. Dr. 11, 439.
 Irrlichter und Irrwische 462.

 Kassen-Status 34.
 Kartograph, schwedischer d. M. 255.
 Kaupen im Spreewald 385.
 Kiesslings Karte 107.
 Kilometerphotographie 209.
 Kirchenmarken 97.
 Kirmes, holländische 484.
 Klein Machnow 263, 281.
 Klöden, Frd. v. 100.
 Klosterkirche 88.
 Koch, Dr. John 109.
 Körner, F. 119, 439.

- Krämer, D. Wald. 95.
 Kräuterei, märk. 137.
 Kräuterfrau, wend. 275.
 Krebstiere der Prov. Brdg. 370.
 Krug, Rittmeister 287.
 Kuchenbusch, Amtsgerichtsrat 313.
 Kukuluren-Kienäpfel 39, 133, 208.
 Kunkel 113.
 Kunsche 247.
 Kunst- und Altertumsgegenstände 48.
 Kurfürst Friedrich Wilhelm 342.
 Kurfürstenbrücke 87.
 Kurfürstendenkmal 382.

 Lactaris torminosus 419.
 Landeskunde, Gesamtverein für Deut.
 6, 281.
 Lebus, Land und Leute 297.
 Ledderingsstock 291.
 Legende der heiligen Gertrud 269.
 Leibsch, Urnenfeld 440.
 Lemke, E. 208, 305, 447.
 Leutersheim, Kraft v. 92.
 Lepiota procera 421.
 Letzlinger Heide 431.
 Levetzow, W., Geh. R. R. 29, 285.
 Liederbuch, Märk. 314.
 Linde, Christian v. d. 402.
 Lister, Sir Joseph 409.
 Lorchel 423.
 Ludwig der Römer, Grabtafel 104.
 Lächtermann d. Spreewaldes 476.
 Louise Henriette 485.
 „ Königin 491.

 Mäander 459.
 Märk. Museum 489.
 Magnus, Prof. 4, 43.
 Manteuffel, Freiherr v. 45.
 Marentaken-Mistel 2.
 Maurer G. 245, 276, 439.
 Meerschweinchen 245.
 Memhart, Baumeister 270.
 Merettig 111.
 Mertens, Dr. 48.
 Meteoreisen 434.
 Meyer, Ferd. 88, 438.

 Mielke, R. 54.
 Milow, Kirche 245.
 Minella 435.
 Mistel 208.
 Mitglieder 33.
 Mittwochsgesellschaft 309.
 Moosbeere 2.
 Morchel 422.
 Müllenhoff, Prof. 392.
 Müller, Dr. 489.
 Mundarten 208.

 National-Zeitung 389.
 Naturanschauungen, volkstümliche
 395.
 Nehring, Prof. 441.
 Neu-Zelle, Ofenkacheln 292.
 Nicolai, St., Erzählung 256.
 Nuscha-Butze-Beermann, Frau 403.

 Ofenkacheln 292.
 Ordensbänder 445.
 Ornamentik, vorgesch. 447.
 Ortsnamen, Berlin und Köln 168.
 Otto I., Markgraf 24.

 Pallasit 435.
 Panorama-Gemälde 384.
 Patrioten, Berliner, von 1806—8, 49.
 Penck, Prof. 10.
 Pfannkuchen 249.
 Pfaueninsel 113.
 Pichelswerder, Weihnachtsbrauch 132.
 Pieper, Oberl. 48.
 Pilze, aus dem Reiche der 405.
 Plonbank 466.
 Pniower, Dr. 111, 136, 310.
 Poetters, K. 235.
 Polzow, Hirtenstein bei 246.
 Porzellanfabrik 480.
 Pribislaw 24.
 Priegnitzer Sang 482.
 Pütz, W. 439.
 Pufahl, Katharine 49.

 Quempas, Kirchenlied 323, 486.
 Quitzows und ihre Zeit 100.

- Rachel Dem. v. 114.
 Radornament 459.
 Ravené 485.
 Reise-Reuse-Wasserriss 246.
 Riedebeck, Kirche von 226.
 Rieseneiche im Grunewald 32.
 „ a. d. Pfaueninsel 114, 288.
 Rotationsdruck, der fotogr. 209.
 Rotwild 43.
 Rudower See, Krebs im 244.

 Sabinus, Georg 277.
 Sagen aus der Uckermark 246.
 „ „ Joachimsthal 258.
 Sandau, Stadt 486.
 Scharnweber R. 226.
 Schiffsmast mit Hufeisen 80.
 Schleiermacher 319.
 Schleuse am Friedr. Werder 269.
 Schlossberg b. Burg i. Spreewald 385.
 Schmidt von Werneuchen 269.
 Schnur-Gabel 290.
 „ Ornament 449.
 Schreibtisch und Werkstatt 484.
 Schröder, Hugo 253.
 Schubart, Dr. 282.
 Schulenburg, v. 26, 56, 133, 137, 214,
 229, 233, 243, 385, 462.
 Schulzenhammer 56.
 Schwartz, Geh. R. R. 40, 99, 103.
 „ Arthur, Dir. 210, 358.
 Schwebel, Oskar 401.
 Sclerodermum vulgare 421.
 Seide, Dir. 268, 388, 430.
 Seidel, M. F., Geschichtsforscher 49.
 Sibold, Abt 24, 124.
 Siegel der französischen Polizei 50.
 Siegerist, G. 382.
 Simplicissimus-Kalender 383.
 Sitzungen des Jahres 1895/96 33.
 Soldatenlieder, volkstümliche 305.
 Sonnenzeichen 459.
 Sorbus aucuparia v. dulcis 38.
 Spindler 268.
 Spittelkirche in Berlin 272.
 Splittgerber, Firma 480.
 Spree-Norne, Ballade 88.
 Spreewald, Irrlichter 462.
 Stahnsdorf 263.
 Stammbuch 11.
 Steinfund 480.
 Sterbethaler 351.
 Stickstoffdüngung 410.
 Stiftungsfest 27, 504.
 Stimming, G. 449.
 Störche, schwarze 207, 479.
 Stollbrock, Pfarrer 310.
 Stolle, Weihnachtsgebäck 248.
 Straubes Verkehrshandbuch 382.
 Strickgerätschaften, primitive 290.
 Striegel 249.
 Sumpfcypresse 289.

 Tannenbäume auf Gräbern 385.
 Templin, Wanderfahrt nach 260.
 Thurneysser 93, 104.
 Tiefwerder, Weihnachtsbrauch 132.
 Tierreich, das 40.
 Tille, Dr. 316.
 Töpferei, vorgesch. 447.
 Touristenklub 38.
 Tricholama portentosum 417.
 Triquetrum 459.

 Uckermark, Sagen 246.
 Unger, Bildhauer 24.
 Urnenfeld 440.
 Utenhofen, Joh. v. 92.

 Verkehrtbäume 269, 284, 400.
 Versammlungen 1, 27, 33, 81, 88, 105,
 113, 119, 260, 263, 268, 282, 313, 357,
 385, 400, 433, 438, 482 489 504.
 Vivatbänder 445.
 Virchow, Rud. 450.
 Volkskunst 54.
 Volkmuseum, norweg. 133.
 Volkstrachten 274.
 Vorstand 37, 438.
 Voss, A. 449.
 Vossische Zeitung 209.

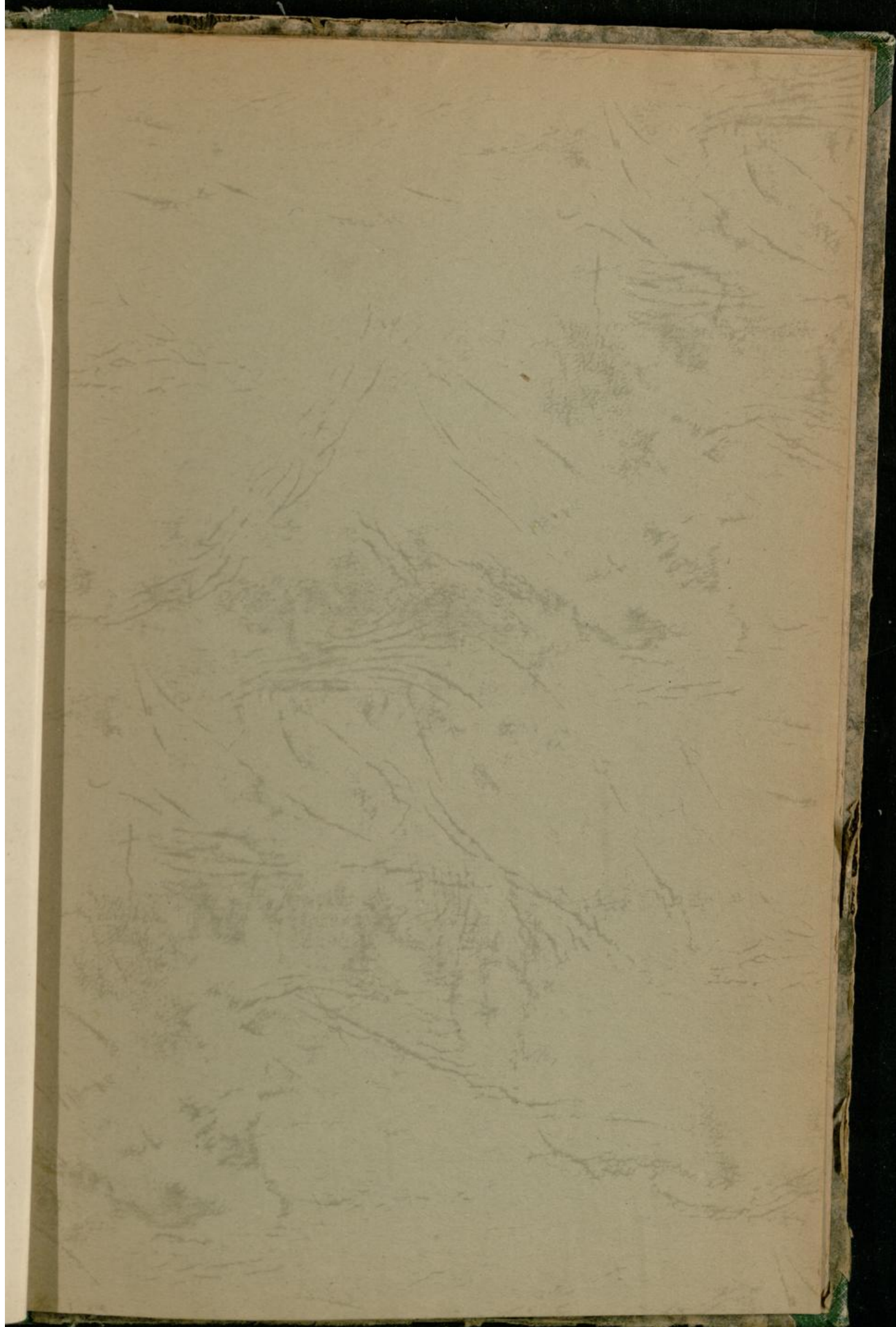
 Wahnschaffe, Prof. 279.
 Wahrzeichen von Berlin.

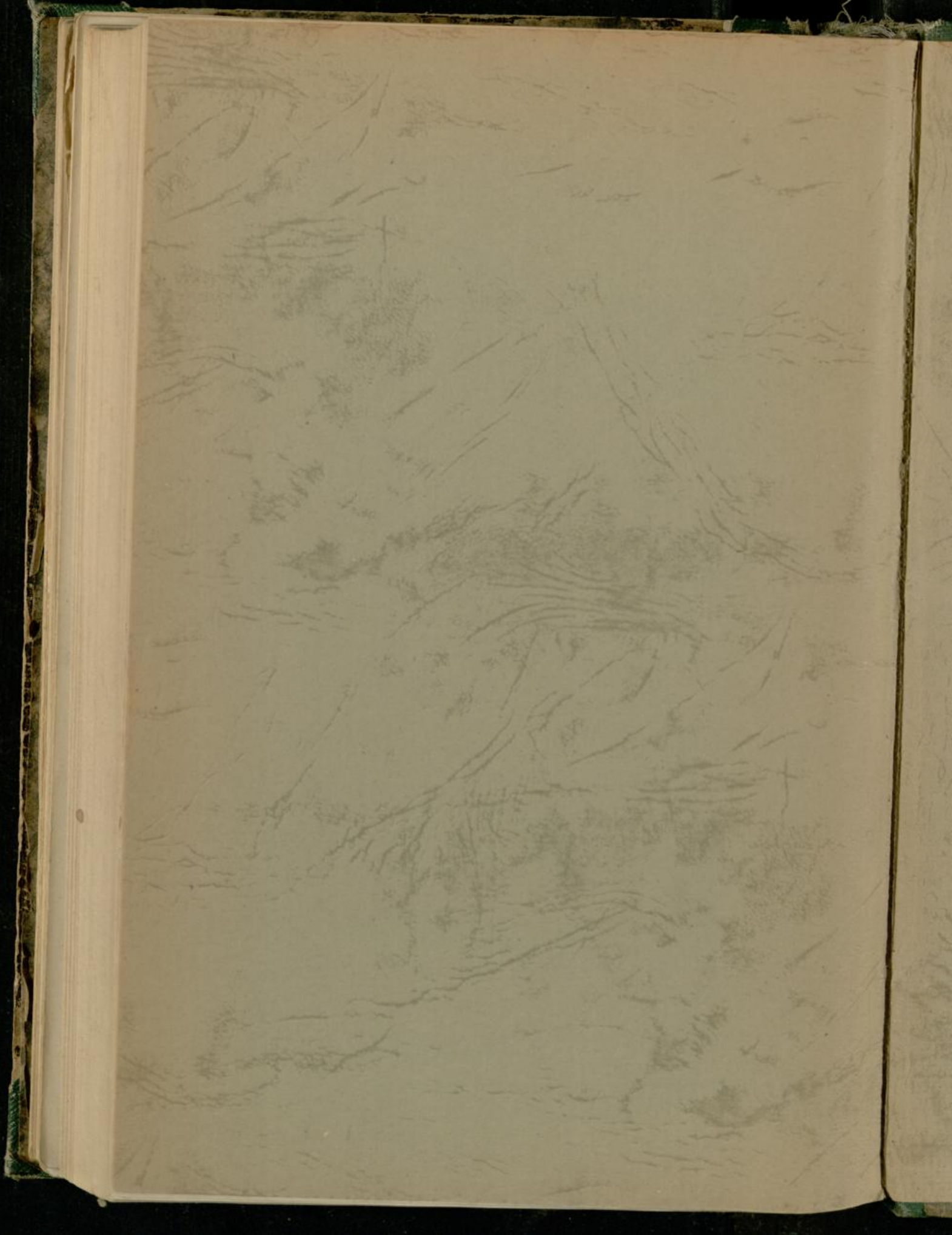
Walther, Joh. 403.
 Wanderbuch d. M. Bbrg. 107.
 Wecken, Weihnachtsgebäck 248.
 Weihnachtsbaum 314, 386, 430.
 Weihnachtsbräuche 132.
 Weihnachtsgebäck 248.
 Weissstein, Gotthilf 269.
 Wesendahl, Urnenfeld 440.
 Wilhelm I., Erinnerungen an 491.
 Wilhelm II. 87, 132.
 Wilkendorf, Urnenfeld 440.
 Winogradsky, Prof. 407.
 Wintermarsch d. d. M. 61.

Wittmack, G. R. R. 3.
 Wittstock, Dorf 214, 291.
 Witzleben, Hexenbesen 41.
 Wolborgen u. der Wolborgbauer 229.
 Wunderblut zu Zehdenick 89.
 Zache, Dr. 252, 253, 279, 297.
 Zelle, Oberbürgermeister 60, 268, 439, 489.
 Zelter, Geburtsort 134.
 Ziebingen, Volkstrachten 274.
 Zinna, Klosterkirche 241.
 Zirbelkiefer 289.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.





Universität
Potsdam



Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.



16003287

